<36642003130015

Geschichte

der

Deutschen Dichtung

von den

ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart

in

kurzer übersichtlicher Darstellung

für

Schulen und zur Selbstbelehrung.

Von

Carl Oltrogge.

Dritte wohlfeile Ausgabe.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1874.

Widmung.

Ihnen, hochverehrte Frauen, die Sie mit freundlicher Nachsicht meinen Vorträgen über die Geschichte unsrer Poesie vier Winter hindurch zuhörten, möchte ich dies anspruchslose Buch widmen. Sie sind die nächste Veranlassung dazu gewesen, denn aus jenen Vorträgen ist es erwachsen. Schwer fällt mir dabei freilich aufs Herz, daß Sie sich getäuscht finden könnten, wenn Ihnen das, was in mündlicher Darstellung Ihnen vielleicht ansprechend erschien, da es belebt wurde durch die zugleich mitgetheilten schönsten Blüten unserer Poesie, jetzt gedruckt, ohne jene, kahl und trocken vorliegt. Vielleicht aber kann es auch sein, daß Manches in dem Buche, was Ihre Erinnerung noch bewahrte, Sie an jene gemüthlichen Stunden — das Ver-

gangene erscheint ja immer idealisirt — mit Vergnügen erinnert, und in diesem Falle werden Sie mir gestatten, Ihnen durch dies Buch meine freundlichsten Grüße zu senden.

Oltrogge.

Vorwort.

Es ist fast Sitte geworden, daß ein neues Buch bei seinem Erscheinen um Verzeihung bittet, daß es in die Existenz tritt; und allerdings sollte man meinen, daß bei der großen Menge von Schriften auf allen Gebieten jedes Buch überflüssig sei, was nicht Neues bietet. Und das beabsichtigt das meinige nimmer, es macht keinen Anspruch darauf, die Wissenschaft zu bereichern, maßt sich keinen Scharfsinn an, der anerkannte Urtheile umstößt, neue Gesichtspunkte eröffnet u. dgl.; es möchte nur, was die Wissenschaft gefunden, in die Kreise bringen, wohin die gelehrtern Werke nicht dringen, möchte nur gebildeten Laien ein Mittel sein, sich leicht auf dem Gebiete unserer Literatur zu orientiren, ohne die Wissenschaft ihnen in verwässerter und entstellter Weise vorzuführen. Schüler, auch Lehrer höherer Klassen nicht gelehrter Schulen, und die gebildete Frauenwelt habe ich zunächst dabei im Auge gehabt. An solchen Büchern ist kein Ueberfluß; — (die wenigen vorzüglichen populären Literaturgeschichten, welche mir bekannt sind, verfolgen andere Zwecke, oder sind zu umfangreich, oder berücksichtigen die neueste Zeit wenig) — und wäre es mir einigermaßen gelungen, meine Aufgabe zu lösen, so würde das Erscheinen dieses Buches gerechtfertigt sein.

Ich könnte hier Rechenschaft ablegen, wie viel, oder richtiger, wie wenig im Buche mein Eigenthum; indessen die wenigsten Leser würde das interessiren, und Sachverständige, wenn sie mein Buch einer Einsicht würdigen sollten, werden das leicht selbst sehen. Im ganzen kommt für den Zweck meines Buches darauf nichts an.

Sollten meine Berufsgenossen das Buch nicht ganz unbrauchbar finden und so freundlich sein wollen, mich auf Unrichtiges und Verkehrtes, wovon es nicht frei sein wird, aufmerksam zu machen, so würden sie mich zu herzlichem Danke verpflichten.

Mit Liebe und Fleiß habe ich an dem Buche gearbeitet und gebe mich daher der Hoffnung hin, daß es hie und da Liebe für unsere vaterländische Dichtung wecke oder erhöhe, und auf solche Weise einen kleinen Beitrag liefere zur Förderung echter Humanität, welche das Ziel unserer edelsten Geister war. Geschieht das, so will ich mich meiner Arbeit nicht schämen, mag sie auch weit hinter dem, was sie erreichen sollte, zurückgeblieben sein.

Uebersicht.

Erste Periode.

Von den ältesten Zeiten bis 1150.

Zweite Periode.

Von 1150 — 1300.

Ritterliche Poesie. Erneuerung des Volksepos.

Dritte Periode.

Von 1300 — 1500.

Verfall der Poesie. Bürgerliche Dichtung. Blüte des Volksliedes.

Vierte Periode.

Von 1500 — 1624.

Vernachlässigung der Poesie, welche aus den Händen des Volkes in die der Gelehrten überzugehen anfängt. Blüte des volksthümlichen Kirchenliedes. Satire.

Fünfte Periode.

Von 1624—1725. Von Opitz bis Gottsched.

Untergang des Nationalen durch Eindringen des Fremdländischen. Sprachverderbniß. Gelehrte Poesie.

Sechste Periode.

Von 1725—1770. Von Gottsched bis Herder.

Streben nach nationaler Gestaltung der Poesie.

Siebente Periode.

Von 1770 bis zur Gegenwart.

Erster Abschnitt: 1770 bis nach 1800. Höchste Blüte der Poesie. Herder. Goethe. Schiller.

Dichtkunst, Poesie, ist die Darstellung des Schönen durch die Sprache. Das Schöne entsteht, wenn die Idee in der entsprechendsten Form zur völligen Erscheinung kommt. Ideen sind die durch Vernunft und Phantasie erfaßten Urbilder, welche gleichsam jedem Leben zu Grunde liegen (Ideale). Die Erzeugnisse der Poesie sind daher Offenbarungen der idealisirten Erscheinungen des äußern und innern Lebens in rhythmischer Rede. Die Gesammtheit der durch Sprache und Schrift aufbewahrten Werke der Dichtkunst heißt die schöne Literatur.

Die Poesie der Deutschen hat sich, wie bei jedem Volke, gestaltet nach der ihnen eigenthümlichen geistigen Organisation, ist abhängig gewesen von der Entwickelung ihres geistigen und sittlichen Lebens; aber auch äußere Einflüsse haben in hohem Grade sich geltend gemacht. Die Geschichte der schönen Literatur unsers Volkes hat daher nachzuweisen, wie dem Charakter der deutschen Nation gemäß, nach den verschiedenen Zuständen des äußern und innern Lebens derselben die Poesie sich gestaltete, und wie fremde Elemente störend und hemmend, aber auch wieder fördernd einwirkten.

Der allgemeine Charakter der deutschen Poesie muß also hauptsächlich bedingt sein durch den Charakter des deutschen Volksgeistes, welcher die individuellsten Züge enthält, wodurch die Germanen sich vor allen Völkern des Alterthums auszeichneten. Mit Tapferkeit und Kampfeslust, welche entsprang aus

dem Gefühle der Kraft, die in der rauhen Natur ihres Vaterlandes nicht erschlaffte, mit dem damit zusammenhängenden Selbstgefühle, der Liebe zum Vaterlande und zur persönlichen Freiheit verband sich die Treue gegen ihre Stammeshäupter und Lehnsherren, Hochachtung vor den Frauen und Reinheit der Sitte; mit Klarheit des Verstandes tiefe Gemüthlichkeit und religiöses Gefühl, das durch die Natur, welche der Deutsche liebte und mit tieferm Sinne erfaßte, noch erhöht wurde und vor dem krassen Aberglauben und dem leeren Formenwesen anderer Nationen ihn bewahrte. Ein solcher Volksgeist war ein empfänglicher Boden für das auf eine geistige Welt hinweisende und ein Gemüthsleben fördernde Christenthum, er wurde durch dasselbe veredelt und von selbstsüchtigen Bestrebungen auf Erreichung höherer Ziele geleitet. Alles dieses spiegelt sich ab in der Poesie des deutschen Volkes; ihre Grundzüge sind Glaubensinnigkeit, Ritterlichkeit, Naturfreude und Frauenliebe. Diesen germanisch-christlichen Charakter der deutschen Poesie nennt man im Gegensatze zu dem „klassischen" des griechischen und römischen Alterthums den „romantischen" (doch hat dies Wort durch den Sprachgebrauch verschiedene Modifikationen bekommen). Das Grundwesen des Romantischen ist hervorgegangen aus dem durch das Christenthum im germanischen Geiste zum Bewußtsein gebrachten Zwiespalte der sinnlichen und geistigen Welt, besteht in dem Streben, beide wieder zu vereinigen und offenbart sich in überwiegendem Gemüths- und Phantasieleben, in Sehnsucht und Wehmuth, in Ahnung und Suchen nach einem unerfaßbaren Ideale. Das Klassische, als Resultat der festen abgeschlossenen Weltanschauung des griechischen Volkes und der Harmonie des Sinnlichen und Geistigen, beruht auf Selbstgenügsamkeit, welche ihren Ausdruck findet in ursprünglicher, bewußtloser Harmonie der Idee und der Form, in vollendeter Objektivität. Das Versenken in eine geistige Welt ließ bei den christlichen Völkern die

Außenwelt nie so klar und bestimmt erfassen und darstellen, wie der Grieche es vermochte, welcher sich liebend in die sinnliche Welt vertiefte [1]). —

Dieser allgemeine Grundcharakter wurde, wenngleich er durch alle Zeiten unverkennbar blieb, auf die mannigfachste Weise modificirt durch die verschiedenen Entfaltungen des deutschen Lebens und ganz besonders durch die freilich späte Bekanntschaft mit dem Geiste des klassischen Alterthums; und nach vielfachem Irren, nach langem Kranken an der Sucht, Fremdes nachzuahmen, gelangte man endlich zu der Fähigkeit, das Griechenthum und das moderne Ausland auf sich wirken zu lassen, ohne den eigenen Charakter aufzugeben, erstrebte und erreichte man das höchste Ziel, Verschmelzung christlich-germanischen oder romantischen Geistes mit dem klassischen.

Die Geschichte der deutschen Dichtung läßt sich nach den drei Hauptgestaltungen der Sprache, der althochdeutschen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen, in drei Zeiträume eintheilen: in die alte, mittlere und neue Zeit. Ueberſichtlicher ist die Unterscheidung von folgenden sieben Perioden.

I. Von den ältesten Zeiten bis ca. 1150. Aelteste Götter- und Heldensage. Neue Heldensage, Sagenkreise. — Geistliche Dichtung.

II. Von ca. 1150 bis ca. 1300. (Kreuzzüge.) Ritterliche Dichtung. Erneuerung des Volksepos.

III. Von ca. 1300 bis ca. 1500. Verfall der Poesie. Bürgerliche Dichtung, Meistergesang. Blüte des Volksliedes.

---

1) Das sind selbstverständlich nur die Grundzüge des Charakters der germanisch-christlichen Poesie im Gegensatze zur antiken, denn völlig fremd war die Trauer und die Sehnsucht auch der alten Welt nicht, und in der christlichen kann auch volle Befriedigung zur Erscheinung kommen.

IV. Von ca. 1500 bis 1624. (Reformation.) Vernachlässigung der Poesie, welche aus den Händen des Volkes in die der Gelehrten überzugehen anfängt. — Blüte des volksthümlichen Kirchenliedes. — Satire.

V. Von 1624 bis 1725. Von Opitz bis Gottsched. Untergang des Nationalen durch Eindringen des Fremdländischen; Sprachverderbniß; gelehrte Poesie.

VI. Von 1725 bis 1770. Von Gottsched bis Herder. Streben nach nationaler Gestaltung der Poesie.

VII. Von 1770 bis zur Gegenwart. 1) Von 1770 bis nach 1800. Goethe und Schiller. Höchste Blüte der Poesie. — 2) 1800 — 1830. Romantische Poesie. — 3) 1830 bis jetzt. Anschließen an die Gegenwart. Vielseitige Entwickelung der lyrischen Dichtung.

Erste Periode.

Von den ältesten Zeiten bis ca. 1150.

Aelteste Götter- und Heldensage. Neue Heldensage. Sagenkreise. — Geistliche Dichtung.

Die Germanen zur Zeit der Geburt Christi — denn viel weiter reichen die Nachrichten, welche wir von ihnen haben und römischen Geschichtschreibern verdanken, nicht hinauf — waren ein in intellektueller und moralischer Hinsicht gesundes, bildungsfähiges Volk, nicht ohne alle Kultur, wiewohl wir uns von der Beschaffenheit derselben keine klare Vorstellung machen können. Freiheitsliebe, Tapferkeit, Rechtsgefühl, Reinheit der Sitten, Tiefe des Gemüths und darin entsprungener religiöser, naturfreundlicher, ahnungsvoller Sinn waren die Hauptzüge ihres Nationalcharakters. Ihre Sprache war, wie man aus der spä-

tern Gestaltung geschlossen hat, schon reich an Formen, und eine Buchstabenschrift (Runen) ihnen nicht unbekannt.

Seit ihrem ersten Erscheinen in der Geschichte zerfielen die Deutschen in verschiedene Stämme und Völkerschaften; jeder Stamm hatte seinen eigenen Dialekt. Später verschmolzen mehrere Stämme mit einander, und Gothen, Sachsen, Franken und Alemannen treten als die Hauptvölker hervor, und es ergeben sich drei Hauptdialekte: der gothische, sächsische und althochdeutsche. Dazu kommen die Mundarten, welche sich unter den in Norwegen, Schweden und Dänemark seßhaft gewordenen Germanen gebildet hatten, der nordische oder skandinavische, und der angelsächsische, ein Zweig des niederdeutschen Sprachstammes, in England; beide aber kommen in der Geschichte der Poesie Deutschlands nur wenig in Betracht. Die gothische Sprache ist schon früh untergegangen; daß sie aber schon sehr ausgebildet war und in mancher Beziehung alle spätern Dialekte übertraf, läßt sich aus einigen Bruchstücken schließen, welche von einer gothischen Bibelübersetzung des Bischofs Ulfila aus dem 4. Jahrhundert erhalten worden sind.

Daß die deutschen Völker der ältesten Zeit nicht ohne Poesie waren, wissen wir durch Tacitus, welcher berichtet, daß sie aus alter Zeit herstammende Gesänge zum Preise ihrer Götter und Stammväter (Tuisko, Mannus ꝛc.) und Lieder, in welchen große Helden gefeiert wurden — schon des Arminius soll in ihnen gedacht worden sein — vor der Schlacht und bei feierlichen Mahlen zu singen pflegten. Auch finden sich in den Werken alter Geschichtschreiber der Gothen und Longobarden (Jornandes, Paul Warnefried ꝛc.) Stellen, welche offenbar Bruchstücke von Liedern sind, welche die Thaten ihrer Könige besangen.

Die früheste Poesie der Deutschen hatte also ihre Wurzel, wie bei allen alten Völkern, in der Götter- und Heldensage, deren Entstehung dunkel und geheimnißvoll. Sie hat einen

theils mythischen, theils historischen Charakter; das Historische wurde aber vielfach in's Bereich des Mythischen gezogen, und das Mythische nahm wiederum oft die Gestalt des Historischen an: aus Helden wurden Götter und aus Göttern Helden. Daher erklärt sich das Großartige, Ungeheure und Uebermenschliche, was in der Sagendichtung uns überall entgegentritt.

Den ursprünglich mythischen Charakter erkennen wir am deutlichsten in den Dichtungen der nach Norden, nach Skandinavien und Dänemark gewanderten Germanen, welche, unberührt von römischer Kultur und Christenthum, unter dem Einflusse einer wilden, schauerlichen Natur, die alten Sagen in ihrer ursprünglich mythischen und kolossalen Gestalt am längsten festgehalten haben, während die südlicher wohnenden Deutschen einer hellern, menschlichern Dichtung sich zuwandten. Jene Götter- und Heldenlieder wurden schon früh niedergeschrieben und später mit großer Sorgfalt gesammelt. Die für die Erforschung der in Deutschland weiter gebildeten Heldensage wichtigsten Sammlungen sind: die ältere Edda, welche zum Theil sehr alte Lieder enthält und von einem isländischen Geistlichen, Saemund Sigfusson († 1133), zusammengestellt sein soll; ferner: die Volsunga- oder Sigurdssage, Lieder aus dem 8. Jahrh., welche wieder auf Lieder des 6. Jahrh. zurückweisen, im 13. Jahrh. gesammelt. Sie bildet einen Theil der jüngern Edda. Ihre Hauptthelden sind der Schmied Wieland und der Drachentödter Sigurd oder Siegfried, deren letzterer der Mittelpunkt der am weitesten verbreiteten Sage wurde. Man hat versucht, ihrem mythischen Ursprunge, den man nicht in Skandinavien, sondern in Deutschland schon vor der Völkerwanderung finden will, nachzuspüren, und sie soll ursprünglich etwa folgende Gestalt gehabt haben:

„Sigufried, Sigumunte's Sohn, ein Walsung mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wird erzogen von einem weisen und kunstreichen Alb, der Regino (Rathgeber)

heißt und zwar Menschengestalt, aber die eines Zwerges hat. Er verschafft ihm ein Roß und schmiedet ihm ein Schwert, mit dem Sigufried einen eisernen Amboß spalten kann: so reizt er ihn, der Nibelungen Hort und unermeßliches Gold zu erwerben. Zuerst hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß seine geheimnißvolle verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn sie es nicht als Wergeld für den erschlagenen Ottar gegeben hätten; nicht nur das Gold, womit der Otterbalg ausgefüllt war, sondern auch den Ring, welchen sie anfangs behalten wollten. So waren die Götter dem Verderben entgangen, aber das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das nun im Besitz des verderblichen Schatzes war, rieb sich unter einander auf. Ottar's Bruder tödtete den Vater: Regino ward von dem andern verdrängt, der in Gestalt eines Wurmes sein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, hat Regino den jungen Sigufried aufgereizt, den Wurm zu tödten: S. aber erschlägt beide. Durch das Gold und zumal durch den Ring ist er unermeßlich reich, die Tarnkappe giebt ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines andern zu verwandeln. Dennoch bei all dieser Herrlichkeit ist er durch den Besitz des Goldes in der Gewalt der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobt er sich mit der kriegerischen Königstochter Brunihild: sein Herr Gundahar, der Nibelungen König, will sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Gundahar's Gestalt reitet S. durch die Flamme, die um ihre Wohnung lodert, er giebt ihr den Ring aus dem Schatze und bringt sie dadurch in die Gewalt Gundahar's, sie erkennt Sigufrieden nicht. Er selber bekommt ein anderes Weib, Grimhild, die Schwester Gundahar's. Brunhild rühmt sich des tapfersten und würdigsten Gemahls, dem S. weichen müsse; da entdeckt ihr Grimhild gereizt den Betrug; ihr Ring sei aus dem Nibelungenhort, der sie gewonnen, sei Sigufried, nicht Gundahar. Brunhild, die sich nun selbst erinnerte,

daß sie an dem vermeinten Gundahar die leuchtenden Walsungenaugen erkannt habe, wüthig auf alle, läßt S., der für offenen Angriff unbesiegbar ist, meuchlerisch ermorden, und tödtet sich selbst. Der Schatz, nachdem Alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet sind, fällt an seine ursprünglichen Herren zurück, und sie versenken ihn in den Rhein." (Lachmann: Anmerkungen zu den Nibelungen und der Klage. 1837: Kritik der Sage von den Nibelungen.)

Während in der Völkerwanderung und durch das Christenthum die meisten der alten Götter- und Heldensagen verloren gingen, erhielt sich die Siegfriedssage, welche schon unvertilgbar geworden war; ihr mythischer heidnischer Charakter aber mußte der veränderten Anschauungsweise weichen — wiewohl Spuren davon auch noch in den letzten Bearbeitungen zurückblieben — und sie ward, historisch umgestaltet, zur menschlichen Heldensage, welche sich wahrscheinlich am Niederrhein ausbildete, wohin auch Lokal-Bezeichnungen in den Nibelungen weisen. — Andere Forscher suchen den Ursprung der Siegfriedsage, welchen sie in viel spätere Zeit setzen, historisch zu erklären.

In Folge der Völkerwanderung, welche den größten Theil Europas erschütterte, bildete sich eine Menge neuer Sagen, deren Mittelpunkt natürlich die Helden wurden, welche durch ihre Bedeutsamkeit im Volksbewußtsein besonders lebendig geblieben waren. Diese ursprünglich von einander verschiedenen Sagen wurden durch die Berührung der verschiedenen Völker nach und nach mit einander verbunden und schmolzen zu größeren Sagenkreisen zusammen. Der älteste der Helden, welche die Sage nach der Völkerwanderungszeit verherrlichte, ist der Ostgothenkönig Ermenrich, welcher bei dem Andrange der Hunnen zu Grunde ging. Dann tritt Attila (Etzel) auf; um ihn gruppiren sich der Stifter des ostgothischen Reiches in Italien, Theodorich (Dietrich von Bern), der burgundische König Gunther, welcher dem Attila erlag, Walther von Aquitanien, Rüdiger von

Bechlarn ꝛc. Mit allen wird die Geschichte Siegfried's in Verbindung gebracht, welche sich daher zu der bedeutendsten, reichhaltigsten Sage gestaltet. Neben Siegfried ist Dietrich von Bern der ausgebildetste Charakter und Hauptträger der Handlung, und beide sind daher als Mittelpunkt der Sage anzusehen. Was für mythische Beziehungen vielleicht auch in der Sage von den übrigen Helden außer Siegfried historische Gestalt angenommen haben, läßt sich schwerlich nachweisen.

Daß von der wirklichen Geschichte in der spätern Gestaltung der Sage wenig mehr zu finden, darf nicht verwundern: die Jahrhunderte lang durch Tradition fortgetragene Erzählung wandelt sich beständig und hält nur das Allerwesentlichste der großen Völkerbewegung fest. Selbst der Charakter der Haupthelden und ihres Schicksals ist oft umgestaltet, was am meisten bei Attila hervortrit, welcher unthätig, unkriegerisch, fast feig, mild und weichherzig geschildert wird. Dietrich ist freilich ein tapferer Held, aber unglücklich; er ist aus seinem Reiche vertrieben und sucht beim Attila Schutz.

Völlig getrennt von diesen größern Sagenkreisen erhielten sich die Gudrun- und die Thiersage, welche später in Dichtungen hervortreten, welche zu den bedeutendsten des Mittelalters gehören. Erstere war heimisch an den Küsten der Nordsee und soll sich in den Niederlanden ausgebildet haben; für die Heimat der letztern hält man den Niederrhein, besonders Flandern.

Im 7., 8. und 9. Jahrhundert müssen diese Sagen in reicher Fülle vorhanden und allgemeines Eigenthum des Volkes gewesen sein. Jede poetische Gestaltung derselben wurde mit Freuden begrüßt und ging bald von Mund zu Mund. Die Dichter oder Sänger bildeten keinen besondern Stand, wie etwa die Barden bei den keltischen Völkerschaften, sondern es sang, wer konnte. Dabei gab es freilich auch Sänger von Gewerbe, welche sich wohl einem Fürsten anschlossen, meistens aber ein

Wanderleben führten, und je nach ihrer Persönlichkeit und nach Verhältniß ihrer Kunst bald hoch geehrt waren und reichlich gelohnt, bald zu den in eben keiner großen Achtung stehenden „fahrenden Leuten" gerechnet wurden. Die Lieder wurden je nach ihrem Inhalte entweder gesungen oder gesprochen („singen und sagen") und mit den Tönen der Cither oder Harfe, später auch der Geige (Fiedel) begleitet. Die poetische Form war die Alliteration, welche in dem gleichen Anlaut einiger Wörter besteht. Die Verse beruhen auf dem Gesetz der Betonung und bestehen in je zwei Hebungen (stark betonten) mit mehr oder weniger Senkungen (schwächer betonten Silben); je zwei unmittelbar auf einander folgende Verse sind dadurch mit einander verbunden, daß zwei Hebungen des ersten mit einer des zweiten Verses alliteriren. Der Reim kam erst später auf und findet sich zuerst um die Mitte des neunten Jahrhunderts.

Alle alten Dichtungen behandeln gegebenen Stoff; den Inhalt zu erfinden, fiel Niemanden ein. Die Dichter griffen nur in die lebendige Sage hinein und behandelten irgend einen Theil derselben in der einfachsten Weise, ohne das Bestreben, durch gesuchten Schmuck der Darstellung Effekt zu machen. Freilich bekam dadurch die Dichtung eine knappe, dürre Form, aber an Einfachheit, Natur, Naivetät und plastischer Gestaltung steht sie der spätern kunstmäßigen Poesie weit voran, wie aus den wenigen Ueberresten der alten heroischen Volksdichtung, welche uns aufbewahrt sind, sich erkennen läßt. Die vornehmsten davon sind:

Beöwulf, ein angelsächsisches Gedicht aus dem 7. Jahrhundert. Es schildert den siegreichen Kampf Beöwulf's, des Fürsten der Angeln, mit dem Meeresungeheuer Grendel und dessen Mutter. Später befreit er sein Land von einem feuerschnaubenden Drachen, findet dabei aber seinen Tod. Uebersetzung von Ludw. Ettmüller 1840 — Simrock 1859.

Das Hildebrandslied, nur ein Bruchstück aus der

zweiten Hälfte des 8. Jahrh., der Dietrichsage angehörend. Der nach langer Abwesenheit in sein Vaterland zurückkehrende Hildebrand (Dietrich's Waffenmeister) kämpft mit seinem ihn nicht erkennenden Sohne Hadrubaud. Uebers. von Herder, Vollmer, Hoffmann.

Obgleich dem Stoffe nach der geistlichen Poesie angehörend, kann doch der volksthümlichen Behandlung wegen hierher gerechnet werden:

Der Heliand, eine altsächsische Evangelien-Harmonie aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Der Verfasser ist wahrscheinlich ein Mann des Volkes, der Legende nach ein Bauer, der im Traume den Befehl zur Abfassung des Gedichtes erhalten habe. Obgleich der Dichter mit historischer Treue dem biblischen Texte folgt, welchen er selten verläßt, so hat das Gedicht doch in seinem ungeschmückten, würdevoll einherschreitenden epischen Style, welcher voll Leben und Wärme ist, viel Ansprechendes. Uebers. von Kannegießer 1847 — von Simrock 1856 ꝛc.

Die Heldenlieder der Volkspoesie, welche theils noch heidnisch waren, oder, wenn sie auch schon in christliche sich umgewandelt hatten, doch Spuren des Heidenthums genug an sich trugen, waren den Geistlichen anstößig; sie suchten sie zu unterdrücken; und diesen Bestrebungen mag es zum Theil zuzuschreiben sein, daß von der reichen Poesie jener Zeit — schon Karl der Große soll ja nach dem Zeugnisse seines Biographen Einhard Heldenlieder haben sammeln und aufzeichnen lassen — so wenig übrig geblieben ist. Um den Volksgesang desto eher zu verdrängen, fingen sie, wenigstens im 9. Jahrh., an, demselben eine geistliche Poesie entgegenzustellen, und so entwickelte sich schon jetzt das poetische Leben nach zwei Hauptrichtungen, indem neben der volksthümlichen (Heldendichtung) eine gelehrte (geistliche) Poesie sich bildete. Den Stoff zu ihren Dichtungen nahmen die Geistlichen aus der heiligen Schrift und den frommen

Sagen, und so entstanden Beschreibungen der Schöpfung, des Lebens Jesu, des jüngsten Gerichtes und Legenden. Was davon auf uns gekommen ist, hat meistens geringen poetischen Werth; nur ein Gedicht dieser Art ist zu erwähnen:

Der Krist, von einem Mönche zu Weissenburg Otfried, etwas nach der Mitte des 9. Jahrh., eine poetische Bearbeitung der Lebensgeschichte Jesu nach den Evangelien, wie der oben genannte Heliand, aber in der Ausführung ganz verschieden davon und ein recht deutliches Beispiel vom Unterschiede zwischen der Volks- und Kunstpoesie. Ist jenes Gedicht ganz objektiv gehalten und im einfachsten epischen Charakter durchgeführt, so ist hier künstlicher Plan, kein so treues Anschließen an die evangelische Geschichte, und die Handlung oft durch subjektive Empfindungen, allegorische Deutungen und moralische Reflexionen unterbrochen. — Der Krist ist das erste gereimte Gedicht.

Aus dem letzten Viertel des 9. Jahrh. ist uns ein Gedicht aufbehalten, welches durch eine Zeitbegebenheit hervorgerufen wurde, christlich gehalten, aber im volksmäßigen Tone abgefaßt ist:

Das Ludwigslied. Zum Verfasser hat es wahrscheinlich einen fränkischen Geistlichen, welcher mit dem Volkstone vertraut war, was in dieser Zeit nicht auffallen darf, da die Stände viel weniger geschieden waren und in freundlicheren Beziehungen zu einander standen, als später. Es ist gedichtet bald nach 881 auf den Sieg König Ludwig's III. (des Sohnes von Ludwig dem Stammler) über die Normannen. Gott sendet den Franken Unheil im Einfalle der Normannen, deren Unbill der König, von Gott dazu berufen, rächen will. Er sammelt seine Krieger und zieht dem Feinde entgegen. Kurze lebendige Schilderung des Kampfes, nach dessen siegreichem Ausgange die Franken einen Lobgesang anstimmen. Uebers. von Herder in „Stimmen der Völker."

Als das Christenthum gesichert war, und die Volkspoesie

demselben nicht mehr feindlich entgegen treten konnte, da ward sie auch von Geistlichen in Schutz genommen, und sie wurden selbst oft eifrige Pfleger des Heldenliedes.

Die Geistlichen waren durch Karl's des Großen Bemühungen in ihrer Bildung bedeutend gefördert worden; in Klosterschulen, wie Fulda, St. Gallen, Weissenburg, Corvey ꝛc. trieb man nicht allein gelehrte Studien, auch die deutsche Sprache fand hin und wieder ihre Pflege. Die Einfälle und Verheerungen der Normannen, Slaven und Magyaren von Ende des 9. bis Mitte des 10. Jahrh. drängten freilich die Kultur wieder zurück, aber unter den sächsischen Ottonen blühten Kloster- und Domschulen wieder auf, und durch die Verbindung mit Italien und Griechenland ward klassische Gelehrsamkeit gefördert. Deutsches verfaßten die Geistlichen, außer hin und wieder Uebersetzungen, wenig, dafür aber blühte unter ihnen im 10. und 11. Jahrh. eine lateinische Poesie, welche sehr reich gewesen sein muß, da in späterer Zeit die Dichter sich oft auf lateinische Quellen berufen. Eine der erheblichsten Dichtungen dieser Art hat sich erhalten in:

Walther von Aquitanien von Ekkehard (starb 973 zu St. Gallen). Das Gedicht, der echten Volkssage entnommen, ist ein treues Abbild der Heroenzeit und übertrifft an Einfachheit und Wahrheit das spätere ritterliche Epos bei weitem. Sein poetischer Werth ist nicht gering; die Kampfsscenen, welche einen großen Raum einnehmen, bieten die größte Mannigfaltigkeit und sind plastisch ausgeführt; hin und wieder überraschen uns fromme, weiche, tiefgemüthliche Züge, welche einen wohlthuenden Gegensatz zu dem wilden Kampfe bilden. — Die Fassung verräth durch mythologischen Schmuck, historische und geographische Bemerkungen ꝛc., daß der Dichter mit dem klassischen Alterthume bekannt war. — Walther von Aquitanien und Hiltgund, des burgundischen Königs Herrich Tochter, schon als Kinder nach dem Willen der Väter mit einander verlobt, sind als

Geißeln an König Etzel's Hof gekommen und werden hier mit Liebe behandelt; Walther ist ein tapferer Heerführer geworden und hat schon großen Ruhm erworben. Da aber Etzel, um ihn für immer in seinem Reiche zu behalten, ihn mit einer hunnischen Fürstentochter zu vermählen wünscht, entflieht er mit Hiltgund. Sie kommen glücklich aus dem Lande und gehen nach vierzig Tagen über den Rhein. Hier erfährt König Gunther von den Flüchtigen, und da er zugleich hört, daß sie wahrscheinlich Gold und edle Steine mit sich führen, so erwacht seine Habsucht, und er setzt ihnen mit Hagen, trotz dessen Abmahnung, und elf andern Männern nach. Im Vogesengebirge erreichen sie Walther, und da dieser sich weigert, seine Kostbarkeiten auszuliefern, so beginnt der Kampf. Walther besiegt Alle, verliert jedoch die rechte Hand, worauf er von den allein übrig gebliebenen, ebenfalls verstümmelten Gegnern, Gunther und Hagen, in Frieden scheidet. Uebers. von Molter (1782) — Simrock.

Unter den ersten fränkischen Kaisern dauert diese Bildung der Geistlichen noch fort; in der unglücklichen Zeit aber, welche Heinrich's IV. Regierung herbeiführte, ward sie mehr und mehr vernachlässigt. Als nun die Geistlichen der klassischen Gelehrsamkeit entfremdet wurden, fingen einige von ihnen wieder an, die Muttersprache zu kultiviren und darin Geistliches zu verfassen. Aber die Poesie wollte in jenen zerfahrenen Zeiten nicht mehr gedeihen und schien endlich ganz zu entschlummern.

Zweite Periode.

Von ca. 1150 bis ca. 1300. (Kreuzzüge.)

Ritterliche oder höfische Poesie. Erneuerung des Volksepos.

Um die Mitte des 12. Jahrh., bald nachdem die Hohenstaufen den Kaiserthron bestiegen hatten, erwachte die Poesie in Deutschland zu einem so reichen und weit sich verbreitenden Leben, wie später nie wieder, und trieb zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh. die schönsten Blüten. Diese schnelle Entwickelung der Poesie und ihr eigenthümlicher Charakter wird erklärbar aus den Zuständen und Erscheinungen jener Zeit. Das Christenthum, welches mit seiner Aufforderung zur Einkehr in sich selbst und mit seiner Hinweisung auf eine unendliche Welt im deutschen Volkscharakter den geeignetsten Boden gefunden, hatte die ganze germanische Welt völlig und mit solcher Kraft durchdrungen, daß selbst der heftige Kampf der weltlichen und geistlichen Macht ihm keinen Eintrag thun konnte; — der Heroismus der heidnischen Zeit, welcher für selbstsüchtige Zwecke, für Besitzthum und Ehre, gekämpft hatte, war zum christlichen ideenerfüllten Ritterthume geworden, welches seine Mitglieder verpflichtete, dem Lehnsherrn Treue zu bewahren, für den Glauben zu kämpfen, die Frauen zu ehren, deren höchstes Ideal man in der Jungfrau Maria anbetete, die schwache Unschuld zu schützen und die Ehre zu bewahren, indem man seinen Ritterpflichten nachkam, insbesondere aber — und darin wird ein nicht völlig überwundenes Element des germanischen Heidenthums sichtbar — jeden feindlichen Angriff auf die eigne Persönlichkeit mit den Waffen zu rächen suchte. Dies Ritterthum, welches in seinen Grundzügen freilich schon längst bestanden hatte, ward doch erst um diese Zeit ein künstlicher Bau, der die Standesgenossen der ganzen christlichen Welt umfaßte, ein In-

stitut oder eine Verbrüderung mit bestimmten Gesetzen, Regeln, Formen und Vorrechten, freilich auch mit vielen willkürlichen, phantastischen Elementen, welche den Keim des spätern Verfalls in sich trugen [1].

Der politische Zustand Deutschlands war ebenfalls von der Art, daß er fördernd auf das geistige Leben einwirken konnte. Die mehr für Ideen als um selbstsüchtige Zwecke kämpfenden großartigen Hohenstaufen, unter welchen besonders die Gestalt Friedrich's, des Rothbarts, hervorragt, galten für die Schutzherren der christlichen Welt; — im Innern des Reichs herrschte eine größere Einheit, als zu irgend einer andern Zeit, und eine rege Theilnahme aller Volksklassen und Freude an der deutschen Herrlichkeit.

Den mächtigsten Impuls und den reichsten Stoff gaben der Poesie die Kreuzzüge, welche, in dem romantischen Geiste der Westeuropäer entsprungen, diesem festern Halt und idealere Gestaltung gaben und der gleichsam zur That gewordene christlich-ritterliche Sinn jener Zeit waren. Sie brachten die Deutschen in Verbindung mit ihren schon civilisirteren Nachbarn, besonders mit den französischen Normannen und Provençalen, welche schon ein zierliches Ritterthum kannten und der Poesie schon länger ergeben waren; — sie führten durch das mit Resten alter Bildung noch erfüllte byzantinische Reich, sie eröffneten den farbenreichen Orient mit seinen christlichen Heiligthümern, mit seinen den Occidentalen wunderbaren Erscheinungen, seinen bunten Märchen und Sagen. In Folge der Kreuzzüge hoben sich Handel und Gewerbe, blühten die deutschen Städte auf, und in ihnen entwickelte sich Wohlstand und Selbständigkeit

1) Die moderne Form des Ritterthums haben die Deutschen aus Frankreich überkommen, wo es zuerst während der Kämpfe mit den hoch gebildeten Mauren und unter der Pflege südfranzösischer Fürsten, welche das Leben poetisch zu gestalten suchten, zu einem künstlichen, ceremonieerfüllten Institute wurde.

und damit heiterer Lebensgenuß, und, da es nicht an großartigen Ideen fehlte, die Kunst, wie das die bald sich erhebenden, noch unsere Gegenwart schmückenden gothischen Bauwerke bezeugen.

Die damalige germanische Welt war also erfüllt von Liebe und Begeisterung und Thatkraft und im heitern Lebensgenusse bestrebt, das Leben zu schmücken; mannigfache Einflüsse von außen wirkten mächtig erregend auf sie ein: kein Wunder also, daß die Poesie nicht zurückblieb. Dazu kommt endlich noch, daß die hohenstaufischen Kaiser und viel deutsche Fürsten, vor allen Landgraf Hermann von Thüringen (1190—1215), Leopold der Glorwürdige von Oesterreich (1198—1230), Hermann's Schwiegersohn Heinrich von Anhalt u. s. w., die Dichtkunst, welche sie zum Theil selbst ausübten, auf alle Weise zu befördern suchten; besonders scheinen die fürstlichen Frauen der eben genannten Häuser von großem Einfluß gewesen zu sein.

Aus den Gründen, welche die Poesie weckten, läßt sich auch auf die Gestaltung derselben schließen: die Poesie jenes Zeitraumes ist die farbenreiche Darstellung des Lebens nach seinen höhern und niedern Beziehungen, wie es im Spiegel des durch Christenthum und Kreuzzüge phantastisch gestalteten Ritterthums aufgefaßt wurde.

Diese neu entstehende ritterliche oder höfische Poesie läßt sich als Kunstdichtung der daneben noch fortdauernden Volkspoesie entgegenstellen [1]).

1) Volkspoesie: Darstellung des vom ganzen Volke tief empfundenen Lebens in idealer Gestaltung. Sie ist wahr und einfach, denkt nicht an Schmuck der Schilderung, wendet Bilder und Gleichnisse nur sparsam an; alles Streben nach Effekt ist ihr fremd; sie läßt nur die Hauptmomente hervortreten, ist aber keineswegs ohne künstliche Organisation.

Kunstpoesie: Darstellung des Lebens, wie es sich in der Seele des Dichters individuell gestaltet hat in künstlerischer Form. Bewußtes Streben nach Effekt tritt überall hervor. — Jene ist daher objektiv, in dieser wird mehr oder weniger die Subjektivität des Dichters sichtbar werden.

Die Unbefangenheit in der Anschauung des Lebens, welche wir bei Völkern auf den ersten Kulturstufen finden, fing um diese Zeit an, nach und nach zu schwinden und einem klarern Selbstbewußtsein zu weichen. Viel mochten die Kämpfe zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, welche große Erschütterung in den Gemüthern hervorbrachten, dazu beitragen. Diese Veränderung hatte auch auf die Poesie Einfluß und verlieh ihr einen subjektiven Charakter, welcher bald auch die lyrische und didaktische Dichtung hervorrief. Der Kunstpoesie sagten daher die nationalen Sagen wenig zu, denn hier hatte Alles schon eine feste Gestaltung, die sich nicht mehr ummodeln ließ, und trug einen so entschieden heidnischen, wild heroischen Charakter, daß es zu den zierlichen Sitten des verfeinerten und gekünstelten Ritterthums schlecht stimmte. Sie griff daher lieber nach ausländischen Stoffen, welche in den besonders aus Frankreich nach Deutschland herübergebrachten Dichtungen so wenig plastische Gestalt gewonnen hatten, daß sie sich umbilden und gleichsam als Rahmen gebrauchen ließen, in welche man das, was jene Zeit am meisten erfüllte, das moderne Ritterthum, einfügen konnte.

Die Vertreter der Kunstpoesie waren größtentheils Ritter; wir treffen jedoch auch Bürgerliche und Geistliche unter ihnen an. Man pflegt sie höfische Dichter zu nennen, weil alle dichterischen Darstellungen, wenn sie den höhern Ständen gefallen sollten, der Weise des feinsten Ritterthums, wie es an den Höfen der Fürsten sich am ausgebildetsten zeigte, also den höfischen Sitten, entsprechen mußten. Diese zu einer eigentlichen Kunst sich bildende Poesie wurde wahrscheinlich durch mündliche Lehre übertragen, — was nicht wohl anders denkbar ist, da manche Dichter, welche sich mit Sicherheit in den regelrechten Formen bewegten, weder lesen noch schreiben konnten — und es mag hierin der erste Keim der spätern Meistersängerschulen zu suchen sein.

Neben der Kunstpoesie dauert indessen auch der epische **Volksgesang** fort, welcher aus der nationalen Sage schöpfte, und der nie ganz aufgehört hatte. Aber auch auf seine Gestaltung war die Kunstpoesie von Einfluß. Hatte die Volksdichtung bis dahin, unbekümmert um den Zusammenhang, jedesmal irgend ein Moment aus der Sage herausgegriffen und ihm poetischen Ausdruck gegeben, so wurden die auf solche Weise entstandenen rhapsodischen Dichtungen jetzt geordnet, zusammengefügt, überarbeitet und zu großen epischen, oft schon künstlichen Organismus aufweisenden Gedichten gebildet, welche die hervorragendsten Begebenheiten aus einem und selbst mehren Sagenkreisen im Zusammenhange darstellten, dabei aber, zu ihrem großen Vortheile, immer einen Hintergrund von andern, nur berührten Sagen hatten.

Die fahrenden Leute, welche die Träger des Volksgesanges waren, trugen ihre Lieder dem Volke vor, fanden aber auch bei den Vornehmen Eingang, während die höfischen Dichter, welche größtentheils ebenfalls ein Wanderleben führten, nur vor Fürsten und Rittern sangen. Die Liebe zur Poesie durchdrang also alle Stände und wurde durch Tausende von Liedern rege erhalten. Ohne Gesang und Spiel wurde keine Festlichkeit begangen, und die Dichter wurden oft reich belohnt.

Das Vaterland der Dichtungen aus dem Anfange dieser Periode (letzte Hälfte des 12. Jahrh.) ist der Mittel- und Niederrhein, ihre Sprache daher die mittelniederdeutsche, aus hoch- und niederdeutschen Elementen gemischt; die Heimat der Dichtungen des 13. Jahrh. Schwaben, die herrschende poetische Sprache also der schwäbische oder alemannische (mittelhochdeutsche) Dialekt, der aus dem Gothischen und Althochdeutschen entstanden war. — Die poetische Form der Kunstepen sind kurze Reimpaare von je drei oder vier Hebungen; die der Volksgedichte vier Langzeilen von je sieben Hebungen; jene Langzeile zerfällt wieder in zwei Hälften mit vier und drei Hebungen;

die vierte Zeile hat auch in ihrer zweiten Hälfte gewöhnlich vier Hebungen: Nibelungenstrophe. Auch kommen Gedichte mit Strophen von dreizehn Zeilen vor: Berner Ton.

Zur Bezeichnung des Vortrages der Poesie gebrauchte man den Ausdruck „singen und sagen." Gesungen wurden die lyrischen Gedichte unter Begleitung eines musikalischen Instrumentes, der Cither, Geige &c.; für die epischen, welche ehemals ebenfalls waren gesungen worden, kam das Vorlesen in Gebrauch, wovon hin und wieder die Volkssänger abwichen, indem sie ihre Dichtungen gesangmäßig recitirten. „Singen und sagen" lernen bezog sich aber nicht allein auf den Vortrag, sondern auf alle Regeln der Dichtkunst.

Eine Uebersicht über das ungemein reiche poetische Gebiet dieser Periode wird wohl am leichtesten gewonnen, wenn man die vornehmsten Erscheinungen desselben, je nachdem sie der Volks- oder Kunstpoesie angehören, auseinanderhält, und sodann die Produkte der Kunstpoesie nach den Gattungen ordnet.

A. Die Volksdichtung.

Die alte deutsche Sage handelte von Göttern und Helden und — von Thieren. Die Göttersage verschwand vor dem Christenthume; was aber davon unvertilgbar geworden war, ward menschlich gestaltet und ging in die spätere Heldensage über. Die ältesten Heldensagen verloren sich während der Völkerwanderung, und statt ihrer entstanden neue, eben in Folge dieser großen Weltbegebenheit. — Die Thiersage hat ihren Ursprung ebenfalls in der ältesten Zeit, denn nur bei einem mit der Natur noch in inniger Verbindung lebenden, kindlich gestimmten Volke, welches dem Thiere, besonders wenn es Klugheit oder sonst hervortretende Eigenschaften besitzt, fast gleiche Berechtigung mit dem Menschen zugesteht, konnte sie aufkommen.

Die Art und Weise der Sagenbildung hat etwas Geheim-

nißvolles, ähnlich wie die Entstehung der Sprache. Geschichtliche Wahrheit in den einzelnen Begebenheiten darf man darin nicht suchen; nur der allgemeine Charakter der Zeit spiegelt darin sich ab.

I. Die Heldensage.

Sie lebte, wie schon oben angedeutet, durch die vorigen Jahrhunderte fort in lebendigem Volksgesange, der sie nicht in umfassender Darstellung, sondern in hundertfältigen Liedern einzelne Momente der Sage behandelt hatte. Als nun nach einer längern Pause die Dichtkunst wieder einen mächtigen Aufschwung nahm, da wurden durch talentvolle Volkssänger und höfische Dichter nicht nur die vorhandenen Lieder zu größern, eine Sage vollständiger umfassenden Epen zusammengefügt und überarbeitet, sondern auch ursprünglich ganz verschiedene Sagen mit einander zu einer großen Heldendichtung verbunden, was im Volksbewußtsein schon früher geschehen sein mochte. An Erfindung eines poetischen Stoffes ist also noch nicht zu denken, er war durchaus gegeben, und die Dichter waren nur bemüht, ihn so treu und wahr, wie er überliefert, in aller Einfachheit wiederzugeben. Die nationalen Heldengedichte sind daher ein treuer Spiegel des Charakters der deutschen Vorzeit, und Nichts tritt darin stärker hervor, als die Haupttugend der alten germanischen Welt, die Treue.

Aus der uns erhaltenen epischen Volksdichtung lassen sich früh größere Sagenkreise erkennen, welche in einem verschiedenen Verhältnisse zu einander stehen, indem sie entweder nur selbständig, ohne Zusammenhang mit andern, auftreten, oder bald selbständig, bald wieder mit andern Kreisen verbunden, oder endlich nie selbständig, sondern nur mit andern Sagen vermischt erscheinen.

Diese Sagenkreise mit den vornehmsten Gedichten, in welchen sie behandelt werden, sind folgende:

1) Der niederrheinische oder fränkische Sagenkreis. (Siegfriedsage.) Die ihn darstellenden alten Lieder sind verloren gegangen, und ein Gedicht in ziemlich roher Form, wahrscheinlich dem 15. Jahrh. angehörend, „das Lied vom hörnen Siegfried" abgerechnet, kommt die Siegfriedsage nur noch in Verbindung mit der burgundischen und gothischen Sage vor (s. unten).

„Das Lied vom hörnen Siegfried" erzählt die frühere Geschichte des Helden, wie er auf Abenteuer auszieht, bei einem Waffenschmiede in die Lehre geht und den Lindwurm tödtet, in dessen Blute er sich badet, wodurch er hörnern wird. Darauf bekämpft er den Drachen (einen in einen Drachen verwandelten Menschen), welcher die Kriemhild gefangen hält, befreit die Jungfrau und führt den Schatz des alten Nibelung, den dessen Sohn, der Zwergkönig Eugel verwahrte, hinweg, in der Meinung, es sei ein Schatz, den der Drache zusammengeschleppt. Da ihm aber geweissagt wird, daß er früh sterben werde, schüttet er den Schatz in den Rhein. Uebersetzung von Simrock.

2) Der burgundische Sagenkreis tritt nirgend selbständig auf, sondern nur in Verbindung mit der fränkischen oder ostgothischen Sage, oder mit beiden zugleich. Die fast immer wiederkehrenden Hauptpersonen sind die Könige Gunther, Gernot, Giselher, Söhne Gibich's und der Ute, ihre Schwester Kriemhild, welche sich mit Siegfried vermählt, Brunhilde, Gunther's Gemahlin, und der grimme Hagen, ihr Dienstmann. Die Residenz ist Worms.

3) Der hunnische Sagenkreis kommt ebenfalls nur mit andern Sagen, ostgothischen, burgundischen und fränkischen in enger Verbindung vor. Die Hauptpersonen sind König Etzel (in der ältern Sage ein deutscher Fürst), dessen erste Gemahlin Helche und sein Vasall Rüdiger v. Bechlarn. Ungarn hat die Sage als das Land seiner unmittelbaren Herrschaft festgehalten.

Etzel ist aber nicht, wie man erwarten sollte, der handelnde Held, sondern meistens der im Hintergrunde bleibende ruhende Herrscher, dessen gewaltige Macht vorausgesetzt wird.

4) Der ostgothische Sagenkreis (Dietrichsage) umfaßt die weit verbreiteten und oft umgestalteten Sagen vom Ostgothenkönig Dietrich von Bern (Verona), aus dem Geschlecht der Amelungen, einem Zögling des alten Waffenmeisters Hildebrand. Er besteht gefährliche Abenteuer, kämpft mit Drachen, Riesen und Zwergen, wird später durch seinen Oheim, den römischen Kaiser Ermenrich, aus seinem Reiche vertrieben und flüchtet sich an den Hof des Hunnenkönigs Etzel, dem er in dessen Kämpfen Beistand leistet. Dann kehrt er nach Italien zurück, um sein Reich wieder zu erobern, siegt in der Schlacht vor Raben (Ravenna) über Ermenrich, muß aber dennoch, da er alle seine Mannen verloren, sich zurückziehen. Im hohen Alter wird er auf wunderbare Weise von der Erde entrückt. — Verbunden finden wir diese Sagen mit den fränkischen und burgundischen (s. unten). Dichtungen, in denen er selbständig auftritt, oder nur äußerlich mit der Siegfriedsage verknüpft ist, sind folgende, welche aber meistens nur in spätern Bearbeitungen uns vorliegen:

Alphart's Tod, wahrscheinlich der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. angehörend, nur in einer lückenhaften Handschrift aus dem 15. Jahrh. erhalten, das beste Gedicht dieses Kreises, mit großartigen, an die Nibelungen erinnernden Charakteren und ergreifenden Situationen.

Dietrich zieht dem ihn bekriegenden Ermenrich entgegen. Der junge edle Held Alphart begleitet ihn und reitet dem herannahenden feindlichen Heere, um es zu beobachten, entgegen. Die Verräther Heime und Wittich überfallen und tödten ihn. Dietrich will den Mord rächen, greift mächtiger an und treibt den Feind in die Flucht. Jene retten sich mit dem Kaiser nach Raben. Uebers. von Simrock.

Zwerg (oder König) Laurin, auch „der kleine Rosengarten" genannt, nur in spätern Bearbeitungen auf uns gekommen, von denen die älteste von einem höfischen Dichter zu Anfange des 14. Jahrhunderts.

Dietrich reitet mit seinen vornehmsten Helden: Hildebrand, Wolfhart, Wolfdietrich, Wittich und Dietlieb, in Zwerg Laurin's Rosengarten, den sie trotz Hildebrand's Abmahnungen verwüsten. Da erscheint der Zwerg, um die Unbill zu rächen; Dietrich geräth mit ihm in schweren Kampf und besiegt ihn erst, nachdem er, auf des Waffenmeisters Rath, ihm den Zauberring, den Zaubergürtel und die unsichtbar machende Kappe entrissen. Er will ihn jetzt tödten; aber Dietlieb, dem der Zwerg vertraut, daß er dessen Schwester entführt habe, legt sich in's Mittel; man schenkt ihm das Leben und begleitet ihn auf seine dringende Einladung auf seine Burg, wo man den ungeheuersten Reichthum findet. Als nun aber Dietlieb dem Zwerge ankündigt, daß er seine Schwester mit sich nehmen werde, sinnt dieser auf Verrath, schläfert die Helden durch einen Zaubertrank ein und fesselt sie. Durch die Simild befreit, bestehen sie einen furchtbaren Kampf mit den Tausenden von Zwergen, welche dem Laurin unterthan sind, und als sie diese besiegt haben, mit Riesen, welche der König zu Hülfe herbeiruft. Als sie auch diese getödtet, ziehen die Sieger, reich beladen mit Gold und Edelsteinen, mit dem Laurin in ihre Heimat, nach Bern, wo der Zwerg als Gaukler sich sein Brot verdienen muß. Uebers. von Simrock.

Das Eckenlied, dem 13. Jahrh. angehörend, später fortgesetzt, verändert und mit dem in poetischer Hinsicht viel tiefer stehenden Gedichte vom „Riesen Sigenot" in Verbindung gesetzt.

Der Riese Ecke hört von Dietrich von Bern als dem kühnsten aller Recken; das reizet seine Kampflust, und er verspricht drei jungen Königinnen, ihn lebendig zu fangen und herbeizu-

führen. Nach langem Suchen trifft er ihn und beginnt den Kampf, welcher mit großer Lebendigkeit geschildert wird. Zwei Tage streiten sie, und Dietrich geräth in große Noth; als aber ein Zwerg von einem Baume herab ihn zu rechtem Gottvertrauen aufgefordert, wächst seine Kraft, er besiegt den Riesen und tödtet ihn, da er sich nicht ergeben will. Darauf begräbt er ihn und beklagt den Tod des Gewaltigen. — Eine Fortsetzung schildert den Kampf Dietrich's mit Fasolt, der seines Bruders Ecke Tod rächen will, aber nach hartnäckigem Kampfe ebenfalls erschlagen wird. Uebers. von Simrock.

Die Rabenschlacht (Schlacht vor Ravenna), in der auf uns gekommenen Abfassung aus dem 14. Jahrh., der ersten Entstehung nach wahrscheinlich viel älter.

Dietrich, durch Ermenrich aus seinem Lande vertrieben, findet bereitwillige Hülfe bei Etzel, dessen Söhne trotz der Abmahnungen der Mutter, welche einen Unglück verheißenden Traum gehabt hat, mit in den Krieg ziehen. Sie werden, als man dem Feinde sich gegenüber befindet, mit Dietrich's jungem Bruder Diether unter Ilsan's Obhut gestellt, von diesem aber in einem starken Nebel getrennt und, da sie Ravenna, welches der Feind besetzt hält, zu nahe kommen, von Wittich entdeckt und erschlagen. Darauf langt das Heer der Hunnen an und belagert die Stadt. Da Ermenrich einen Ausfall macht, entwickelt sich eine gewaltige elftägige Schlacht, in welcher fast alle bekannten Helden der Sage gegen einander geführt werden; auch Siegfried wird hier von Dietrich besiegt und muß sein Schwert Balmung dem Sieger überlassen. Ermenrich flieht in die Stadt. Jetzt erst erfährt Dietrich den Tod Diether's und der Söhne Etzel's; an den Wunden erkennt er Wittich's Schwert; er verfolgt den bald darauf entdeckten Mörder bis an's Meer, wo ihn ein Meerweib rettet. Jetzt wird Ravenna erobert; Ermenrich entkommt. Traurig zieht Dietrich nach dem Hunnenlande zurück. Die auf Dietrich wegen des Verlustes ihrer Söhne

erzürnten Etzel und Helche werden durch Rüdiger besänftigt und nehmen den Berner freudig auf. Uebers. von Simrock.

Andere unbedeutendere Gedichte dieses Kreises, wie der „Riese Sigenot", „Dietrich's Ahnen und Flucht", „Dietrich und seine Gesellen" (Kämpfe mit Riesen und Drachen) ꝛc. können übergangen werden[1].

5) Der lombardische Sagenkreis. Er ist vielleicht älter als der vorige, verräth aber in den uns bekannten Bearbeitungen der Volksdichter am meisten die Einwirkungen der Kreuzzüge. Auch die Anknüpfung an Dietrich ist später erfunden. — Der Schauplatz ist Norditalien, Südtyrol und das Morgenland. Die Hauptträger der Handlung sind König Ruother, Ortnit (Otnit), Hugdietrich und Wolfdietrich. Abenteuerliche Brautfahrten bilden den Hauptinhalt. — Die durchaus selbständigen, nur mit fremden Elementen versetzten, aber in keine der übrigen Sagen eingreifenden Dichtungen dieses Kreises sind folgende:

König Ruother (Rother), uns nur bekannt in einer Bearbeitung aus dem letzten Viertel des 12. Jahrh., in Reimpaaren, die noch sehr unvollkommen sind und häufig Alliteration durchblicken lassen. Der Verfasser war, wie man aus der Sprache schließt, ein Volkssänger aus dem Niederrhein. Das Gedicht enthält echt poetische Stellen.

Rother, König von Bari in Italien, läßt durch Gesandte in Konstantinopel um die Hand der Tochter König Konstantin's werben. Allein die Gesandten werden beraubt und in einen schrecklichen Kerker geworfen. Da sie nicht wiederkehren, zieht Rother unter fremdem Namen selbst nach Konstantinopel, von einem glänzenden Gefolge, in welchem zwölf treue Riesen, begleitet, erwirbt

---

1) Aus vielen zu Ende des 13. Jahrh. im nordwestlichen Deutschland gesammelten Liedern und Erzählungen der Dietrich- und Siegfriedsage ist die nordische Vilkina- oder Thidreksaga entstanden.

die Gunst des Königs, hilft diesem, nachdem er die gefangenen Boten befreit, gegen den feindlich mit großer Macht heranziehenden König von Babylon und entflieht darauf mit der Prinzessin, mit der er sich vermählt. Aber nach einiger Zeit wird durch die List eines von Constantin abgesandten Spielmanns die Königin auf ein Schiff gelockt und wieder zu ihrem Vater zurück gebracht. Kaum hat Rother den Raub seiner Gattin erfahren, so zieht er mit einem großen Heere nach Konstantinopel, läßt das Heer eine Meile von der Stadt ein Lager aufschlagen und geht, nur von ein paar Getreuen begleitet, in der Verkleidung eines Pilgers an den Hof. Hier findet er, wie er schon vor der Stadt erfahren, den König im Begriff, seine Tochter mit dem Sohne des Fürsten von Babylon, der die Griechen besiegt hat, zu vermählen. Rother tritt in den Speisesaal, giebt sich seiner Gattin zu erkennen, wird aber entdeckt, ergriffen und aus der Stadt geführt, um gehängt zu werden. Da eilt ihm ein Held, der früher von ihm reich beschenkt worden war, zu Hülfe; der König, seiner Bande ledig, stößt in sein Horn, und sogleich erscheinen seine treuen Riesen und bald all seine Mannen, welche die Heiden und Constantin's Krieger besiegen. Der König demüthigt sich, und Rother kehrt mit seiner Gattin in sein Reich zurück. Ihr Sohn ist Pipin, Karl's des Großen Vater. Nachdem derselbe herangewachsen, überträgt ihm Rother die Herrschaft und zieht als Einsiedler in einen Wald.

Otnit, in der frühsten Fassung, welche wir haben, aus dem 13. Jahrhundert.

Otnit, König von Lamparten, zieht nach Syrien, werbend um die Hand der schönen Tochter des Heidenkönigs Nachaol, der sie ihm verweigert. Mit Hülfe des zauberkundigen, neckischen Zwergkönigs Elberich gewinnt er sie. Um sich zu rächen, sendet Nachaol Drachen in's Land Lamparten, welche, nachdem sie herangewachsen, Otnit tödten. Uebers. von Simrock.

Hugdietrich, in seiner frühern Fassung verloren ge-

gangen, verräth noch in den beiden spätern roheren Bearbeitungen aus dem 13. und 14. Jahrh. echt poetische Elemente.

Hugdietrich, König von Konstantinopel und Hildburg, König Walgunt's Tochter, lieben sich heimlich. Ihr Sohn, den sie zu verbergen suchen, wird von Wölfen geraubt und von Jägern wieder gefunden, die ihn dem Walgunt überbringen, der ihn lieb gewinnt und Wolfdietrich nennt. Endlich wird durch das Kind dem Könige das Verhältniß seiner Tochter bekannt, der zu ihrer Vermählung mit Hugdietrich seine Zustimmung giebt.

Wolfdietrich, wahrscheinlich aus dem 13. Jahrh., in späterer Zeit fortgesetzt.

Wolfdietrich, Hugdietrich's von Konstantinopel in dessen Abwesenheit geborner Sohn, wird auf Anstiften des bösen Saben ausgesetzt, aber von Wölfen beschützt und von Berchtung von Meran erzogen. Von seiner Mutter, welche, von ihren ältern Söhnen vertrieben, zu Berchtung flieht, erfährt er seine Herkunft, zieht gegen seine Brüder, wird aber geschlagen und muß zu Berchtung's Burg seine Zuflucht nehmen, wo ihn seine Gegner bis in's vierte Jahr belagern. Da macht er sich auf, um Otnit's Hülfe in Anspruch zu nehmen. In einem Walde trifft er mit einem scheußlichen Weibe zusammen, welche sich darauf in eine wunderschöne Jungfrau verwandelt und ihn durch eine Zauberwurzel stärkt. Als er nach Garten, der Hauptstadt von Lamparten, kommt, hört er von Otnit's Tode und beschließt, diesen an dem Wurm zu rächen. Er beginnt den Kampf mit dem Drachen; dieser schleppt ihn in seine Höhle, dort aber tödtet der Held ihn und seine Jungen. Den noch daliegenden Leichnam Otnits begräbt er, und mit dessen Brünne, Schwert und Ring geht er von dannen. Nach vielen wunderbaren Abenteuern kehrt er zurück und vermählt sich mit Otnit's Wittwe. Dann zieht er nach Konstantinopel, nimmt Rache an seinen Brüdern und Saben und erwirbt die Herrschaft über Griechen-

land. Nach 12 Jahren geht er in ein Kloster und stirbt nach einem Kampfe mit vielen Teufeln.

6) Nordisch-sächsischer, oder sächsisch-normannischer Sagenkreis (Ostseesage). Dieser ist ganz isolirt geblieben, und nur ein Gedicht, „Gudrun", uns daraus erhalten. Die Schauplätze der Handlung sind Irland, Friesland, Seeland und die Normandie.

Gudrun ist eine der vortrefflichsten Dichtungen des Mittelalters, und wahrscheinlich ein fahrender Sänger vor der Mitte des 13. Jahrh. der Verfasser, dem gewiß ältere Lieder vorlagen, und der mit der feinern Rittersitte vertraut war, welche im Gedichte hin und wieder durchblickt. Es steht an poetischem Werthe kaum hinter dem Nibelungenliede zurück, obgleich es nicht einen so großartigen Stoff behandelt. Die mannigfachen Charaktere sind fest und sicher gezeichnet, in Darstellung der Leidenschaft ist Wahrheit, Frische und Leben. Dem Inhalte und dem Tone nach ist es milder und versöhnender als jenes Gedicht, denn es feiert weibliche Treue, welche alles Mißgeschick ertragen lehrt und endlich siegt. Kunstmäßigere Gestaltung hat es vor den Nibelungen voraus.

Das Gedicht besteht aus 3 Abtheilungen, von denen erst die letzte und umfangreichste von Gudrun handelt; die beiden ersten erzählen von ihren Vorfahren.

a) König Siegebants von Irland kleiner Sohn Hagen wird, von seiner Wärterin während eines Festes vernachlässigt, von einem Greifen geraubt und weit über's Meer in eine Wildniß getragen, wo er seinem Räuber glücklich entkommt und drei auf ähnliche Weise ihrer Heimat entführte Königstöchter findet, mit welchen er nach längerer Zeit auf einem an die Küste jener Einöde verschlagenen Schiffe wieder in sein Vaterland zu seinen Eltern zurückkehrt. Später vermählt er sich mit einer jener Prinzessinnen, Hilde von Indien, und es wird ihnen eine Tochter, auch Hilde genannt, geboren, b) welche, weil der Vater sie

nur dem geben will, der ihn im Kampf besteht, König Hettel von Hegelingen durch seine Dienstmannen Wate, Frute und Horand listiger Weise entführen läßt. Darüber entsteht ein Kampf zwischen dem der Tochter nacheilenden Hagen und Hettel, welcher mit einer Versöhnung Aller endigt, worauf Hilde Hettel's Gattin wird. c) Beider Kinder sind Ortwein und Gudrun. Der Ruf von Gudrun's Vortrefflichkeit ist weit und breit erschollen, und drei Fürsten werben um ihre Hand: Sigfried von Moreland, Herwig von Seeland und Hartmuth von der Normandie. Alle drei werden abgewiesen; aber Herwig erkämpft von dem Vater, den er durch seine Tapferkeit für sich einnimmt, die Braut. Während dies in Hegelingen vorgeht, fällt Sigfried dem abwesenden Herwig in's Land. Dieser eilt mit seinen neuen Bundesgenossen, König Hettel und dessen Dienstmannen, den Seinigen zu Hülfe und nöthigt Sigfried zum Frieden und Bündniß. Unterdessen hat sich in Hegelingen großes Unglück ereignet: Hartmuth ist mit Heeresmacht gelandet, hat die königliche Burg Matalan erobert und verbrannt und Gudrun fortgeführt. Sobald ihnen Kunde davon wird, setzen Hettel und Herwig den Räubern nach, erreichen sie auf einer Insel, dem Wulpensande, und es beginnt ein heftiger Kampf, in welchem Hettel durch Ludwig, Hartmuth's Vater, fällt, worauf in der Nacht die Normannen auf ihren Schiffen entfliehen und Gudrun mit sich führen. Diese wird nun an Ludwig's Hofe von Hartmuth's Mutter, der bösen Gerlinde, Jahre lang auf das grausamste behandelt, weil sie, ihrem Verlobten treu, sich weigert, Hartmuth's Gattin zu werden. Nachdem sie, unterstützt von ihrer treuen mitgefangenen Freundin Hildburg, lange ihr Unglück mit Ergebung und Hoheit ertragen, naht die Hülfe. Als sie eines Tages im Winter bei strenger Kälte am Ufer des Meeres die Gewänder waschen muß, wird sie durch einen Engel in Vogelgestalt getröstet, und bald steigen zwei Männer aus einer Barke, die sich ihr als Herwig und Ortwin zu erkennen geben und baldige Erlösung ver-

künden. Herwig will die wiedergefundene Braut sogleich zu der in der Nähe liegenden Flotte führen; doch der stolze Ortwin widersetzt sich: die Schwester soll durch blutigen Rachekampf befreit werden. In lebendig erwachendem Selbstgefühle wirft Gudrun jetzt die Wäsche in's Meer, und als darauf Gerlinde sie züchtigen will, giebt sie vor, sie willige jetzt in die Vermählung mit Hartmuth, und verlangt, königlich geschmückt zu werden. Das geschieht; in der Nacht entdeckt sie ihren Frauen die nahende Rettung. Früh Morgens beginnt der Sturm auf Cassiane, und nach mörderischem Kampfe, in dem Ludwig fällt, wird die Burg genommen, und Gerlinde von dem in seinem Zorne furchtbaren Wate getödtet. Die befreite Gudrun wird Herwig's Gattin; Ortwin verbindet sich mit Ortrun, Hartmuth's Schwester, die stets der Gudrun sich freundlich erwiesen, — und Hartmuth mit Hildburg. Uebers. von San-Marte (A. Schulz) 1839 — Keller 1840 — Simrock 1843 — Bacmeister 1860 [1]).

7) Endlich sind die Dichtungen zu nennen, welche mehrere Sagenkreise (den fränkischen, burgundischen, gothischen) in Verbindung mit einander darstellen. Das Hauptgedicht dieser Art ist:

Das Nibelungenlied (der Nibelunge Not). Was über die Entstehung des Volksepos gesagt wurde, ist vollständig auf dies Gedicht anzuwenden. Die ursprünglich mythische Siegfriedsage ward, vielleicht erst im 10. Jahrh., zur Heldensage umgestaltet und noch später, vielleicht bis nach der Mitte des 12. Jahrh. hin, mit den andern Sagen verschmolzen. Die letzte Sammlung und Ueberarbeitung des alten Liedes von den Nibelungen zu einem Ganzen, in welchem jedoch zwei ursprünglich

1) Das Gedicht von der Gudrun ist erst zu Anfange des 19. Jahrh. wieder aufgefunden. — San-Marte's Gudrun ist nicht sowohl Uebersetzung, als vielmehr freie Bearbeitung der Gudrunlieder in moderner Form mit hineingetragener lyrischen Färbung.

ganz verschiedene Gedichte, „Siegfried's Tod" und „Krimhilden's Rache", noch deutlich zu unterscheiden sind, geschah zu Anfange des 13. Jahrh. durch einen uns unbekannten, nicht unbedeutenden Dichter.

Das Nibelungenlied ist ein Stolz unserer poetischen Literatur. Kein anderes Volk der neuern Welt hat ein ähnliches Gedicht aufzuweisen, welches in gleichem Maße ein Erzeugniß des dichtenden Volksgeistes, ein treuer Spiegel der Vorzeit und zugleich von so großer poetischer Bedeutsamkeit wäre. In der Form freilich noch roh und ungelenk, knapp und dürr, zeigt es schon kunstmäßige, wirkungsvolle Anordnung des Stoffes und lebenvolle, rasche Darstellung, und führt mit ahnungsvollem Geiste uns großartige Begebenheiten vor die Augen, welche mit innerer Nothwendigkeit ihrer Katastrophe entgegeneilen. Die Personen, welche es auf den Schauplatz führt, sind die individuellsten Charaktere, meistens großartigster Natur, scharf ausgeprägt, sicher und fest, wie in Stein gehauen. Die gewaltigen Leidenschaften, welche sie bewegen, schildert es einfach, wahr und ergreifend, ohne alle subjektive Zuthat, auf der einen Seite die Liebe und Treue, auf der andern den Haß und die Rache. Wie fesselt uns der Charakter der Kriemhild,

„Die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durch's Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders." (Platen.)

Wo giebt es in einem Gedichte einen großartigeren Charakter, als den eisernen Hagen, der in Vasallentreue selbst den Mord nicht scheut, noch den eigenen Untergang! Wie ergreift uns der Kampf des edlen Rüdiger, als er, dem Lehnsherrn und seinem Eid getreu, die eignen Freunde verderben helfen soll! Wie munter tönt durch das Mordgewühl der heitere Humor Volker's,

dem die Freundestreue über Alles geht! — Das heidnische Element ist aus den alten Liedern völlig herüber genommen, wenngleich die äußerlichen Erscheinungen desselben vertilgt, und die Helden in das Kostüm einer christlichen Zeit gebracht sind.

Der schönen Kriemhild, der Schwester der Könige Gunther, Gernot und Giselher von Burgund, träumt, zwei Adler zerrissen einen von ihr erzogenen Falken. Die Mutter Ute, der sie den Traum erzählt, deutet ihn auf künftiges Unheil: sie würde einen Gemahl bekommen, und dieser durch Mörder fallen. Zu derselben Zeit zieht der kühne Held Siegfried, Sohn König Siegmund's von Niederland, nach Worms, angezogen von dem Ruf der hohen Schönheit und Liebenswürdigkeit Kriemhilden's. Als er mit seinem glänzenden Gefolge vor den Saal der Fürsten reitet, erkennt ihn Niemand, außer Hagen, Gunther's Dienstmann, und dieser erzählt, was für berühmte Thaten Siegfried vollbracht, wie er die Nibelungen besiegt, ihren Hort (Schatz) entführt, die unsichtbar machende Tarnkappe dem Zwergkönig Alberich abgenommen habe, wie er ferner den schrecklichen Linddrachen erschlagen und, in dessen Blute sich badend, hörnern geworden sei. Siegfried wird darauf mit großer Ehre empfangen, zieht bald nachher mit den Burgundern in einen Kampf, den sie mit den Sachsen zu bestehen haben, und kehrt siegreich nach Worms zurück. Jetzt sieht er Kriemhild zum erstenmal und beginnt seine Bewerbung um sie. König Gunther beschließt indessen, als Freier der schönen starken Heldenjungfrau Brunhild aufzutreten, welche Jedem, der sie zur Gattin begehrt, einen Wettkampf anbietet und den Besiegten tödtet. Siegfried zieht mit Gunther nach dem Isenstein, ihrem Wohnsitze, und steht, unsichtbar durch seine Tarnkappe, dem Könige im Kampfe gegen Brunhild bei, daß diese besiegt und bald darauf Gunther's Gattin wird. Siegfried erhält die Hand der Kriemhilde und kehrt mit ihr in sein Vaterland zurück. Nach einigen Jahren

kommt er, von Gunther eingeladen, zum Besuch nach Worms, und es entsteht beim Kirchgange ein Wortwechsel zwischen Brunhild und Kriemhild über den Vortritt und dadurch ein Streit über den Vorzug ihrer Männer; denn erstere ist stets der Meinung gewesen, Siegfried sei ein Vasall ihres Gemahls. Kriemhild wird dadurch tief gekränkt, und in ihrer Erregung verräth sie unvorsichtiger Weise, daß Siegfried es gewesen, der sie besiegt und für Gunther erworben. Beschämt und erbittert, wirft Brunhild jetzt den tödtlichsten Haß auf Siegfried und glaubt nicht wieder zufrieden werden zu können, so lange dieser lebt. Sie vertraut ihr Herzeleid ihrem Dienstmann Hagen; er verspricht ihr, sie zu rächen, und auf einer zu dem Zwecke veranstalteten Jagd durchsticht er den Helden, der sich zum Trunke zu einer Quelle niedergebückt, an der einzigen verwundbaren Stelle, welche er, unter dem Vorwande, ihn zu schützen, von der Kriemhild selbst erfahren hatte. Nach dieser That giebt sich Hagen nicht die geringste Mühe, zu verbergen, daß er der Mörder sei, und um die Kriemhild unschädlicher zu machen, weiß er sich ihres Nibelungenhortes zu bemächtigen, den er in den Rhein schüttet. Kriemhild sinnt indessen nur auf Rache; und als nach Jahren König Etzel Boten sendet und sie zur Gattin begehrt, nimmt sie die Werbung an, in der Hoffnung, dadurch künftig Mittel zur Rache zu finden, und zieht, geleitet vom Markgrafen Rüdiger von Bechlarn, Etzel's Vasallen, in's Hunnenland.

Nach längerer Zeit ladet Etzel auf Kriemhild's Betrieb die Burgunder an seinen Hof. Hagen warnt, nicht zu gehen, denn er begreift den Grund der Einladung sehr wohl. Da indessen die Könige seine Besorgnisse nicht theilen und die Reise unternehmen, so schließt er sich an, und obgleich ihm unterwegs Weissagungen ihres Unterganges zukommen, deren Wahrheit er sogar erprobt, so zieht er dennoch trotzig mit seinen Gefährten weiter. Nach hartem Kampfe mit den Baiern, welche ihnen den Durchzug wehren wollen, und nachdem sie von Rüdiger zu

Bechlarn herzlich sind empfangen worden, gelangen sie an Etzel's Hof, wo Hagen sogleich der Königin feindselig entgegentritt. Diese wünscht eigentlich nur seinen Tod; als aber die Hunnen auf ihr Geheiß die Burgunder angreifen, wehren sich diese so verzweifelt, daß bald ein allgemeines Morden entsteht. Nachdem die Hunnen getödtet, muß Rüdiger von Bechlarn, als Etzel's Vasall, mit schwerem Herzen die eignen Freunde bekämpfen, bis auch er mit all den Seinen seinen Tod gefunden. Nachdem Alles gefallen ist bis auf Gunther und Hagen, eilt Dietrich von Bern, der am Hofe Etzel's sich aufhält, herbei, um Rüdiger's und seiner von den Burgundern erschlagenen Krieger Tod zu rächen; er überwältigt Gunther und Hagen und führt sie gefangen zu Kriemhild. Diese erbietet sich, Hagen das Leben zu schenken, wenn er entdecke, wo der Nibelungenhort verborgen sei. Trotzig weigert sich Hagen, worauf Kriemhild Gunther tödten läßt und Hagen mit Siegfried's Schwert zu Tode schlägt. Das dünket den Meister Hildebrand der schändlichste Friedensbruch; in grimmigem Zorne springt er herbei und erschlägt die Königin. Uebers. von Hagen 1807 — Hinsberg 1813 — Simrock 1827 — Pfizer 1842 2c. 2c.[1]).

Die übrigen Gedichte, welche mehre Sagenkreise in Verbindung setzen, beruhen nicht allein auf Ueberlieferung, sondern gehen willkürlicher zu Werke in Verknüpfung, Erweiterung und Umdichtung der Sage, obgleich sie sich alle auf ältere Bücher berufen. Sie grenzen daher an die Kunstdichtung, mit welcher sie schon manche Schwächen gemein haben.

In etwas früherer Zeit als das Nibelungenlied in seiner letzten Fassung, wahrscheinlich zu Ende des 12. Jahrh. ist entstanden:

---

1) Die Kunde von dem Nibelungenliede war im 16. und 17. Jahrh. fast ganz verloren gegangen, bis in der Mitte des 18. Jahrh. Bodmer Handschriften des Gedichtes auffand und abdrucken ließ.

Die Klage, wichtig für die Erforschung der Geschichte des Nibelungenliedes, aber von geringem poetischen Werthe. Dem Inhalte nach könnte das Gedicht für einen Epilog zur „Nibelunge Not" gelten, denn nachdem es kurz den Untergang der Burgunder berichtet, wird erzählt, wie Etzel, Dietrich und Hildebrand, indem sie die Erschlagenen aufsuchen, um sie zu bestatten, in laute Klagen ausbrechen, wobei sie die Tugenden jedes Einzelnen preisen. Dann werden die Waffen der Gefallenen in deren Heimat geschickt, und hier erhebt sich auf's neue die Klage, vor Allem in Bechlarn und Worms bei Rüdiger's und Gunther's Wittwen. Ute stirbt vor Schmerz. Dietrich und Hildebrand verlassen Etzel's Hof und ziehen in die Heimat.

Biterolf und Dietlieb, noch willkürlicher zusammengesetzt, vielleicht von dem unbekannten Verfasser der „Klage", welcher hier versuchte, volksthümliche Stoffe zu einem höfischen Gedichte zu verarbeiten.

Biterolf, König von Tolet in Spanien, verläßt heimlich die Seinigen und zieht zum Hunnenkönig, um dessen Macht und Herrlichkeit zu sehen. Nachdem er zehn Jahre als Etzel's Dienstmann dessen Heereszüge mitgemacht und viel Heldenthaten verrichtet, macht sich sein dreizehnjähriger Sohn Dietlieb auf, um den Vater zu suchen, und kommt nach vielen Abenteuern nach Etzelburg, wo er ihn findet, aber erst nach längerer Zeit erkennt. Eine dem Dietlieb vom Burgunderkönige Gunther zugefügte Kränkung zu rächen, macht sich das Heer der Hunnen auf und zieht, von Dietrich von Bern begleitet, an den Rhein. Hier werden wieder die vornehmsten Helden der Sage einander gegenüber geführt, die Burgunder werden besiegt, man trennt sich aber in Frieden. Die Hunnen ziehen in ihre Heimat; Biterolf kehrt nach Spanien zurück, und Dietlieb wird von Etzel mit Steiermark belehnt.

Der große Rosengarten, ebenfalls eine willkürliche Behandlung der Sage, ist in der ältesten Form (vielleicht aus

dem Ende des 13. Jahrh.) nicht mehr vorhanden, sondern nur in verschiedenen spätern Bearbeitungen aus dem 14. Jahrh. Der poetische Gehalt des Gedichtes ist nicht erheblich, gelungen aber die Charakteristik einiger Hauptfiguren, besonders des kampflustigen Mönches Ilsan, der lange Zeit der Träger des komischen Elementes blieb, was von jetzt an in der Volkspoesie sich immer mehr geltend macht.

König Gibich hat einen prächtigen Rosengarten bei Worms, den zwölf der berühmtesten rheinischen Helden, unter ihnen auch Siegfried, hüten. Kriemhilde in keckem Uebermuthe wünscht diese im Kampfe mit den Berner Recken zu sehen und sendet daher Boten an Herrn Dietrich, ihn aufzufordern, er möge mit zwölf Genossen kommen, um ihre Ritter zu bestehen; als Preis wird jedem Sieger ein Rosenkranz und ein Kuß verheißen. Die Berner werden über diesen Antrag stutzig, selbst Dietrich bezeigt wenig Lust, ihn anzunehmen; auf Hildebrand's Zureden aber beschließen sie, zum Kampfe sich einzustellen. Als sich aber nur elf Ritter finden, welche im Stande sind, mit denen zu Worms es aufzunehmen, sprechen sie bei dem Kloster vor, in welchem Hildebrand's Bruder Ilsan schon seit zwanzig Jahren als Mönch lebt, der leicht sich bewegen läßt, mitzuziehen. Sie kommen in Worms an, der Einzelkampf beginnt, die meisten der zwölf Ritter Kriemhilden's werden besiegt, einige erschlagen. Da tritt Siegfried als Kämpfer auf; mit ihm soll Dietrich streiten. Dieser weigert sich: Siegfried könne er nicht bestehen, der sei hörnen. Hildebrand sucht ihn zu ermuthigen; es ist vergebens. Darauf führt dieser ihn bei Seite, schilt ihn feige und schlägt ihn endlich in's Gesicht. Da entbrennt Dietrich's Zorn, er schlägt den alten Hildebrand zu Boden, reitet zurück in den Rosengarten und beginnt den Kampf mit Siegfried. Dieser setzt ihm hart zu; da ruft auf Hildebrand's Geheiß Wolfhart: Hildebrand ist gestorben, wir wollen ihn begraben! Als Dietrich dies hört, ergreift ihn unbändige Wuth, daß er zu rauchen

beginnt, helle Feuerflammen aus seinem Munde fahren, und er Siegfried, dessen Horn dadurch weich geworden, besiegt; nur durch Kriemhilden's Dazwischentreten wird dieser vom Tode errettet. Nachdem darauf noch König Gibich selbst, als letzter Kämpfer, von Hildebrand darnieder geschlagen ist, ziehen die Berner mit Ehren davon.

II. Die Thiersage.

Eine in dem geistigen Leben der germanischen Stämme des Mittel- und Niederrheins eigenthümliche Erscheinung, welche wir bei keinem andern Volke wiederfinden, ist die Gestaltung der Thiersage. Ihrem Wesen nach blieb sie isolirt, erstarb nicht, als die Heldensage unterging, sondern erweiterte sich fortwährend und nahm später einen ihrer ursprünglichen Natur ganz fremden Charakter an.

Schon sehr früh muß sie entstanden sein, wahrscheinlich bei den Franken, vielleicht schon im 5. Jahrh. — bis in's 7. lassen sich ihre Spuren verfolgen —; denn sie setzt einen Zustand voraus, in welchem der Mensch mit der Natur noch inniger zusammenlebte, als bei höherer Kultur, das Thier mit noch größerem Interesse beobachtete, an ihm menschliche Eigenschaften entdeckte, ja ihm übernatürliche Kräfte beilegte und ihm daher fast gleiche Berechtigung mit dem Menschen zuerkannte. Er schrieb ihm daher überlegte Handlungen zu, in welche seine Phantasie sich gern vertiefte, sie zu Geschichten gestaltend, welche ebenso weiter getragen wurden, wie die Erzählungen von Helden. Das spätere Thierepos ist daher wohl auf ähnliche Weise, wie das Heldengedicht, aus einzelnen Liedern entstanden, welche lange umher gingen, verändert, erweitert, zusammengefügt und überarbeitet wurden.

Nicht alle Thiere konnten auf gleiche Weise dem Menschen bedeutend erscheinen, es mußten besonders diejenigen sein, welche, weil sie Freiheit und Eigenthümlichkeit bewahrt, am

meisten selbständig handelnd gedacht werden konnten, und mit welchen er am häufigsten in feindliche Berührung kam. Daher sind auch in den alten Thiergeschichten dem Fuchs und Wolf die Hauptrollen ertheilt, später kommt der überlegene Bär hinzu, welcher als König betrachtet wird, bis er erst viel später, als schon das Ausland einwirkte, seine Würde dem Löwen überlassen muß. Die übrigen Thiere, welche jüngere Erweiterungen in die Handlung aufnahmen, haben sämmtlich untergeordnete Rollen.

Mit den Franken ging die Sage über den Rhein und scheint besonders in Flandern sich ausgebildet zu haben. Vom 10. bis in's 12. Jahrh. ward sie Gegenstand lateinischer Dichtungen, von denen uns einige aufbewahrt worden sind, wie der „Isengrimus" aus dem Anfange, und der „Reinardus" aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. In letzterem finden sich schon satirische Beziehungen, welche den ältern Thiergeschichten vollkommen fremd sind, die aber bei Erweiterung des Stoffes und der hinzutretenden Reflexion nahe genug lagen. Aus diesen lateinischen Mönchsdichtungen ging der Stoff in die nordfranzösische Poesie über und wurde, nachdem er sich hier bedeutend umgestaltet und erweitert, in der Mitte des 12. Jahrh. wieder nach Deutschland zurückverpflanzt, wo er von jetzt an besondere Pflege fand. Diese Wiederaufnahme der Thiersage in Deutschland ward vermittelt durch Heinrich dem Glichesaere (im Elsaß?), welcher etwa in der Mitte des 12. Jahrh. nach französischen Originalen den hochdeutschen „Reinhart Fuchs" bearbeitete. Dies Gedicht ist jedoch bis auf ein Bruchstück verloren gegangen, dagegen erhalten in dem Werke eines zu Anfange des 13. Jahrh. lebenden unbekannten Dichters, welches den Reinhart Heinrich's hinsichtlich des Inhaltes fast unverändert, nur in reinere Sprache umgesetzt, wiedergab.

Nachdem der von Hunger gequälte Reinhart vergebens mehre Thiere, den Hahn, die Meise, den Raben, durch List zu

berücken gesucht hat und selbst mit genauer Noth der Falle entgangen ist, begegnet er dem Wolfe, macht mit ihm Kameradschaft und ist ihm behülflich, einem Bauern ein Schwein zu nehmen, welches jener mit den Seinigen allein verzehrt, ohne dem Fuchs Etwas übrig zu lassen. Dieser sucht sich zu rächen und führt den durstenden Wolf in ein Kloster zu einem Weinfasse. Der von unmäßigem Trinken bald berauschte Wolf fängt an nach seiner Weise zu singen, ruft dadurch die Klosterleute herbei und entkommt erst, nachdem er mit Frau und Kindern arg zerbläuet ist. Nachdem Reinhart Isegrim noch einmal arg angeführt und zu Schaden gebracht, beredet er ihn, um Aale zu fangen, den Schwanz, an den er ihm einen Eimer bindet, in die Wake eines zugefrornen Klosterteiches zu stecken; der Schwanz friert fest und wird nachher von einem herzukommenden Jäger ihm abgehauen. Ein andermal ist Reinhart in einen Brunnen gesprungen, weil er sein Bild auf dem Wasserspiegel für seine Frau hielt; der Wolf kommt vorbei; Reinhart beredet ihn, sich in dem über dem Brunnen hängenden Eimer hinabzulassen; indem der Wolf niedersinkt, wird der Fuchs mit dem andern unten schwebenden Eimer heraufgezogen; der Wolf aber muß unten bleiben, bis Wasser schöpfende Mönche ihn heraufziehen und ihn wieder derb durchprügeln rc.

Inzwischen ist der Löwe (Brevel) erkrankt. Er hat die Burg der Ameisen, welche ihn nicht als Herrn anerkennen wollten, zerstört. Die Ameise, welche die Burg beherrschte, sucht sich am Löwen zu rächen und kriecht ihm durch's Ohr in's Gehirn. Der Löwe hält das Unwohlsein, was ihn plötzlich befällt, für eine Strafe Gottes, weil er lange kein Gericht gehalten, und er läßt sofort einen Gerichtstag ansagen. Die Thiere erscheinen, außer Reinhart, gegen welchen Isegrim harte Klage erhebt, in welche bald viele andere Thiere einstimmen. Brun, der Bär, wird deshalb abgesandt, um Reinhart vorzuladen, kommt aber arg zugerichtet zurück, denn der Fuchs hat ihn bewogen, seinen

Kopf nach Honig in einen halb gespaltenen Baum zu stecken, dann den Keil herausgezogen und ihn so zu Schaden gebracht. Der König sendet darauf Dieprecht, den Kater; diesen läßt der Fuchs unter dem Vorwande, ihm zu einem reichen Mäusefang zu verhelfen, in die Wohnung eines Pfaffen kriechen an einer Stelle, wo eine Schlinge aufgehängt ist, in welche der Kater geräth. Zum dritten= und letztenmal durch Krimel den Dachs vorgeladen, erscheint Reinhart am Hofe, giebt sich für den Abgesandten eines berühmten Arztes aus, überreicht dem Könige Arzeneien und empfiehlt ihm ganz besonders als Mittel gegen sein Gehirnübel einen Hut von Katzenfell und eine Kleidung vom Pelze des Wolfes und Bären. Alle drei Thiere werden darauf geschunden, um dem Könige wieder zur Gesundheit zu verhelfen. Ferner verordnet Reinhart dem Löwen ein gekochtes Huhn und Speck vom Eber; — das Huhn wird geschlachtet, dem Schwein ein Stück aus dem Schenkel geschnitten. Dann soll der König einen Riemen von Hirschleder tragen, also muß auch der Hirsch sich bequemen, sich einen Streifen aus der Haut schneiden zu lassen. Endlich muß noch der Biber sein Fell hergeben. Darauf verlassen die meisten Thiere, ein ähnliches Schicksal befürchtend, den Hof. Indem nun Reinhart dem Löwen erwärmtes Katzenfell um den Kopf legt, kriecht die Ameise heraus, und jener ist genesen. Nachdem endlich Reinhart auch noch die übrigen am Hofe zurückgebliebenen Thiere angeführt hat, vergiftet er den König und macht sich davon.

In der Mitte des 13. Jahrh. dichtete ebenfalls nach französischen Mustern ein unbekannter Flamänder (Willem de Matoc?) mit vielem Geschick den Reinaert, den im 14. Jahrh. ein Anderer schwächer fortsetzte.

Diesen Reinaert bearbeitete zu Ende des 15. Jahrh. in niederdeutscher (plattdeutscher) Sprache ein unbekannter Dichter, und so entstand das bedeutendste, ja das einzige bedeutende Gedicht, welches die nächsten Jahrhunderte nach den

Hohenstaufen hervorgebracht haben: Reineke de Vos[1]). (S. unten.)

B. Die Kunstdichtung.

I. Epische.

Den höfisch gebildeten Kreisen sagten die Volksdichtungen nicht mehr zu; der Charakter derselben entsprach zu wenig den jetzigen Anschauungen und den feinern, großentheils erkünstelten Sitten; ihre Darstellung erschien zu einfach und trocken, ihre Form zu roh und ungelenk. Die ritterlichen Dichter sahen sich daher nach andern Stoffen um — denn an eine Umgestaltung der so bestimmt ausgeprägten deutschen Heldensage zu einem Abbilde der neuern Zeit war eben so wenig zu denken, als man schon eigne Erfindung kannte — und fanden diese hauptsächlich in französischen Dichtungen, deren Inhalt der in Frankreich heimischen Volkssage entnommen war, welche schon früh mit brittischen Sagen verschmolz, später durch Kreuzzüge und anderweitige Einflüsse von außen mit fremden, besonders dem Oriente entlehnten Elementen bereichert oder dadurch umgestaltet wurde. Andere Stoffe lieferte theils das ebenfalls meistens durch französische Bearbeitungen vermittelte, aber auch entstellte klassische Alterthum, theils boten sie die verschiedenen Gegenden Deutschlands angehörenden Einzelsagen, und endlich auch wohl lateinische Werke, besonders geistlichen Inhaltes.

Keineswegs sind die auf solche Weise entstandenen deutschen Gedichte als Uebersetzungen zu betrachten, sondern als

---

1) Einige alte Angaben nennen als Verfasser des Reineke Nicolaus Baumann in Lübeck, andere Heinrich v. Alkmar. Jac. Grimm hält H. v. Alkmar für den Verfasser eines holländischen Gedichtes und meint, gestützt auf Rollenhagen's Angabe in der Vorrede zum Froschmäuseler (1595), Baumann sei der Uebersetzer in's Niederdeutsche.

selbständige Bearbeitungen meistens unbedeutender roher Stoffe, denen erst Geist und Leben verliehen werden mußte.

Wie verschieden auch das Urtheil über die einzelnen Werke der höfischen Poesie ausfallen muß, so lassen sich doch charakteristische Eigenthümlichkeiten hervorheben, die mehr oder weniger alle an sich tragen.

Die Sprache wird immer gewandter, reicher und wohlklingender, der Vers immer künstlicher und mannigfaltiger, bis die poetische Form zu Anfange des 13. Jahrh. ihre größte Vollendung bekommt. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. ist die Sprache im Uebergange begriffen vom Althoch- zum Mittelhochdeutschen; im 13. Jahrh. hat der schwäbische Dialekt die Herrschaft erlangt, daß die höfischen Dichter sich nur dieser Sprache bedienen. — Den Mittelpunkt der epischen Dichtung bildet, mit nur wenig Ausnahmen, die Minne, welche einen Hauptzug der ganzen ritterlichen Sitte jener Zeit ausmachte; die Verherrlichung der Frauen aber, worauf jenes Wort hindeutet, war keineswegs immer etwas durchaus Wahres, mit der ganzen Bildung Zusammenhängendes, sondern erscheint oft als gemacht und erkünstelt, weshalb die Ritterepen nicht selten langweilig, innerlich unwahr und mitunter frivol werden. Auf eine kunstgemäße Komposition verstanden sich nur wenig Dichter; die Begebenheiten sind nur aneinander gereiht, hängen oft nur lose zusammen und sind — mitunter selbst bei den besten Dichtern — schlecht motivirt. Ihre Hauptgebrechen aber sind mit wenigen Ausnahmen Mangel an Kunst der objektiven Gestaltung, ein Hinausgehen über die Grenzen des Natürlichen und Wahrscheinlichen, daher Uebertreibungen, welche uns erstaunlich vorkommen, und eine oft ermüdende Breite in der Schilderung selbst untergeordneter Partien. Daher entweicht denn oft jeder feste Grund, und die Dichtung verliert sich in's Phantastische und Mystische und geht später immer mehr in Allegorie über, wodurch die wahre Poesie vernichtet wird.

In der Entwickelung der Kunstpoesie dieser Periode lassen sich wieder 3 Abschnitte unterscheiden. In dem

1. von 1150 bis etwa 1190 verfeinert sich die anfänglich noch ziemlich rohe poetische Form immer mehr, was hauptsächlich den Bemühungen Heinrich's v. Veldeke zuzuschreiben ist, den man daher wohl den Vater der mittelhochdeutschen Poesie nennt, zumal er der Erste war, welcher die Minne in das Epos einführte. Man strebt nach kunstmäßiger Anlage der Erzählung, farbenreicher Darstellung, lebendiger Schilderung, besonders des innern Lebens der handelnden Personen. Objektivität und Wahrheit ist mitunter größer als in spätern Dichtungen und zeugt von einem noch nicht ganz verdrängten volksthümlichen Elemente. Außer Heinrich von Veldeke (starb 1200) sind die vornehmsten Dichter dieser Zeit die Pfaffen Wernher, Konrad, Lamprecht, der Ritter Eilhart von Oberge, welche in den siebziger Jahren des 12. Jahrh. dichteten, und Andere.

2. In den Jahren von 1190—1230 erreichte die Kunst ihren Höhepunkt in Hartmann v. Aue, Wolfram v. Eschenbach, Gottfried von Straßburg, indem sie ihre Dichtung zum Ausdrucke einer in der Handlung sich offenbarenden Idee zu machen wissen. In Charakterschilderung, Lebendigkeit und Gewandtheit der Darstellung, wie in Eleganz der Form lassen sie alles bisher Geleistete weit hinter sich. In diese Zeit gehören noch, freilich als Dichter zweiten und dritten Ranges: Herbort v. Fritzlar, Ulrich v. Zetzighoven, Wirnt v. Gravenberg, Konrad Flecke, Bligger v. Steinach (dessen Dichtungen bis auf wenige Fragmente verloren gegangen sind).

3. Von 1230 bis gegen Ende des Jahrhunderts offenbart sich ein immer zunehmender Verfall der Kunst. Der leitende Gedanke verschwindet aus den Dichtungen, die Charakterzeichnung wird schwächer, Natur und Wahrheit finden immer weniger Berücksichtigung. Dazu wird die Darstellung breit und lang=

weilig; die Reflexion drängt sich immer mehr vor, selbst das Streben, Gelehrsamkeit zu zeigen, wird schon sichtbar, und die Allegorie gewinnt immer größern Raum. Zu den bekanntesten dieser spätern Dichter gehören: Rudolph v. Ems (oder Hohen-Ems), der bedeutendste Dichter dieses Abschnittes — der Stricker und Konrad von Würzburg.

Mochte das Sinken der Dichtkunst schon gegen die Mitte des 13. Jahrh. im Mangel an poetisch begabten Individuen begründet sein, so wirkten in der zweiten Hälfte desselben die Zeitverhältnisse entschieden ungünstig auf die Poesie und führten bald ihren gänzlichen Verfall herbei. Nach dem Untergange der Hohenstaufen verschwindet die äußere und innere Gemeinschaft der Glieder des deutschen Reiches immer mehr; während des Interregnums nehmen Gesetzlosigkeit und Faustrecht überhand; das Ritterthum, welchem die einst dasselbe durchdringende und veredelnde Idee entschwindet, artet aus, verfällt in Rohheit und Zügellosigkeit und wird durch seine Fehden gegen Standesgenossen und Bürger, ja selbst durch Räubereien, ein Schrecken jener Zeit. Mit Rudolph v. Habsburg's Thronbesteigung kehrte freilich wieder mehr Ordnung zurück, aber diese ging in den folgenden Kämpfen bald wieder verloren, und bei den rein praktischen Bestrebungen der deutschen Kaiser von Rudolph an, welche fast sämmtlich darauf hinausgingen, statt das deutsche Reich ihre Hausmacht zu mehren, konnte keine großartige Idee wieder wie ehemals Raum gewinnen.

Uebersehen lassen sich die epischen Erzeugnisse der höfischen Poesie am besten nach den darin behandelten Stoffen. Diese sind:

1) Die in Frankreich heimischen, oder dort aufgenommenen und mit Vorliebe bearbeiteten Sagen: erstere

a) die Sagen von Karl dem Großen; letztere

b) die Sagen vom König Arthus und der Tafelrunde und

c) vom heiligen Gral.

2) Antike Stoffe.

3) Historische Stoffe.

4) Geistliche Stoffe, Legenden rc.

5) Personensagen.

---

1) Aus Frankreich überkommene Sagen.

a) Sagenkreis von Karl dem Großen.

Karl's des Großen außerordentliche Erscheinung mußte sich in der Erinnerung der folgenden Jahrhunderte lebendig erhalten und dem dichtenden Volksgeiste reichliche Nahrung geben, welcher, mehr in Frankreich als in Deutschland, nach und nach des Kaisers Persönlichkeit und Thaten aus der Wirklichkeit in das Gebiet seiner Phantasie-Welt hinüber zog, wozu das Andenken theils an den Zug Karl's nach Spanien, theils an die Kämpfe Karl Martell's gegen die Mauren mitwirken mochte. Karl der Große erscheint in den ihn betreffenden Sagen als der gewaltige Schutzherr der Christenheit, der mit seinen treuen Genossen, die keine Todesfurcht kennen, gleich den biblischen Helden, nur für die Sache Gottes kämpft und die Heiden bekriegt, um dem christlichen Glauben den Sieg zu verschaffen.

Diese ursprünglich deutsche Sage, welche in vielen Liedern sich erhalten hatte, wurde im 12. Jahrh. in Frankreich zu größern epischen Gedichten gestaltet, und diese haben wieder deutschen Dichtern den Stoff geliefert. Hinsichtlich ihres Charakters stehen die hieraus entstandenen Epen zwischen den nationalen und höfischen; das moderne Ritterthum mit seiner Minne und sonstigen Verfeinerung ist noch nicht darin zu finden.

Das vornehmste Gedicht dieses Kreises ist:

Das Rolandslied, ein farbenreiches, an vielen Stellen echt poetisches, oft aber auch in ermüdende Breite sich verlierendes Gemälde, von einem Geistlichen, dem Pfaffen Konrad, welcher auf Veranlassung Heinrich's des Löwen zwischen 1173 und 77 das Gedicht nach einem französischen Werke verfaßte.

Kaiser Karl eröffnet, durch einen Engel dazu aufgefordert, den Krieg gegen die Heiden in Spanien und unterwirft sich ihr Reich. Da sendet der noch nicht besiegte König in Saragossa (Sarraganz) Marsilie Friedensboten, weil er, seinen Untergang fürchtend, sich zum Scheine unterwerfen will, bis die Gefahr vorüber ist. Karl, dem Könige nicht trauend, schickt Rolands Stiefvater Ganelon zu den Heiden, um die Wahrheit zu erforschen. Ganelon sinnt auf Verrath, theils um seiner gefahrvollen Lage bei den Feinden sich zu entziehen, theils um sich an Roland, den er haßt, zu rächen. Für eine große Summe Geldes verspricht er, das fränkische Heer in die Hände der Heiden zu liefern, und auf seine Veranlassung wird die von Roland geführte Nachhut im Thale Ronceval überfallen und nach der tapfersten Gegenwehr niedergemacht. Zuletzt ist Roland, auf den Tod verwundet, allein noch am Leben; da stößt er in sein weittönendes Horn; Karl hört den Ruf, kehrt mit seinem Heere zurück, findet aber den geliebten Roland schon todt. Nun entbrennt die Schlacht auf's neue, und die Heiden werden besiegt. Der Schluß des Gedichtes schildert den Schmerz der um die Gefallenen klagenden Freunde. Ganelon, der entflohen ist, wird eingeholt und leidet den Tod des Verräthers.

Eine andere, etwas spätere Behandlung desselben Stoffes von dem Stricker gegen die Mitte des 13. Jahrh. steht der obigen bei weitem nach.

Die Sage von Karl dem Großen hat noch eine andere, ältere Richtung, sie stellt ihn dar im Kampfe mit widerspenstigen Vasallen. Diese Sagengruppe wurde besonders in den Niederlanden bearbeitet, wie in den Gedichten von Malagis,

Reinold v. Montalban und Ogier v. Dänemark, von welchen im 15. Jahrh. Uebersetzungen in schlechtes Hochdeutsch gemacht wurden. Später im 16. Jahrh. ging der Stoff in das Volksbuch „von den vier Haimonskindern" über. Montauban ist der Mittelpunkt des Krieges, und Reinold, Haymon's Sohn, Roland, Olivier, Turpin und der Zauberer Merlin die hervortretendsten Gestalten.

Anreihen läßt sich hier auch das unvollendete Gedicht von Wolfram v. Eschenbach (s. unten), wenngleich es nur mittelbar an Karl den Großen sich anschließt,

Wilhelm (Willehalm) von Oranse. Es wurde zwischen 1215 und 20 nach einem französischen Werke gedichtet, welches Wolfram vom Landgrafen Hermann von Thüringen erhielt. Dem Stoffe nach nicht eben reich und ohne tiefere Idee, zeichnet es sich durch gewandte Darstellung und geschickte Komposition aus. Zu Grunde liegt Wolfram's Lieblingsthema, das geistliche Ritterthum.

Wilhelm, Markgraf von Oranse, hat Arabella, die Gemahlin des heidnischen Königs Tybalt, entführt und, nachdem sie getauft worden ist, geheirathet. Um die Schmach zu rächen, überziehen die Heiden mit zahllosen Scharen das südliche Frankreich und vernichten das christliche Heer bei Alischanz. Nur mit wenigen Rittern entkommt der Markgraf, findet Hülfe bei einem Könige, welcher ihm ein Heer übergiebt, und gewinnt einen Knappen von ungeheurer Stärke, Rennewart. Unterdessen hat das heidnische Heer Oranse, wo die Königin sich aufhält, erstürmt; bei Annäherung Wilhelm's zieht es sich zurück und wird in einer großen Schlacht, in der besonders Rennewart sich auszeichnet, geschlagen.

Später wurde das Gedicht von zwei andern Dichtern ohne Geschick fortgesetzt: Ulrich v. Turheim dichtete 1250 den Schluß „der starke Rennewart" und Ulrich v. Türlin etwas später den Anfang hinzu.

Nur äußerlich mit der Sage von Karl dem Großen hängt zusammen

Flore und Blanscheflur von Konrad Fleck, einem Dichter aus dem südwestlichen Deutschland, ca. 1230, nach einem französischen Originale abgefaßt. Der anziehende Stoff, die Liebe zweier Kinder, welche sich später unter den größten Gefahren treu bleiben, ist anmuthig dargestellt.

Flore, der Sohn des arabischen Königs Feinix in Spanien, wird mit Blanscheflur, der Tochter einer gefangenen Gräfin, erzogen. Die immer inniger werdende Liebe der Kinder zu einander wird vom Könige nicht gebilligt; er sendet daher den Sohn in die Fremde und verkauft bald darauf die Blanscheflur an morgenländische Sklavenhändler, welche sie in das Serail des Sultans von Babylon bringen. Der zurückkehrende Flore, den der Vater durch ein prachtvolles Grabmal glauben machen will, die Geliebte sei gestorben, erfährt von der Mutter, welche Mitleid mit seinem Schmerze hat, die Wahrheit. Sogleich reiset er ab und ruhet nicht, bis er der Blanscheflur Aufenthalt erforscht. Er gewinnt den Pförtner, wird durch diesen in einem Korbe voll Rosen zu ihr in's Zimmer gebracht und hält sich hier eine Zeitlang verborgen, um eine Gelegenheit zu ihrer Flucht abzuwarten. Allein der Sultan entdeckt ihn und will die Liebenden verbrennen lassen. Durch einen Zauberring hätte Einer von ihnen sich retten können, aber Jeder verschmäht es und will mit dem Andern sterben. Als nun der Sultan den Flore tödten will, drängt sich Blanscheflur vor ihn und sucht die Todesstreiche aufzufangen. Allgemeine Rührung bemächtigt sich bei diesem Schauspiele des versammelten Volkes und ergreift endlich auch den Sultan, daß er den Liebenden die Freiheit schenkt, welche nun, da Feinix gestorben, nach Spanien zurückkehren und sich vermählen. Sie wurden hundert Jahre alt und starben an einem Tage. Ihre Tochter ward die Mutter Karl's des Großen.

b) Sagen vom König Artus und der Tafelrunde.

Im Mittelpunkte dieser Sagen, welche in Wales und Bretagne ihren Ursprung genommen haben, steht König Artus von Wales, dessen Andenken des tapfern Widerstandes wegen, den er den Angelsachsen leistete, im Volke nicht verloren ging. Um ihn reihen sich die zwölf (oder funfzig) Helden der von seinem Vater Uter auf des Zauberers Merlin Rath zu Caridol in Cornwallis gestifteten Tafelrunde, welche sich als die tadellosesten Ritter bewährt haben mußten. Ihre Thaten und Abenteuer, Zweikämpfe, Liebesgeschichten, Zaubereien ꝛc. machen den Hauptinhalt dieses Sagenkreises aus, welcher im 12. Jahrh. mit Vorliebe von französischen Dichtern behandelt wurde, bald darauf in Deutschland bekannt ward und hier den höfischen Dichtern erwünschten Stoff bot, das romantische Ritterthum zur poetischen Anschauung zu bringen, wozu er am bequemsten erschien, da er geringen historischen Gehalt hatte, der Phantasie also freien Spielraum ließ. Aus demselben Grunde erklärt es sich, daß auch andere, ursprünglich der Artussage fremde Rittergeschichten mit dieser verbunden wurden, welche man später zum Theil wieder ausschied und selbständig behandelte, wie die von Tristan, Iwein, Lanzelot ꝛc. Besonders wurde die Artussage in Verbindung gebracht mit der ursprünglich ganz davon verschiedenen Gralsage, welche, wenigstens in deutschen Gedichten, immer im Zusammenhange mit jener erscheint.

Es ist zu beklagen, daß zwei der talentvollsten Dichter des Mittelalters, Hartmann v. Aue und Gottfried v. Straßburg, statt bedeutendere Stoffe zu wählen, sich gerade diesem Sagenkreise ganz oder am meisten zuwandten.

Hartmann von Aue, ein unbemittelter Ritter, wahrscheinlich Dienstmann des Klosters Reichenau; er konnte lesen und verstand selbst lateinisch und französisch. Gegen Ende des 12. Jahrh. war er auf einem Kreuzzuge im heiligen Lande und

starb vor 1220. Er ist einer der reinsten Dichter seiner Zeit, dem die sittliche Grundlage niemals fehlt. In seinem frühsten Werke „Erek und Enite“ weitschweifig und der Form noch nicht Meister, zeigt er in seinen spätern Dichtungen: der Legende vom „heiligen Gregorius auf dem Steine“, besonders im „Iwein“ und der poetischen Erzählung vom „armen Heinrich“ größere Vollendung; er weiß seinen Stoff künstlerisch zu beherrschen und schildert wahr und lebendig in einer leichten, schönen, nie überladenen Sprache. Mit Uebergehung des Erek ist hier nur hervorzuheben

Iwein (der Ritter mit dem Löwen), vor 1204.

Iwein, ein Ritter der Tafelrunde, erschlägt im Zweikampfe den Besitzer eines wunderbaren Brunnens im Walde Brezilian und vermählt sich mit dessen Gattin Laudine. Da König Artus mit seinem Gefolge den Brunnen besucht, verläßt Iwein, in welchem die Sucht nach Abenteuern wieder erwacht, mit seinem Freunde Gawain seine Gattin. Da er zur bestimmten Zeit nicht zurückkehrt, läßt diese ihm bittere Vorwürfe machen, worauf der Ritter, in dem Liebe und Reue mit aller Macht erwachen, wahnsinnig wird. Durch eine Wundersalbe geheilt, kehrt er, nachdem er viele Abenteuer bestanden, — z. B. von einem Drachen einen Löwen errettet, der von nun an ihm folgt — zu seiner Gattin zurück, mit welcher er sich wieder aussöhnt. Uebers. von Baudissin 1845.

(Gregorius und armer Heinrich s. unten.)

Gottfried von Straßburg[1]), wahrscheinlich, da er bürgerlichen Standes, nach seiner Vaterstadt so genannt, war vielseitig gebildet; er starb muthmaßlich zu Anfange des 13. Jahrhunderts.

Gottfried ist nächst Wolfram v. Eschenbach, dem er freilich

1) Gewöhnlich Meister Gottfried genannt, was auf bürgerliche Abkunft deutet, da die ritterlichen Dichter meistens mit Herr bezeichnet werden; jedoch kommt auch vor ihren Namen der Titel „Meister“ vor.

an Tiefe und Gedankenreichthum weit nachsteht, wohl der bedeutendste höfische Dichter. Obgleich er seinem (unvollendeten) Gedichte

Tristan und Isolt, 1210, keinen künstlerischen Organismus verlieh, — die Begebenheiten werden nur der Zeit nach hinter einander erzählt — so ist er doch durch andere Vorzüge, tiefe Kenntniß der menschlichen Leidenschaften und die Gabe der lebendigsten Darstellung, den meisten Dichtern überlegen. Er versteht, wie kein anderer, äußere Erscheinungen wie Seelenzustände mit hinreißender Lebendigkeit und großer Anmuth zu schildern, in einer Sprache, die leicht und durchsichtig, bilderreich und wohltönend ist. Das sinnliche Element aber tritt auf die frivolste Weise hervor, und sittliche Grundlage ist nicht zu finden.

Tristan wird, da sein väterliches Reich von einem feindlichen Könige erobert worden ist, von Rual, dem Marschall seines Vaters, in Verborgenheit erzogen und vielseitig unterwiesen. Den vierzehnjährigen Knaben entführen norwegische Kaufleute, welche, auf dem Meere durch Noth zur Reue getrieben, ihn an der Küste von Kurnewale aussetzen, wo Marke, sein Oheim, König ist. Dieser gewinnt ihn lieb, und als er nach einigen Jahren erfährt, daß Tristan sein Neffe ist, bestimmt er ihn zu seinem Nachfolger. Zum Manne herangewachsen, erobert Tristan sein Reich wieder, findet bei seiner Rückkehr den Oheim vom Iren Morolt hart bedrängt und erschlägt diesen im Zweikampfe. Selbst verwundet von seines Gegners vergiftetem Schwerte, wagt er es, unter fremdem Namen nach Irland zu gehen, wo ihm als Morolt's Mörder der Tod drohet, um sich von der zauberkundigen Königin Isolt heilen zu lassen. Er gewinnt sie durch seinen Gesang, sie heilt ihn, und er kehrt, nachdem er ihre schöne Tochter Isolt kennen gelernt hat, zu Marke zurück. Als dieser sich bald darauf zu verheirathen wünscht, macht Tristan ihn auf die irische Prinzessin aufmerksam

und geht wieder nach Irland, um die Werbung auszurichten. Hier hauset gerade ein furchtbarer Drache, und der König hat die Hand seiner Tochter dem verheißen, der das Ungeheuer erlegen würde. Tristan besteht glücklich das gefährliche Abenteuer, wirbt aber dennoch für seinen Oheim um Isolt's Hand; man sagt sie ihm zu, und Tristan soll sie sogleich nach Kurnewale bringen. Auf der See trinken sie einen von der Königin für Isolt und Marke bereiteten Zaubertrank, wodurch die junge Gattin dauernd an den ältern Mann gefesselt werden sollte, und entbrennen sogleich in heftiger Liebe zu einander. Nichtsdestoweniger wird Isolt Marke's Frau, setzt aber mit Tristan ihr Liebesverhältniß fort. Dem Könige, obgleich er lange getäuscht worden ist, bleibt das nicht verborgen, und er verbannt sie vom Hofe. Sie ziehen in eine Wildniß und leben eine Zeitlang sehr zufrieden in einer Höhle. Wieder zurückgerufen, setzen sie ihr Verhältniß fort, und als dies wieder entdeckt wird, flieht Tristan, besteht viel Abenteuer, kommt zum Herzog Jovelin und entbrennt in Liebe zu dessen Tochter Isolt Weißhand, mit der Aehnlichkeit des Namens sich entschuldigend. Bald aber erwacht die Reue über seine Treulosigkeit. Damit bricht das Gedicht ab, was später zwei Fortsetzungen bekam, eine recht geistlose von dem schon oben erwähnten Ulrich von Türheim um 1250, und eine bessere von Heinrich von Freiberg gegen 1300. — Bearbeitung von Immermann 1841. Uebertragung und Fortsetzung von Hermann Kurtz 1844.

Eine der bessern, wiewohl den vorigen weit untergeordneten Dichtungen dieses Kreises ist noch

Wigalois, ca. 1212, von Wirnt von Gravenberg, einem Ritter aus Franken, Theilnehmer des Kreuzzuges von 1228 unter Friedrich II. Er bildete sich nach Hartmann, ohne ihn zu erreichen, zeichnet sich aber durch Sittlichkeit seines Charakters aus. Jenes Gedicht verfaßte er nach einer mündlichen Erzählung.

Wigalois, der Sohn Gawain's und der Florie von Syrien,

welche der Gatte, von Sucht nach Abenteuern getrieben, verlassen hat, kommt, um den Vater zu suchen, an Artus Hof, findet hier Gawain, der den Rückweg zu den Seinigen nicht hat wiederfinden können, und beide treten, ohne sich zu kennen, in freundschaftliche Verhältnisse. Später zieht Wigalois weiter, besteht im Dienste der schönen Königin Larie wundersame Abenteuer, erschlägt einen Drachen und erlöset den büßenden, durch Feuerflammen gequälten Geist des Vaters der Larie, worauf er sich mit dieser vermählt und seinen Vater zu sich einladet, den er durch jenen kennen gelernt hat.

Andere ganz unbedeutende Gedichte dieses Kreises, wie „Lanzelot" von Ulrich v. Zazichoven und „Wigamur, der Ritter mit dem Adler", von einem Unbekannten können übergangen werden.

c) Sage vom heiligen Gral.

Vielleicht zuerst in Spanien aus der altheidnischen Idee von einem irdischen Paradiese, — welche mit den Mauren hierher gekommen sein mochte und, vom christlichen Volksgeiste erfaßt, zu einer christlichen Mythe ausgebildet wurde, — entsprungen, mit arabischen, byzantinischen und morgenländischen Stoffen verschmolzen und mit brittischen und französischen Sagen, insbesondere der Artussage, verbunden, gestaltete sich dieser Sagenkreis, auf dessen letzte Ausbildung die Idee der geistlichen Ritterorden, insbesondere der Templer, den entschiedensten Einfluß hatte, unter den Händen französischer (des Provençalen Kyot, 1150? und des Nordfranzosen Chretien de Troyes, gegen 1200) und deutscher Dichter zu phantastischen Dichtungen, welche zum Theil die glänzendsten und tiefsinnigsten sind, welche die höfische Poesie hervorgebracht. Mittelpunkt des Ganzen ist der wunderthätige, leibliches und ewiges Heil spendende heilige Gral [1]),

---

1) Einige Alterthumsforscher erklären Gral für ein celtisches Wort und

eine aus Jaspis, oder Diamant bestehende Schale, geweiht durch den Gebrauch des Heilandes bei dem letzten Mahle mit seinen Jüngern und durch sein Blut, welches Joseph von Arimathia bei der Kreuzigung darin auffing. Durch diesen kam das Heiligthum nach dem Abendlande; weil aber die Menschen zu sündhaft und daher desselben unwürdig waren, so entschwand es und ward von Engeln in der Luft schwebend gehalten. Später erscheint der Gral aufbewahrt auf einem für ihn von Titurel in Spanien auf dem Berge Montsalvatsch (mons salvatoris) erbauten Schlosse, welches mit aller Pracht ausgestattet ist, die eines Dichters Phantasie nur erdenken kann[1]). An jedem Charfreitage kommt eine weiße Taube vom Himmel geflogen und legt eine Hostie in die Schale, welcher dadurch ihre wunderthätige und heiligende Kraft erhalten wird. Die edelsten Ritter, Tempeleisen, sind im Dienste des Grals und vollführen seine Befehle, welche in einer auf ihm erscheinenden Schrift sich kundgeben. Die Würde eines Königs im Gral ist die höchste, welche auf Erden erreicht werden kann. — Jahrhunderte lang erfreute sich der Occident der Herrlichkeit und der Segnungen des Heiligthums; da ward es bei zunehmender Gottlosigkeit der Menschen mit Tempel und Schloß von Engeln entrückt und in das Land des priesterlichen Königs Johannes, welches man in Indien vermuthete, getragen.

Die deutsche Auffassung der Sage rührt her von dem bedeutendsten höfischen Dichter, von

Wolfram v. Eschenbach, einem unbegüterten Ritter aus der Nähe von Ansbach, welcher viele Jahre am Hofe des kunstliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen sich auf-

---

meinen, man habe aus san gréal, später sang rêal (sanguis realis oder regalis) gemacht, Andere meinen, das Wort Gral sei aus sang réal entstanden.

1) Beschreibung des Grals im jüngern Titurel von Albrecht von Scharfenberg.

hielt; das Leben hatte ihn gebildet; lesen und schreiben konnte er nicht; er starb um 1228. Den Stoff entlehnte er vom Provençalen Kyot, behandelte ihn aber mit freier schöpferischer Kraft. Das geistliche Ritterthum in seiner idealen Bedeutung, das Sehnen und Ringen des Menschen nach dem geahneten Ewigen darzustellen, war seine Aufgabe, welche er mit bedeutender poetischer Kraft zu lösen suchte, ohne seine Ideen immer zu klarer Anschauung bringen zu können. Ein geheimnißvoller, mystischer Charakter, wovon Manches in dem Institute der Tempelherren seine Begründung haben mochte, zieht sich durch die ganze Dichtung hin, und indem der Dichter jede Erscheinung in ihrer geistigen Bedeutung aufzufassen sucht, wird die Darstellung allegorisch, jedoch nicht in dem Maße, daß der epische Charakter und die Individualität der handelnden Personen dadurch beeinträchtigt würden.

Die vornehmste Dichtung Wolfram's, welche die Gralsage behandelt, ist der

Parzival (Percival) 1204. Man hat das Gedicht ein psychologisches Epos genannt, denn die innere Entwickelung des Parzival, der nach langem Ringen, durch viele Kämpfe und tiefe Schmerzen geläutert, aus Irrthum, Zweifel und Fehl hervorgeht und der höchsten Glückseligkeit im Grale würdig wird, ist der Hauptinhalt. Um ihn, den tiefsten Charakter, den die romantische Poesie des Mittelalters geschaffen hat, entwickelt sich eine Menge der farbenreichsten Bilder von wundersamen Abenteuern, die dem Gedichte einen großen Umfang geben, deren Beziehung zum Hauptinhalte aber nicht immer deutlich hervortritt. Im Mittelpunkte des Ganzen leuchtet die Herrlichkeit des Grales, das Ziel des Strebens der geistlichen Ritterschaft; im Hintergrunde erscheint König Artus Hof, der Sitz des weltlichen Ritterthums, aus welchem besonders Gawain als Repräsentant hervortritt.

Die Idee, welche dem Dichter des Parzival vorschwebte,

mag etwa folgende sein: Der Held des Epos repräsentirt den Menschen in seinen schwankenden Bestrebungen, sein höchstes Ziel zu erreichen. Es lockt ihn die irdische Welt mit ihren Reizen, er stürmt ihr entgegen, und mit stolzer Kraft ringt er ihr ihre Güter ab. Diese befriedigen ihn nicht, es erwacht die Sehnsucht nach dem unbekannten, aber geahneten höhern Glücke. Auf dieses geht jetzt sein Sinnen und Trachten; doch das Ziel, dem er sich schon nahe glaubte, entschwindet seinen Blicken, denn ihm fehlen Demuth und Liebe, die allein zu ihm emporführen. Jetzt wird er irre, er zerfällt mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt; dem Zweifel dahin gegeben, scheint er zu erliegen. Da wird er hingewiesen auf die in Christi Menschwerdung sich verklärende Liebe Gottes und auf die Nothwendigkeit, durch Demuth derselben sich zu versichern. Er geht in sich, bereut sein verkehrtes Treiben, wird demüthigen Sinnes, hoffet wieder, ringt auf's neue und wird endlich, geläutert und bewährt, des höchsten Heils theilhaftig.

Parzival, der Sohn Gamuret's von Anjou, wird, nachdem sein Vater im Morgenlande gefallen, von seiner Mutter Herzeloyde, Titurel's Enkelin, die ihn, als ihr einziges Glück, über Alles liebt, in tiefster Einsamkeit erzogen, damit er Nichts von der Welt und Ritterschaft erfahre und nicht auf ähnliche Weise, wie ihr Gatte, ihr entrissen werde. Allein durch drei verirrte Ritter, welche der Knabe im Walde trifft, wird die schon längst in ihm erwachte unbestimmte Sehnsucht zum unwiderstehlichsten Drange, in die Welt hinauszuziehen. In einer Narrenjacke, welche die Mutter ihm angethan, damit er, lächerlich geworden und verhöhnt, bald zurückkehre, geht er von dannen, läßt sich durch Nichts irren und besteht bald eine Reihe von Abenteuern, in denen er die ihm angebornen Rittertugenden beurkundet. Nach und nach völlig bekannt geworden mit der Weise des Ritterthums und vom greisen Gurnemanz in höfischer Sitte unterrichtet, und berühmt durch tapfere Thaten, erwirbt er die schöne

Conduiramur zur Gattin und mit ihr ein Königreich. Indessen bald treibt ihn sein rastloser Sinn wieder fort; er gelangt — ohne es zu wissen — nach Montsalvatsch, wird gastlich empfangen, sieht die Herrlichkeit des Grales und die unsäglichen Leiden des verwundeten Königs Anfortas, unterläßt aber zu fragen nach dem Allen, da er doch Nichts davon versteht. Als er am andern Tage von dannen zieht, wird er von einem Knappen unfreundlich entlassen und gescholten, daß er die Frage unterlassen. Nachdem er von der Sigune, welche er in ihrer Klause trifft, wo sie den Tod ihres Geliebten betrauert, den Zusammenhang von dem Allen erfahren, wie er durch Unterlassung der Frage das höchste Glück, König im Gral zu werden, wozu er bestimmt gewesen, verscherzt habe; nachdem er bald darauf vor der Tafelrunde von der wundersamen Abgesandten des Grales, Cundrie la sorcière wegen seines Versäumnisses bitter gescholten: wird er trübsinnig, zerfällt mit Gott und schweift irr und wüst umher. In Zweifel verloren und ohne Thatkraft tritt er im Gedichte jetzt ganz zurück, und in den Vordergrund wird dafür einstweilen gehoben das weltliche Ritterthum und besonders Gawain's Thaten, unter diesen die Befreiung der auf dem Castel Merveil vom Zauberer Klinschor gefangen gehaltenen Jungfrauen. — Indessen trifft Parzival an einem Charfreitage auf einen alten Ritter, welcher ihn, der schon lange nicht mehr nach Gott gefragt, an den Tod Christi erinnert und zur Demuth ermahnt. Vom Einsiedler Trevrizent (Anfortas' Bruder, Parzival's Oheim) darauf gründlich über seinen innern Zustand und Gottes Treue belehrt, sehnt er sich in Demuth nach der Versöhnung mit Gott. Nachdem er geläutert von Irrthum und Sünde, wird ihm die Kunde, daß der Gral ihn zum Könige ernannt. Er sieht seine Gattin mit seinen beiden Söhnen wieder, kommt nach Montsalvatsch, findet König Anfortas geheilt und wird mit Freuden als König begrüßt. Kurz zuvor hat er seinen aus dem Morgenlande gekommenen Halbbruder Feirefiz angetroffen,

aber erst nach einem hartnäckigen Kampfe erkannt. Dieser wird jetzt getauft und mit der Repanse de joie, der schönsten der jungfräulichen Pflegerinnen des Grals, welche die Auszeichnung genoß, das Heiligthum tragen zu dürfen, vermählt. Parzival's Sohn Lohengrin (Loherangrin) wird als Nachfolger im Königthum des Grals bezeichnet.

Uebers. von San-Marte, 1841: Wolfram von Eschenbach's Leben und Dichten. — Parzival und Titurel, übers. und erläutert von Karl Simrock, 1842.

Der Parzival ist von vielen Kritikern als eine der vorzüglichsten Dichtungen nicht allein des Mittelalters, sondern der ganzen deutschen Literatur gepriesen worden. Man hat die Grundideen der Hegel'schen Philosophie darin finden wollen; man hat ihn als Ideal der Entwicklungsgeschichte des Menschen mit Goethe's Faust in Parallele gebracht und Wolfram als einen der ersten Dichter aller Zeiten dargestellt. Großes poetisches Talent, Tiefe des Geistes und Innigkeit des Gemüthes sind ihm nicht abzusprechen; er besitzt eine Fülle der Phantasie, Kenntniß des menschlichen Herzens, hat Sinn für das Große und Erhabene, wie für das Zarte und schön Menschliche, und das Alles ist getragen durch innige Frömmigkeit und sittlichen Ernst. Das Gedicht ist sowohl hinsichtlich seiner großartigen Idee, als einzelner höchst gelungenen Partien bedeutend; die Menge der darin vorgeführten Personen treten uns als ausgeprägte Individualitäten entgegen, obgleich sie, im Gegensatze zu denen im Volksepos, mehr durch Darlegung ihrer Gedanken und Reden als ihrer Handlungen geschildert sind. Bei aller Begabung des Dichters ist aber nicht zu erwarten, daß er sich von den allgemeinen Gebrechen und Mängeln der höfischen Poesie frei erhalten habe. Die Erzählung ist außerordentlich gedehnt und die Schilderung selbst in Nebenpartien von ermüdender Breite; wir treffen öfter auf wunderliche Erscheinungen, Bilder und Gleichnisse; die Motivirung ist mitunter schwach,

wodurch die Handlung zuweilen den Anschein der Willkürlichkeit und des Launenhaften bekommt. Die Idee des Gedichtes tritt nach ihrem ganzen Wesen nicht klar hervor; Manches ist dunkel und mystisch, und ein Ringen des Dichters mit der Sprache nicht selten sichtbar. In der Kunst der organischen Gestaltung steht der Dichter selbst andern nach, denn das Gedicht ist nur eine mit der Zeit fortschreitende Biographie, und die beiden Partien, das geistliche Ritterthum durch Parzival und das weltliche durch Gawain repräsentirt, sind nicht gehörig vermittelt.

Von dem zweiten auf die Gralsage sich beziehenden Gedichte Wolfram's, dem

Titurel, 1220?, liegen nur zwei Bruchstücke vor, welche von der Liebe des Tschionatulander und der Sigune handeln, und von der fortgeschrittenen Kunst des Dichters, Charaktere zu zeichnen und zarte Gemüthszustände zu schildern, Zeugniß geben.

Ein späterer Dichter nahm die Gralsage wieder auf und verfaßte nach derselben Quelle, aus welcher Wolfram v. Eschenbach schöpfte, indem er diesem nachzuahmen suchte, den sogenannten

jüngern Titurel, ein Gedicht, welches freilich ohne poetischen Werth, aber nicht ohne Interesse ist, weil es die eigentliche Gralsage am vollständigsten behandelt.

Titurel, Enkel eines aus Asien nach Gallien gekommenen Königs und einer Schwester des römischen Vespasian, wird seiner ausgezeichneten Rittertugenden wegen von Gott zum Hüter des Grales berufen, welchem er auf dem Berge Montsalvatsch in Spanien, wohin Engel das Heiligthum bringen, Tempel und Palast erbaut. Nun schildert der Dichter die Herrlichkeit und Wunder des mysteriösen Grals, das von der Welt entfernte Leben der ihm Dienenden, erzählt dann die Geschichte der Familie des Königs Anfortas, die Leiden, welche dieser wegen seines Un-

gehorsams gegen den Gral duldet, und seine Erlösung. Nach ihm wird Parzival König, der das Heiligthum, weil die Christen im Abendlande durch ihre Sündhaftigkeit sich seines Besitzes unwürdig gemacht haben, nach Indien bringen muß, wohin auch Tempel und Palast entrückt werden. Eingeflochten und weit ausgeführt sind die Schicksale mehrer zu Titurel's Familie gehörenden Personen; mit besonderer Vorliebe aber ist behandelt die Geschichte Tschionatulander's und seiner Geliebten Sigune, sein früher Tod und ihre Trauer und Klage.

Eine Fortsetzung der Gralsage, oder vielmehr eine andere Sage, welche an eine Hauptperson jener angeknüpft wurde, haben wir im

Lohengrin, von einem Unbekannten zu Ende des 13. Jahrh. verfaßt. Der Stoff ist in der Kürze schon im Parzival enthalten, indem am Schlusse von Parzival's Sohn und Nachfolger Lohengrin erzählt wird. Der nicht bedeutende Dichter verbindet darin auf wunderliche Weise das Märchenhafte mit bekanntem Historischen.

An den Wartburgkrieg anknüpfend, läßt der Verfasser den Wolfram von Eschenbach erzählen, daß Lohengrin vom Gral der Gräfin Else von Brabant zu Hülfe geschickt wird und sich mit ihr vermählt. Zugleich verbietet er ihr, — was den Rittern des Grals zur Pflicht gemacht ist — je nach seinem Namen und seiner Herkunft zu fragen. Dann zieht er mit Kaiser Heinrich I. gegen die Ungarn und verrichtet die tapfersten Thaten. Nach seiner Rückkehr fragt seine Gattin nach seiner Herkunft; er giebt sich ihr kund, muß aber sogleich sie verlassen, worauf sie vor Gram stirbt. Angehängt ist noch eine nüchterne Geschichte der sächsischen Kaiser bis auf Heinrich II.

In viel einfacherer Weise ist derselbe Stoff behandelt im Schwanenritter von Konrad von Würzburg (s. unten).

Wolfram und Gottfried sind die hervorragendsten Dichter des Mittelalters, beide aber, wie es aus dem Vorigen erhellt,

in ihren Richtungen die entschiedensten Gegensätze; denn während Wolfram die Sehnsucht und das Ringen der menschlichen Seele nach dem Ewigen darstellt, schildert Gottfried die dem Genusse ohne Rückhalt sich hingebende sinnliche Natur; seine Dichtung ist daher eine einschmeichelnde Darstellung des Lebensgenusses und scheint eine absichtliche Verhöhnung der Wolfram'schen Richtung zu sein. Beide fanden Nachahmer, am meisten Gottfried, dessen leichtfertige Eleganz bei der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts überhand nehmenden Frivolität vorzüglich ansprach, während man in einer spätern dem Mystischen zugewandten und im Allegorischen sich gern ergehenden Zeit von Wolfram sich angezogen fühlte. Die Nachahmer bleiben aber meistens weit hinter ihren Vorbildern zurück, deren Eigenthümlichkeiten, von ihnen übertrieben, zu Verkehrtheiten wurden.

2) Antike Stoffe.

Nachdem das poetische Leben in Deutschland wieder rege geworden, wurden bald auch die Sagen und Geschichten des griechischen und römischen Alterthums beliebt und blieben lange Gegenstand der poetischen Behandlung. Besonders gilt dies vom trojanischen Kriege, von Aeneas und Alexander von Macedonien. Da man aber die Kunde davon nicht aus den echten Quellen (Homer, Virgil[1]) und griechischen Geschichtschreibern), sondern aus mittelalterlichen lateinischen Werken oder deren französischen Uebersetzungen und Bearbeitungen schöpfte, so ist in den antike

1) Homer, zwischen 1000 und 900 vor Chr., der traditionelle Dichter der Ilias und Odyssee, der für alle Zeiten frischen unversiegbaren Quellen der Poesie.

Publius Virgilius Maro, einer der bedeutendsten römischen Dichter, Zeitgenosse August's, Verfasser des Aeneis, eines dem Homer nachgebildeten Epos, der Georgica, eines Lehrgedichtes über den Landbau, und einiger Eklogen oder Idyllen, in welchen der griechische Dichter Theokrit aus Syrakus 280 v. Chr. ihm Vorbild war.

Stoffe behandelnden deutschen Gedichten die Sage oft verändert und die Geschichte in's Märchenhafte gezogen. Fremdartiger noch und zum Theil travestiemäßig erscheinen sie uns hinsichtlich ihrer Form; denn die antike Objektivität hat der ausgedehntesten Subjektivität weichen müssen: die griechischen und römischen Helden sind ganz und gar wie höfische Ritter geschildert, das ganze Kostüm der Vorzeit ist in ein modernes verwandelt, und es haben diese Heldengedichte nach antikem Stoffe kein anderes Kolorit als die eigentlichen Ritterepen.

Die erheblichsten Gedichte unter vielen dieser Art sind:

Alexander, zwischen 1170 und 80, von einem Geistlichen, Lamprecht, nach einem französischen Buche abgefaßt, welches wenig historische Züge, aber reichen Stoff aus jener Märchenwelt enthielt, mit welcher orientalische Sage den macedonischen König längst umgeben hatte, und während der Kreuzzüge abendländische Dichter ihn noch ferner umgaben. Trägt dies Gedicht gleich in Sprache und Versbau die Unvollkommenheiten der Uebergangsperiode an sich, so zeichnet es sich an vielen Stellen aus durch Kürze, Lebendigkeit und Großartigkeit der Schilderung, welche an das Volksepos erinnern, durch Lieblichkeit in Darstellung der Märchenwelt und durch Bedeutsamkeit der zu Grunde liegenden Idee.

Nachdem das Gedicht eingeleitet ist durch die Geschichte der Jugend Alexander's, erzählt es dessen Feldzüge gegen die Perser und schildert umständlich und mit großer Lebhaftigkeit die Schlachten. Nach Unterwerfung des persischen Reiches und Besiegung des indischen Königs Porus zieht er weiter, um das Ende der Welt zu erreichen. Von Sehnsucht nach der Heimat ergriffen, schreibt er Briefe an seine Mutter und seinen Lehrer Aristoteles, in welchen er seine wunderbaren Erlebnisse erzählt, was dem Dichter Veranlassung giebt, die lieblichsten Märchenscenen zu entfalten, z. B. vom Wunderwalde, wo aus den sich erschließenden Blumen liebliche Mägdlein zu Tausenden hervor-

gehen, welche mit den Vögeln im Wettstreit den süßesten Gesang erheben, im Herbste aber mit den Blumen wieder dahinsterben. Zuletzt kommt Alexander an's Paradies und will es erstürmen, muß aber umkehren und erhält in einem wunderbaren Steine, dessen Bedeutung ihn später in Griechenland ein alter Jude lehrt, die Weisung, daß dem Sterblichen vor Allem Demuth noth sei. Der König kehrt zur Heimat zurück, läßt Habsucht und Ehrgeiz fahren und regiert mild und weise bis an seinen Tod[1]). Uebers. von Weismann 1850.

Der Eneit (Aeneide), vor 1186, von Heinrich v. Veldeke, einem Ritter aus der Gegend des Niederrheins, der sich lange am Clever Hofe aufhielt und sich später nach Thüringen übersiedelte; er starb noch vor Ablauf des Jahrhunderts. Sein Gedicht, nach einem französischen Buche ausgearbeitet, bildet einen starken Gegensatz zum Alexanderliede; denn während dort hauptsächlich Thaten dargestellt werden, tritt hier die Gemüthswelt in den Vordergrund. Indem es das erste Epos ist, was die Minne zum Mittelpunkte macht und regelrechten Versbau zeigt, kann es als Anfang der Rittergedichte angesehen werden.

Zuerst verfolgt das Gedicht in trockner Darstellung den Gang der Erzählung in der Aeneide, verweilt dann besonders bei der Liebe der Lavinia, der Tochter des Königs Latinus, zu Aeneas. Der Werth der Dichtung liegt nur in der Schilderung dieser Liebe, welche in dem Charakter der ritterlichen Zeit gehalten und ausgemalt ist, wobei Gespräche über die Minne zwischen der Lavinia und deren Mutter eingeflochten sind, welche von spätern Dichtern vielfach ausgebeutet wurden.

---

1) In einer zweiten vom Gedichte vorhandenen Redaktion hat es einen andern weit unpassendern Schluß: Alexander vergißt später die empfangenen weisen Lehren, wird übermüthig und stirbt durch Gift.

Der trojanische Krieg, ca. 1280, von Konrad v. Würzburg (s. unten) läßt schon deutlich in Inhalt und Ausführung den beginnenden Verfall der Poesie erkennen. Das Gedicht, ebenfalls französischen Werken nachgebildet, ist von unerträglicher Breite ohne hervorragende interessante Partien. Alle Sagen, welche sich anknüpfen ließen, z. B. der Argonautenzug, der Raub der Hesione u. dgl., sind hineingezogen, wodurch die Dichtung zu einem Umfange von 60,000 Verszeilen angewachsen ist. Wunderlich nimmt es sich aus, wenn in der Darstellung des Krieges Deutsche, Russen, Portugiesen 2c. auf der Seite der Griechen kämpfen, und Muhamedaner Bundesgenossen der Trojaner sind.

3) Historische Stoffe.

Als durch die Kreuzzüge den Abendländern und insbesondere den Deutschen die ersten Fernsichten eröffnet wurden, und ihnen Kunde kam von weitabliegenden geschichtlichen Personen und Begebenheiten und Beziehungen der Völker zu einander, so darf es nicht Wunder nehmen, daß, bei der Dunkelheit und Verworrenheit, welche noch in historischen und geographischen Vorstellungen herrschte, die fernsten Dinge im Volksbewußtsein und der entstehenden historischen Sage an einander gerückt, die verschiedensten mit einander vermischt, und das Wahre mit Abenteuerlichem und Wunderbarem ausgeschmückt wurde. In diesem Charakter aber sagte die Sage der Poesie am meisten zu, welche sich ihrer sofort bemächtigte. So entstanden die poetischen Weltchroniken und Specialchroniken, von denen die ersteren in ihrem Inhalte bunt und wunderlich genug aussehen, indem sie auf die verworrenste Weise die historischen Dinge durch einander werfen und mit Legenden und Märchen mischen, während sie an Poesie zum Theil reich sind. Als in späterer Zeit die historischen Begriffe sich deutlicher und wahrer gestalteten, wurden diese Dichtungen, welche bis ins 15. Jahrhundert fortdauern, geschichtlich treuer,

verloren aber gewöhnlich in demselben Grade an poetischem Gehalt. Die Verfasser dieser Reimchroniken sind meistens Geistliche, welche den Stoff größtentheils aus lateinischen Werken, auch wohl aus ältern Gedichten schöpften.

Als Beispiele mögen hier erwähnt werden:

Die Kaiserchronik,

vielleicht schon bald nach 1160 entstanden, von einem unbekannten Geistlichen, eine Geschichte der römischen und deutschen Kaiser bis auf Lothar herab. Das Urtheil über den Charakter dieser Dichtungsart gilt im höchsten Maße von diesem Werke, was aus einigen Beispielen einleuchten wird. Nach Nero regiert Tarquinius; — unter Commodus erscheint Alarich; — der Kaiser Gallien ist ein großer Arzt; — Papst Leo ist ein Bruder des Kaisers Karl; — Attila und Friedrich I. leben zu gleicher Zeit. Eingefügt sind Thiermärchen, die Legende von der heil. Crescentia u. dgl.

Das Annolied,

nach der gewöhnlichen Annahme 1183 (Andere setzen es früher), ein Lobgesang auf den heilig gesprochenen Hanno, Erzbischof von Köln, der 1075 starb. Der Verfasser, sicher ein Geistlicher, ist unbekannt. Das Gedicht hat wahrhaft poetische, oft großartige Partien; die gedrungene, rasche und lebendige Darstellung ist echt volksmäßig. Es hat Aehnlichkeit mit dem vorigen Gedichte, welches ihm an poetischem Werthe weit nachsteht, sogar einige Stellen mit ihm gemein, was vielleicht auf eine ältere Quelle, welche bei beiden Dichtungen benutzt wurde, hinweiset.

Der Dichter beginnt mit der Geschichte der Schöpfung und des Sündenfalls, welcher ihn auf die Erlösung führt. Er spricht dann von der Ausbreitung des Christenthums und der Einführung desselben bei den Franken durch heilige Männer, deren besonders Köln sich zu rühmen hat. Ein solcher ist auch Hanno. Die Erwähnung der Stadt leitet auf die Geschichte der Entstehung der Burgen und Städte, auf Ninus und Semiramis,

die Erbauer von Ninive und Babylon, auf den babylonischen Thurmbau, die Chaldäer, Daniels Weissagungen von den vier Weltreichen, deren letztes das römische. Dann folgt die Geschichte Cäsars, welche vielfach entstellt ist. Nach Cäsar regierte Augustus; unter ihm ward Agrippa nach Franken geschickt und erbaute Agrippina oder Colonia. Zu Augustus Zeit ward Christus geboren. Petrus, welcher in Rom das Evangelium verkündete, sandte drei heilige Männer zu den Franken, um sie zu bekehren; einer von ihnen, Maternus, predigte zu Köln und ward hier der erste Bischof. Von da an waren 33 Bischöfe bis auf Hanno. Nun folgt erst der Hauptinhalt des Gedichtes, die Schilderung der vorzüglichen Eigenschaften des Erzbischofes, seiner Leiden und Thaten und die Erzählung von den Wundern, die seine Heiligkeit bezeugten. Uebers. von Goldmann 1816.

4) Geistliche Stoffe, Legenden.

Die poetische Behandlung biblischer Stoffe, womit sich die Geistlichen der vorigen Zeit befaßt hatten, dauert auch in dieser Periode fort; von der Mitte des 12. Jahrhunderts an aber schwindet die Objektivität, wie sie z. B. im Heliand herrscht, und die Erzählung der Geschichte, welche jetzt häufig, da das Wunderbare am meisten anzog, den apokryphischen Evangelien entnommen wurde, ward häufig mit didaktischen Elementen, Moralpredigten u. dgl. versetzt. Auch Legenden mischte man ein, und bald wurden diese der wesentlichste Inhalt der geistlichen Dichtung.

Die Legenden bilden gewissermaßen den Gegensatz zu den Ritterdichtungen; denn bezeichnen diese den auf irdische Herrlichkeit gerichteten Sinn, oder lassen doch, wie die Wolfram'sche Schule, ihre nach dem Höhern ringenden Helden im weltlichen Treiben sich bewegen und irdischen und himmlischen Glanz in einander fließen: so haben die Legenden in der ausschließ-

lichen Richtung auf das Himmlische ihre Quelle, in der Frömmigkeit jener Zeit, die um so größer zu sein glaubte, nicht je mehr sie das Irdische durchdrang, sondern je mehr sie sich vom Weltlichen fernhielt und demselben sich entgegenstellte, die mehr im Dulden, als im Handeln sich offenbaren zu können meinte. Den Mittelpunkt dieser Legenden bilden nicht nur die biblischen Personen, sondern noch vielmehr die christlichen Märtyrer und Heiligen, deren Anzahl sich immer vergrößert hatte, vor allen aber die Jungfrau Maria. Wie auf die den Deutschen eigenthümliche Verehrung des weiblichen Geschlechtes das den wenigen Zügen der evangelischen Geschichte entnommene Ideal der Weiblichkeit der Maria Einfluß gehabt und zur Gestaltung der „Minne" beigetragen hatte: so wandte sich diese wieder auf das Heilige zurück, ward veredelt zur himmlischen Minne und schuf den Marienkultus, welcher sich durch jene geistlichen Dichtungen hinzieht und in vielen der bald erwachenden lyrischen Gesänge sich ausspricht, in welchen die Dichter die Jungfrau als weibliches Ideal und als wunderthätige Gottheit, oder doch als die Mächtigste aller Heiligen schildern. Zu ersterem verschmähte man die lieblichen Züge nicht, womit das germanische Heidenthum seine Göttinnen geschmückt hatte.

Aber nicht blos Geistliche, sondern auch höfische Dichter befaßten sich mit Heiligengeschichten, letztere selbst zuweilen mit besonderm Glücke. Durch Innigkeit der Empfindung, welche verräth, daß die Verfasser ganz von ihrem Gegenstande erfüllt waren, durch einfache kindliche, mitunter auch wieder schwunghafte Darstellung zeichnen sich einige dieser Dichtungen aus. Die meisten aber leiden in hohem Maße an den Gebrechen, von welchen sich die Kunstpoesie jener Zeit nur selten frei erhielt, an ermüdender Breite, Uebertreibung und Unnatur, ohne daß der sonstige Inhalt dafür entschädigte. Mitunter gefallen sich die Legendendichter in einer Ausmalung des Schrecklichen, welche über alle Grenzen des Schönen hinausgeht.

Aus der großen Menge dieser Dichtungen können hier nur einige der interessantesten hervorgehoben werden.

Leben der Jungfrau Maria, 1173,

von Wernher, einem Mönche zu Tegernsee in Baiern, nach einem lateinischen Originale, enthält die Lebensgeschichte der Jungfrau Maria bis zu der Rückkehr aus Aegypten in gemüthlicher, herzlicher, nur häufig zu breiter Darstellung.

Barlaam und Josaphat, zwischen 1220—30,

von Rudolph von Ems, unweit des Bodensees. Er war Dienstmann des Grafen von Montfort, blühte von 1220—1254, in welchem Jahre er in Italien starb, wohin er wohl im Gefolge Konrad's IV. gezogen war. Von den Dichtern zweiten Ranges ist er einer der bedeutendsten; ohne große poetische Kraft, aber von innigem Gemüth und sittlich reinem Sinn hat er anziehende sinnige Gemälde frommer, nach innen gekehrter Charaktere geschaffen in einer gebildeten, poetischen, aber nirgend überladenen Sprache, welche mitunter an Gottfried von Straßburg erinnert. Von seinen Gedichten sind uns die frühern unbekannt geblieben; von den erhaltenen ist das werthvollste die Erzählung vom „guten Gerhard" (s. unten). Er verfaßte auch ein Rittergedicht: „Wilhelm von Orlens", einen „Alexander" und eine „Weltchronik".

Die Legende vom Barlaam enthält eine Bekehrungsgeschichte im ascetischen Sinne, der viele biblische Lehren und allegorische Darstellungen eingewebt sind.

Der Sohn des dem Christenthum feindlichen Königs von Indien Avenier, Josaphat, sehnt sich nach besserer Erkenntniß, als seine heidnischen Meister ihm zu geben wissen. Da kommt auf göttlichen Befehl der Einsiedler Barlaam zu ihm, verkündet ihm das Evangelium, und Josaphat wendet sich mit aller Innigkeit dem Christenthume zu. Später wird auch der lange widerstrebende König durch den Sohn bekehrt. Endlich verläßt

Josaphat sein Reich, sucht den Barlaam auf und beschließt sein Leben als Einsiedler.

Das Gedicht ist von Rudolph nach einem lateinischen bearbeitet, welches wieder Uebersetzung eines griechischen Originales war. Es enthält viele Parabeln, zum Theil orientalischen Ursprungs, welche von spätern, selbst noch von neuern Dichtern wieder benutzt worden sind, z. B.: von den kostbaren Kästchen, welche Todtengebein, und den hölzernen, welche Wohlgerüche und Edelsteine enthalten; — von dem Manne, welcher, von einem wüthenden Thiere verfolgt, in einen Brunnen springt, wo er, nur an einem Strauche sich haltend, unter sich den aufgesperrten Rachen eines Drachen sieht, während Mäuse den Strauch benagen; — von Almosen und Gebet als den treusten Freunden des Menschen, welche durch den Tod bis vor den Richter ihn begleiten; — von der wüsten Insel, welche der ein Jahr regierende König wirthlich einrichten läßt, damit er dort wohne, wenn er sein Reich verlassen muß ꝛc.

Der heilige Alexius,

nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, von Konrad von Würzburg, einem wandernden Sänger bürgerlichen Standes, vermuthlich nach Würzburg, als seiner Vaterstadt, genannt. Am meisten scheint er in Straßburg, der oberrheinischen Gegend und Basel, wo er 1287 starb, gelebt zu haben. Konrad ist einer der fruchtbarsten Dichter dieser Periode, der bei seinen Zeitgenossen sehr beliebt war; aber seine Werke verrathen schon das Verblühen der höfischen Kunst und bezeichnen den Uebergang zur bürgerlichen und gelehrten Dichtung. Sprache und Vers weiß er auf das geschickteste zu handhaben, und in seiner Darstellung erkennt man, daß er nach den besten Mustern sich gebildet. Aber an poetischer Tiefe und Kraft gebricht es ihm, er nimmt daher oft zu allegorischer Auffassung seine Zuflucht, mischt gern theologische Gelehrsamkeit ein und ist häufig sehr weitschweifig und dadurch langweilig. Am besten gelingt ihm die Behandlung kleiner

Stoffe; er hat einige ansprechende Legenden und anmuthige Erzählungen verfaßt. Seine bekanntesten Dichtungen sind die Legenden „der heilige Alexius“ — „Silvester“, die Erzählungen „der Schwanritter“ — Engelhart und Engeltrut“ — „Kaiser Otto“ — „das Herze“, einige Fabeln und das didaktisch-allegorische Gedicht „der Welt Lohn“, der schon erwähnte „trojanische Krieg“ und das Loblied auf die Jungfrau Maria „die goldene Schmiede“ (s. unten).

Der heilige Alexius hat eine lateinische Quelle und soll das der Welt entsagende, Gott ganz sich ergebende Leben verherrlichen.

Alexius, der Sohn eines vornehmen Römers, erinnert sich im Glanze der Feierlichkeiten seiner Hochzeit der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Er giebt der Braut den Ring zurück und wandert arm von dannen, um sein Leben Gott zu weihen und in Dürftigkeit und Elend seine Tage hinzubringen. Er geht nach Pisa, lebt nur von Almosen, zieht nach Jerusalem und kehrt nach vielen Jahren nach Rom zurück. Im Hause seines Vaters als unbekannter Bettler aufgenommen, den Hohn der Dienerschaft duldend und täglich Zeuge der Sehnsucht seiner Braut und seiner Eltern nach ihm, bleibt er seinem Gelübde treu, bis er nach nicht gar langer Zeit durch den Tod erlöset wird. Als er stirbt, thun Wunder seine Heiligkeit kund, und aus einer Papierrolle mit seiner Lebensgeschichte, welche des Todten Hand nur der Braut überläßt, erfährt man, wer er gewesen.

Zu den besseren Legenden-Dichtungen gehören noch: „die Kindheit Jesu“ von Konrad von Fußesbrunn, 1180—90, eine einfach dargestellte, ansprechende Erzählung. „Der heilige Georg“ von Reinbot von Dorn, einem Ritter am Hofe des Herzogs Otto des Erlauchten von Baiern, gegen Mitte des 13. Jahrh. Er verschwendet sein nicht unbedeutendes Talent an Ausmalung der widerwärtigsten Marterscenen. „Ma-

rienleben" vom Bruder Philipp, einem Karthäuser-Mönche, nach der Mitte des 13. Jahrh., einfach und innig gehalten. „Die heilige Martina", 1293, von Hugo v. Langenstein, einem Ritter des deutschen Ordens, voll Moral und Allegorie. ꝛc.

5) Personen- oder Einzelsagen.

Poetische Erzählungen.

Sie bezeichnen die noch übrigen poetischen Prodûktionen, von welchen es eine große Menge giebt. Diese unterscheiden sich nicht durchgehend — wie es der Name „poetische Erzählung" andeuten könnte — durch ihre Form von den vorigen Dichtungen, denn viele haben die Ausführlichkeit und den Umfang des Epos; aber sie stehen nicht, wie jene, zu den großen Sagenkreisen, und daher auch nicht unter einander in Beziehung. Ihrem Inhalte nach sind sie sehr verschieden, bald ernst, bald scherzhaft. Die ernsten Erzählungen behandeln vorzüglich wunderbare Begebenheiten, in deren Mittelpunkte meistens ritterliche Personen stehen, streifen auch zuweilen an das Gebiet der Legende hinan; die heiteren schildern gewöhnlich das niedere Treiben der untergeordneten Stände, besonders der Bauern, und diese gehen nicht selten über die Grenzen des Humoristischen oder Schalkhaften hinaus und werden ausgelassen und roh. Zu Grunde liegen diesen Dichtungen theils lateinische und französische Bücher, theils heimische Sagen, welche oft an historische Personen geknüpft und mit Märchen des Abend- und Morgenlandes ausgeschmückt wurden. Die schwankartigen Dichtungen mögen wohl meistens aus volksthümlichen Geschichten hervorgegangen sein.

Herzog Ernst, Ende des 12. Jahrh.

Der unbekannte Verfasser, wahrscheinlich ein Geistlicher, dichtete nach einem lateinischen Originale im letzten Viertel des 12. Jahrh.; sein Gedicht ist aber nur in einigen Bruchstücken

erhalten; wir besitzen dafür eine spätere Bearbeitung aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Das Gedicht lehnt sich an Historisches, das freilich entstellt ist, an und nimmt darauf Gelegenheit, die durch die Kreuzfahrer in Europa bekannt gewordene orientalische Märchenwelt zu entfalten. Es ist sehr beliebt geworden und hat sich lange erhalten.

Herzog Ernst, Stiefsohn Kaiser Konrads des Saliers, welchen die Sage mit Otto I. verwechselt, wird von diesem, weil er den verleumderischen Pfalzgrafen Heinrich erschlagen hat, verbannt und zieht mit seinem Freunde Wezel ins Morgenland. Vom Sturm verschlagen, gelangen die Reisenden zu einer prächtigen Burg, in welcher sie kein lebendes Wesen, aber Alles, was das Leben bequem und angenehm machen kann, aufs reichlichste und kostbarste vorfinden und sich zu Gute kommen lassen. Nach einigen Tagen aber kehren die Bewohner, ein wunderliches, prachtvoll gekleidetes Kranichvolk, mit einer geraubten indischen Prinzessin zurück. Die Ritter wollen die Gefangene befreien, es entbrennt ein heftiger Kampf, auf beiden Seiten fallen Viele; als aber die Schnabelleute zuletzt den Kürzern ziehen, erstechen sie die Jungfrau. Die Ritter gehen wieder zur See und gerathen an den Magnetberg im Lebermeere; die Schiffe fallen auseinander, und die Genossen des Herzogs kommen größtentheils auf den wüsten Klippen vor Hunger um; die Uebrigen retten sich endlich, indem sie, in Seehundsfelle eingenäht, von Greifen sich übers Meer tragen lassen. Nach neuen Abenteuern kommen sie zu den einäugigen Arimaspen und stehen ihnen bei im Kampfe gegen die Plattfüßler, welche über Sümpfe zu laufen vermögen und bei schlechtem Wetter sich mit ihren Füßen bedecken, ferner gegen ein Volk mit so langen Ohren, daß sie sich in dieselben hineinwickeln können, und gegen Riesen, denen die Deutschen nur bis ans Knie reichen. Nachdem jeder Kampf glücklich bestanden, kommt Ernst nach Jerusalem, verrichtet mit den Tempelrittern große Thaten in Vertheidigung des heil. Grabes, kehrt endlich,

von seiner Mutter zurückgerufen, nach Deutschland heim und wird mit dem Kaiser versöhnt. Uebers. v. Rixner.

Der arme Heinrich, 1190—1200,

von Hartmann v. Aue hat sich seines tief sittlichen und frommen Inhaltes und seiner ergreifenden Darstellung wegen ebenfalls unter dem Volke lange lebendig erhalten. Das Gedicht schildert auf der einen Seite die Kraft der sich ganz hingebenden Liebe eines reinen Gemüthes und auf der andern den Segen der Demuth, welche die Selbstsucht überwindet.

Ein reicher Ritter leidet am Aussatz, den die Aerzte für unheilbar erklären, wenn nicht eine unschuldige Jungfrau ihr Leben für ihn opfere. Er giebt daher alle Hoffnung auf und zieht sich auf einen einsamen Meierhof zurück. Der zwölfjährigen Tochter des Landmannes geht das Leiden des gequälten Herrn zu Herzen; sie hört, wie er gerettet werden könne, und beschließt, für ihn zu sterben. Keine Bitten der Eltern, keine Vorstellungen des Ritters, selbst nicht die Warnungen des Arztes in Salerno, welcher ihr in den furchtbarsten Zurüstungen das Schreckliche ihres Todes vor die Augen rückt, vermögen ihren Willen zu erschüttern. Schon ist das Messer angesetzt, da wird durch so viel Liebe Heinrichs Selbstsucht gebrochen, und er beschließt, das Opfer nicht anzunehmen, sondern sein Leiden als Gottes Schickung zu ertragen. Er kehrt mit dem tief betrübten Mädchen zu deren Eltern zurück, und bald nachdem er sich gedemüthiget, befreit ihn Gott von seiner Krankheit. Das Mädchen wird später seine Gattin.

Uebers. von Simrock 1830 — Bearbeitung in kürzerer Form v. Chamisso unter dessen Gedichten.

Der gute Gerhard, ca. 1220—25,

von Rudolph von Ems, breite, aber künstlerisch gestaltete Erzählung einer anziehenden Sage, welche wahrscheinlich in lateinischer Bearbeitung vorlag.

Kaiser Otto der Rothe (Otto I.), ein weiser und gerechter Fürst, läßt sich durch seine Gemahlin bestimmen, seinen Reichthum zu frommen Zwecken zu verwenden, und stiftet das Erzbisthum Magdeburg. Da er sich aber seiner guten Thaten überhebt und selbst im Gebete sich derselben rühmt, verkündet ihm eine Stimme in der Kirche, seine Werke, aus Eitelkeit entsprungen, könnten Gott nicht wohlgefallen; er solle den guten Gerhard in Köln sich zum Vorbild nehmen und von ihm lernen, wie man Gutes thun müsse. Der Kaiser geht nach Köln und befragt Gerhard, warum man ihn den Guten nenne. Nachdem dieser vergebens auszuweichen gesucht, erzählt er folgende Geschichte. Als Gerhard einst auf einer Handelsreise in ein heidnisches Land kam, fand er hier gefangene Ritter aus England und eine norwegische Prinzessin, die Verlobte des englischen Königs Wilhelm, welcher zur See gegangen und verschwunden war. Gerhard kaufte mit seinem reichen Handelsgut die Gefangenen aus der Sklaverei los, nahm die Prinzessin mit nach Köln und stand, nachdem alle Hoffnung, den König wiederzufinden, aufgegeben war, im Begriff, sie mit seinem Sohne zu vermählen, als plötzlich Wilhelm als armer Pilger erscheint. Sogleich bestimmt Gerhard seinen Sohn, zu entsagen, bringt den König mit der Braut nach England, schlägt den reichsten Lohn aus, kehrt in die Heimat zurück und lebt ferner als einfacher Kaufmann. — Nachdem der Kaiser dies gehört, erkennt er, daß alles Gute ohne Demuth keinen Werth habe, und kehrt reuig nach Magdeburg zurück.

Uebers. von Simrock 1847. —

Als Beispiel von den Dichtungen, welche, im Gegensatze zu den bisherigen, den Stoff aus dem wirklichen Leben nahmen, möge noch genannt werden

Meier Helmbrecht, 1240,

von Wernher, dem Gartenäre, wahrscheinlich einem wandernden östreichischen Dichter, eine frische lebendige Erzählung,

welche Charaktere und Situationen scharf auffaßt und anschaulich schildert.

Eines wohlhabenden Bauern Sohn, Helmbrecht, unlustig zur Arbeit und lüstern nach dem üppigen Leben der höfischen Leute, verläßt trotz der Abmahnungen des Vaters die Heimat und findet Unterkommen bei einem Raubritter, in dessen Dienste er sich raubend und plündernd umhertreibt. Nach längerer Zeit kehrt er mit einigen Genossen einmal wieder beim Vater ein, die gewonnene neue Bildung zur Schau tragend, fremde Sprachen radebrechend und allerlei Unsitte sich rühmend. Der Vater preiset dagegen die bessern Gewohnheiten und unschuldigen Vergnügungen früherer Zeiten. Der Sohn will das nicht gelten lassen, und als der Vater ihm nachdrücklicher zuredet, droht er, auch dessen Besitzthum künftig nicht zu verschonen. Darauf zieht er wieder fort, nachdem er die einfältige Schwester beredet hat, die Frau eines seiner Spießgesellen zu werden. Während aber die Hochzeit gefeiert wird, werden die Räuber aufgehoben und gehenkt, nur Helmbrecht entkommt, freilich geblendet, in seine Heimat, wo ihn der Vater nicht aufnehmen will und nach Welschland weiset, die Bauern aber der Beschädigungen, welche sie früher von ihm erlitten, gedenkend, ihn aufhängen.

Kaiser Otto mit dem Barte, nach Mitte des 13. Jahrh., eine der besten Erzählungen Konrad's von Würzburg (s. oben), welche, obgleich sie einer lateinischen Quelle folgt, eine einheimische Sage behandelt. Die Charakterzeichnung ist höchst gelungen, und die Darstellung voll Leben.

Der Truchseß des Kaisers Otto hat einen dem Ritter Heinrich von Kempten anvertrauten Edelknaben wegen geringer Ursache arg mißhandelt und wird von dem darüber aufgebrachten Ritter erschlagen. Der erzürnte Kaiser schwört bei seinem Barte, daß der Mörder sterben solle. Der rasch entschlossene Ritter ergreift den Kaiser beim Barte, wirft ihn nieder und droht, ihn zu tödten, wenn er nicht den Schwur zurücknehme. Der Kaiser

ist genöthigt nachzugeben, verbannt ihn aber aus seiner Nähe; lasse er sich wieder vor ihm blicken, so müsse er sterben. Viele Jahre später müssen die Vasallen des Kaisers ihm in einen Krieg nach Italien folgen, unter ihnen auch Heinrich von Kempten. Einst wird der Kaiser von überlegenen Feinden angefallen, als Heinrich in der Nähe badet. Nackt springt er aus dem Bade dem Kaiser zu Hülfe und rettet ihn, worauf dieser sich mit ihm versöhnt.

Der Pfaffe Amis, Mitte des 13. Jahrh., von einem fahrenden östreichischen Sänger, der gegen die Mitte des 13. Jahrh. lebte. Sein eigentlicher Name ist nicht bekannt geworden, er wird nur der Stricker (Strickaere d. i. Dichter, vielleicht Strichaere, der Umherschweifende, Wandernde) genannt. Er war ein sehr fruchtbarer Dichter, der nicht den besten an die Seite zu stellen ist, aber leicht und angenehm, oft mit glücklichem Humor zu erzählen weiß. Seine Bedeutung liegt daher nicht in seinen Rittergedichten, welche nicht von Belang sind: „Daniel v. Blumenthal" und eine Umdichtung des „Rolandsliedes", sondern in seinen kleinern Erzählungen, welche bald komischer, bald ernsthafter Natur sind und ins Gebiet theils der Schwänke, theils der Fabeln gehören. Vielfach benutzte er ausländische Quellen, dichtete aber auch selbständig nach den im Volke umgehenden Geschichten und Anekdoten. Sein Hauptwerk ist der Pfaffe Amis, eine Sammlung von Schwänken, oder aus der schalkhaften Laune des Volkes, vielleicht verschiedener Länder und Zeiten, hervorgegangenen Erzählungen, welche, indem sie einen durchtriebenen betrügerischen Geistlichen zum gemeinsamen Mittelpunkte haben, zu einer Einheit verbunden sind. Der Pfaffe Amis ist eine der vielen bis auf Till Eulenspiegel herabgehenden Figuren, welche als unerschöpfliche Witzbolde, als Muster der Schlauheit und Verschlagenheit zu Trägern unzähliger komischen Streiche und launigen Spitzbübereien, bei welchen die Einfältigen arg geprellt

werden, gemacht worden sind. Eine erbte von der andern, und so finden sich beim Eulenspiegel noch Streiche, welche schon von Amis erzählt werden. Charakteristisch ist in dem Gedichte die feindselige Haltung gegen die Geistlichkeit, besonders gegen die höhere.

Der Pfaffe Amis hat eine reiche Pfründe und läßt viel aufgehen, doch nicht allein für sich, er ist auch freigebig. Dadurch erweckt er den Neid des Bischofs, der ihm gern etwas anhaben möchte, um ihn verdrängen zu können. Er legt ihm daher eine Reihe verfänglicher Fragen vor, von deren Beantwortung abhängen soll, ob der Pfaffe sein Amt behalte. Dieser weiß jedoch überall Antworten zu geben, gegen welche der Bischof Nichts einwenden kann. Z. B. Wie viel Wasser ist im Meere? Ein Fuder. Haltet die Gewässer, welche hineinfließen, auf, so will ich's messen. — Wie viel Tage sind seit Adam verflossen? Sieben; wenn die um sind, kommen wieder sieben. — Was ist die Mitte der Welt? Meine Kirche. Laßt uns nachmessen; wenn ich unrecht geantwortet habe, sollt ihr mir sie nehmen. — Wie weit ist der Himmel von der Erde? So weit eines Mannes Rufen schallt. Steigt hinauf, um euch zu überzeugen. — Nun soll er einen Esel lesen lehren. Er fordert dazu dreißig Jahre Zeit, kauft einen Esel und nimmt ihn in die Lehre. Er legt ihm ein Buch vor, zwischen dessen Blätter er Hafer gestreut hat, und das Thier, das Futter sucht, bemüht sich, die Blätter umzuschlagen. Der Bischof will bald darauf die Fortschritte des Zöglings erkunden. Dieser zeigt seine Kunst im Blattumschlagen, und als er nun, diesmal Nichts findend, sein Geschrei anhebt, so macht der Pfaff den Bischof aufmerksam, wie der Esel freilich noch im Abc sei, daß er aber das A schon könne, was er so laut ausspreche, um es desto besser zu behalten. — Der Pfaffe hat indessen sein Gut verschwendet und geht in die Welt, durch lose Streiche sich Unterhalt zu verschaffen. In Paris z. B. giebt er sich beim Könige für einen Maler aus und verspricht, für dreihundert Mark einen Saal mit Bildern auszumalen. Er malt

Nichts und giebt vor, die Gemälde seien fertig, aber nur für ehelich Geborene sichtbar. — In einem Krankenhause macht er alle Sieche gesund, indem er erklärt, der Kränkste müsse sterben, damit durch dessen Blut die Uebrigen gesund würden. — Eine Edelfrau, welche ihn für einen heiligen Mann hält, hat ihm ein Stück Leinewand geschenkt. Als der Ritter das erfährt, jagt er dem Pfaffen nach, um ihm das Geschenk wieder abzunehmen. Dieser sieht ihn dahersprengen, erräth die Absicht und steckt schnell brennenden Zunder in die Leinewand, welche, als der Mann damit fortreitet, zu brennen anfängt. Darin das göttliche Strafgericht erkennend, weil er einen frommen Mann beschädigt, kehrt der Ritter zum Pfaffen zurück, bittet ihn um Vergebung, nimmt ihn mit sich und entschädigt ihn aufs reichlichste. — Einen Diamantenhändler betrügt er um sein Gut, bringt ihn zu einem Arzte und giebt ihn dort für seinen wahnsinnigen Vater aus, der stets sein Gut von ihm fordere u. s. w. — Nachdem der Pfaffe auf solche Weise dreißig Jahre lang betrogen und in Lust und Freuden gelebt hat, bekehrt er sich, geht in ein Kloster und wird, als der Abt stirbt, zu dessen Nachfolger erwählt.

Endlich können an dieser Stelle noch zwei in einigem Zusammenhange stehende Gedichte erwähnt werden

Salman und Morolt und Salomon und Morolf, von denen das erstere schon aus der Mitte des 12. Jahrhunderts herstammt und im 14. Jahrh. neu bearbeitet wurde, das andere aber, aus dem 13. Jahrh. stammend, nur in einer Umdichtung aus dem 15. Jahrhundert auf uns gekommen ist. Sie haben in historischer Hinsicht Interesse; ihr poetischer Werth ist nicht groß.

Salman und Morolt behandelt eine deutsche Sage, welche schon früh mit orientalischen Elementen vermischt wurde.

Pharao zieht gegen Jerusalem, um Salmans schöne Ge-

mahlin Salome zu rauben. Er wird besiegt; die Königin soll ihn bewachen, läßt ihn aber entfliehen und folgt ihm nach. Morolt, Salmans Bruder, sucht sie wieder auf, findet sie und führt sie nach vielen glücklich bestandenen Abenteuern wieder zurück. Nach einigen Jahren läßt sie sich aufs neue entführen. Morolt weiß sie wieder aufzufinden, bringt sie heim, tödtet sie aber dann, damit sie nicht noch einmal Unruhe und Unheil anstifte.

Salomon und Morolf, aus einem lateinischen Werke hervorgegangen, schildert zu Anfange die Häßlichkeit des Bauern Morolf und dessen Weibes. Beide kommen an des Königs Hof, und Salomo beginnt mit dem Bauern ein gnomisches Wechselgespräch, in welchem dieser der hochtrabenden Weisheit des Königs derben, oft schmutzigen Volkswitz entgegenstellt. Nach Erzählung mancher komischen meistens unflätigen Streiche Morolfs folgt die Entführungsgeschichte, welche wohl später erst hinzugefügt ist. Uebers. v. Simrock 1839.

Der Stoff war übrigens sehr beliebt, und wir treffen ihn in dem spätern Volksbuche „Salomon und Markolf" wieder.

II. Lyrische Kunstdichtung.

Mag auch die epische Poesie die ursprüngliche gewesen sein, so war doch gewiß die Entstehung der lyrischen nicht weit davon entfernt; wie das Selbstbewußtsein klarer sich gestaltete, suchte man auch Empfindung und Gedanken zu poetischer Erscheinung zu bringen. Von unserer ältesten Lyrik wissen wir Nichts, denn da sie nur mündlich übertragen wurde, mußten ihre Erzeugnisse, die so viel unbedeutender und subjektiver waren, als die epischen Gedichte, im Laufe der Zeit verloren gehen. Selbst aus dieser Periode, in welcher es doch gewiß, wie sich aus dem Reichthum der epischen Poesie analogisch schließen läßt, eine reiche Volkslyrik gab, ist uns sehr wenig davon geblieben. Aus dem Volks-

liede entwickelte sich jetzt die höfische Liederpoesie, oder, wie man sie nach ihrem Hauptinhalte nennt, der Minnegesang.[1])

a) Das eigentliche Minnelied.

Daß der Glanz der neuen mit den Kreuzzügen und den Hohenstaufen aufgehenden Zeit, die verfeinerte ritterliche Sitte es hervorrief, bedarf nach dem oben Entwickelten keines weiteren Nachweises. Die Poesie sucht vor Allem das wirkliche Leben ideal zu gestalten; das Leben war hauptsächlich vom Ritterthum ausgefüllt; des modernen Ritterthums vornehmstes Element war der Frauendienst, die Minne; wie diese schon in den Ritterepen der wesentlichste Inhalt war, so suchte sie ganz natürlich ihren Ausdruck auch in dem Liede, dessen ausschließliches Thema sie ward. Daß der deutsche Minnegesang seine erste Anregung von der Dichtung der provençalischen Troubadours empfing, ist wahrscheinlich; keineswegs aber darf das deutsche Liebeslied als Nachahmung des französischen betrachtet werden; nur die Form wurde aufgenommen, den Inhalt bildete der deutsche Geist selbstständig, was aus einer Vergleichung beider deutlich hervorgeht. Der provençalische Gesang strömt über von glühender Leidenschaft, der deutsche athmet Zartheit und Milde. Denn die deutsche Minne in ihrer edelsten Gestalt ist die zarte, schüchterne, reine Liebe zu der Auserwählten des Herzens, welcher der Liebende all sein Thun und Treiben widmet, für die er kämpft in Turnier und Schlacht, der er die Siegeszeichen zu Füßen legt,

1) Volkslied und Kunstlied verhalten sich ähnlich zu einander, wie Volksepos und Kunstepos. Das Volkslied ist objektiv, d. h. Ausdruck der Empfindungen und Gedanken, welche das Volk durchdringen, daher allgemein verständlich und ansprechend. Das Kunstlied offenbart individuellere Gefühle und Ideen und kann nur da Anklang finden, wo ähnliche Gemüthsstimmung oder Geistesbildung ist, wo man entweder dieselben Gefühle und Ideen kennt und theilt, oder doch leicht sich hineinversetzen kann. Die Form des Volksliedes ist einfach, des Kunstliedes meistens künstlicher.

deren Huld ihn beseligt, an die er mit Sehnsucht und Freude denkt in Gefahr und Tod. Aber keineswegs ist die Minne bei allen Dichtern eine so ideale; Affektation, Phantasterei, ja Fadheit und Albernheit, selbst Sinnlichkeit und Roheit bergen sich oftmals unter ihrem Namen. Und nicht blos richtet sich dies nach dem ganzen Charakter der Zeit; auch in der Periode der eigentlichen Blüte der Minnepoesie klagen die bessern Dichter über den Mißbrauch, besonders über Unwahrheit des Minneliedes. Daraus läßt sich denn begreifen, daß der Charakter dieser Poesie gar verschieden sein muß. Die bessern Minnelieder, meistens aus dem Ende des 12. und Anfange des 13. Jahrh. sind oft die lieblichsten Klänge, zart und innig, bald ernst und wehmüthig, bald einen leichten fröhlichen Ton anschlagend. Liebe und Naturfreude in inniger Verschmelzung ist ihr beständiges Thema. Da also der Kreis, in dem sie sich bewegen, sehr eng, und der Quell, aus dem sie flossen, nicht Leidenschaft, sondern ein kindlicher milder Sinn, dem die Darstellung individueller Situationen, welche reiche Mannigfaltigkeit hervorgerufen hätte, fremd war: so ist die ganze Minnepoesie trotz des großen Reichthums ihrer Erzeugnisse doch sehr einförmig und monoton. Einige Abwechselung bieten die verschiedenen Darstellungsformen, die dramatisch gehaltenen W ä c h t e r l i e d e r, worin der Wächter die Liebenden vor feindseliger Ueberraschung warnt, — die W e c h s e l l i e d e r zwischen den Liebenden, — die B o t e n l i e d e r, in welchen die Liebesboten ihre Aufträge singen, — die R e i e n u n d T e n z e, welche bei Festen im Freien gesungen wurden u. s. w.

Einige der vornehmsten eigentlichen Minnesänger sind: Dietmar v. Aist, v. Kürenberg, Heinr. v. Veldeke, Fr. v. Hausen, Hartmann v. Aue, Reinmar der Alte, Walther v. d. Vogelweide, Wolfram v. Eschenbach, Christian v. Hamle, Gottfried v. Nifen, Ulrich v. Liechtenstein.

Obgleich diese Gattung, der eigentliche Minnegesang, am

meisten vertreten ist und daher der ganzen Lyrik dieser Zeit den Namen gegeben hat, so giebt es doch auch Lieder anderen Inhaltes. Von diesen schließen sich hier zunächst, also

b) diejenigen an, welche den Gegensatz zu jenen weichen, zarten Weisen bilden und diese vielleicht verspotten sollen, indem sie an bäurische Scenen anknüpfen, die Ausgelassenheit und den Muthwillen der Landleute bei ihren Schmausereien, Tänzen und Prügeleien auf derbe und komische Weise schildern. Sie waren nicht fürs Volk, sondern für höfische Kreise gedichtet, weshalb man sie höfische Dorfpoesie genannt hat: Nithart, der Tannhäuser, Joh. Hadlaub.

c) Da die Minne auch auf das Himmlische gerichtet wurde, so finden sich zahlreiche Gedichte, welche die Jungfrau Maria besingen, oder sich in das Mysterium der Dreieinigkeit versenken, oder auch christliche Feste, Scenen aus der Leidensgeschichte Christi, Kreuzzüge u. dgl. feiern. Zum Theil sind diese religiösen Lieder [1]) inniger Ausdruck wahrer Begeisterung; später verirren sie sich in spielende Allegorien oder verlieren sich ins Ueberschwengliche und Mystische: Heinrich v. Rugge, Hartmann v. d. Aue, Walther v. d. Vogelweide, Gottfried v. Straßburg, Reinmar v. Zweter, Konrad v. Würzburg.

d) Ferner finden sich Lieder, welche an Fürsten und Herren gerichtet sind und Lob und Tadel aussprechen. Unangenehm berührt es, daß Lob und Tadel sich häufig, zumal in den Zeiten des Verfalls, auf das persönliche Verhältniß der Dichter zu den Fürsten beziehen, je nachdem sie von diesen mit „Milde" (Freigebigkeit), oder mit „Unmilde" (Kargheit) behandelt wurden. — Edler und von größerer Bedeutung sind die Klagelieder auf den Tod ausgezeichneter Männer, ferner die verhältnißmäßig

1) Man nannte sie Leisen, ein Ausdruck, welcher aus dem Kyrie eleison der Litanei entstanden.

freilich nicht zahlreichen Lieder, welche gegen die Uebergriffe des Pabstes und der Kirche, gegen Ausartung des Adels und der Geistlichkeit gerichtet sind, also die ersten politischen Gedichte: Spervogel, Reinmar der Alte, Walther v. d. Vogelweide, Reinmar v. Zweter.

e) Endlich sind noch hierher zu rechnen die ernster Lebensbetrachtung zugewandten gnomischen (spruchartigen) Dichtungen, welche die Gebrechen der Zeit bald ernst, bald satirisch rügen, Ehrenhaftigkeit und Tugend predigen und viel echte Lebensweisheit enthalten. Auch in diesen Dichtungen nahm später die Allegorie überhand: Spervogel, der Meißner.

Die beiden metrischen Hauptformen der lyrischen Poesie waren das Lied und der Leich. Lied (liet) hieß ursprünglich eine Strophe, dann auch das ganze aus mehren Strophen bestehende Gedicht, wofür später der Name Bar gebräuchlich ward. Jedes liet besteht eigentlich aus drei Gliedern, deren zwei — Stolle und Gegenstolle oder Aufgesang — symmetrisch gebaut und gereimt waren, während das dritte — der Abgesang — sein besonderes Maß und eignen Reim hatte. Diesen einfachen Grundsatz wußte man auf die mannigfaltigste Weise zu variiren, und so entstand der bewundernswürdige Reichthum von Versformen oder Tönen, für welche man später die sonderbarsten Namen erfand. — Der Leich, aus dem lateinischen Kirchenliede entstanden und ursprünglich nur religiösen Inhalts, hat keinen durch ein bestimmtes Gesetz bedingten Strophenbau, dessen Mannigfaltigkeit durch die im Gedichte ausgedrückten Gedanken und Empfindungen bedingt wird, so daß der Dichter dasselbe Maß wiederholt, so wie der Inhalt ähnlich wiederkehrt. Später ward diese Form auch bei andern Gedichten, vorzüglich den „Reien“ und „Tenzen“ gebraucht.

Rasch entwickelt sich in dieser Periode die Technik der lyrischen Poesie. Von den einfachen Volksweisen ausgehend, offenbaren die Lieder bald ungemeinen Wohlklang der Sprache

und außerordentliche Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Versbaues. In späterer Zeit, besonders als der Inhalt der Lieder immer unbedeutender wurde, artete die Künstlichkeit der Form in Künstelei aus und führte zu tändelndem Wortgeklingel.

Was schon oben über Stand und Verhältniß der Dichter zu ihren Zeitgenossen und über die Art, wie sie ihre Schöpfungen mittheilten, gesagt worden ist, gilt auch von den Lyrikern; aber gelesen oder recitirt wurden die Minnelieder nie, sondern nur gesungen und mit Musik begleitet, gewöhnlich der Geige oder Cither. Bei weitem die meisten der Minnesänger gehören dem ritterlichen Stande an; selbst mehrere Fürsten, wie Kaiser Heinrich VI., Konradin, Markgraf Otto v. Brandenburg, König Wenzeslaus von Böhmen u. s. w. werden unter ihnen genannt.

Daß die Dichter, welche die Kunst nach ihren Gesetzen und Regeln inne hatten, unter sich und mit ihren Schülern oftmals in künstlerischem Verkehr standen, läßt sich leicht denken, und dies führte denn, besonders an Höfen, wo kunstliebende Fürsten die Dichter begünstigten, zu poetischen Vereinen und Wettkämpfen. Ein solcher Liederstreit scheint einem aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrh. stammenden Gedichte, „der Sängerkrieg auf der Wartburg“, 1207, zu Grunde zu liegen, in welchem Wolfram v. Eschenbach und einige andere Dichter gegen die räthselhaften Klinsor von Ungarnland und Heinrich v. Ofterdingen kämpfen.

Vorzüglich blühte der Liedergesang am Hofe der thüringischen Fürsten (Landgraf Hermann), der östreichischen Babenberger (Leopold VII. der Glorreiche), der Fürsten von Anhalt und an den verwandten Höfen in Böhmen, Brandenburg u. s. w. Als nach der Mitte des 13. Jahrh. die Kunst in Süd- und Mitteldeutschland sank, blühte sie für kurze Zeit noch einmal wieder auf in den nördlichen und nordöstlichen Gegenden unsers Vaterlandes.

Die umfassendste ältere Sammlung lyrischer Gedichte ist

die sogenannte Manessische, wahrscheinlich veranstaltet durch Rüdiger Manessen in Zürich zu Anfange des 14. Jahrh.; sie enthält 140 Dichter.

Uebersetzung von Minneliedern von L. Tieck 1803. — Wilh. Müller 1816. — Simrock u. s. w.

Einige der hervortretendsten Liederdichter sind folgende:

1) aus der Vorbereitungsperiode 1150—90.

Dietmar v. Aist (Eist, Ast) aus dem Thurgau. Wir kennen von ihm nur wenig Gedichte, welche aber durch volksthümliche Frische und Herzlichkeit sich auszeichnen. Der Versbau ist noch unvollkommen.

v. Kürenberg, vielleicht aus dem Breisgau stammend, wo es eine Burg Kürenberg gab, dem Vorigen ähnlich an Innigkeit und Volksmäßigkeit. Er bedient sich der Nibelungenstrophe.

Heinrich v. Veldeke (s. oben) gehört wegen einiger Lieder, welche von ihm erhalten sind, hierher.

Friedrich v. Hausen (Husen), ein Ritter aus der Gegend von Trier, nahm Theil am Kreuzzuge Friedrichs I. und fiel 1190 im Kampfe bei Philomelium. Seine Lieder sind meistens durch seinen Kreuzzug veranlaßt.

Spervogel, ein nicht weiter bekannter bürgerlicher Dichter aus Oberdeutschland. Seine religiösen Lieder, Weihnachts- und Ostergesänge sind einfach und erhaben. Seine übrigen Dichtungen gehören der lehrhaften Richtung an und sind theils kernhafte Sprüche, theils Fabeln.

2) Aus der Blütezeit 1190—1230.

Heinrich v. Morungen, wahrscheinlich ein Norddeutscher, vielleicht aus der Gegend von Göttingen, Verfasser inniger Liebeslieder.

Hartmann v. Aue (s. oben).

Reinmar der Alte, lebte in Oestreich am Hofe Herzog Leopolds IV. und war der Lehrer Walther's v. d. Vogelweide

in der Gesangeskunst. Auch er scheint an dem Kreuzzuge von 1190 Theil genommen zu haben. Seine zahlreichen Lieder in den mannigfachsten Formen sind zart und innig.

Walther v. d. Vogelweide, geb. in den sechziger Jahren des 12. Jahrh. in einer unermittelten Gegend Süddeutschlands, ritterlicher Herkunft, aber arm, weßhalb er weit und breit umherwanderte, um durch seine Dichtkunst neben Ruhm auch seinen Unterhalt zu erwerben. In Oestreich lernte er, wie er selbst erzählt, „singen und sagen", fand hier in Herzog Friedrich einen Gönner, nach dessen Tode (1189) er die Höfe des Hohenstaufen Philipp, des Landgrafen Hermann von Thüringen u. s. w. besuchte. Später ward er Kaiser Friedrich II. bekannt, der ihm ein Lehen gab, und den er 1228 auf dem Kreuzzuge begleitete. Sein Todesjahr ist unbekannt. Im Garten des neuen Münsters zu Würzburg soll sich sein Grab befinden. — Walther ist der vielseitigste und größte lyrische Dichter des Mittelalters, welcher Gedankenreichthum, Tiefe des Gemüths, Adel der Gesinnung, heitere und ernste Anschauung des Lebens und Melodie der Sprache in seinen Liedern vereinigt. Seine Minnelieder sind lieblich und herzlich, seine Lebensbetrachtungen voll ernster Wahrheit, seine religiösen Gesänge von frommer Innigkeit, seine patriotischen Gedichte frei und kräftig, voll Liebe für das Vaterland und alles Schöne und Edle, was es in sich faßt, voll Wehmuth über entschwundene Größe, voll Zorn über alles Verkehrte, über Verderbniß der Geistlichkeit und Anmaßung des Pabstes. — Uebers. v. K. Simrock 1833. 1853.

Wolfram v. Eschenbach (s. oben) gilt für den Erfinder der sogenannten Wächterlieder oder Tagweisen.

Gottfried v. Straßburg (s. oben) verfaßte einige Minnelieder. Ein größeres lyrisches Gedicht, ein Hymnus auf die heilige Jungfrau, welches man ihm zuschrieb, soll nach neuern Forschungen einen andern Dichter zum Verfasser haben.

Nithart, ein Ritter aus Baiern, wo er ein Lehen Riuwental besaß. Er nahm Theil an dem Kreuzzuge des Herzogs Leopold VII. von Oestreich 1217—19, zerfiel 1230 mit seinem Lehnsherrn und mußte sein Vaterland verlassen, fand aber am Hofe des Herzogs Friedrich des Streitbaren von Oestreich freundliche Aufnahme. Er ist der Erfinder und Hauptrepräsentant der sogenannten „höfischen Dorfpoesie“, von welcher oben die Rede gewesen ist. In vielen Gedichten erzählt er seine den Bauern gespielten Streiche, woher es gekommen ist, daß die Volkssage ihn später zum Träger aller möglichen muthwilligen Streiche machte.

3) Aus der Zeit des allmählichen Verfalls der Poesie 1230 — 1300.

Graf Otto v. Henneberg, gewöhnlich nach seiner Burg v. Botenlauben genannt, zog 1217 nach Palästina, wo er sich vermählte. Nach dem Tode seiner Gemahlin ging er in das von ihm gestiftete Kloster Frauenrode, wo er 1254 starb. Tief gemüthlicher Liederdichter.

Christian v. Hamle aus Schwaben oder der Schweiz. Seine Minnelieder gehören noch zu den besten der Zeit und zeichnen sich durch Lebendigkeit und Wahrheit der Empfindung aus.

Gottfried v. Nifen aus Schwaben, bekannter durch seine Dorfpoesie in Nitharts Weise, als durch seine Minnelieder, welche nichts Hervorstechendes haben.

Der Tanhuser (Tannhäuser), ein umherschweifender Dichter aus Schwaben, weniger durch seine nicht bedeutenden Dichtungen, als durch die spätere Verknüpfung seines Namens mit der Sage vom Venusberg bekannt.

Der Marner, ebenfalls ein wandernder Sänger aus Schwaben, stand zu seiner Zeit (zweite Hälfte des Jahrh.) in großem Ansehen. Unter seinen Gedichten sind einige, welche durch ihren sittlichen Ernst an Walther erinnern.

Reinmar v. Zweter, aus der Rheingegend gebürtig, kam schon früh nach Oestreich, lebte eine Zeit lang am Prager Hofe, kehrte später an den Rhein zurück. Er starb um 1270. — Seine Gedichte sind ernster Natur, theils religiösen Inhaltes, theils satirisch gegen die mannigfachen Gebrechen der Zeit, oft gegen Pabst und Geistlichkeit gerichtet. Der Minne wird selten gedacht, und wenn es geschieht, mit ernstem Sinne, nie in tändelnder Weise.[1])

Ulrich v. Liechtenstein, ward zu Anfange des Jahrh. zu Liechtenstein in Steiermark geboren und stammte aus einem vornehmen Rittergeschlechte. Am herzoglichen Hofe von Oestreich zum Ritter gebildet, führte er das abenteuerlichste Leben, welches uns das ritterliche Treiben hinsichtlich des Frauendienstes als Karrikatur erscheinen läßt. Um seiner Herrin, obgleich sie ihn nicht leiden kann und ihm die schlimmsten Streiche spielt, desto besser zu gefallen, läßt er sich den übel gestalteten Mund operiren, schneidet sich einen Finger ab und übersendet ihr den, um seine Ergebenheit zu bezeugen; zieht, als Venus verkleidet, umher und bricht, überall die Ritter zum Kampfe fordernd, ihr zu Ehren 307 Speere. Nachdem er, wiewohl verheirathet, dreizehn Jahre dies Treiben fortgesetzt, ohne ihre Gunst zu erwerben, widmet er seine Dienste einer andern Dame, für welche er kämpft als der aus dem Paradiese zur Erneuerung der Tafelrunde zurückgekehrte Artus. — Nach manchen Abenteuern anderer Art (Gefangenschaft, Anklage auf Hochverrath ꝛc.) starb er 1276. — — Seine Minnelieder sind seiner poetischen Lebensbeschreibung „Frauendienst" eingeflochten, an welche sich ein anderes didaktisches Gedicht „Frauenbuch" anschließt. Sie sind von vollendeter Form, aber wahres Gefühl darf man darin nicht suchen; die Minne erscheint vielfach als Zerrbild. Uebers. von Tieck 1812.

1) Nach der Meinung einiger Literarhistoriker sollen der Marner und Reinmar v. Zweter eine und dieselbe Person sein.

Konrad v. Würzburg (s. oben). Seine Lieder gehören zu den Erscheinungen, welche den beginnenden Verfall der Poesie verrathen. An Gedanken arm, suchen sie durch Wortschwall, Bilderprunk und Vers- und Reimkünsteleien sich geltend zu machen, was seine vielen Nachahmer bis zu völliger Geschmacklosigkeit übertreiben. Ein größeres lyrisches Gedicht zum Preise der Jungfrau Maria ist seine „goldene Schmiede", zwischen 1280 und 87, so genannt, weil der Dichter sich darin als Schmied darstellt, welcher aus Gold und kostbaren Steinen der Jungfrau den herrlichsten Schmuck bereitet.

Noch manche andere Dichter gegen Ende des Jahrh. standen in großem Ansehen, wie Meister Rumeland, Meister Johannes Hadlaub, Heinrich, genannt Frauenlob, oder nach seiner Vaterstadt von Meißen (1260—1318), Barthel Regenbogen u. s. w.; aber alle beurkunden den gesunkenen Geschmack ihrer Zeit und sind Vorboten eines gänzlichen Verfalls der Poesie. Auf die weichen Töne der Gemüthspoesie verstand man sich nicht mehr; das didaktische und ascetische Element drängt sich immer stärker hervor; gelehrte Anspielungen, Bilderprunk und Allegorien werden immer häufiger, und durch die Erfindung neuer „Töne" meinte man poetisches Talent zu offenbaren. Bald beginnt die schulmäßige Behandlung der Poesie, und der Sage nach soll Heinrich Frauenlob die erste Meistersängerschule zu Mainz gegründet haben (1312—18).

III. Didaktische Poesie.

Die didaktische Dichtung läßt sich selbstverständlich nicht der epischen und lyrischen als eine dritte Gattung beiordnen; denn während jene ihrem Inhalte nach unterschieden sind, bezieht sich die Bezeichnung dieser auf den Zweck. Was man didaktische Gedichte nennt, gehört theils der epischen Poesie an, wie Fabel und Parabel, theils der lyrischen und zwar der Reflexions-Poesie, welche Gedanken in sinnlich-anschaulicher Form zur Erscheinung

bringt. Das größere sogenannte eigentliche Lehrgedicht aber, welches abstrakte Ideen in rhetorischer Sprache und poetischer Form darstellt, steht gewissermaßen zwischen Poesie und Prosa und gehört eigentlich nicht ins Gebiet der wirklichen Poesie. Da es sich aber zu allen Zeiten geltend gemacht hat, so läßt es sich in der Geschichte der Dichtung nicht ignoriren.

Es lag in der Natur der Sache, daß die lehrhafte Poesie zuerst von den Geistlichen angebaut wurde. Als aber mit der Zeit durch großartige Begebenheiten, durch Berührung mit andern Nationen, hauptsächlich durch den Kampf der geistlichen und weltlichen Macht der Gesichtskreis erweitert und klareres Selbstbewußtsein geweckt wurde, da fing man auch in der Laienwelt an, die Lebensverhältnisse schärfer ins Auge zu fassen, ihre Beziehungen zur Religion, Moral und Sitte aufzusuchen, überhaupt über das Leben zu reflektiren und die Resultate dieser Reflexion poetisch darzustellen. Im allgemeinen übertrifft diese Poesie der Laien durch ihre größere Kernhaftigkeit und praktische Lebensweisheit die der Geistlichen, welche gewöhnlich in Ascetik ausgeht und nicht selten in Mystik sich verliert.

Die didaktische Poesie dieser Periode läßt sich auf zwei Hauptgattungen zurückführen: auf Spruchdichtung und Fabel. Die Grundlage der Spruch- oder gnomischen Dichtung waren die Sprichwörter, welche ihrer erprobten Lebensweisheit und ihres kurzen, kräftigen, oft bildlichen Ausdrucks wegen von Geschlecht zu Geschlecht gingen und zu einem ungeheuren Reichthume erwuchsen (s. die deutschen Sprichwörter, gesammelt von Simrock 1846). Indem sie erweitert und in lyrische Formen gebracht wurden, entstanden die Spruchgedichte, und aus Zusammenfügung und weiter geführter Reflexion dieser die Lehrgedichte. — Die Fabel (bîspel) ist vielleicht aus Auflösung des Thierepos entstanden, später aber nicht allein die Thierfabel, sondern auch die Lehrerzählung darunter zu verstehen, welche ihrem Charakter nach nicht wesentlich von jener sich unter-

scheidet. Selbständig sind die Fabeldichter dieser Zeit nur wenig; meistens haben sie den Stoff dem Aesop[1]) entlehnt, von dem sie jedoch in der Darstellung durch epische Breite, welche die spätern Fabeldichter bis auf Lessing nachahmen, sich unterscheiden. Außerdem sind hier noch die Priameln (s. unten) und die Räthsel zu erwähnen, welche sehr beliebt wurden. Eine lange Reihe zu einem Ganzen verbundener volksthümlicher Räthsel, welche wohl schon aus einer frühern Zeit stammen, enthält das „Traugemundslied" aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.

Unter den oben aufgeführten Minnesängern sind schon mehre genannt, welche hin und wieder die lehrhafte Richtung einschlugen, wie Spervogel, Walther, der Stricker (Hauptfabeldichter dieser Zeit), Reinmar v. Zweter, der Marner, Konrad v. Würzburg, der Kanzler, Regenbogen. Die hervorragendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete sind:

Freidanks Bescheidenheit (soll bedeuten Lebensweisheit), eine Sammlung von im Volke überlieferter Spruchweisheit nebst Fabeln, Gleichnissen, Lebensbildern, Räthseln rc., worin sich eine gesunde, fromme Lebensanschauung und tüchtiger kräftiger Sinn ausspricht. Entstanden ist das Gedicht um 1228. Für den Dichter haben Einige Walther v. d. V. gehalten, was sich jedoch nicht erweisen läßt. Uebers. v. A. Bacmeister 1860.

Der Winsbeke, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. von einem unbekannten Dichter, enthält Lehren eines ritterlichen Vaters an seinen Sohn und gilt wegen seines bedeutenden sittlichen Gehaltes und treffenden Ausdruckes der Gedanken, welcher überall die Wärme des Gemüthes verräth, für eine der schönsten Erscheinungen der damaligen Poesie.

Ein schwächeres Seitenstück ist die Winsbekin, Lehren einer Mutter an ihre Tochter.

1) Aesopus aus Phrygien, der berühmteste Fabeldichter des Alterthums, etwa um die Mitte des 6. Jahrh. vor Christo. Von seinen Lebensumständen ist wenig mehr bekannt, als daß er ein freigelassener Sklav war.

Der welsche Gast (d. i. der Fremde aus Welschland) von Thomasin von Zerclaere aus Friaul, um 1216, ein Lehrgedicht über höfische Sitte in zehn Büchern, verräth einen verständigen, gesinnungstüchtigen und gelehrten Verfasser.

König Tyrol von Schotten und sein Sohn Fridebrant aus dem Anfange des 13. Jahrh. Der Verfasser ist unbekannt. Das Gedicht, welches dialogische Form hat, beginnt mit Räthseln, welche der König seinem Sohne vorlegt, und geht dann zu einer Darstellung von allerlei Lebensregeln über.

Die Welt, eine Sammlung von Fabeln und Parabeln des Stricker.

Der Renner, 1300, von Hugo von Trimberg, einem Dorfe bei Bamberg, in welchem letztern Orte er Rektor einer Schule war, ein Lehrgedicht, mit eingemischten Fabeln und Parabeln, welches sittliche Gebrechen der Zeit geißelt und zur Gottesfurcht und Lebenstüchtigkeit Anleitung giebt. Opposition gegen Adel und Geistlichkeit tritt in dem Buche schon stark hervor. Andere ähnliche Dichtungen des Verfassers, wie „der Sammler" sind verloren gegangen. Unter den didaktischen und insbesondere Fabeldichtern einer etwas spätern Zeit, welche sich hier am passendsten anschließen lassen, ragt hervor

Ulrich Boner, Predigermönch in Bern, mit seinem „Edelstein", 1330, einer Sammlung von hundert Fabeln, lebendigen Gemälden mit klar hervortretender Moral, zu welchen er den Stoff meistens aus lateinischen Fabeldichtern entlehnte[1]).

Endlich kann noch genannt werden Gerhard, Dekan in Minden, welcher gegen 1370 hundert Fabeln nach dem Aesop in niedersächsischer Mundart verfaßte.

---

1) Gedruckt 1461, erstes gedrucktes Buch in deutscher Sprache.

Dritte Periode.

Von ca. 1300 — ca. 1500.

Verfall der Poesie. Bürgerliche Dichtung, Meistergesang. Blüte des Volksliedes.

Die Geschichte der beiden Jahrhunderte vor der Reformation führt uns eine Entwicklungsperiode des deutschen Geistes vor die Augen. Er tritt aus der Jugendzeit ins ernstere Alter. Die bisherigen Formen, in denen er sich bewegte, sind ausgelebt: das Ritterthum mit seinen idealen, phantastischen Ideen, die Hierarchie mit ihrer Geistesfreiheit hemmenden Autorität; er muß andere suchen; aber nur durch Kampf bemächtigt er sich ihrer. Daher ist diese Periode eine Zeit der Gährung, welche mitunter zu völliger Auflösung zu führen scheint, durch die jedoch das deutsche Leben neue Gestaltung gewinnt.

Zum Theil ist diese Erscheinung schon in den Begebnissen der vorigen Periode begründet. Im Kampfe der Hohenstaufen mit der Hierarchie hatte die kaiserliche Macht viel eingebüßt, und jene unheilbare Wunden erhalten; — das Interregnum führte fast völlige Anarchie herbei, und das Faustrecht trat in der schlimmsten Gestalt hervor, denn das Ritterthum artete aus mit dem Sturz der Hohenstaufen, mit dem Aufhören der Kreuzzüge, und sank rasch immer tiefer; die ritterlichen Tugenden entschwanden, und bald charakterisiren Unwissenheit, Roheit, Schwelgerei und Rauflust diesen Stand, dessen Mitglieder großentheils als die frechsten Räuber furchtbar wurden.

Das Verderbniß, welchem das Ritterthum erlag, bemächtigte sich auch der Geistlichkeit; Mönche und Pfaffen werden immer häufiger Gegenstände des Spottes und der Verachtung, und die schon früher hie und da hervortretende Opposition gegen die Kirche wird immer mächtiger und angreifender und führt zu

Anfange der folgenden Periode die Reformation herbei, welche, so oft sie auch von oben herab versucht worden war, die Intriguen der Päbste stets hatten zu vereiteln gewußt. Daß es noch Männer gab, welche von der Entartung, welche ihren Stand im allgemeinen charakterisirt, sich frei erhielten, versteht sich von selbst. Unter den Predigermönchen gab es edle, fromme Männer, welche durch religiöse Aufklärung, welche sie zu verbreiten suchten, selbst der Hierarchie entgegenarbeiteten.

Die Gewaltthätigkeiten der Ritter suchte freilich Rudolph von Habsburg mit kräftiger Hand zu unterdrücken; indessen die folgenden Kaiser, theils schwach und selbst bedrängt, theils ihr Augenmerk auf andere Interessen, insbesondere die Vergrößerung ihrer Hausmacht richtend, fuhren nicht in gleicher Weise fort. Die oberste Gewalt erstarkte nicht wieder; die Kaiser opferten im Gegentheil immer mehr von ihren Rechten auf, und so ward die Auflösung Deutschlands in viele Staaten, welche nur lose zusammenhingen, vollendet. Lange dauerte es, ehe für die neuen Verhältnisse das Recht gesetzmäßig festgestellt wurde, und so lange waltete das Recht des Stärkern. Daher bietet jene Zeit das Bild chaotischer Kämpfe: wir sehen die Fürsten in Kampf wider den Kaiser, die Ritter wider die Fürsten und wider die Städte und Bauern. Die Städte stellen den zu ihrer Unterdrückung geschlossenen ritterlichen Verbindungen Städtebündnisse entgegen, bestehen ohne Furcht die Ritter und trotzen selbst den Fürsten, wenn sie die ihnen verbrieften Rechte und Freiheiten ihnen wieder entreißen oder sie brandschatzen wollen. Diese Kämpfe aber verliehen den Städtern kriegerischen Muth und Selbstgefühl; Handel und Gewerbe, welche während der Kreuzzüge lebendig geworden waren, gaben ihnen Wohlstand und Macht, und so ward der Bürgerstand der Träger der neuen Entwickelung des deutschen Geistes. Die G r u n d l a g e n eines gesunden geistigen Lebens sind Religion und Sittlichkeit, seine H a u p t o f f e n b a r u n g e n Kunst, Wissenschaft und That. Jene

lagen im deutschen Volksgeiste so fest, daß selbst das Verderbniß der Kirche und die Entartung der Geistlichkeit sie nicht erschüttern konnte, ja gerade aus ihnen erwuchs eine Macht, welche die Reformation zu Stande brachte. An That fehlte es nicht, nur daß sie aus Mangel an Umsicht nicht auf ein festes Ziel gerichtet war. Aber auch die Kunst blieb nicht aus, und die Wissenschaft brach sich Bahn. Die Poesie suchte sich andere Formen und fand sie in den gothischen Domen, welche zugleich das Gewerbe in Thätigkeit setzten und den Gemeingeist ansprachen. Der Wissenschaft wurden Pflegestätten errichtet, Schulanstalten und die ersten deutschen Universitäten wurden gegründet. Und während früher die Geistlichen das Monopol der gelehrten Bildung besessen, wurden jetzt häufig Laien ihre Vertreter. — Allein unter den Fesseln der herrschenden scholastischen Philosophie konnte die Wissenschaft nur wenig fruchtbar werden, das geschah erst, als von Italien aus das Studium der Alten in Deutschland belebt wurde, als Erfindungen mancherlei Art, vor allen der Buchdruckerkunst, und Entdeckungen neuer Welten der Bildung gewaltigen Vorschub leisteten. Dem Volke jedoch kam die Wissenschaft noch wenig zu gute, denn die Gelehrten schrieben nur für Gelehrte, meistens in lateinischer Sprache, es trennte sich das Wissen vom Leben zu beiderseitigem Nachtheile.

Der Dichtkunst waren diese neuen Gestaltungen zunächst ungünstig und führten den immer weitern Verfall derselben herbei. Die höfische Dichtung, nur selten noch von den Fürsten begünstigt, welche sich lieber an den Späßen ihrer Hofnarren ergötzten, konnte bei der Ausartung des Ritterstandes nicht mehr gedeihen; sie fristete noch eine Zeit lang ihr kümmerliches Leben, bis sie endlich ganz aufhörte. Der schwäbische Dialekt verlor damit seine Herrschaft, andere Mundarten machten sich wieder geltend und führten große Sprachverwirrung herbei. — Die statt der ritterlichen aufkommende Poesie der Bürger verfolgte eine andere Richtung; der hier herrschende Realismus verdrängte

das Ideale und Phantastische und sprach sich in der Neigung zum Historischen und Didaktischen aus. Die Form wurde bald die Hauptsache; die Verskunst aber verwilderte, Silbenzählung genügte statt der Silbenmessung. Wo Gelehrsamkeit Einfluß hatte, erging sich die Dichtung in Allegorie oder Mystik, oder die Gelehrsamkeit suchte sich wohl gar darin breit zu machen. Poetischer, als alles dieses, ist das Leben, was uns in der Volkspoesie anspricht, weniger in dem auch schon im Absterben begriffenen alten Volksepos, als vielmehr in dem neu aufblühenden Volksliede.

Dieselben Gründe, welche der Poesie einen Charakter verliehen, der ihrer Entwickelung nachtheilig war, förderten die Prosa, welche sich in dieser Periode bedeutend ausbildete, und deren vielseitige Erzeugnisse zu einem großen Umfange erwuchsen.

Die poetischen Erscheinungen, welche, wie eben angedeutet, in dieser Periode verschiedenartig sind, lassen sich auf vier Gattungen zurückführen: 1) höfische Poesie, 2) die schulmäßige bürgerliche Dichtung (Meistergesang), 3) gelehrte und 4) Volksdichtung.

I. Die höfische Poesie.

Die epische Ritterdichtung mußte mit dem Verfall des Ritterthums sinken, da sie meistens nur in den ritterlichen Kreisen heimisch gewesen und wenig ins Volk gedrungen war. Dazu waren ihre Stoffe so gehaltlos, daß es genialer Dichter bedurft hätte, um ihnen poetisches Leben einzuhauchen. Die Geistlosigkeit der Dichter, welche sich jetzt noch mit ihr befaßten, zeigte sich besonders in dem Bemühen, die alten Geschichten in möglichster Vollständigkeit zu geben; daher zogen sie die von den ältern Dichtern künstlerisch ausgeschiedenen Stoffe wieder herbei; ja der Wappenmaler Ulrich Fürterer stellte 1478 in einem ungeheuren und ungeheuerlichen Gedichte die sämmtlichen Sagen vom Artus und Gral zusammen und wußte auch noch die Ge-

schichte des Argonautenzuges und trojanischen Krieges darin anzubringen. Andere Dichter dagegen löseten alte Epen in einzelne Theile auf und wählten das Wunderbarste und Abenteuerlichste zum Inhalte neuer Gedichte. Am meisten zog die Artus- und Gralsage an; die ältere an Karl den Großen sich knüpfende Sage war vergessen, nur die spätere lebte fort in den aus dem Niederländischen übertragenen Gedichten „Reginald (Reinold) von Montalban", „Malagis der Zauberer", „Ogier von Dänemark"; ersteres ward unter dem Namen „die Haimonskinder" in einer Prosabearbeitung, 1470—80, ein beliebtes Volksbuch.

Großer Reichthum ist an Gedichten, welche Einzel-Sagen, die sich an historische Persönlichkeiten knüpfen, behandeln, an kürzern Erzählungen und Legenden. Selten jedoch trifft man wirklich Poetisches; Alles ist geschmacklos und fade, zuweilen sinnlos und meistens blos durch den Reim zur Poesie gestempelt. Je mehr die poetische Kraft verschwindet, desto breiter macht sich die Allegorie, und man findet sogar epische Gedichte, die allegorisch angelegt sind. Es mögen daher nur ganz in der Kürze einige der bekanntesten Dichtungen erwähnt werden.

Das Leben Diocletians oder das Buch von den sieben weisen Meistern 1412, ein orientalischer Stoff, welcher durch lateinische und französische Bearbeitungen in Deutschland bekannt und so beliebt geworden war, daß er später in einer prosaischen Bearbeitung wieder hervortritt, in dem gleichnamigen Volksbuche.

Das Passional, eine Legendensammlung aus dem Anfange des 14. Jahrh., die Lebensgeschichte der heil. Jungfrau, Christi, der Apostel und anderer Heiligen enthaltend.

Der Littauer von Schondoch (Hugo von Langenstein?).

In dem Kampfe des deutschen Ritterordens mit den Littauern werden die letztern stets geschlagen, auch wenn sie bei weitem die Uebermacht haben. Ihr Fürst vermuthet geheime

Ursachen und sendet daher einen Kundschafter nach Thorn. Dieser sieht nun, wie in der Messe jeder Ritter mit der Hostie, welche der Priester ihm reicht, einen Riesen verzehrt und dadurch gleichsam doppeltes Leben bekommt. Nun begreift der Fürst, warum die Ritter so mächtig sind, geht selbst nach Thorn, und, nachdem er das Wunder mit eignen Augen gesehen, läßt er sich taufen.

Die Mörin von Hermann von Sachsenheim, 1453, ein episch-allegorisches Gedicht von höchst geringem poetischen Werthe, behandelt einen Stoff, welcher sich mit dem des bekannten Volksbuches vom treuen Eckart vielfach berührt.

Der Dichter wird in den Venusberg entführt, wo ihn die Mohrin Brinhild vor dem Gerichte der Venus und des Königs Danhäuser der Treulosigkeit wegen verklagt, der treue Eckart aber ihn vertheidigt, bis er endlich wieder freigegeben wird. Das Ganze ist fast burlesk gehalten.

Sanct Brandan's Reisen, eine Häufung der wunderbarsten Abenteuer und eben deßhalb außerordentlich beliebt, daß sie gegen Ende des 15. Jahrh. in prosaischer Fassung öfter gedruckt wurden.

Der Teuerdank (die geuerlichkeiten 2c. des Helds vnd Ritters Tewrdannckhs 1517), worin die Brautwerbung Kaiser Maximilians um Maria von Burgund und die dabei bestandenen Abenteuer allegorisch geschildert werden. Der Kaiser selbst ist der Verfasser des Gedichtes, welches er vor dem Drucke von seinem Geheimschreiber Marx Treizsaurwein und seinem Kaplan Melchior Pfinzing überarbeiten ließ.

Eine allegorisch dargestellte Geschichte Maximilians in Prosa, „der Weißkunig", ist ebenfalls ein von Treizsaurwein redigirtes Werk des Kaisers.

Jemehr das Ritter-Epos herabsank, und der Geschmack daran sich verlor, desto beliebter wurden seit dem Anfange des 15. Jahrh. die aus Spanien und Frankreich eindringenden Ritter-Romane, welche vielfach übersetzt und bearbeitet wurden. Die meisten

dieser Produktionen sind nicht weniger abenteuerlich, als die ritterlichen Gedichte in ihrer Ausartung, übertreffen diese aber an Roheit und sind dazu monoton. Hierher gehören Lother und Maller — Hug Schapler (Hugo Capet's fabelhafte Geschichte) — Pontus und Sidonia — Melusine — Magellone — Fierabras ꝛc. Ihnen folgten der berühmten italienischen Novellensammlung des Boccaccio, dem Decamerone, entnommene Erzählungen und Novellen; — die Uebertragung der im 13. Jahrh. entstandenen Gesta Romanorum (der Römer Tat), Erzählungen, Legenden und Märchen im ritterlichen Kostüm, aber auf die Zeit der Römer bezogen; — die Geschichte von den sieben weisen Meistern ꝛc. Andere romanartige Bücher entstanden aus Stoffen älterer Dichtungen, wie „Wigalois" — „Herzog Ernst" — „Tristan" — „Flore und Blanscheflur" — die schon genannten „Haimonskinder" — „Lanzelot" — „Fortunatus" — „Octavianus". Die letztern, denen es nicht an allem poetischen Leben gebrach, gingen in verkürzter Form unter's Volk, und wir finden sie später unter den Volksbüchern wieder.

Die höfische Lyrik, freilich schon seit der Mitte des 13. Jahrh. im Sinken begriffen, dauerte in der ersten Hälfte des 14. saec. noch stark vertreten fort; dann wurden ihre Erscheinungen immer seltener, bis sie endlich ganz in den Meistergesang überging. Wie schon früher, lassen sich zwei Richtungen derselben unterscheiden, indem sie entweder sich dem Volksmäßigen nähert und zuletzt mit dem Volkslied zusammengrenzt, wie einige Lieder vom Grafen Hugo v. Montfort († 1423) und Oswald v. Wolkenstein († 1445), oder Gelehrsamkeit, Ascetik, Mystik und Allegorie liebt, wie das z. B. in den Gedichten Heinrichs von Mügeln in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. hervortritt. Der spätere Muskatblüt, Anfang des 15., und der weit tiefer stehende Michael Beheim, gegen Mitte des 15. Jahrh., können als Repräsentanten des Uebergangs von der höfischen Poesie zum Meistergesang betrachtet werden.

II. Der Meistergesang.

Schon während der Blütezeit der ritterlichen Lyrik, häufiger noch in der Periode ihres Verfalls, finden wir bürgerliche Dichter unter den Minnesängern, welche besonders der gegen Ende des 13. Jahrh. immer mehr eingeschlagenen lehrhaften Richtung folgen. Als nun an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen der Ritter die Pflege geistigen Lebens immer mehr schwand und dafür in den frisch aufblühenden Städten erwachte, bemächtigten sich fast ausschließlich Bürgerliche dieser Poesie, gründeten Singschulen zu ihrer weitern Förderung, wie das schon oben bei Heinrich Frauenlob erwähnt ist, und bald waren es hauptsächlich Handwerker, unter ihnen am meisten Schuster, Kürschner und Weber, welche sie kultivirten nach den alten überlieferten Regeln der frühern Minnesänger, für welche auch schon die Bezeichnung „Meister" nicht ungewöhnlich war. Zu diesen Regeln erfand man noch eine Menge neuer Gesetze über Abfassung und Vortrag des Liedes; man vereinigte sich, der Neigung der Zeit gemäß, zu geschlossenen Gesellschaften, Kaiser Karl IV. beschenkte sie 1378 mit Korporationsrechten und Wappen, und so wurden sie zu zunftmäßigen Genossenschaften, welche sich zuerst in der Rheingegend zeigten, sich zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. über Süddeutschland ausbreiteten, dann über Oestreich, Mähren, Schlesien bis Breslau und Danzig zogen und in Augsburg, Nürnberg, Ulm, Memmingen, Regensburg, Mainz, Frankfurt, Straßburg, Kolmar ihre Hauptsitze hatten. Auch in der Schweiz und Süddeutschland finden sich Spuren davon, dem nördlichen Deutschland aber, den äußersten Osten abgerechnet, scheinen sie fremd geblieben zu sein. Die eigentliche Blütezeit des Meistergesanges war das 16. Jahrh., im 17. wird er seltener; einige Reste aber erhalten sich bis tief ins 18. Jahrh. Im Jahre 1770 wurde die letzte Singschule zu Nürnberg gehalten, und 1839 übergaben zu Ulm die letzten Mitglieder der alten Meistersänger-

genossenschaft ihre Insignien, Liederbücher u. s. w. dem dortigen Liederkranze.

Die sämmtlichen Gesetze über Versbau und Vortrag, wie über die Zunftverfassung waren in der Tabulatur (die älteste, welche uns bekannt geworden, ist aus Straßburg von 1493) zusammengestellt. Das Lied, welches immer gesangmäßig sein mußte, hieß Bar und bestand aus Gesätzen oder Strophen, welchen der Bau des alten Minneliedes zu Grunde lag: zwei gleichmäßige Stollen und der Abgesang mit eignem Maß und Ton; die Strophen aber wurden immer weiter ausgedehnt, daß sie mitunter über hundert Reime enthielten. Die Versarten nannte man Gebäude, die Singweisen dazu Töne oder Weisen, welche man mit den wunderlichsten Namen bezeichnete, z. B. die gelb Löwenhautweis, die gestreift Safranblümleinweis, die fett Dachsweis, die verschlossene Helmweis, die überkurz Abendröthweis, die Weber-Kratzenweis, mit Hinzufügung des Namens der Erfinder. — Die Mitglieder der Singschulen, welche Gesellschafter hießen und sich Liebhaber des deutschen Meistergesanges nannten, standen in verschiedenem Range: Wer die Tabulatur noch nicht völlig inne hatte, hieß ein Schüler, wem sie geläufig war, Schulfreund, wer einige Töne singen konnte, Singer, wer nach fremden Tönen Lieder machte, Dichter, wer neue Töne erfunden hatte, Meister. Die gewöhnlichen Zusammenkünfte (Schulen) waren in den Herbergen, und hier wurde das Freisingen gehalten; sollte aber eine Festschule sein, so wurde das durch eine ausgehängte, mit Schildern geschmückte Tafel angekündigt. Sonntag-Nachmittags nach dem Gottesdienste versammelten sich dann die Mitglieder der Sängerzunft und Männer und Frauen der Bürgerschaft in einem Saale des Rathhauses oder in der Kirche. Unter der Leitung des Gemerks (Vorstandes), welches aus vier Gesellschaftspersonen, dem Büchsenmeister, Schlüsselmeister, Kronmeister und Merkmeister bestand, dem die drei Merker (Kritiker) zur Seite waren, begann das Singen. Wer

am tadellosesten (glattsten) gesungen hatte, dem wurde vom Kronmeister ein aus Goldblech geschlagenes Bild des Königs David mit der Harfe um den Hals gehängt, oder er ward mit einem kleinen goldenen oder silbernen Kranze gekrönt; der zweite Preis war ein Kranz von seidenen Blumen [1]). — Die vorzüglichsten Gesänge wurden in ein Vereinsbuch eingetragen.

Die Stoffe der Meistergesänge waren in den Festschulen in der Kirche stets religiöser Natur; dogmatische und moralische Gegenstände wurden in der Weise der alten Spruchdichtung abgehandelt; nach der Reformation wurden häufig biblische Texte zu Grunde gelegt. In dem Freisingen durfte der Inhalt auch weltlicher Art sein.

Auf poetischen Werth kann der Meistergesang keinen Anspruch machen [2]); wenn das Lied nur nichts Unchristliches enthielt, so war der Inhalt gleichgültig, man sah nur auf Uebereinstimmung der Form, des Versbaues und der Melodie mit den Gesetzen der Tabulatur. Obgleich also in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Poesie bedeutungslos, ist diese handwerksmäßige Dichtung gewiß von Segen gewesen und nicht ohne Einfluß auf Sittlichkeit und Frömmigkeit jener Kreise, in denen sie gepflegt wurde, geblieben. Jedenfalls ist sie ein Zeugniß für den edlen Sinn des schlichten Bürgerstandes, der lieber in der Uebung einer Kunst, als in sinnlichen Genüssen Erholung und Freude suchte.

---

1) Bedeutende Fehler gegen die Tabulatur, z. B. Verstöße gegen die deutsche Sprache, unverständliche Ausdrücke, Verstümmelungen oder ungebührliche Verlängerungen der Wörter, unchristliche Ideen u. dgl. wurden bestraft.

2) Damit soll nicht gesagt sein, daß kein Meistersänger etwas geleistet habe; Hans Sachs war für seine Zeit ein nicht unerheblicher Dichter; aber was von ihm Bedeutung hat, sind nicht seine Meistergesänge, welche nicht höher stehen, als viele andere, sondern diejenigen Dichtungen, welche frei von der zunftmäßigen Form abgefaßt sind, die er also nicht als Meistersänger dichtete.

III. Dichtung der Gelehrten.

Die poetischen Bestrebungen der Gelehrten in deutscher Sprache, welche entweder wissenschaftliche Dinge in Reime brachten, oder in mystischen Allegorien sich ergingen, bedürfen keiner weitern Erwähnung. Hin und wieder jedoch versuchten sie, die durch die Wissenschaft gewonnene Erkenntniß für die Moral des Volkes fruchtbar zu machen, wobei sie zum Theil freilich ebenfalls die allegorische Form wählten, wie der Mönch Konrad v. Ammenhusen im „Schachzabelbuch,“ 1337, (Nachbildung eines lateinischen Werkes), worin moralische Lehren an das Schachspiel angeknüpft werden; — oder in Sprucgedichten über sittliche und politische Zustände sich verbreiteten, wie Heinrich der Teichner aus Oestreich um die Mitte des 14. Jahrh. und Peter, der Suchenwirth, s. unten. — Wirksamer jedoch, als diese zu wenig volksthümlichen didaktischen Dichtungen, welche dazu des poetischen Werthes ermangeln, wurden die prosaischen Schriften, welche immer häufiger erschienen, besonders die Predigten und Erbauungsbücher der populären Mystiker, unter denen Joh. Tauler hervorragt, die dem Bedürfniß nach religiöser Erbauung entgegenkamen. Da die Kirche in ihrem todten Formalismus ihren Zweck nicht mehr erfüllte, so bildeten sich geistliche Vereine, wie „die Jünger der ewigen Weisheit“, die „Brüder des gemeinsamen Lebens“, welche es sich zur Aufgabe machten, Frömmigkeit und Sittlichkeit zu fördern. Bedeutende Männer schlossen sich ihnen an und suchten auf das Volk zu wirken, insbesondere, indem sie die Schulen zu bessern bemüht waren. Und als endlich gegen Ende dieser Zeit durch die Humanisten, die Kenner und Lehrer des klassischen Alterthums, die Scholastik mit ihrem dürren Begriffs- und Formelwesen überwunden ward, und wieder frisches Leben die Wissenschaft durchströmte, da kam, trotz dem daß die Gelehrten die lateinische Sprache vorzogen, dem Volke doch schon Manches

davon zu Gute, namentlich durch Uebersetzungen der Römer und neuerer Lateiner, selbst schon einiger griechischen Schriftsteller. Auch von der Bibel erschienen schon zahlreiche Uebersetzungen, sämmtlich freilich nach der Vulgata und der spätern lutherschen gegenüber höchst unvollkommen. Um deutsche Poesie kümmerten sich indessen auch jetzt die Gelehrten wenig, nur die didaktische Gattung wurde hin und wieder kultivirt und als Mittel gebraucht, um auf das Volk zu wirken. Was darin Bemerkenswerthes geleistet worden, ist satirischer Natur, etwa die Fabeldichtung ausgenommen, welche jedoch auch häufig an die Satire hinanstreift.

Diese Erscheinung ist in der Zeit begründet. Wo großartige Veränderungen vorbereitet werden, das Leben eine andere Gestalt gewinnen will, tritt die Verschiedenheit der Meinungen und Richtungen stärker hervor und wird schärfer aufgefaßt, die Parteien stellen sich feindlich entgegen und ringen um den Sieg, und jeder Theil, selbst der für das Bessere kämpfende, bietet in der Hitze des Streites schwache Seiten dar. Eine solche Periode war die gegenwärtige: Kultur suchte Roheit, Wahrheit Unwissenheit und Wahnglauben, Frömmigkeit todten Formalismus, Sittlichkeit das frech gewordene Laster zu verdrängen. Das weckte die Kritik derer, welchen ein höherer geistiger Standpunkt einen freieren Umblick auf die verschiedenartigsten Verhältnisse und Bestrebungen gestattete, und so entstand die Satire, welche bald ernst, heftig und scharf auftrat, bald, von komischer Laune übersprudelnd, sich an die Lachlust wandte, ja selbst Derbheiten und Unsauberkeiten nicht scheute, um eindringlich zu werden.

Die beiden vornehmsten Satiriker dieser Zeit sind

Sebastian Brant, geb. 1458 zu Straßburg, Dr. der Rechte und Universitätslehrer zu Basel, wo er das Studium der Klassiker zu fördern suchte. Im Jahre 1503 übernahm er die Stelle eines, damals viel bedeutenden, Stadtschreibers in seiner Vaterstadt und stand als bedeutender Gelehrter, tüchtiger Ge-

schäftsmann und ehrenwerther Charakter in hohem Ansehn. Er starb 1521. In seinem „Narrenschiff“, 1494, — so genannt, weil der Dichter sämmtliche Narrengattungen, über hundert an der Zahl, auf ein Schiff laden läßt, um sie fortzuführen — zieht er zu Felde gegen den Unglauben und die scharf aufgefaßten sittlichen Gebrechen seiner Zeit, ohne in den ascetischen Ton früherer didaktischen Dichtungen zu verfallen. Abgesehen von dem poetischen Werthe, welcher dem Buche nicht völlig abgesprochen werden kann, ist es interessant als treuer Spiegel des sittlichen Zustandes der damaligen Zeit. — Das Buch ward sehr beliebt; ein Pfarrer in Straßburg Joh. Geiler hielt darüber eine Reihe von Predigten; es ward in mehre Sprachen übersetzt und hat sich lange im Volke erhalten.

Thomas Murner, geb. 1475 in der Nähe von Straßburg, Barfüßer Mönch, Dr. der Theologie und Jurisprudenz, lebte und wirkte in Paris, Deutschland, Italien, England, Schweiz, fühlte sich nirgend befriedigt und gerieth überall in Zwist. Seine letzten Lebensschicksale sind unbekannt. Er war ein energischer, aber auch leidenschaftlicher, wilder Charakter; von der Milde, welche S. Brant nie verleugnet, ist daher in seinen Satiren keine Spur; sie sind scharf und beißend und nicht sowohl gegen die sittlichen Gebrechen der Zeit, als gegen Persönlichkeiten gerichtet; mit großer Keckheit und Rücksichtslosigkeit greift er Adel und Fürsten, besonders aber die Geistlichkeit an. In poetischer Hinsicht sind sie bedeutender, als die seines Vorgängers, sinken aber oft zur Gemeinheit herab. Seine Hauptwerke sind „die Narrenbeschwörung“, angeregt durch Brants Narrenschiff, „die Schelmenzunft“ und — als er sich nach Luthers Auftreten zu dessen Gegnern schlug — „von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen hat“. In der letzten, vielleicht bedeutendsten, lebendigsten und einheitlichsten Satire griff er die Re-

formation, deren eigentliches Wesen er nicht erfaßt hatte, in ihren Auswüchsen, mit der wirksamsten Ironie, aber auch mit ungemeiner Derbheit an.

IV. Volksmäßige Dichtungen.

Das Beste, was die Poesie dieser Zeit aufzuweisen hat, oder was doch Keime einer künftigen Blüte in sich trägt, ist das Volksmäßige und ging großentheils vom Volke selber aus. Am meisten gilt dies von der volksmäßigen Lyrik, von der weiter unten die Rede sein wird, weniger von der

1. Epischen Volkspoesie.

Das Volksepos wurde freilich durch diese ganze Periode hin noch vielfach bearbeitet, vorzüglich die Dietrichsage, und es gehören hierher die der bessern Uebersicht wegen schon oben aufgeführten Dichtungen des 14. Jahrh., welche nur in dieser spätern Bearbeitung, wiewohl sie Nachbildungen älterer Werke sind, uns vorliegen: Der große Rosengarten, Zwerg Laurin, Sigenot, die Rabenschlacht; aus dem 15. Jahrh. das Gedicht vom hörnernen Sigfried. Andere, welche wir aus einer frühern Zeit kennen, finden wir in neuen Bearbeitungen im 14. und 15. Jahrh. wieder, wie den großen Rosengarten, Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, das Hildebrands- und selbst ein Nibelungenlied aus dem Ende des 15. Jahrh. Aber, je weiter die Zeit fortschreitet, desto mehr verwildert diese Poesie, die Komposition wird verworren, die Darstellung breit und unbeholfen, und die echt poetischen Züge werden immer seltener. Wie sehr indessen diese Dichtungen noch beim Volke beliebt waren, geht aus den Sammlungen und erneuten Umarbeitungen hervor, welche noch gegen Ende des 15. Jahrh. entstanden und unter dem Namen der Heldenbücher im 16. Jahrh. öfter gedruckt wurden. Das erste Heldenbuch vereinigt „Ortnit", „Wolfdietrich", den „großen Rosengarten" und „Zwerg Laurin" zu einem Ganzen; das andere,

das neue Heldenbuch, 1472, von einem umherziehenden Sänger Kaspar v. der Roen enthält in verkürzter Gestalt und rohster Form außer den Gedichten des ersten Heldenbuches noch „Etzels Hofhaltung“ (nur aus dieser Bearbeitung bekannt), „Ecken Ausfahrt“, „Sigenot“, „Dietrich und seine Gesellen“, „das Hildebrandslied“, „Herzog Ernst“ und „das Meerwunder.“ Hinzugefügt ist noch ein Anhang, prosaische Auszüge aus alten, zum Theil verloren gegangenen Gedichten enthaltend. Im 16. Jahrh. hörte diese Volksdichtung auf, und im 17. gerieth sie völlig in Vergessenheit.

Vorgetragen wurden diese Volksepen noch häufig, wie früher, von umherwandernden Sängern, welche man Gehrende nannte; indessen sie machten wenig Glück, erwarben nur kärglichen Gewinn und wurden an den Höfen oft nur geduldet, weil sie hier zugleich die Spaßmacher abgaben. In größerer Achtung standen die Wappendichter; sie waren mitunter Knappen der Ritter und dienten auch wohl als Herolde. Ihr poetisches Amt bestand darin, gereimte Beschreibungen von Wappen zu verfassen, denen gewöhnlich Lobreden auf die Inhaber derselben hinzugefügt wurden. Ihnen analog waren bei den jetzt aufkommenden Schützenfesten der Bürger die Pritschmeister; sie besangen die Schützen und die Festlichkeiten, spielten aber auch die Lustigmacher. Endlich gab es noch Spruchsprecher, welche bei Hochzeiten und Kindtaufen herzugezogen wurden, um die Gäste durch Stegreif-Reime zu unterhalten.

Außer der alten Heldensage wurden auch anderweitige Stoffe, ältere und neu hinzugekommene, poetisch gestaltet, wie die Sagen vom Tanhäuser, vom Herzog Ernst, von Heinrich dem Löwen 2c. 2c. Eine der beliebtesten Dichtungen war im 15. Jahrh. „das Lied vom edlen Möringer“, der von einem Engel aus der Fremde in die Heimat zurückgerufen wird, indem seine Gattin, an seiner Rückkehr verzweifelnd, im Begriff steht, sich wieder zu verheirathen. — „Der Ritter von

Staufenberg", aus der Mitte des 15. Jahrh., hat echt poetische Züge und ist von spätern Dichtern benutzt worden.

Der Ritter Peter von Staufenberg hat ein Liebesverhältniß mit einer Meerfei angeknüpft, welche ihm erscheint, wo er sich auch befinden mag, sobald er ihre Gegenwart ersehnt. Da er aber nach längerer Zeit, dem gegebenen Versprechen, sich nie zu vermählen, zuwider, sich mit einer reichen Fürstin verheirathet, muß er nach drei Tagen sterben.

Die früheren Reimchroniken verschwinden bald ganz; an ihrer Stelle erscheinen die historischen Lieder, welche gleichzeitige Begebenheiten darstellen. Viele derselben haben geringen poetischen Werth, wie die „Ehrenreden" von Peter dem Suchenwirth in der 2. Hälfte des 14. Jahrh., einem östreichischen Wappendichter, welcher auch als Verfasser von Spruchgedichten bekannt ist, — „die Fehde zwischen der Stadt Soest und dem Erzbischof Dietrich von Köln" (1437—59) von einem unbekannten Dichter, — „das Buch von den Wienern" (Geschichte des Aufstandes der Wiener gegen Kaiser Friedrich III. 1462) von Michael Beheim 2c. 2c., sind aber für die Geschichtskunde von großem Interesse. Viel bedeutender in poetischer Hinsicht sind die eigentlichen Volkslieder, welche gleichzeitige Schlachten, besonders aus den Kämpfen des Bürgers mit Adel und Fürsten, oder die Thaten und den Ausgang berüchtigter Raubritter u. dgl. besingen; z. B. Halbsuters „Lied auf die Sempacher Schlacht" (1386), Veit Weber's Lieder vom burgundischen Kriege (1476); die meisten sind von unbekannten Leuten, häufig von Landsknechten verfaßt, wie „der Spruch von Sempach", „das Lied von der Schlacht bei Näfels", „vom Streit zu Murten", „die Kriegslieder der Ditmarsen", das Lied von „Eppele v. Gaylingen", von „Schüttensam", vom „Lindenschmid" 2c.

Der durch die mannigfachen Gegensätze und Kämpfe dieser

Zeit geschärfte beobachtende Blick und, trotz der vielen Calamitäten, zu ausgelassener Lustigkeit geneigte Sinn der Städter, welcher sogar die Narrenfeste zu Wege brachte, rief eine große Menge possenhafter Erzählungen oder Schwänke hervor, in welchen der oft höchst treffende Volkswitz auf völlig ungenirte Weise sich ergeht und Derbheiten, selbst Unsauberkeiten nicht verschmäht. Ihr fast durchgehender Charakter ist Opposition der niedern Stände gegen die höhern, indem jene den Standesvortheilen dieser Mutterwitz und Schlauheit, und der hochtrabenden Gelehrsamkeit die Wahrheit im Gewande der Narrheit entgegenstellen. Sie enthalten daher Ausfälle nach allen Seiten hin, gegen den Adel, mehr noch gegen die Geistlichkeit, zum Theil selbst gegen die Bauern, deren aufkommender Wohlstand in der Schweiz und Süddeutschland den Neid der Städter erweckte. Zum Repräsentanten der den Bauern gespielten Streiche ward der Erfinder der höfischen Dorfpoesie Nithart (Neidhard Fuchs).

Unter den größern Dichtungen dieser Art hat sich am längsten erhalten und wurde später, in Prosa aufgelöst, zu einem Volksbuche

„Der Pfaffe vom Kalenberg" von Philipp Frankfurter, um 1400, eine Sammlung von Schwänken des wirklichen Pfaffen vom Kalenberg bei Wien, spätern Hofkaplanes und Hofnarren des Herzogs Otto des Fröhlichen, welche mit den im „Pfaffen Amis" erzählten die größte Verwandtschaft haben. Ein Seitenstück dazu ist „Peter Leu" von A. J. Widmann, welches jedoch erst der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. angehört. Um die Mitte des 15. Jahrh. wurde das alte Gedicht Salman und Morolt als „Salomo und Markolf" aufs neue bearbeitet und bald darauf auch zu einem Volksbuche umgestaltet. Ueberboten wurden endlich alle diese Schwänke durch den „Tyll Eulenspiegel," dessen Entstehung im letzten Viertel des 15. Jahrh. zu suchen ist, das älteste und beliebteste deutsche Volksbuch (daher s. unten bei den Volksbüchern der folgenden

Periode). Die namhaftesten Dichter kürzerer schwankartigen Erzählungen sind Hans Rosenblüt und Hans Folz (s. unten); die meisten Schwänke aber sind von ungenannten oder unter erdichteten Namen sich verbergenden Verfassern.

Das Beste, was die epische Poesie dieser Zeit aufzuweisen hat und zugleich eine der bedeutendsten Dichtungen des Mittelalters ist die letzte Gestaltung der Thiersage im

Reineke Vos,

welcher zuerst 1498 zu Lübeck in niederdeutscher Sprache erschien. Der unbekannte Verfasser, obgleich er den niederländischen Reinaert bearbeitete, zeigt sich doch als selbständiger Dichter, indem er bald fast wörtlich dem Originale folgte, bald wegließ, bald hinzufügte und weiter ausführte, wie es seinem Plane gemäß war. Die Dichtung zeichnet sich aus durch künstlerische Komposition; alle Begebenheiten greifen in einander, und keine steht müssig da; wir finden eine überraschende Plastik in Gestaltung der Figuren, und die Darstellung ist voll Frische und Leben. Die dem Stoffe in der ältesten Gestaltung völlig fremde satirische Beziehung, welche später hineingebracht ward und schon in den lateinischen Bearbeitungen unverkennbar ist, hat der Dichter im Reineke mit Bewußtsein festgehalten und weiter ausgedehnt; das Gedicht ist eine Satire gegen die heuchlerische Geistlichkeit und gegen die verderbten Fürstenhöfe; aber diese Satire tritt ohne jegliche subjektive Andeutung, wie unwillkürlich aus den Handlungen und Begebenheiten hervor, und das Gedicht behält seine volle poetische Bedeutsamkeit, wenn auch dem Leser die satirischen Beziehungen nicht zum Bewußtsein kommen.

Nobel, der Löwe, der König der Thiere, hat allgemeinen Frieden gebieten lassen und hält um Pfingsten einen Hoftag, an dem alle Thiere erscheinen, nur Reineke nicht, der sich vieler Frevelthaten bewußt ist. Allgemeine Klage erhebt sich wider den Fuchs, nur Grimbart, der Dachs, vertheidigt ihn. Als aber jetzt Henninк, der Hahn, indem er die todtgebissene Henne her-

beitragen läßt, Reineke als Mörder seiner Gattin und neunzehn seiner Kinder anklagt, sendet der König Brun, den Bären, um den Uebelthäter vor Gericht zu laden. Entstellt kommt der Bär nach vier Tagen zurück; Reineke hat ihn unter Verheißung eines reichen Honigschmauses am Abend in das Gehöfte eines Bauern geführt und ihn bewogen, den Kopf in einen halb gespaltenen Baum zu stecken, dann die Keile herausgezogen, daß der Bär festgeklemmt ward und vor Schmerz schrecklich zu brüllen anfing. Dadurch wurden die Bauern herbeigezogen, welche über den Bären herfielen und ihn so übel zurichteten, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Dem Kater, welcher hierauf als Gerichtsbote gesandt wird, geht es nicht besser. Er wird von Reineke in eine Scheune, wo er Mäuse in Menge finden soll, gelockt und geräth in eine Schlinge, aus der er nur zerschlagen, mit Verlust eines Auges entkommt. Um dem Rechte zu genügen, soll Reineke zum dritten und letztenmal geladen werden. Der Dachs erbietet sich, die Botschaft auszurichten und weiß den Fuchs zu bewegen, mit ihm zu gehen. Unterweges beichtet Reineke, in Ermangelung eines Priesters, seinem Begleiter alle seine Uebelthaten, vergißt aber so schnell seine Buße, daß er zweimal nahe daran ist, ein Huhn zu erwürgen. Als nun, bei Hofe angelangt, Reineke dem Gerichte sich darstellt, erheben sich von allen Seiten die schärfsten Anklagen wider ihn; da ist fast kein Thier, welches nicht durch ihn zu Schaden gekommen wäre. Mit großer Keckheit und Gewandtheit weiß der Fuchs sich zu vertheidigen; aber immer ärgerer Missethaten wird er beschuldigt, immer gewichtigere Zeugen treten auf, daß der Rath ihn einstimmig zum Tode verurtheilt. Als der König das Urtheil gesprochen, verlassen die wenigen Freunde des Fuchses den Hof, während seine Feinde jubeln, ihn verhöhnen und begierig sind, bei seiner Hinrichtung hülfreiche Hand zu leisten. Reineke ist in großer Angst und strengt sich daher an, eine neue List zu ersinnen, welche ihn retten könne. Schon muß er die Leiter besteigen, um gehängt zu werden,

da bittet er, der König möge ihm gestatten, seine letzte Beichte öffentlich abzulegen. Indem er nun von seinen schlimmen Streichen berichtet, welche er gemeinschaftlich mit Isegrimm, dem Wolfe, der ihn dabei stets übervortheilt, begangen habe, läßt er Etwas von einem großen Schatze, den er besitze, einfließen und deutet auf einen Anschlag hin, der früher einmal auf das Leben des Königs gemacht sei. Dieser, betroffen durch so unerwartete Kunde, läßt Reineke wieder von der Leiter herabsteigen, um ihn ganz allein, nur in Gegenwart der Königin zu verhören. Jetzt faßt Reineke wieder Muth und beschließt, mit Macht zu lügen. Um seine Seele zu retten, sagt er, wolle er Nichts verschweigen und selbst seine Blutsverwandten nicht schonen, um die Wahrheit zu bekennen. Sein Vater habe einst König Ermenrichs ungeheuren Schatz gefunden und, dadurch übermüthig geworden, sich mit Isegrimm, Brun, Grimbart und Hinze verschworen, dem König Nobel Thron und Leben zu rauben und dem Bären die Herrschaft zuzuwenden. Dies habe er, Reineke, erfahren und dadurch vereitelt, daß er seinem Vater den Schatz entwendet; denn als dieser nun der angeworbenen Mannschaft den versprochenen dreiwöchentlichen Sold nicht habe in voraus bezahlen können, sei aus dem Aufstande nichts geworden, und sein Vater habe sich vor Aerger aufgehängt. — Reineke soll jetzt aussagen, wo er den Schatz verborgen habe; er bezeichnet einen Ort im östlichen Flandern, entschuldigt sich aber, daß er nicht dem Wunsche des Königs gemäß ihn selbst dorthin geleiten könne, da er im Banne sei und nach Rom und dann auf weitere Pilgerfahrt wolle, um vollkommnen Ablaß zu gewinnen. Der König billigt solchen Vorsatz, macht bekannt, daß Reineke seiner großen Verdienste wegen unter königlichem Schutze stehe, daher Jeder ihn, seine Frau und seine Kinder ehren solle, und als Isegrimm und Brun darein reden wollen, läßt er sie greifen und binden, ja aus Bruns Fell wird ein Stück zum Ranzen für den Fuchs geschnitten, und der Wolf und dessen Frau müssen die Schuhe hergeben. Des Königs

Kaplan, Bellin, der Widder, muß den Segen über Reineke sprechen, worauf dieser unter Thränen vom Könige Abschied nimmt und, von Lampen, dem Hasen, und Bellin geleitet, nach seiner Veste zieht. Den Widder heißt er vor dem Thore warten, den Hasen nimmt er mit hinein, damit dieser die Füchsin über den bevorstehenden Abschied tröste. Kaum aber sind sie in die Höhle gekommen, als Reineke den Hasen todt beißt und ihn mit Frau und Kindern verzehrt. Den Kopf packt er in den Ranzen und hängt diesen dem Widder um, mit dem Bedeuten, daß wichtige Briefe an den König darin seien; er könne, um sich beliebt zu machen, sagen, daß er dabei mitgeholfen habe. Als der König diesen neuen Betrug Reinekes erfährt, wird er sehr betrübt; er läßt Brun und Isegrimm in ihre Würden wieder einsetzen und Bellin als Mörder des Hasen ihnen ausliefern. Noch ist der Hof versammelt, da kommen schon wieder neue Klagen über Reinekes Tücke, und es wird beschlossen, den Frevler in seiner Burg zu belagern. Heimlich macht sich Grimbart auf, um seinen Oheim zu warnen; doch dieser ist nicht sehr bekümmert und gleich willig, mit dem Dachse nach Hofe zu gehen, um sich zu vertheidigen. Unterwegs beichtet er neue Sünden, entschuldigt sich aber damit, daß die großen Herren und Prälaten mit schlimmen Beispielen vorangingen. Der Affe, welcher im Begriff ist, nach Rom zu reisen, begegnet ihnen und verspricht Reineke, durch seine Freunde ihm Ablaß auszuwirken. Bei Hofe angelangt, weiß der Fuchs aufs neue durch Lügen sich zu helfen und die Beschuldigungen zu entkräften. Den Hasen müsse Bellin unterweges getödtet haben, um die Kostbarkeiten zu unterschlagen, welche er ihnen für den König und die Königin mitgegeben: einen Ring, einen Kamm und einen Spiegel, Dinge von außerordentlicher Schönheit und wunderbaren Eigenschaften. Dadurch wird der König von Reinekes Unschuld überzeugt; er will ihn frei lassen, damit er die verlorenen Kleinodien wieder aufsuche. Nun tritt Isegrimm mit neuen Anklagen hervor, und da Reineke diese

zurückweist, fordert jener ihn zum Zweikampf. Reineke nimmt die Ausforderung an, weiß durch List und Gewandtheit den Wolf zu besiegen und wird darauf vom Könige zum Kanzler gemacht und mit dem Reichssiegel betraut.

2. Der lyrische Volksgesang.

Die epischen Volkslieder waren die Anfänge der Poesie und lagen dem spätern Kunstepos zu Grunde. Ebenso ging dem ritterlichen Minnegesange das lyrische Volkslied voraus, welches jedoch, da jener so ausgedehnte Herrschaft gewann, nicht zur Geltung kommen konnte, und von dem, da Nichts aufgeschrieben ward, und neue Erscheinungen die ältern verdrängten, wenig übrig geblieben ist. In dieser Zeit aber, da die ritterliche Poesie verschwand, und ein frisches, bewegtes, buntes Volksleben sich entfaltete, in welchem die Individualität stärker sich entwickelte und mehr zur Geltung kam, als früher, tritt das Volkslied mit Macht wieder hervor, die Sangeslust wird aufs neue lebendig und läßt es erschallen in allen Gegenden des deutschen Landes. In der Mitte des 14. Jahrh. erwacht es wieder, gelangt im 15. und 16. Jahrh. zur höchsten Blüte, verliert aber im 17. Jahrh. seine Frische und geräth bald für längere Zeit ganz in Vergessenheit[1]). Der Reichthum der Volkslieder muß außerordentlich groß gewesen sein, denn obgleich, wie es in der Natur der Sache liegt, das Meiste mag vergessen worden sein, so sind uns doch in Chroniken, auf fliegenden Blättern und in einer Menge von Sammlungen[2]), die schon zu Ende des 15., am häufigsten aber

---

1) Manches, was aus dieser Zeit uns überliefert ist, mag viel älteren Ursprungs und nur in ein neues Sprachgewand gekleidet worden sein.

2) Z. B. die Sammlung der Clara Hätzlerin, einer Nonne zu Augsburg 1471. — 49 geistliche und weltliche Lieder mit Singnoten. Augsburg. Erhard Oeglin 1512. — Bergkreyen. Etlich Schöne gesenge. Nürnberg. Kunegund Hergotin 1534. — Ein außzug guter alter un newer Teutscher liedlein. 5 Thle. Nürnberg 1539—56. — K. Goedecke führt

im 16. Jahrh. gedruckt wurden, Tausende derselben erhalten worden.

Wie der alte epische Volksgesang die lebendige Sage gestaltete, so bringt das lyrische Volkslied die Empfindungen des Individuums zur poetischen Erscheinung, aber in einer solchen Allgemeinheit, daß es von Allen verstanden, von Allen nachempfunden werden kann; oder, wenn es ins epische Gebiet streift, wie einestheils das historische Lied, schildert es selbsterlebte Begebenheiten, häufig Eines, „der dabei war.“ In der Ballade wird mit der regsten Theilnahme das Schicksal einer im Mittelpunkte stehenden Person seinen Hauptmomenten nach verfolgt. Alles ist unmittelbarer Ausdruck wirklicher Empfindung, daher das Volkslied einfach, wahr, frisch und lebendig; Reflexion, Schilderung und Ausmalung der Scenen und Situationen ist ihm völlig fremd; in gedrungener, rascher, kräftiger Sprache giebt es nur die hervorragenden Momente der Empfindung wie der Begebenheit und erscheint daher selbst mitunter lückenhaft. Inhalt und Ton sind mannigfach: In den Liebes-, Natur- und Wanderliedern — ihrer sind die meisten — neckische Laune, innige Herzlichkeit, tiefe Wehmuth, rührende Klage; in den Trinkliedern [1]) heiterer Humor, kecker Muth, jubelnde Lust. Außerdem finden sich Soldaten-, Reiter-, Jäger- und Handwerkerlieder, Bergkreien 2c. Politische Lieder sind selten.

Die Form des Volksliedes ist im Gegensatz zu den frühern Minneliedern höchst einfach, meistens in vierzeiligen Strophen bestehend; die Sprache, trotz der Kunstlosigkeit, meistens wohllautend. Die vielfach mitüberlieferten Melodien, welche sich dem Inhalte völlig anschmiegen, lassen das Volkslied, das durchaus

---

in seinem Abriß der deutschen Literaturgeschichte gegen hundert Sammlungen aus dem 16. und Anfange des 17. Jahrh. auf.

1) Die sogenannten Weingrüße und Weinsegen rühren meistens von Kunstdichtern her; einige der besten haben Hans Rosenplüt zum Verfasser.

zum Singen bestimmt war, erst in seiner ganzen Wirksamkeit erkennen. Namen von Dichtern dieser Lieder sind wenig bekannt geworden; Handwerksburschen, Jäger, Landsknechte, Reiter, Studenten und ähnliches lustiges Volk waren meistens die Dichter. Manche Lieder mögen auch nicht einmal einen bestimmten Verfasser haben, sondern von mehren gemeinsam gedichtet worden sein; was ansprach, wurde schnell dem Gedächtnisse eingeprägt und weiter getragen, oft auch wohl von Andern verändert oder erweitert.

Nachdem das Volkslied, auf welches die gelehrten Dichter des 17. Jahrh. mit großer Verachtung herabsahen, fast völlig in Vergessenheit gekommen war, erweckte zuerst Herder es wieder in seinen, freilich größtentheils Fremdes enthaltenden, „Stimmen der Völker in Liedern", 1778, und wies hin auf den Schatz echter Poesie, die darin enthalten. Seitdem hat man die Volkslieder mehrfach ans Licht gezogen; zunächst wurden sie gesammelt durch Achim v. Arnim und Clemens Brentano in „des Knaben Wunderhorn", III. Heidelberg 1806—19; die Herausgeber haben jedoch die Texte mehrfach geändert, auch Lieder von neuern Dichtern aufgenommen. Später erschienen mehrere Sammlungen, von denen jedoch die meisten weder historisch, noch kritisch zu Werke gingen. Soll aber das Volkslied allgemeiner gewürdigt werden, so wäre eine Auswahl höchst wünschenswerth, die nur das Schöne enthielte; denn daß es in dieser Gattung auch eine große Menge des Unbedeutenden, Trivialen, selbst Rohen und Schmutzigen giebt, versteht sich wohl von selbst. — Die bedeutendsten, von Sachkenntniß wie Fleiß zeugenden Sammlungen sind: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder in 5 Büchern herausgegeben von Lud. Uhland". Erste Abth. Stuttgart 1844 — und: „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrh. von Hoffmann v. F." Leipzig 1844. — Beachtenswerth sind ferner: „Sammlung deutscher Volkslieder von Büsching und v. d. Hagen". Berlin

1807. — „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder von Jak. Jos. Görres". Frankfurt 1817. — „Die Volkslieder der Deutschen vom Freiherrn von Erlach V." Mannheim 1834—37 (reichhaltig aber durchaus planlos). — „Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen von L. Erk und W. Irmer". Berlin 1838—41. — „Deutsche Volkslieder von F. L. Mittler". Marburg und Leipzig 1846. — Vgl. „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen von Talvj (Therese Robinson, geb. v. Jacob)". Leipzig 1840.

Wie neben der frühern Minnedichtung das geistliche Lied (das Lied der himmlischen Minne) auftrat, so erscheint jetzt neben dem weltlichen Volksliede auch das religiöse, welches, unähnlich dem reflektirenden und beschreibenden geistlichen Gesange der Minnedichter, als unmittelbarer Ausdruck der Empfindung, völlig den Charakter des Volksliedes trägt; wurden doch sogar häufig, selbst mit Beibehaltung ihrer ursprünglichen Melodien, weltliche Volkslieder zu geistlichen umgedichtet. Schon aus dem 13. Jahrh. haben sich religiöse Gesänge mit volksthümlichem Gepräge, z. B. Oster- und Pfingstlieder, erhalten; im 14. und 15. Jahrh. wurden sie häufig und kamen bei religiösen Umgängen 2c. in Gebrauch, während beim kirchlichen Gottesdienste die lateinischen Hymnen üblich blieben. Auch die einfachen ergreifenden Bußlieder der Flagellanten oder Geißler in der Mitte des 14. Jahrh., wie die Lieder der Mystiker können hierher gerechnet werden. Andere Erscheinungen auf dem Gebiete der religiösen Lyrik gehören der Kunstpoesie an, haben zum Theil einen gelehrten Charakter oder sind unbeholfene Uebersetzungen lateinischer Gesänge. Unter den namhaften geistlichen Dichtern — das meiste Volksthümliche rührt von unbekannten Verfassern her — ist der fruchtbarste Heinrich v. Laufenberg, ein Geistlicher in Straßburg um die Mitte des 15. Jahrh.

Daß auch die im 13. Jahrh. blühende lyrisch-didaktische Spruchdichtung in dieser Periode fortgesetzt ward, ist schon oben

bei der Dichtung der Gelehrten erwähnt worden: Heinrich, der Teichner, und Peter, der Suchenwirth. Sie gestaltet sich jetzt ebenfalls immer volksmäßiger und bedient sich häufig einer Form, welche, freilich schon früher hin und wieder angewendet, z. B. von Spervogel, vom Kanzler, jetzt erst unter dem Namen Priamel [1]) recht zur Geltung kommt und bis zu Ende des 16. Jahrh. sich erhält. Die Priamel kann als die ursprüngliche Form des deutschen Epigramms angesehen werden, und besteht aus einer Reihe von Vordersätzen, welche im letzten Verse ihren oft überraschenden Aufschluß erhalten [2]).

Die Verfasser sind meistens unbekannt geblieben. Einige der vorzüglichsten sind von Hans Rosenplüt.

3. Dramatische Dichtung.

Das Drama ist überall aus dem religiösen Kultus hervorgegangen und suchte zuerst göttliche Dinge zur Anschauung zu bringen. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten finden sich in Deutschland manche Spuren von mimischen, oft schon mit Dialog oder Gesang verbundenen, von verkleideten Personen

---

1) Wahrscheinlich entstanden aus praeambulare, vorhergehen, weil mehre Vordersätze voraufgehen, welche in dem Schlußsatze ihre Pointe haben.

2) Beispiel:

Essen und trinken ohn' danckbarkeit,
Als uns die heilig schrift seit,
Und ohn' andacht gen kirchen gangen
Mit großen hoffart und mit prangen,
Und predigt hör'n und dran nicht kehren,
Als uns die frommen priester lehren,
Und almosen geben zu ruhm und gesicht,
Als oft von manchen Menschen geschicht,
Und rath geben aus falscher treu
Und beichten ohn' alle scham und reu:
Die werk' seyn gott als lieb und genehm,
Als wenn ein' sau in die juden schul' käm!

gegebenen Vorstellungen[1]), welche noch aus dem Heidenthum stammten, sich aber, indem die ursprüngliche Bedeutung verloren ging, an christliche Geschichten anschlossen, oder einen possenhaften Charakter annahmen und zur Volksbelustigung dienten.

So roh solche scenische Darstellungen auch sein mochten, so mag in ihnen doch der erste Keim der dramatischen Poesie gelegen haben. Näheres wissen wir davon nicht; die ersten dramatischen Denkmäler stammen aus dem Ende des 12. und dem 13. Jahrh. und sind die sogenannten Mysterien oder, wie sie in Deutschland immer genannt wurden, geistlichen „Spiele". Sie entwickelten sich im 11. und 12. Jahrh. aus der kirchlichen Liturgie, indem der feierliche Vortrag der evangelischen Geschichte, den der Priester an den hohen Festen, besonders am Charfreitage und Ostersonntage in der Kirche hielt, an mehre Personen vertheilt, durch Gesang unterbrochen und mit bildlichen Darstellungen begleitet wurde. Die Sprache war anfänglich die lateinische der Vulgata, — so noch in einem der ältesten überlieferten Mysterienspiele: ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi (Osterspiel von der Ankunft und dem Untergange des Antichrists), welches Einige dem Wernher v. Tegernsee zu Ende des 12. Jahrh. zuschreiben; — indessen schon im 13. Jahrh. wurden deutsche Gesänge, auch wohl versificirte Uebersetzungen der lateinischen Worte eingeschaltet, wie im ludus paschalis sive de passione domini (Osterspiel oder vom Leiden des Herrn), aus dem Anfange des 13. Jahrh., oder in einem Osterspiele aus dem Anfange des 14. Jahrh., welches in neun Handlungen das Leben Jesu in seinen Hauptzügen darstellt. Weiter ins 14. Jahrh. hinein wird die Sprache durchgehend deutsch. Bald ging man weiter: man nahm die Stoffe auch aus andern bibli-

---

1) Die Neigung, die eigne Persönlichkeit zu einer fremden umzuwandeln, ist im Nachahmungstriebe des Menschen begründet und tritt schon bei Kindern mit großer Stärke hervor.

schen Geschichten, aus Gleichnißreden Christi[1]) und aus der Legende; man erweiterte die biblischen Texte, führte Personen redend und handelnd auf, welche der Geschichte fremd sind, oder nur angedeutet werden; ja der unverwüstliche Humor jener Zeit, oder, wie man damals sagte, die Narrheit, wußte sich auch in diese religiösen Darstellungen zu stehlen und flocht fremdartige Episoden komischer, burlesker Natur ein. Als komische Figuren mußten zuerst die Teufel dienen, ferner die Juden und Wächter am Grabe Christi, der Kaufmann, welcher den Marien Salben verkauft, nebst seinem Weibe und seinem einfältig-listigen Knecht Rubin 2c.

Beispiele dieser Art sind: „Die Auferstehung Christi" aus dem Ende des 14. Jahrh. — „Das Alsfelder Passionsspiel", aus dem Ende des 15. Jahrh., ein Mysterium von großem Umfange. In den Scenen, welche die frühere Weltlust der Maria Magdalena und ihre Bekehrung darstellen, herrscht wirkliches Leben. — Dem Inhalte nach wenig mit den Mysterien gemein hat „Ein schön Spiel von Frau Jutten", die legendenartige Geschichte der Päbstin Johanna behandelnd, welches 1480 von einem Priester Schernberg verfaßt sein soll. Die Idee des Dramas ist keineswegs frivol, wie man aus dem Stoffe vielleicht schließen möchte, sondern eine Verherrlichung des Dogmas von der Kraft der Fürbitte der Jungfrau Maria. Die Teufel beschließen, aus Jutta ein Kind der Hölle zu machen; sie giebt sich der Sünde hin, geht als Mann verkleidet nach Paris, wird Doctor, in Rom Cardinal und endlich Pabst. Von Reue erfaßt, erträgt sie es, daß ihre Schande der Welt offenbar wird. Als sie stirbt, erfaßt der Teufel ihre Seele und führt sie zur Hölle, aus der auf Christi Befehl Erzengel Michael sie wieder befreit.

---

1) Z. B. das 1322 zu Eisenach aufgeführte Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen, durch welches der Markgraf Friedrich v. Meißen so erschüttert wurde, daß er vom Schlage gerührt ward und bald darauf starb.

Die seit dem 13. Jahrh. gegen diese Schauspiele ergehenden Verbote von Koncilien, Päbsten und Bischöfen fruchteten nichts; die Ausgelassenheit ging im Gegentheil immer weiter, die burlesken Zwischenspiele wurden die Hauptsache, und das Volk fand ungemeines Vergnügen nicht nur an dem Anschauen der Vorstellungen, welche, da der Stoff immer weitschichtiger geworden war, mitunter Tage lang dauerten, sondern betheiligte sich auch selbst bei denselben; denn während früher Prediger und Mönche die Rollen übernommen hatten, wurden sie jetzt häufig von Handwerkern, Studenten, Schülern gespielt. Der Schauplatz wurde aus den Kirchen, weil diese für die oft ungeheure Zahl der Mitspielenden, welche sich zuweilen auf 2—300 Personen belief, zu eng wurden, auf die Kirchhöfe oder Marktplätze verlegt. Hier schlug man ein ungeheures Gerüst auf, welches aus drei über einander sich befindenden Bühnen bestand, mit welchen man die Hölle, die Erde und den Himmel vorstellen wollte. Dekorationen kannte man schon, und wandte sie, wie es scheint, oft in ausgedehntem Maße an. Der früher übliche Gesang hörte auf, außer wenn etwa Chöre einfielen.

An irgend welche künstlerische Komposition ist bei diesen geistlichen Spielen noch nicht zu denken; sie stellen die Scenen der Zeitfolge nach geordnet dar und tragen daher vielmehr einen epischen als dramatischen Charakter; nichts desto weniger waren sie zum Theil imposant. Eine künstlerische Fortbildung in den spätern Stücken ist nur wenig wahrzunehmen, und da Spiele, welche denselben Gegenstand behandeln, selbst in der Ausführung sich sehr ähnlich sind, so ist anzunehmen, daß ein früher stereotyp gewordener Text immer wieder zu Grunde gelegt wurde [1]).

---

1) In Oberammergau in Baiern werden noch jetzt jährlich von den Landleuten Passionsspiele aufgeführt, welche den alten ähnlich sind.

Außer diesen geistlichen Spielen finden wir seit der Mitte des 15. Jahrh. auch weltliche Dramen, — wenn man jene rohen Anfänge schon so nennen darf, — welche seit dem 14. Jahrh. entweder durch Ablösung des komischen Elementes der Mysterien, oder aus den Possen und Mummereien der Karnevalszeit sich mögen gebildet haben. Gewöhnlich heißen sie Fastnachtspiele, weil sie anfänglich nur zur Zeit der Fastnachtlustbarkeiten von jungen Leuten aus dem Volke in diesem oder jenem Hause, wo man es ihnen gestatten wollte, aufgeführt wurden. In Nürnberg scheinen sie entstanden zu sein, und dort wurden sie auch später am meisten kultivirt. Sie sind noch kunstloser als die Mysterien, eigentlich nur dialogisirte Schwänke, in denen selbst der Dialog noch unbeholfen und roh ist. Ihre Tendenz war nur, ausgelassene Fröhlichkeit zu erwecken, und kein Spaß erschien zu plump, zu derb und zu unsauber, daß man ihn nicht gebraucht hätte, wenn man dadurch Gelächter hervorrufen konnte. Die Stoffe sind dem trivialsten Leben entnommen; Kuppeleien, häusliche Zwiste, Eheskandale, Marktgeschichten, Quacksalbereien, Alles ins Possenhafte gezogen und meist in eine Prügelei auslaufend, sind der gewöhnlichste Inhalt. Einige Ausnahmen giebt es indessen, es kommen auch ernstere Stücke vor, ein paar aus der alten Sage, selbst einige politische, welche die Zuchtlosigkeit des Adels und der Geistlichkeit geißeln.

In dem „Spiel von eim Kaiser und eim apt“ ist derselbe Gegenstand behandelt, welcher den Inhalt der bekannten Bürger'schen Ballade ausmacht.

Die namhaften Dramatiker dieser Zeit sind:

Hans Rosenplüt, der Schnepperer (Schwätzer), umherziehender Wappendichter aus Nürnberg, in der Mitte des 15. und

Hans Folz aus Worms, Barbier zu Nürnberg, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.; er steht niedriger als der Vorige,

welcher außer den gewöhnlichen doch auch bedeutendere Stoffe behandelt und oft wirklichen Humor verräth.

Nicht so fruchtbar, aber bedeutender als beide, ist Pamphilus Gengenbach, Buchdrucker zu Basel. Seine Dichtungen fallen in das erste Viertel des 16. Jahrh.

Vierte Periode.

Von ca. 1500 bis 1624. (Reformationszeitalter.)

Vernachlässigung der Poesie, welche aus den Händen des Volkes in die der Gelehrten überzugehen anfängt. — Blüte des volksthümlichen Kirchenliedes. — Satire.

In dem gesunden, echter Religiösität und Sittlichkeit nie völlig entfremdeten Sinn des deutschen Volkes war der Unwille längst erwacht gegen den Geisteszwang, der von einem zuchtlosen Klerus geübt wurde, welcher um selbstsüchtiger Zwecke willen immer schamloser seine den Geist des Christenthums vernichtenden Lehren verkündete. Dieser schon häufig laut gewordene Unwille, genährt im Mittelstande, bei Bürgern und Volksgeistlichen, durch die wachsende Aufklärung, welche um diese Zeit durch so viele glückliche Einflüsse gefördert ward, brach sich endlich Bahn, als ein großer Mann auftrat und das Organ des Wahrheits- und Freiheitsdranges wurde: die Kirchenreformation trat ins Leben. Ihre Bedeutung besteht also keineswegs nur in der Abschaffung gewisser Lehren und Formen des Gottesdienstes, sondern hauptsächlich in der Beseitigung des Geisteszwanges, in dem Heraustreten aus dem alten Autoritätsglauben, — in der Freiheit des Geistes. Zwar ward diese Freiheit nur einem Theile des deutschen Volkes gewonnen, ein anderer blieb der alten Kirche getreu, ein noch größerer ward, besonders durch die Machinationen der Jesuiten, mit Gewalt

wieder in den Schooß derselben zurückgedrängt: indessen ohne Einfluß blieb die Reformation auch auf den katholisch bleibenden Theil der Nation nicht.

Aber viel Streit ward durch die Reformation erweckt, lange verheerende Kriege nach außen, mit der Gegenpartei, Kämpfe im Innern, nicht nur zwischen Protestanten und Reformirten, sondern selbst innerhalb des Protestantismus. Die Reformatoren, die Autorität der Kirche, der Koncilien und Päbste verwerfend, hatten die Lehren der heiligen Schrift, welche ihnen die einzige Quelle christlicher Erkenntniß war, in ihren Bekenntnißschriften in ein System gebracht, um der katholischen gegenüber wieder eine geschlossene Kirche zu bilden. Ihren Nachfolgern aber war darin noch Vieles zu unbestimmt, jedes Dogma sollte scharf begrenzt mit allen seinen Konsequenzen hervortreten, um neue Ketzereien abzuwehren, und so entstanden weitschichtige Lehrgebäude, welche logische Kunstwerke waren, aber von der subjektiven Anschauung ihrer Verfasser genug an sich trugen. Diese Bekenntnißschriften wurden nun von der extremen Partei, den Orthodoxen, für ewige Glaubensnorm erklärt und also der heiligen Schrift fast gleich geachtet, und damit stellte man die protestantische Kirche als eine von der katholischen nicht im Princip, sondern nur durch eine Reihe von Dogmen verschiedene dar, ohne den Abfall von ihr zu rechtfertigen. Die andere Partei dagegen wollte nicht den Buchstaben, sondern den Geist des Protestantismus bewahren. Mit großer Erbitterung wurde dieser Streit geführt und ist leider bis auf den heutigen Tag noch nicht geschlichtet.

Unter solchen Verhältnissen konnte die Poesie nicht gedeihen. Eine große Bewegung war da, an der das ganze Volk Antheil nahm; aber sie war von der Art, daß sie nur den Verstand beschäftigte, die Phantasie aber zurückdrängte. Selbst das Studium des klassischen Alterthums, welches, wie es viel dazu beigetragen hatte, die Reformation zu zeitigen, durch die Reforma-

tion neu belebt wurde, war der Entwickelung der deutschen Poesie ungünstig; denn die Gelehrten schieden sich jetzt immer schroffer vom Volke ab, die klassischen Studien wurden ihr Lebenselement, indem sie dieselben nicht als Mittel, den nationalen Geist zu beleben und zu regeneriren, sondern als Zweck selber ansahen. Vom Vaterländischen wandten sie sich daher gänzlich ab und sahen auf das Volksthümliche mit großer Verachtung hernieder. Auch die Spaltung Deutschlands in Folge der Reformation wirkte ungünstig, denn sie schlug dem ohnehin schon schwachen Nationalbewußtsein und Gemeingeist tiefe Wunden. — Da die Reformation die Wissenschaften belebte durch ihren freieren Geist und durch Gründung von Gelehrten- und Volksschulen, so treten die katholischen Länder hinsichtlich der Kultur bald hinter die protestantischen zurück; was diese Periode für die Literatur noch geleistet hat, geht daher fast allein von Protestanten aus. Das Erhebliche dieser Leistungen läßt sich kurz zusammenfassen: es waren die Dichtungen, zu welchen die Reformation den Impuls gab, theils der Kirchengesang, theils die Satire, deren Hauptvertreter Johann Fischart, zugleich der bedeutendste deutsche Satiriker und Gründer der humoristischen Literatur. Die Volkspoesie blüht noch und wird gehoben durch Hans Sachs; aber es ist vorauszusehen, daß diese Volkspoesie, sich selbst überlassen, ohne künstlerischen Einfluß zuletzt verkümmern und in Roheit untergehen müsse, wovon sich zu Ende des Jahrhunderts schon die Spuren zeigen.

Die poetische Sprache blieb während des größten Theiles dieser Periode so ziemlich auf ihrem frühern Standpunkte; die Dialekte behielten noch ihre Herrschaft, denn das Neuhochdeutsche konnte nur allmählich ins Volk eindringen. Auch die Verskunst blieb im allgemeinen dieselbe, wenngleich gegen Ende dieser Zeit schwache Versuche gemacht wurden, antike und südliche Formen nachzubilden.

Desto günstiger war die Richtung dieser Zeit der Prosa,

welche in Predigten, dogmatischen und ascetischen Schriften, Chroniken, Satiren und Volksbüchern, vor Allem in Luthers Bibelübersetzung, 1522—34, zu einer ungemein raschen Entwickelung und durch letztere, das größte prosaische Meisterwerk der deutschen Literatur, nach und nach zu einer einheitlichen Sprache gelangte. — Zu Grunde legte Luther die hochdeutsche Schriftsprache, welche in der sächsischen Kanzlei gebraucht wurde; „allein nicht nur brachte er in dieselbe grammatische Festigkeit und Einstimmung, er hauchte ihr auch einen neuen lebensfrischen Geist dadurch ein, daß er in die Tiefen des Sprachgeistes eindrang, sich des Reichthums der in ihm ruhenden Mittel bemächtigte, sie individuell beseelte und mit bewundernswürdiger Umsicht, Sicherheit und Geschicklichkeit handhabte. So schuf er eine Sprache, die sich durch die Reinheit, Kraft, Verständlichkeit und Schärfe der Bezeichnung, so wie durch Fülle, Wärme, Innigkeit und Adel auszeichnete und vermöge des gewaltigen Einflusses, den seine Schriften auf die Zeitgenossen und die Nachwelt ausübten, Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung wurde[1]."

Die wichtigste Erscheinung auf dem poetischen Gebiete dieser Periode ist

I. Das Kirchenlied.

Gab es gleich schon in den beiden Jahrhunderten vor der Reformation geistliche Lieder, welche auch hin und wieder in der Kirche gesungen wurden, was im 15. Jahrh. immer häufiger geworden zu sein scheint, so blieb doch der lateinische Hymnus beim Gottesdienst im allgemeinen Gebrauch, und erst durch die Reformation kam das deutsche Kirchenlied zur rechten Bedeutung. Luther legte großes Gewicht darauf und betrachtete es als ein vorzügliches Mittel zur Befestigung des Glaubens und Erweckung

---

1) Koberstein.

frommer Gesinnungen. Er selbst gab den Ton an, und bald folgten ihm Viele nach; nicht allein die Prediger dichteten für ihre Gemeinden — wiewohl die meisten Gesänge Geistliche zu Verfassern haben — sondern es fanden sich auch andere Dichter fast aus allen Ständen, und gegen Ende des Jahrh. war schon ein bedeutender Reichthum von Kirchenliedern erwachsen. In den vorzüglichsten derselben spricht sich der durch die Reformation wiedergewonnene christlich-fromme Geist aus, das Bewußtsein der Erlösungsbedürftigkeit, der Jubel über die durch die göttliche Gnade in Christo uns wiedergewonnene Gottesgemeinschaft, das in den Kämpfen und Drangsalen jener Zeit geprüfte und bewährte unerschütterliche Gottvertrauen und die fröhliche Hoffnung auf das über alle irdische Trübsal tröstende ewige Heil. Gar viele sind auch aus dem Drange besonderer Lebenslagen erwachsen und daher recht eigentliche Gelegenheitsgedichte. — Solcher Inhalt, die Unmittelbarkeit der Empfindung, welche diese Lieder schuf, die Bibelsprache, in welcher die bessern sich ergehen, und das Bewußtsein, das Volk damit zu erbauen, gaben ihnen ein durchaus volksmäßiges Gepräge: sie wurden der allen Christen verständliche, in allen Christen Anklang findende Ausdruck des innerlich erlebten und empfundenen Christenthums [1]). Demgemäß ist auch ihr Ausdruck einfach, ohne Bilderschmuck, lebendig und rasch, kindlich und treuherzig und doch voll Kraft und Würde, aber ohne hohen poetischen Schwung. Die Melodien, welche großentheils von den Dichtern herrühren und zugleich mit den Liedern entstanden, schmiegen sich eng dem Texte an; mitunter wurden auch beliebten Volksmelodien geistliche Texte untergelegt, selbst Volkslieder zu kirchlichen Gesängen

---

1) Mit den alten erhabenen, ins Epische fallenden lateinischen Kirchengesängen verglichen, erscheinen die protestantischen subjektiver, indem sie nicht sowohl die göttlichen Thaten selbst, als vielmehr die Wirkungen derselben auf das Herz des Menschen darstellen.

umgestaltet, wodurch diese vielleicht dem Volke noch näher gebracht werden mochten [1]).

Auch ältere deutsche wie lateinische Kirchenlieder wurden nach Luthers Vorgange bearbeitet und oft erweitert; besonders lieferten biblische Stellen, vornehmlich die Psalmen, würdige Stoffe. — Da aber das Kirchenlied von so Vielen und unter diesen auch von Unbefähigten kultivirt ward, so konnte es sich nicht auf seiner Höhe erhalten, es artete vielfach aus: man begnügte sich entweder mit geistlosen gereimten Umschreibungen biblischer Texte, oder man gerieth in kindische, oft widerwärtig süßliche Spielereien, oder man verfiel auf mystischen Bilderprunk, brachte Allegorie hinein, und selbst die einfache Form mußte dem Wortgeklingel weichen. Besonders in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unter den theologischen Streitigkeiten verdrängte der trockne Verstand die Gemüthsinnigkeit, die lehrhafte, oft selbst polemische Richtung bekam die Oberhand, und es finden sich eine Menge Lieder, welche Nichts sind, als dogmatische oder moralische Lehrsätze, in schlechte Verse gebracht.

Die meisten und besten Kirchenlieder sind innerhalb der protestantischen Kirche, besonders im mittlern und nördlichen Deutschland entstanden und in hochdeutscher Sprache abgefaßt; die Katholiken behielten den lateinischen Kirchengesang bei, und die Reformirten pflegten Psalmen zu singen. Weniger individuell sind die Lieder der böhmischen Brüder, welche sich großentheils um die Persönlichkeit Christi drehen.

Viele geistliche Lieder, welche in dieser Zeit entstanden, waren nicht für die Kirche, sondern zur Beförderung häuslicher Andacht bestimmt. Es gehören dahin theils die schon oben erwähnten Gelegenheitsgedichte, welche für Kirchenlieder zu sub-

1) Es wurde indessen über solche Lieder häufig Klage geführt, indem man fürchtete, Manche möge beim Singen der ursprünglich weltliche, selbst leichtfertige Inhalt des Gesanges gar sehr in der Andacht stören.

jektiv gehalten waren, theils und besonders eine ganze Gattung von Liedern, welche, den feierlichen, streng kirchlichen Ton verlassend, einer schlichtern, man könnte sagen, mehr weltlichen, volksthümlichen Ausdrucksweise sich bedienen.

Den ersten Rang unter den Kirchenlieder-Dichtern behauptet

Martin Luther. Geb. 10. Novbr. 1483 zu Eisleben, auf den Schulen in Mansfeld, Magdeburg und Eisenach unterrichtet, studirte seit 1501 in Erfurt zuerst die Rechte, darauf Theologie, ward 1505 Magister und trat bald darauf in ein Augustinerkloster. 1507 zum Priester geweiht, ward er 1508 Professor der Philosophie in Wittenberg und bald darauf Schloßprediger, 1512 Doktor der Theologie. 1517, den 31. Octbr. schlug er die berühmten Thesen gegen den Ablaßkram an, was Veranlassung zu seinem reformatorischen Wirken ward. 1520 in den Bann gethan, verbrannte er 10. Decbr. zu Wittenberg die Bannbulle und die päbstlichen Dekretalien, vertheidigte sich, bei seiner Lehre beharrend, 1521 auf dem Reichstage zu Worms, ward, der über ihn ausgesprochenen Reichsacht wegen, vom Kurfürsten Friedrich von Sachsen auf der Wartburg verborgen, kehrte 1522 nach Wittenberg zurück, trat 1524 aus dem Kloster und verheirathete sich im folgenden Jahre. Er starb 1546 am 18. Febr. zu Eisleben.

Er ist der Verfasser von 37 Kirchenliedern, welche theils Bearbeitungen älterer Kirchengesänge, theils Uebersetzungen lateinischer Hymnen, theils eigne Dichtungen sind. Zu den ersteren gehören z. B. „Komm, heiliger Geist, Herre Gott“ — „Gelobet seist du, Jesu Christ“ — „Nun bitten wir den heil'gen Geist“ — „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod' umfangen“. Uebertragungen lateinischer Originale sind: „Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geist“ — „Herr Gott, dich loben wir“ 2c., eigne Lieder: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir“ — „Es wolle Gott uns gnädig sein“ — „Ein' feste Burg ist unser Gott“ 2c.

Einige andere der namhaftesten Liederdichter sind folgende:

Nicolaus Decius, geb. 1479, zuletzt Prediger in Stettin. Von ihm die Bearbeitung des alten Gloria in excelsis: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" — ferner: „O Lamm Gottes, unschuldig."

Lazarus Spengler, 1479—1534, Rathsschreiber in Nürnberg. „Durch Adams Fall ist ganz verderbt".

Paul v. Spretten (Speratus), 1484—1554, Bischof von Pomesanien in Preußen. „Es ist das Heil uns kommen her" — „Ich ruf' zu dir, Herr Jesu Christ"!

Johann Poliander (Graumann), 1487—1541, Pfarrer in Königsberg. „Nun lob' mein' Seel', den Herren".

Johann Hesse, 1487—1547, Pastor zu Breslau. „O Welt, ich muß dich lassen" — „O Mensch, bedenk zu dieser Frist".

Nicolaus Hermann, Kantor in Joachimsthal, † 1561. „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich" — „Erschienen ist der herrlich' Tag" — „Wenn mein Stündlein vorhanden ist" — „Hört auf mit Trauren und Klagen".

Hans Sachs, 1494—1576, (s. unten.) „Warum betrübst du dich, mein Herz".

Justus Jonas, 1493—1555, Generalsuperintendent zu Eisfeld in Franken. „Wo Gott der Herr nicht bei uns wär'".

Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen von 1532—47. † 1554. „Wie's Gott gefällt, so gefällts mir auch".

Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Culmbach. † 1557. „Was mein Gott will, das gescheh' allzeit".

Michael Weiß, Pfarrer und Vorsteher der böhmischen Gemeinde zu Landskron. † 1540. „Nun laßt uns den Leib begraben".

Erasmus Alberus, 1500—1553, Generalsuperintendent zu Neubrandenburg in Mecklenburg. „Freut euch, ihr Gotteskinder all“ — „Ihr lieben Christen, freut euch nun“.

Paul Eber, 1511—1569, Generalsuperintendent zu Wittenberg. „Wenn wir in höchsten Nöthen sein“ — „Helft mir Gottes Güte preisen“ — „Herr Jesu Christ, wahr' Gott und Mensch“.

Bartholomäus Ringwaldt, 1530—1598, Prediger zu Langfeld in der Neumark. „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut“ — „Der Herr ist mein getreuer Hirt“.

Nicolaus Selnecker, 1530—1592, Generalsuperintendent in Leipzig. „Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ“ — „Laß mich dein sein und bleiben“.

Ludwig Helmbold, 1532—1598, Superintendent zu Mühlhausen. „Von Gott will ich nicht lassen“.

Martin Schalling, 1532—1608, Prediger zu Nürnberg. „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr“.

Philipp Nicolai, 1556—1608, Prediger in Hamburg. „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ — „Wachet auf! ruft uns die Stimme“.

Christoph Knoll, 1563—1621, Prediger zu Sprottau. „Herzlich thut mich verlangen nach einem sel'gen End“.

Bearbeitungen der Psalmen des A. T. giebt es von Burkhard Waldis, 1490 bis nach 1556, Ambrosius Lobwasser, 1515—1585, Professor der Rechte zu Königsberg, Paul Schede (Melissus), 1539—1602, Joh. Fischart, 1550—1590, Georg Rud. Weckherlin, 1584—1651.

II. Hans Sachs.

Sohn eines Schneiders, geb. 1494 zu Nürnberg — welches damals an geistiger Bildung, Kunstsinn und rührigem Leben alle Städte Deutschlands überragte — besuchte bis zum 15. Jahre

die lateinische Schule, lernte dann das Schuhmacherhandwerk und ließ sich 1516, nachdem er während seiner Wanderjahre einen großen Theil Deutschlands durchreiset hatte, in seiner Vaterstadt als Meister nieder, wo er bis zu seinem Tode 1576 sein Handwerk, und als Mitglied der dortigen Schule den Meistergesang ausübte, in welchem er schon als Jüngling vom Leineweber Leonh. Nunnenbeck war unterrichtet worden.

H. Sachs war kein schöpferisch gestaltendes Genie, aber ein hervorragendes Talent, dessen Leistungen, wenn man sie nicht unbilliger Weise nach den Forderungen der Kunst, sondern nach seiner Zeit, seiner Bildung und seinen Verhältnissen beurtheilt, außerordentlich sind. Er steht, wie nicht anders zu erwarten, auf dem Boden der Volkspoesie, aber er sucht sie aus ihrer Roheit empor zu heben und ihr Gebiet durch fremde Stoffe zu erweitern. Von Natur zu sinniger Betrachtung geneigt, hatten seine Wanderungen und die vielseitigste Lektüre ihm mannigfaltige Anschauungen und das reichste Wissen zugeführt; er war Kenner des menschlichen Herzens, er hatte klare Einsichten in die öffentlichen Verhältnisse des Staates und der Kirche, er kannte ihre Mängel und Gebrechen und begriff die Ursachen derselben. Der Reformation war er daher von Anfang an zugewandt und begrüßte ihre Erscheinung in seinem allegorischen Gedichte „die Wittenbergisch Nachtigall" 1523. Zu dem Vermögen der sichern Auffassung kam die Gabe, leicht und anschaulich darzustellen, und da er — was sein größter Vorzug — stets mit sittlichem Ernst, aber immer leidenschaftlos beobachtet und milde und gemäßigt urtheilt, so reißt ihn sein Stoff nie fort, sondern er weiß ihn stets zu beherrschen. Der strengere Ernst, den er in seinen frühern Schriften zeigt, weicht später dem das eigentliche Element seiner poetischen Natur bildenden heitern Humor, der schalkhaften Ironie, der lachenden Satire, ohne jedoch die sittliche Basis zu verlieren. Die früheren Dichtungen beziehen sich großentheils auf das öffentliche Leben, das Didak-

tische ist vorwaltend, häufig in allegorischer Form; die spätern haben das Privatleben zum Gegenstande, das er in den mannigfaltigsten Beziehungen vornehmlich in seinen Schwänken und Fastnachtspielen abschildert, welche durch lebendigste Darstellung, echten Humor und sittlichen Kern zu den besten Produkten von H. Sachs gehören. — Da seine bis ins Alter ausdauernde theilnahmvolle Beobachtung des Lebens und immer ausgedehntere Lektüre [1]) ihm stets neue Stoffe zuführte, was, bei seiner Fähigkeit, dem Fremden Beziehung aufs Leben zu geben, seine Produktionslust bis ins höchste Alter rege erhielt [2]): so sind seine Werke zu einem ungeheuren Umfange erwachsen. In seinem 73. Jahre, mit welchem seine dichterische Thätigkeit noch nicht beschlossen war, hatte er nach eigner Angabe 6048 Stücke verfaßt, welche 34 geschriebene Fol.-Bände füllten; unter diesen 208 Fastnachtspiele, Komödien und Tragödien; 4275 Meistergesänge; die übrigen waren Schwänke und Erzählungen [3]), einige Legenden [4]), Fabeln, Parabeln, Allegorien, Spruchgedichte, sogenannte Kampfgespräche, Psalmen, geistliche und weltliche Lieder. Die Meistergesänge, welche H. Sachs von der Ausgabe seiner Werke, Nürnberg 1558—61 in 3 Fol.-Bden. [5]), selbstausschloß, kommen freilich nicht in Betracht, sie sind poesielose

1) Er ward durch zu seiner Zeit immer häufiger werdende Uebersetzungen selbst bekannt mit Geschichtschreibern, Dichtern und Philosophen des griechischen und römischen Alterthums, mit Homer, Herodot, Xenophon, Plutarch, Virgil, Ovid, Cicero, Seneca, Diodor 2c. 2c.

2) Seine Dichterperiode dauerte, ähnlich der Göthe'schen, 55 Jahre, von 1514—1569.

3) Einige der bekanntesten sind: Die halbe Roßdecke — das Schlaraffenland — der Schneider mit dem Panier — Kifferbeskraut.

4) Z. B. St. Peter mit der Geis.

5) Vermehrt zu 5 Fol.-Bnden. Nürnberg 1570—79. Vollständigste Ausgabe: Kempten 1612—16, 5 Quart-Bde.

Reimereien und erheben sich nicht über die Produktionen der übrigen Schuldichter. Daß auch unter den übrigen Dichtungen manches handwerksmäßig zusammen Gereimte ist, oft große Wortfülle bei unbedeutendem, trivialem Inhalte, daß die Sprache noch hart und ungelenk, Vers und Reim roh und eintönig sind und an Wohlklang hinter den bessern Volksliedern zurückstehen, läßt sich nicht leugnen, denn H. Sachs besaß keine künstlerische Ausbildung; aber des Bessern, Jeden, der von der rauhen Form abzusehen weiß, Ansprechenden ist genug vorhanden, um ihm den Namen eines wirklichen Dichters zu sichern, den früher schon Hoffmannswaldau, später Wieland und besonders Göthe ihm gerettet, nachdem man seit dem Aufkommen der gelehrten Poesie verkehrter Weise ihn lange als Typus der handwerksmäßig reimenden Meistersänger betrachtet hatte.

III. Dramatische Poesie.

Das Drama ist durch H. Sachs gefördert worden; er erweiterte den Kreis desselben, indem er außer den damals üblichen biblischen Gegenständen, welche noch lange beliebt blieben, Stoffe aus der Mythe und Geschichte, aus Novellen und Volksbüchern behandelte; und wenngleich es unter seinen Händen noch nicht zu organischer Gestaltung gelangen konnte, so hatte er doch schon eine Ahnung von Motivirung der Handlung, Individualisirung der Personen und versuchte, einen wirklichen Dialog zu bilden. Am glücklichsten ist er in seinen Fastnachtspielen, welche das menschliche Treiben in lebenvollen humoristischen, Gemälden der niederländischen Schule vergleichbaren Bildern darstellen: „Der Bauer im Fegfeuer" — „das Weib im Brunnen" — „der Ketzermeister" — „der Krämerkorb" — das Narrenschneiden" — „der Teufel mit dem Kaufmann und den alten Weibern" — 2c. Schwächer sind die nur nach dem mehr oder weniger traurigen Ausgange

unterschiedenen Komödien und Tragödien [1]): „Komödie, darin die Göttin Pallas die Tugend und die Göttin Venus die Wollust verficht" — „Tragödie von der Lisabetha, eines Kaufherrn Tochter" — „Fortunatus mit dem Wunschseckel" — „die schöne Magelone" — „der hörnerne Siegfried" 2c.

Verrathen gleich die Schauspiele des H. Sachs von dramatischer Kunst noch sehr wenig, so trugen sie doch Keime in sich, aus welchen ein volksthümliches Schauspiel, — d. h. ein Schauspiel, welches sagenhafte oder historische Stoffe, die im Volksbewußtsein leben, oder gegenwärtige Verhältnisse, die das ganze Volk interessiren, behandelt, — sich hätte entwickeln können, wenn nicht die Ungunst der Zeit es gehindert hätte: das Schauspiel war größtentheils in den Händen der Ungelehrten, denen nicht nur Einsicht in das Wesen der Kunst, sondern auch Gefühl für das Kunstmäßige vollkommen fremd war; stand es doch mit den Gelehrten trotz ihrer klassischen Studien nicht viel besser; — die poetische Sprache und Form war roh und ungelenk, und es fand sich kein Genie, welche sie, wie Luther die Prosa, regenerirt hätte; — geschichtliche, dem ganzen Volke im Sinne und am Herzen liegende Begebenheiten gab es nicht, und das niedergedrückte Volksbewußtsein, das an keinem gemeinsamen Helden, an keiner gemeinsamen That sich aufrichten konnte, wurde noch mehr geschwächt durch die religiösen Spaltungen; — die nationalen Sagen, in der letztern Zeit selten und nur von den untergeordnetsten Talenten gepflegt, verkümmerten, da die Gelehrten, durch ihre klassischen Studien der deutschen Dichtung entfremdet, nur mit Verachtung darauf hinabsahen; und als sie sich dem Vaterländischen wieder mehr zuwandten, waren die na-

1) Sie sind schon in Akte eingetheilt, während die Fastnachtspiele ununterbrochen fortgehen.

tionalen Stoffe zu Grunde gegangen, und man suchte Geist und Form wieder dem Ausländischen zu entlehnen.

Der dramatischen Poesie wandten sich freilich schon in dieser Periode, besonders in Norddeutschland nach und nach Gelehrte wieder zu, ohne daß jedoch dadurch der Kunst, außer einigen formellen Verbesserungen, erhebliche Vortheile erwachsen wären. Ihre Produktionen stehen nicht höher, als die der Volksdichter, mit deren Schauspielen sie zuletzt wieder sich vielfach berührten. Den Anlaß dazu gaben die lateinischen Schulkomödien. Als zu Ende des 15. Jahrh. das Studium des klassischen Alterthums wieder aufblühte, ward es auf den gelehrten Schulen Sitte, bei feierlichen Gelegenheiten, später regelmäßig der Uebung wegen durch die Schüler lateinische Komödien aufführen zu lassen. Die Schulmänner benutzten diese Gelegenheit, ihre Gelehrsamkeit zu zeigen und verfaßten zu jenem Zwecke lateinische Stücke, welche den Dramen des Plautus oder Terenz [1]) nachgebildet waren. Die bei dem Schulaktus zuhörenden, der lateinischen Sprache nicht kundigen Bürger entschädigte man wohl, indem man hinterher dasselbe Stück in deutscher Sprache aufführen ließ. So entstanden Uebersetzungen der lateinischen Schulkomödien, oder man verfaßte auch wohl von vorn herein deutsche, welche in Rücksicht auf das größere, ungelehrte Publikum die antiken Stoffe bald aufgaben, vornehmlich biblische Gegenstände behandelten [2]) und sich mit den Mysterien vielfach berührten. Unter den Dichtern solcher Dramen ist durch seine Versuche, die Metrik zu verbessern und in der Oekonomie des Schauspiels die Alten nachzuahmen, einer der bekanntesten

1) M. Accius Plautus, um 200 vor Chr., und Publius Terentius, um 150, römische Lustspieldichter, jener in der niedrigkomischen, dieser in der feinern Gattung. Beide haben griechische Dichter zu Vorbildern.

2) Vorzüglich Geschichten des A. T.: von Adam und Eva, Kain und Abel, Joseph, Tobias, Judith, vor allen von der Susanna; aus dem N. T. am meisten die Geschichte von Lazarus und vom verlornen Sohn.

Paul Rebhuhn, Superintendent zu Voigtsberg. Er verfaßte zwei Schauspiele „Susanna“ 1536 und die „Hochzeit zu Cana“ 1538. Andere Schauspiele haben lehrhafte Tendenz, z. B. „Von dem Schulwesen“ — „Der Kinder Schulspiegel“ — „Hofteufel, den Gottesfürchtigen zu Trost, den Gottlosen zur Warnung“. Die Kämpfe der Reformation veranlaßten polemische Dramen, z. B. die Spiele von Niklaus Manuel: — Maler, Mitglied des Großen Raths zu Bern, später als Krieger mit in der Schlacht bei Pavia — „Die Todtenfresser“ — „Von dem Unterschiede zwischen dem Pabst und Christus Jesus“ u. s. w.; hin und wieder, jedoch selten, kommt auch wohl ein Schauspiel historischen oder romantischen Inhalts vor, und endlich finden sich komische Sittenschilderungen, welche völlig zur volksmäßigen Manier hinüberführen. Die Schulkomödie verlor also ihren ursprünglichen Charakter; der Schauplatz wurde nun auf Marktplätze oder in öffentliche Gebäude verlegt[1]), wo Handwerksgesellen, Studenten oder Bürger unter Anleitung eines Dirigenten sie aufführten, was mangelhaft genug sein mochte, da in einigen Stücken nicht für überflüssig gehalten wurde, anzumerken, wo ernst, wo freundlich, und wo zornig gesprochen werden müsse. Wie unvollkommen indessen die Aufführung sein mochte, wie kunstlos die Dichtung, wie langweilig die biblischen und moralischen Stücke, so war doch in allen Ständen die Theilnahme an den dramatischen Darstellungen außerordentlich. Selbst an den Höfen ward es Sitte, bei allen festlichen Gelegenheiten Schauspiele aufzuführen.

Die protestantische Geistlichkeit trat dem Schauspiele noch nicht, wie später, feindlich entgegen, was hauptsächlich Luthers günstigem Urtheile über dasselbe zuzuschreiben. „Christen“, hatte

---

1) Eigentliche Schauspielhäuser waren im 16. Jahrh. noch selten. Das erste wurde 1550 zu Nürnberg erbaut.

er geäußert, „sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, darum, daß bisweilen grobe Zoten und Buhlereien darin sein, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darum ist's nichts, daß sie (die Gegner des Schauspiels) solches fürwenden und um derselben willen verbieten wollen, daß ein Christ nicht solle Komödien lesen und spielen." Dazu kam die Erinnerung an die erst mit der Reformation verschwindenden Mysterien, welche ja auch von Geistlichen waren aufgeführt worden; es darf daher nicht befremden, daß Magister, Prediger, Superintendenten und Magistratspersonen sich bei dramatischen Aufführungen betheiligten.

Damit aber die katholische Kirche nicht hinter der protestantischen hinsichtlich der Schauspiele, welche sie dem Volke bot, zurückstehe, brachten die Jesuiten in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. die Mysterien, freilich mit einem ganz veränderten Charakter wieder auf, indem sie die Symbolik und Allegorie des spanischen Theaters des Lope de Vega und Calderon [1]) hineinleiteten. Diese phantastischen Stücke ließen sie nicht mehr, wie früher, öffentlich, sondern in ihren Convictorien mit großem theatralischen Pomp aufführen.

Bei solcher dem Schauspiel günstigen Stimmung erregte es allgemeines Interesse, als zu Ende des 16. Jahrh. die „englischen Komödianten" (ob sie wirkliche Engländer oder Deutsche waren, ist nicht ermittelt), Schauspieler von Gewerbe, in ganz Deutschland umherzogen und ihre, der englischen Bühne entlehnten, freilich kunstlosen, rohen und unsittlichen, aber bunten, bald romantischen, bald komischen Stücke mit größerer

---

1) Lope de Vega, geb. 1562 zu Madrid, gest. 1635, fruchtbarster spanischer Dichter, besonders im dramatischen Fache ausgezeichnet (1500 Komödien).

Pedro Calderon de la Barca, geb. 1601 zu Madrid, gest. 1681, der größte katholische Dichter, welcher sein Genie ebenfalls im Drama offenbarte.

Gewandtheit und Lebendigkeit darstellten, als man es bis dahin in Deutschland gekannt hatte; dazu boten diese Schauspiele so Vieles, was den rohen Geschmack reizte und Effekt machte: schauerliche Blutscenen, lustige und witzige Narren, Gesangstücke, rauschende Musik, Feuerwerke, Gewitter, Geister, glänzende Aufzüge, Schlachten u. dgl.; kein Wunder also, daß man sogleich anfing, diese Manier nachzuahmen, daß durch die neuen „englischen Stücke", wie man auch die Nachbildungen nannte, die eintönigen „Moralitäten" der Gelehrten zurückgedrängt wurden, während das Volksschauspiel seiner entsprechenden Beschaffenheit nach eher im Stande war, die neuen Elemente in sich aufzunehmen, wodurch es freilich in noch größere Roheit versank. — Statt des bisher im Drama durchgängig gebrauchten Verses wird jetzt die prosaische Rede herrschend.

Unter den dramatischen Dichtern, bei welchen die neue Richtung sichtbar ist, kann als der fruchtbarste genannt werden

Jakob Ayrer, kaiserlicher Notar und Gerichtsprokurator in Nürnberg, wo er 1605 starb. Er verfaßte 36 Fastnachtspiele und 30 Schauspiele. In einigen, wahrscheinlich den älteren, schließt er sich ganz an H. Sachs an, dem er jedoch weit nachsteht; in den anderen, welche der neuen Richtung folgen, ist große Neigung zur Roheit und Streben nach theatralischem Effekt hervortretend. In Ayrer's Stücken wird nach dem Vorgange der englischen Komödien der Narr eine stehende Figur und bleibt es, bis Gottsched ihn wieder verbannte.

Für die Bühnengeschichte ist bemerkenswerth

Herzog Heinr. Jul. v. Braunschweig, 1564—1613, indem er das erste Hoftheater gründete. Er war ein hochfahrender und gelehrter Mann, um so auffallender daher, daß er 11 Lustspiele in der Volksmanier schrieb.

IV. Satire: Joh. Fischart. Lehrdichtung. Komische Thiererzählung. Volksbücher.

Wie die Gebrechen der Zeit, welche die Reformation aufdeckte, und die Kämpfe, welche sie wach rief, die Satire veranlaßten, ist schon zu Ende der vorigen Periode angedeutet worden. Mit mehr Geist und Witz, als damals von Seb. Brant und Th. Murner, wurde sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. bearbeitet von

Johann Fischart[1]. Geb. in Mainz oder Straßburg, Advokat beim Reichskammergericht zu Speier, später Amtmann zu Forbach in der Nähe von Saarbrück; gest. zwischen 1589 und 91. Ungemeine Gelehrsamkeit, klare Umsicht, freisinniger, kräftiger Charakter, tiefes, für alles Edle begeistertes Gemüth, verbunden mit genialer Schöpfungskraft, welche sich jedoch nicht zu beschränken weiß, unversiegbarem, freilich von der Roheit seiner Zeit nicht völlig sich frei erhaltendem Humor, welcher sich auf den tiefsten Ernst, wie auf die ausgelassenste Laune versteht, machten Fischart zu dem bedeutendsten Dichter seiner Zeit, der, wiewohl er sich nicht ohne Glück in den meisten Dichtungsgattungen versuchte, in der Satire das eigentliche Feld seiner literarischen Thätigkeit fand. Obgleich das Volksthümliche noch nicht völlig verwischt ist, fragen seine Schriften schon den Charakter der Gelehrtenpoesie. Sie sind theils in gebundener, theils in ungebundener Rede abgefaßt und zum Theil Bearbeitungen französischer und holländischer Originale. In den zahlreichen Prosaschriften offenbart sich die Originalität Fischarts am meisten. Er zeigt ungemeine Herrschaft über die Sprache, thut ihr aber auch Gewalt an, was in den keckften, seltsamsten Wortbildungen sich kund giebt. Zur Bereicherung der Sprache konnten diese

---

1) Nennt sich in seinen Schriften scherzweise Mentzer oder mit Umstellung der Buchstaben Netznem, Elloposkleros, Ulrich Mannsehr v. Treubach ꝛc.

neuen Wörter nicht beitragen, da sie die wunderlichsten, wenn auch bezeichnendsten Ausdrücke der subjektivsten Begriffe waren. Als Beispiel kann der unten angegebene Titel eines seiner Werke dienen. Ebenso eigenthümlich ist auch Fischarts Stil, den einige neuere Kritiker als Musterstil für die Satire übermäßig gelobt haben. Fischart hat (worauf Gervinus aufmerksam macht) einige Aehnlichkeit mit Jean Paul, von dem ihn allerdings wieder Manches unterscheidet; vor Allem steht die thränenreiche Weichheit J. Paul's der derben, verständigen Natur Fischarts geradezu gegenüber; — aber der Hang, kleinliche Gegenstände weit auszumalen und oft zur Hauptsache zu erheben, die Benutzung jeder Gelegenheit, Aehnliches herbeizuziehen, was zu den vielen Vergleichungen, Anspielungen, Bildern, zu einem Auskramen mannigfachen Wissens führt, die Neigung, sich über sich selbst lustig zu machen: das Alles ist beiden gemein.

Seine ersten überwiegend ernst gehaltenen Satiren sind gegen Jesuiten und Pfaffenthum, zum Theil gegen bestimmte Persönlichkeiten gerichtet und voll des treffendsten und beißendsten Witzes; z. B. „Bienenkorb des heil. römischen Immenschwarms", 1579, Umarbeitung eines holländischen Buches; und die bedeutendste seiner Satiren auf dem Gebiete der kirchlichen Polemik: „Legende des vierhörnigen (Jesuiten) hütleins", 1580. Dann wandte er sich in lachender Satire mit heiterm Humor und ausgelassenem Spott gegen allgemeine Gebrechen der Zeit, gegen Adelstolz, hochmüthige pedantische Gelehrsamkeit, Aberglauben, Schwelgerei, Kleiderluxus, verkehrte Erziehung, Prozeßsucht u. dgl. Hierher gehört sein Hauptwerk „die Geschichtklitterung", oder, wie das Buch in der Aufl. von 1582 vollständig betitelt ist: „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung Von Thaten vnd Rahten der vor kurtzen langen vnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgusier, Gargantoa vnd Pantagruel, Königen inn Vtopien, Jedewelt vnd Nienenreich, Soldan

der Neuen Kannarien vnd Oudyssen-Inseln; auch Großfürsten in Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nichilburg vnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendheym. Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzösisch entworffen: Nun aber vberschrecklich lustig inn. einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefährlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, in vnser Mutter Lallen vber oder drunder gesetzt. Auch zu disem Truck wider auff den Ampoß gebracht, vnd dermassen Pantagruelisch verposselt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn ein Eisen Nisi dran mangelt: Durch Huldrich Elloposcleron. Si laxes erepit: Si premas erumpit. Zu Luch entkriechts: Ein Truck entziechts. Im Fischen Gilts Mischen. Getruckt zu Grensing im Gänsserich." Wie der Titel besagt, hat Fischart den Stoff, welcher jedoch nur die Basis des Buches bildet, die Erziehungsgeschichte des Gargantoa, dem französischen Satiriker Franç. Rabelais entnommen; der wesentlichste Inhalt aber, die satirischen Abschweifungen, gehört Fischart allein an [1]).

Unter den epischen Gedichten Fischarts ist das bei weitem bedeutendste „das Glückhafft Schiff von Zürich". Der Dichter schildert darin, wie 1576 eine Anzahl Züricher Schützen, zu einem Freischießen nach Straßburg eingeladen, sich einschifft und die Fahrt in einem Tage vollendet. Er bringt damit ein früheres Ereigniß in Verbindung, wie die Züricher, um zu beweisen, daß sie als Bundesgenossen der Straßburger nicht zu fern wohnten, am Morgen zu Schiff gegangen und am Abend

1) Ein seltsames Buch aus dieser Zeit in gebundener Rede, was in die satirische Literatur einschlägt, ist der Grobianus, ursprünglich lateinisch abgefaßt durch einen gewissen Dedekind, nachher mehrfach deutsch bearbeitet 1551. 1567 ꝛc. Es enthält eine Umkehrung der Regeln für Anstand und Sittsamkeit, wie das dem Buche vorgesetzte Motto

„Lies wohl dies Büchlein oft und viel
Und thu allzeit das Widerspiel"

es ausspricht.

einen mitgenommenen Topf voll Hirsebrei noch warm nach Straßburg gebracht hatten. Die Schilderung ist poetisch durchgeführt und von der Idee getragen, daß ernstem Willen und rüstiger Thätigkeit das Schwierigste gelingen müsse.

Als Lyriker ist Fischarts schon oben bei den Psalmdichtern gedacht worden. Unter seinen übrigen lyrisch-didaktischen Dichtungen sind einige besonders durch die darin sich aussprechende Gesinnung bedeutend, z. B. „Ermahnung an die Deutschen".

Auf dem Gebiete der Satire ist noch Hutten's zu erwähnen, wiewohl er, da er seine besten Schriften lateinisch abfaßte, der deutschen Literatur nur theilweise, am wenigsten der poetischen angehört.

Ulrich v. Hutten, geb. 1488 auf Stackelberg in Franken, auf Gelehrtenschulen gebildet, Magister, später aus Noth Krieger, als Dichter gekrönt, von Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen, Freund Sickingen's, in Verbindung mit Luther, unermüdlicher und unerschrockener, aber leidenschaftlicher Kämpfer für Wahrheit und Recht, führte ein unstetes Leben und starb, vielfach verfolgt, auf der Insel Ufnau im Züricher see 1523. — Hutten's Werke, meist polemischen und satirischen Inhaltes, sind gegen die selbstsüchtige Willkür der Fürsten, gegen das schlechte Kirchenregiment des Pabstes und die intellektuelle und moralische Versunkenheit des Klerus gerichtet. Seine Poesien, der Form nach nicht bedeutend, zeichnen sich durch Kernhaftigkeit ihres Inhaltes aus; so auch das einzige lyrische Gedicht, was von ihm bekannt ist: „Ich hab's gewagt mit sinnen" [1].

Die übrigen beachtenswerthen Erscheinungen lassen sich kurz zusammenfassen. Was zuerst die lyrische Poesie betrifft,

---

1) Ulrich v. Hutten ist Mitverfasser der berühmten satirischen epistolae obscurorum virorum.

so dauern Meistergesang und weltliches Volkslied fort. Ersterer, dessen Inhalt noch dürftiger und trockener, und dessen Form noch ungeschickter wird, bedarf keiner weitern Erwähnung; letzteres entfaltet sich erst recht bei der zunehmenden Selbständigkeit des Volkes und erwächst zu einer außerordentlichen Fülle. Gegen Ende des Jahrh. aber weicht die Unmittelbarkeit der Reflexion, es wird künstlicher und prunkender, der Einfluß der Gelehrsamkeit und des Fremden macht sich auch hier geltend; oder es versinkt in Unsittlichkeit und Roheit, weßhalb die Geistlichen gegen das Singen desselben eifern, und zuletzt wird es durch das sich immer mehr ausbreitende geistliche Lied nach und nach in den Hintergrund gedrängt. Historische Volkslieder giebt es in großer Menge, aber wenige von poetischer Bedeutung.

Gegen Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrhunderts fingen nach und nach Gelehrte an, sich der deutschen Lyrik zuzuwenden. Wiewohl sich bei einigen dieser Dichter noch volksmäßige Anklänge und Frische der Empfindung wahrnehmen lassen, so wurden sie doch auf dem Gebiete des weltlichen Liedes nicht, wie beim Kirchengesange, durch Stoff und Sprache genöthigt, das volksthümliche Element aufzunehmen, sondern strebten, ihren durch klassische Studien gebildeten Geschmack geltend zu machen, ahmten in Inhalt und Form das Ausländische nach und suchten schon antike und romanische Versmaße in die deutsche Literatur einzuführen, was bei der Unbehülflichkeit der Sprache nur sehr unvollkommen gelang. Hierher gehören außer Fischart: P. Melissus, Donaisius, Weckherlin, Zinkgref, Spee, welche jedoch, da sie zu der im 17. Jahrh. sich bildenden Gelehrtenpoesie hinüberleiten, besser in der folgenden Periode berücksichtigt werden.

Die didaktische Poesie erhebt sich, außer in der Satire, zu keiner großen Bedeutung und bedient sich fortwährend vielfach der allegorischen Form, wodurch sie gewöhnlich in ermüdende Breite geräth. Hin und wieder wird noch die Fabel angebaut. Der Kampfgespräche ist schon bei H. Sachs gedacht worden.

Gegen Ende der Periode kommt zuerst das später häufig kultivirte, den Alten nachgebildete Epigramm vor, wodurch die Priamel nach und nach verdrängt wird.

Am ansprechendsten unter den Lehrdichtern ist der zu seiner Zeit sehr beliebte

Bartholomäus Ringwaldt, geb. 1530 zu Frankfurt a. d. Oder, Pfarrer zu Langfeld in der Neumark, gest. 1598. Seine Erfindungskraft ist nicht groß, aber er beobachtet scharf und mit sittlichem Geiste und weiß lebendig darzustellen. Seine Hauptwerke sind: „Die lauter Warheit, worinnen angezeiget, wie sich ein Geistlicher vnd Weltlicher Krieges-Mann in seinem Beruff verhalten soll", 1585, ein Sittenspiegel jener Zeit. — „Christlich Warnung des trewen Eckarts", 1588, schildert Himmel und Hölle mit ihren Bewohnern, wie sie dem getreuen Eckart in einer Vision erschienen sind. — Als Kirchenliederdichter ist Ringwaldt oben erwähnt.

Andere Dichter dieser Richtung, wie Joh. Valent. Andreä, J. Mathesius, M. Holtzwart u. s. w. können übergangen werden. Dagegen sind als bekannte Fabeldichter zu erwähnen:

Erasmus Alberus, geb. um 1500 im Darmstädtischen, gestorben als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg 1553. Den Stoff zu seinen Fabeln, welche 1534 unter dem Titel „Das Buch der Tugent und Weißheit, nämlich 49 Fabeln" erschienen, entnahm er großentheils dem Aesop und ältern deutschen Dichtern, suchte ihm aber durch breitere Darstellung mehr Interesse zu geben. — Seine Kirchenlieder sind schon erwähnt.

Burkhard Waldis, geb. 1490 zu Hessen-Allendorf, Franziskaner-Mönch in Riga, geht zum Protestantismus über, macht als Zinngießer große Reisen, wird 1544 Pfarrer im Hessischen und lebt als solcher wenigstens noch 12 Jahre. Seine Fabeln, „Esopus, Gantz New gemacht vnd in Reimen

gefaßt, mit sampt Hundert Newer Fabeln, 1548", sind vielfach satirischer Natur und beziehen sich auf damalige Verhältnisse, besonders kirchliche Verkehrtheiten. Sie sind ebenfalls breit, aber frischer und lebendiger, als die Fabeln Alberus'. — Außerdem ist er Verfasser von Psalmen (s. oben) und des geistlichen Spieles „De parabell vam vorlorn Szohn" in niedersächsischem Dialekt.

Wenig Erhebliches bietet auch die epische Poesie dar. An didaktischen, meist moralischen Erzählungen, großentheils in allegorischem Gewande, an volksthümlichen Schwänken, Reimchroniken und Beschreibungen von Schützenfesten ist freilich kein Mangel, aber wenig von Bedeutung darunter; das Beste ist noch unter den Schwänken zu finden, und als größeres erzählendes Gedicht ragt Fischarts „Glückhafft Schiff" hervor, welches in die Kategorie der damals häufigen Ehrengedichte auf Freischießen zu rechnen ist. Der Reineke Vos, welcher in der ganzen Periode ein sehr beliebtes Gedicht, selbst hin und wieder unter den Gelehrten, hauptsächlich wegen der satirischen Beziehungen war, rief eine neue poetische Gattung, die komische Thiererzählung, hervor, welche von den Gelehrten häufig kultivirt wurde, weil man dazu ein Vorbild im klassischen Alterthume in der homerischen Batrachomyomachie fand. Diese Thiergeschichten sind entweder rein komisch, wie Fischarts „Flohhatz", meistens aber verfolgen sie einen lehrhaften Zweck. Nicht eine poetische Auffassung der Natur und Freude an der Thierwelt rief sie hervor, sondern die Thiere mußten zu verkleideten Menschen sich gestalten, damit man eine allegorische Form gewönne, unter welcher man bequem lehren und satirisiren konnte.

Das beliebteste dieser Gedichte, was sich lange in Ansehn erhielt, war der „Froschmeuseler", 1595, von

Georg Rollenhagen, geb. 1542 zu Bernau in der Mark, Rektor und Prediger in Magdeburg, gest. 1609. Das Buch soll Rathschläge über „geistliches und weltliches Regiment"

und andere nützliche Lehren geben, die Erzählung also nur als Einkleidung dienen. Die Darstellung der Einzelheiten, besonders wo eigentlich epische Züge sind, wie zu Anfange die Erzählungen aus dem Leben der Mäuse, und später die Schilderung der Schlacht zwischen den Fröschen und Mäusen, ist lebendig und anschaulich, freilich auch oft sehr breit. Sprache und Vers sind besser, als in den meisten Gedichten jener Zeit. Den Inhalt giebt Rollenhagen selbst zu Anfange kurz an:

„Dieweil man jetzt der Weisheit Wort weder von Gott noch Menschen hört, so lernt man sie vielleicht von Fröschen und Mäusen. Glückt's, so ist's Gottes Wort; sonst — ist's wohl gemeint und übel gerathen. Im ersten Buch sagt die Maus, wie es in ihrem Staate zugehe, im andern berichtet der Frosch, was in seinem Regimente geschieht. Im dritten kriegen Frosch und Maus mit einander, und geht damit das Spiel zu Ende, und lehrt, wie man soll Haus halten, weltliches Regiment verwalten, und was im Kriege rathsam sei".

Andere Gedichte dieser Art verdienen kaum Erwähnung, wie der „Ganß-König" von Wolfhart Spangenberg, noch weniger der „Ameisen- und Mücken-Krieg" von H. Chr. Fuchs, ein ebenso betiteltes von Balth. Schnurr ꝛc.

Die alte Heldensage gerieth theils in völlige Vergessenheit, theils blieb sie noch im Bewußtsein des Volkes, soweit sie im Heldenbuche und einigen andern spätern Bearbeitungen der Dietrichsage, welche im 16. Jahrh. noch einigemale gedruckt wurden, enthalten war. Die Gelehrten aber ignorirten sie als etwas völlig Geschmackloses und Ungereimtes. Fernere Bearbeitungen der alten Sage kommen nicht mehr vor; die Stelle der Heldendichtung vertreten jetzt die

Volksbücher,

deren schon mehrere gelegentlich in der vorigen Periode genannt worden sind: Von den sieben weisen Meistern — die Haimonskinder — Fierabras — Lother und Maller — Hug Schapler —

Pontus und Sidonia — Melusine — Magellone — Fortunatus — Octavianus — Wigalois — Tristan — Flore und Blancheflur — Herzog Ernst — Salomon und Markolph — der Pfaff vom Kalenberg — Peter Leu — Till Eulenspiegel — zu denen noch hinzugefügt werden können: Genoveva — Griseldis — Herpin — Galmy — Siegfried &c. Die meisten dieser Prosadichtungen aus dem 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts wurden im Laufe dieser Periode wiederum bearbeitet, mitunter zu Sammlungen vereinigt, wie im „Buch der Liebe", 1578 [1]), und in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. durch neue vermehrt, von denen die bekanntesten sind: Der Finken-Ritter — Claus Narr — Hans Clauert — die Schildbürger — Faust — der ewige Jude. — Diese Volksbücher sind romanartige Dichtungen und enthalten meist wunderbare Geschichten von Rittern, Abenteurern, Liebenden, welche, wiewohl sie größtentheils ausländischen Geschichten, Rittergedichten und Romanen entnommen sind, doch so sehr Eigenthum des Volkes geworden waren, daß eine volksthümliche Auffassung darin sich kund giebt, und die Darstellung bei aller Fülle der Phantasie einfach und naiv ist. Manche sind unbedeutend, die meisten aber enthalten einen reichen Schatz poetischen Stoffes, den neuere Dichter, Tieck, Göthe &c. wohl erkannt und ausgebeutet haben. Dürftiger und trockner sind die ausü brig gebliebenen Stoffen der alten Volkssage entstandenen, wie „der gehörnte Siegfried", „Herzog Ernst", und düster, ja unheimlich die aus späterer Zeit stammenden „ewige Jude" und „Faust". Letztere Erzählung lehnt sich an einen in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. lebenden Schwarzkünstler an und drückt die Idee aus, daß der Mensch die ihm von Gott gesetzten Schran-

1) Das Buch der Liebe enthält 13 Erzählungen: Kaiser Octavian — die schöne Magellone — Ritter Galmy — Tristrant — Camillus und Emilie — Florio und Bianceffora — Theagenes und Chariklea — Gabriotto und Reinhart — Mulusina — der Spiegel der Tugend — Pontus und Sidonia — Herzog Herpin — Wigalois.

ken nicht überschreiten und nicht vorwitzig nach höherer Erkenntniß, die ihm auf Erden verwehrt sei, streben dürfe. Der Teufel spielt in diesem Buche nicht mehr die lustige Rolle, wie früher, sondern sucht die Menschen zu verderben. — Die Geschichte vom ewigen Juden wurde damals geglaubt, und Einige wollten ihn sogar gesehen und gesprochen haben.

Andere Volksbücher mit vorzugsweise heimischen Stoffen sind Sammlungen von volksthümlichen Schwänken, welche um eine Person koncentrirt sind. Salomon und Markolph, der Pfaffe vom Kalenberg und Peter Leu sind schon früher berücksichtigt. Gegen Ende des 15. Jahrh. entstand der „Eulenspiegel", ursprünglich niedersächsisch geschrieben, nachher ins Hochdeutsche übertragen, welcher von allen Volksbüchern sich am weitesten verbreitete. Tendenz und Ton sind ähnlich, wie in jenen; eigentlichen Witz darf man nicht suchen, sondern nur Schalksstreiche, eine derbe, nicht selten ins Unsaubere fallende Komik. In „Claus Narren" sind die meist unflätigen Streiche eines Hofnarren zusammengefaßt. Bedeutend höher stehen die „Historien von Hans Clawert", gesammelt von Barth. Krüger, 1587. Die Lügengeschichten im „Fincken-Ritter" können sich nicht damit messen. „Das Lalenbuch" endlich, oder „die Schiltbürger", erzählt in ergötzlicher Weise die ungereimten Streiche einfältiger Kleinstädter und beruht auf Sagen verschiedener Ortschaften, welche auf die Bewohner von Schilda übertragen sind.

In neuer Zeit sind die Volksbücher in angemessener Gestalt wieder herausgegeben von G. O. Marbach, 1838—42, und K. Simrock, 1839—43, und, für Kinder bearbeitet, von G. Schwab: „Buch der schönsten Geschichten und Sagen", 1836.

Unter den Uebersetzungen französischer Romane und italienischer Novellen, welche schon im 15. Jahrh. beginnen, und aus welchen zum Theil Volksbücher sich gestalteten, erschienen im 16. Jahrh. die sehr beliebt werdenden „Amadis-Romane",

deren Ursprung man in Spanien finden will, von wo sie nach Frankreich kamen, durch dessen Vermittelung sie sich in Deutschland einbürgerten.

Endlich sind noch in der Kürze zu berühren die zahlreichen Sammlungen von Erzählungen, Schwänken und Anekdoten, welche im 16. Jahrh. zusammengetragen wurden, von denen „Schimpff und Ernst“ 1518 von Joh. Pauli — 1455—1530, jüdischer Abkunft, getauft und Franziskanermönch, — eine Menge ernster und komischer Erzählungen enthaltend, vielleicht die beste ist. Andere sind nur im Vorbeigehen zu erwähnen, wie das „Rollwagenbüchlin“, 1555, von Jörg Wickram, welcher auch größere romanartige Erzählungen, z. B. den „Goldtfaden“, 1557, verfaßte, — „die Gartengesellschaft“, 1556, von Jac. Frey — „Katzipori“, 1556, von Mich. Lindner — Wend Unmuth, 1562, von H. W. Kirchhof 2c.

Fünfte Periode.

Von 1624 bis 1725. Von Opitz bis Gottsched und Bodmer.

Untergang des Nationalen durch Eindringen des Fremdländischen. Sprachverderbniß. Gelehrte Poesie.

Die Geschichte des 17. Jahrh. zeigt uns Deutschland in dem traurigsten Zustande. Der Entfaltung des freien religiösen Geistes der Reformation war starrer Dogmatismus entgegengetreten, noch genährt durch den Zwist mit den Reformirten. Nachdem Protestanten und Katholiken als feindliche Parteien sich in Union und Liga eine Zeitlang gegenüber gestanden, begann der furchtbarste Krieg, welcher unser Vaterland zum Tummelplatz fremder, von beiden Parteien herbeigezogener Kriegs-

horden machte und das Elend in jeder Gestalt über dasselbe losließ. Als er endlich durch einen schmachvollen Frieden beendigt ward, war der Protestantismus im südlichen und südöstlichen Deutschland durch fanatische, in der Schule der Jesuiten gezogene Fürsten wieder ausgerottet, die Macht des Kaisers so gut wie vernichtet, die unumschränkte Gewalt der Fürsten gesichert, also alle Freiheit des Volkes entschwunden, denn der Einfluß der Stände hörte auf, da die Macht des Adels und der Städte gebrochen war. Die Zerstückelung Deutschlands war vollendet, und daher seine Ohnmacht dem Auslande gegenüber, dem selbst Provinzen des Reiches abgetreten werden mußten, offenkundig. Die schmachvollste Erniedrigung durch Frankreich war die Folge, während die von ihm aufgereizten Türken Oestreich in Schrecken setzten. Dazu das Land verheert, die Felder öde, Handel und Gewerbe zerstört durch den mit aller Barbarei geführten Krieg und sein Gefolge, Hunger und Seuche und Mangel an Menschen; das Nationalgefühl erstorben, die Kultur zertreten, das Volk in Sittenlosigkeit und Roheit versenkt. Der Untergang des geistigen Volkslebens war der empfindlichste Schaden, den der Krieg angerichtet, und es geschah Nichts, dem Volke wieder aufzuhelfen; denn Frankreichs Uebergewicht und die schlimme Weise, wie es dasselbe geltend machte, rief nicht die tiefste Entrüstung hervor, sondern im Gegentheil ward Frankreich in jeder Beziehung tonangebend für die höhern Stände in Deutschland; Fürsten, Adel, Gelehrte, welche durch ihre Stellung jenen nahe gerückt waren, und vornehme Bürger suchten die Sitten nachzuahmen, welche den Franzosen in ihrem verderbtesten Zustande abgelernt waren. Dem Volke, auf dessen Roheit sie mit Verachtung herabsahen, wurden sie dadurch gänzlich entfremdet, und ihm jeder Weg zur Wiedererhebung abgeschnitten; ja es mußte immer tiefer sinken, da ihm auch die nothwendigsten Bildungsmittel ausgingen, indem die Schulen immer mehr in Verfall geriethen. Die gelehrte Kultur, welcher der Krieg we-

niger hatte schaden können, dauerte freilich fort, aber die Trennung der Wissenschaft vom Leben, welche schon in der vorigen Periode begonnen hatte, ward vollendet. Die Gelehrten, in ihre klassischen Studien eingesponnen, hatten keine Ahnung, daß es ein schätzenswerthes nationales Element gäbe, und es fiel ihnen nicht ein, ihre Wissenschaft für das Leben nutzbar zu machen. Kein Wunder daher, wenn das Volk die höhern Stände und die Gelehrten mit Argwohn betrachtete.

Der Charakter, oder vielmehr die Charakterlosigkeit der Zeit spiegelte sich auch in ihrer Sprache ab: Vornehme und Gelehrte sprachen und schrieben ein schlechtes Deutsch, welches durchmischt war mit französischen, lateinischen, selbst italienischen Wörtern, und selbst das Volk radebrechte den ausländischen Kriegern die fremden Ausdrücke nach.

Bei dieser Herrschaft des Fremden mußte auch in der Literatur das Volksthümliche, was noch übrig geblieben war, völlig zu Grunde gehen, und die Poesie zu einer gelehrten sich gestalten. Diese gelehrte Dichtung aber war, — wiewohl die poetische Sprache sich von fremden Einmischungen frei erhielt, — größtentheils nur Nachahmung und zwar Nachahmung des Mittelmäßigen oder Unbedeutenden. Selten nahm man die klassischen Griechen und Römer zu Mustern, am häufigsten neue lateinische Dichter, ferner Franzosen, Italiener, Spanier, Holländer, und diese meistens in ihren gesunkenen Literaturen. Daher dachte man nicht mehr daran, in der Poesie Erlebtes und Empfundenes, sondern nur Erlerntes darzustellen, und sprach es wohl geradezu aus, daß der Dichter nicht wirklich meine, was er sage, beabsichtigte also auch keineswegs, Stimmungen hervorzurufen, wie das Gedicht sie ausdrückte; es war eben nur eine Kundgebung der Gelehrsamkeit, ein Exercitium, welches durch sinnreiche Gedanken und Eleganz der Sprache unterhalten sollte. Den meisten Werth legte man daher auf die Form, auf die regelrechte Behandlung der Sprache und des Verses, auf besondern Schmuck,

welchen man vornehmlich der griechischen Mythologie entnahm, und auf sinnreiche Beiwörter. Letzteres führte zu außerordentlicher Geschmacklosigkeit; in ersterem aber, in der Wiederherstellung der gänzlich verwilderten Form, in der Ausbildung einer neuen Metrik, liegt das Hauptverdienst dieser Zeit.

Trotz der verkehrten Richtung der Zeit gab es doch einzelne talentvolle Dichter, in welchen die wirkliche Natur hervorbricht und einiges Beachtenswerthe hervorbringt. Dagegen ist die Wirksamkeit der sogenannten Sprachgesellschaften, welche von wohlmeinenden Männern gestiftet wurden, um „ehrbare Sitte und Reinheit der Sprache" zu erhalten, nicht hoch anzuschlagen. Nach dem Muster italienischer Akademien, in welchen oft barocke Formen das Wesentlichste waren, gegründet, verloren sie sich in Spielereien mit geschmacklosen allegorischen Formen, welche mit lächerlichem Ernste gehandhabt wurden, ohne eine wirkliche Thätigkeit zu offenbaren. Sie waren jedoch ihrer ersten Idee nach eine erfreuliche Erscheinung in einer versunkenen Zeit und haben gewiß unter den höhern Ständen den Sinn für Poesie empfänglich gemacht und zum Emporkommen mancher Dichter beigetragen, welche ohne höhere Protektion im Dunkel geblieben wären.

Der erste dieser Vereine, welcher tonangebend wirkte, war die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, 1617 zu Weimar gestiftet von drei Herzogen von Weimar, zwei Fürsten von Anhalt und vier Edelleuten. Auch später wurden größtentheils fürstliche und adlige Personen, jedoch auch Gelehrte bürgerlichen Standes, wenn sie berühmte Namen hatten, aufgenommen. Jedes Mitglied hatte eine Pflanze oder ein Pflanzenprodukt zum Sinnbilde und führte in der Gesellschaft einen Namen, welcher davon hergenommen war, z. B. der Nährende, der Schmackhafte, der Saftige, der Sprossende. Der Orden fand weite Verbreitung und erhielt sich etwa 60 Jahre.

In Nachahmung des Palmenordens entstanden im Laufe des Jahrhunderts ähnliche Vereine, wie die aufrichtige Tannengesellschaft 1633, welche jedoch nicht langen Bestand hatte; — die deutschgesinnte Genossenschaft, 1643 von Phil. v. Zesen zu Hamburg gestiftet, deren Bestrebungen für Sprachreinigung durch Verwerfung aller aus der Fremde aufgenommenen Wörter, für welche man die sonderbarsten Verdeutschungen erfand, bald lächerlich wurden. — Die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden, 1644 durch Harsdörffer und Klaj gegründet, wollte die Dichtkunst auch praktisch fördern und führte die fade, süßliche Schäferpoesie ein. Der Schwanenorden an der Elbe, 1656 durch Joh. Rist ins Leben gerufen, begünstigte die fadesten Reimereien, wenn die Verse nur fließend waren. Die gegen Ende dieser Periode 1697 zu Leipzig gestiftete poetische, nachher deutsche Gesellschaft weckte, seit Gottsched an die Spitze getreten war, wissenschaftliche Bestrebungen und rief später viel ähnliche Vereine hervor.

Läßt sich gleich die Dichtung der ganzen Periode als eine Gelehrten-Poesie bezeichnen, so geben sich doch innerhalb derselben verschiedene Richtungen kund, welche von tonangebenden Dichtern eingeschlagen wurden, denen andere nachfolgten. Die beachtenswerthesten Erscheinungen lassen sich daher am besten nach den auf solche Weise entstehenden Dichterschulen übersehen und die Dichter in Gruppen zusammenstellen.

Gewissermaßen den Uebergang zu der Gelehrten-Poesie bilden einige Dichter, welche schon zu Ende der vorigen Periode genannt worden sind. Sie haben zum Theil bedeutendes Talent, sind dem vaterländischen Geiste nicht entfremdet, und in ihren Liedern klingt mitunter noch die lebendige Weise des alten Volksliedes durch. Letzteres gilt vornehmlich von

Paul Schede genannt Melissus. Geb. 1539 in Melrichstadt in Franken, wegen seiner lateinischen Poesien als Dichter

gekrönt; gestorben als Bibliothekar in Heidelberg 1602. Von seinen Liedern haben sich nur wenige erhalten, dagegen 50 umgedichtete Psalme. Unter diesen ist einer als das älteste Beispiel deutscher Terzinen merkwürdig. Auch findet sich unter seinen Gedichten ein Sonett, das älteste, was wir in deutscher Sprache kennen.

Die didaktischen und allegorischen Gedichte des

Johann Valentin Andreae, — geb. 1586 im Würtembergischen, gest. 1654 als Abt zu Adelsberg, — stehen hinsichtlich der Form hinter denen des Vorigen zurück. Bedeutender ist

Georg Rudolph Weckherlin. Geb. 1584 zu Stuttgart, reiste viel in Deutschland, England und Frankreich, ward herzogl. Sekretär und Hofdichter in seiner Vaterstadt, später Sekretär der deutschen Kanzlei in London, wo er 1651 starb. Er wurde anfänglich als Vorgänger des Opitz sehr geschätzt, weil er zuerst mit Bewußtsein der Poesie den Charakter des Kunstmäßigen gegeben hatte, später nicht viel mehr beachtet. Seine Gedichte gehören meistens der lyrischen Gattung an und sind von ungleichem Werthe; auch fremde Formen, Sonette, Epigramme 2c. finden sich darunter. — Weckherlin beginnt die lange Reihe der höfischen Gelegenheitsdichter.

Julius Wilhelm Zinkgref — geb. 1591 zu Heidelberg, gest. 1635 — schloß sich an Opitz an, ohne das volksthümliche Element ganz zu verleugnen. Am bekanntesten ist er geworden durch sein prosaisches Werk „Apophthegmata, der Deutschen scharfsinnige kluge Sprüch", 1626, eine Sammlung von Sentenzen, welche in allerlei Geschichten und Anekdoten von berühmten Dichtern eingekleidet sind.

Bedeutender, als alle vorigen, und einer der besten Dichter des 17. Jahrh. ist

Friedrich Spee v. Langenfeld. Geb. 1591 zu Kaiserswerth, Jesuit, edler Charakter, Bekämpfer der Hexen-

prozesse; Lehrer der Philosophie und Theologie in Köln, dann im Dienste der Mission, zuletzt der Lazarethe zu Trier, wo er 1635 seinen frühen Tod fand. Seine „Trutz-Nachtigal", 1649, — weil er darin trotz den Nachtigallen singen will — oder „Geistlichs-Poetisch Lustwäldlein" ist eine Sammlung geistlicher Lieder, welche in einem kindlichen, innigen, phantasiereichen Gemüth entsprungen sind und häufig in Anknüpfung an die Schönheiten der Natur Liebe zu Gott und dem Heilande in wohltönender Sprache darstellen. Der hin und wieder spielende, gezierte Ton in den „geistliche Ekklogen" ward durch diese aus der Richtung der Zeit hervorgehende Gattung bedingt. Ein anderes Werk von ihm ist das in Gesprächsform abgefaßte „Gülden Tugendbuch" mit vielen eingestreuten Liedern, 1649. — Spee ist der einzige nennenswerthe katholische Dichter dieser Periode.

Die seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorbereitete neue Gestaltung der Poesie ging im ersten Viertel des 17. Jahrh. von Schlesien aus, einem Lande, in welchem bei geringer Volksbildung die klassische Gelehrsamkeit blühte, und Martin Opitz war es, der die Grundsätze und Regeln für dieselbe aussprach, welche bald maßgebend für ganz Deutschland wurden und ihre Geltung die ganze Periode hindurch behielten. Die Dichter, welche sich ihm am nächsten anschlossen, nennt man

die Erste schlesische Schule,

wenngleich die unter diesem Namen Begriffenen nicht allein Schlesien zum Vaterlande hatten, sondern großentheils Sachsen und Norddeutschland angehörten.

Martin Opitz. Geb. 1597 zu Bunzlau, trieb in Frankfurt an der Oder humanistische Studien, war eine Zeit lang Informator und ging dann nach den Niederlanden, wo er mit der holländischen Poesie vertraut wurde und sich nach dem Dichter Daniel Heinsius bildete. Nachdem er darauf kaum ein Jahr Professor der Philosophie am Gymnasium zu Weißenburg in

Siebenbürgen gewesen war, begann er ein höchst unstetes Leben; er trat in die Dienste verschiedener, theils protestantischer, theils katholischer Herren, deren Gunst er sich in gleichem Maße zu erwerben wußte, verweilte aber bei keinem längere Zeit. Zuerst ward er Rath des Herzogs Georg Rudolph v. Liegnitz. Nach einem Jahre wanderte er wieder weiter. Bei einem Aufenthalte in Wien ward er in Folge eines Trauergedichtes, welches er auf den Tod des Erzherzogs Karl verfaßt hatte, von dem erzkatholischen Kaiser Ferdinand II. mit dem Lorbeerkranz gekrönt und einige Jahre später in den Adelstand erhoben und M. O. von Boberfeld genannt. Darauf finden wir ihn im Dienste des Burggrafen von Dohna, in dessen Geschäfte er eine Reise nach Paris machte. Nach dem Tode des Grafen lebte er am Hofe des Herzogs von Brieg und ward endlich Sekretär und Historiograph des Königs Ladislaus von Polen, starb aber kurz darauf zu Danzig an der Pest 1639.

Opitz wurde schon bei seinen Lebzeiten als der größte deutsche Dichter verehrt und der Vater der neuern Poesie genannt und hat anderthalb Jahrhunderte lang dafür gegolten. Für ein poetisches Ingenium wird ihn heute Niemand mehr gelten lassen; sein Ruhm aber, der Wiederhersteller der deutschen Poesie gewesen zu sein, ist, was die formale Seite derselben anbetrifft, wohlbegründet, denn seine Schrift „die deutsche Poeterei“, 1624, machte der Formlosigkeit und Verwilderung der poetischen Sprache ein Ende und brachte die Gesetze für die „Reinlichkeit“ der Sprache, des Versbaues und des Reimes zur allgemeinen Geltung. Das Hochdeutsch der Luther'schen Bibelübersetzung kommt jetzt in allgemeinen Gebrauch für die Poesie; Provinzialismen, triviale Ausdrücke, fremde Wörter werden verbannt; die Sprache soll bereichert werden durch Ableitungen und Zusammensetzungen; Epitheta, Tropen, Bilder, Gleichnisse, Mythologie und Gelehrsamkeit sollen ihr Schmuck und Würde verleihen. Die kurzen Reimpaare der ältern erzählenden Poesie

werden verdrängt durch den aus der französischen Dichtung aufgenommenen Alexandriner; das Hauptgesetz für den Versbau ist die Silbenzählung bei regelmäßigem Wechsel zwischen Hebung und Senkung, betonten und unbetonten Silben.

Die Ansichten aber, welche Opitz durch jene Schrift und seine eignen Dichtungen über das Wesen und die Bedeutung der Poesie und über die Muster, nach welchen man sich richten sollte, verbreitete, gaben der Dichtung einen Charakter, welcher ihrer Entwickelung zu wirklicher Kunst widerstrebte[1]). Zu Vorbildern nahm man sich zunächst die französischen Dichter, welche der sogenannten klassischen Periode unter Ludwig XIV. voran gingen, und sodann die Holländer, welche sich nach jenen gebildet hatten. Auch die Stoffe wurden meistens aus der Fremde genommen. — Die Aufgabe der Poesie setzte man nicht in Darstellung des Schönen, suchte ihre Quelle nicht in Gemüth und Phantasie, sondern auf verstandesmäßigem Wege wollte man dazu gelangen, nachdem man durch fleißiges Studium der alten und neuen Muster „den rechten Griff“ erlernt habe, und nicht thörichte „Leidenschaften“, sondern das Würdige schildern. Die Poesie sollte zum Nutzen gereichen, indem sie die Sittlichkeit

1) Die Vorschriften über die einzelnen Dichtungsgattungen, welche Opitz giebt, gehen nicht im entferntesten in das Wesen derselben ein, sondern betreffen nur Aeußerlichkeiten. Z. B. „Die heroische Dichtung (das Epos) redet von hohem Wesen und untermengt allerlei Fabeln, Historien, Kriegskünste, Schlachten, Rathschläge, Sturm, Wetter und was sonst zur Erweckung und Verwunderung in den Gemüthern vonnöthen ist. Die Tragödie, jener an Majestät gemäß, handelt nur von königl. Willen, Todtschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vatermorden, Brand, Kriegen und Aufruhr, Klagen, Seufzen u. dgl. Die Komödie besteht in schlichtem Wesen, redet von Hochzeiten, Gastgeboten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, ruhmredigen Landsknechten, Buhlschaften, Leichtfertigkeit der Jugend, Geiz des Alters und solchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten vorlaufen. — Die Eclogen oder Hirtenlieder reden von Schafen, Geißen, Säwerk, Ernten, Erdgewächsen, Fischereien und anderm Feldwesen und pflegen alles auf ihre bäurische und einfältige Art vorzubringen.“

einer stoischen Lebensanschauung, welche unter den Drangsalen der Zeit bei einem großen Theile der Gebildeten herrschend geworden war, verkündigte. Ließen sich die Dichter einmal zur Sentimentalität herab, so bemerkten sie wohl vorher, um ihren soliden Charakter nicht verdächtig zu machen, daß es ihnen damit kein Ernst sei.

Aus diesen Ansichten, welche alle von Opitz ausgingen, läßt sich denn auf den Charakter seiner eignen Dichtungen schließen: sie sind dem größten Theile nach kunstmäßige, nüchterne Darstellungen des verstandesmäßig Komponirten oder dem Ausländischen Entnommenen, arm an Phantasie und Gemüth. Die didaktische und beschreibende Gattung mußte ihm am meisten zusagen, und dahin gehören: „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs", 1621 — „Zlatna, oder von Ruhe deß Gemüths", 1622 — „Lob des Feldlebens", 1623 — Vielguet, oder vom wahren Glück", 1627 — „Vesuvius", 1633. Sie enthalten zum Theil lebendige poetische Schilderungen, besonders wo dem Dichter die Anschauungen der Gegenwart zu Hülfe kamen; im ganzen aber sind sie streng logische Abhandlungen und oratorische Darstellungen in poetischer Form. Zu der didaktischen Gattung gehören auch die meisten seiner Episteln. Außerdem dichtete Opitz religiöse Gesänge (Bearbeitung der alttestam. Psalmen, der Sonn- und Festtagsepisteln, Lobgesang auf den Geburtstag Jesu ꝛc.), weltliche Lieder und Oden, in welchen hin und wieder wahres Gefühl hervortritt. Ein großer Theil seiner lyrischen Produktionen gehört der jetzt in Aufnahme kommenden Gelegenheitspoesie im engsten Sinne an und umfaßt Lob-, Trost- und Glückwunschgedichte, in welchen der Dichter vornehmen Personen schmeichelt, um sich ihre Gunst zu erwerben. Lobpreisung eines adeligen Hauses ist auch der Hauptzweck seines idyllischen Gedichtes: „Die Schäferei von der Nymphe Hercinie" (Prosa mit Liedern untermischt), wodurch nach

dem Vorgange der Franzosen und Italiener die Schäfergedichte bei uns eingeführt wurden. Seine Singspiele: „Daphne", 1627, und „Judith", 1635, sind Bearbeitungen italienischer Originale und brachten die Opern in Deutschland in Aufnahme. Selbständiges leistete er in der dramatischen Gattung nicht; seine übrigen Arbeiten dieser Art sind nur Uebersetzungen, wie „die Trojanerinnen" des Seneca[1]), 1625, die „Antigone" des Sophokles[2]), 1636, welche er in deutsche Verse übertrug.

Unter den Nachfolgern des Opitz aus Schlesien ist, mit Uebergehung von Tscherning, Scultetus und Anderer, hervorzuheben:

Friedrich v. Logau. Geb. 1604 zu Brockgut in Schlesien, Kanzleirath des Herzogs von Liegnitz, gest. 1655. Er nimmt als Epigrammatiker eine bedeutende Stelle in der deutschen Literatur ein; an Fruchtbarkeit — die Zahl seiner Sinngedichte beläuft sich auf mehr als 3500 — kommt ihm kein anderer, an Bedeutsamkeit wenige gleich. Daß bei der großen Anzahl der Epigramme nicht alle erheblich sind, läßt sich leicht denken, viele aber enthalten sinnreiche Sprüche oder treffende Satire auf sittliche und politische Gebrechen und zeugen von tüchtiger Gesinnung und wahrem Gefühl.

Der bedeutendste schlesische Dichter ist

Andreas Gryphius. Geb. 1616 zu Großglogau; nach einer bedrängten Jugend Erzieher der Kinder des kaiserl. Pfalzgrafen Georg v. Schönborn; darauf in den Niederlanden, wo er in Leyden seine Studien fortsetzte und Vorlesungen hielt.

1) Lucius Annäus Seneca, der bekannte Lehrer des Kaisers Nero, wurde, wohl mit Unrecht, für den Verfasser von 10 Tragödien gehalten, die von der Größe und Schönheit der griechischen weit entfernt sind.

2) Sophokles, 495—405 v. Chr., vollendetster griechischer Tragiker. Er soll gegen 130 Stücke verfaßt haben, wovon nur 7 auf uns gekommen sind: Ajas, Elektra, König Oedipus, Antigone, Oedipus auf Kolonos, die Trachinerinnen, Philoktet.

Nach längeren Reisen durch Italien, Frankreich und die Rheingegenden Syndicus der Landstände des Fürstenthums Glogau, welches Amt er bis zu seinem Tode 1664 bekleidete. Wenn auch der Form nach der Schule angehörend, ist G. dem Inhalte nach völlig unabhängig. Seine mannigfaltigen lyrischen Dichtungen sprechen nur wirkliches Gefühl aus und zeugen von einem tiefen, nur zu sehr zum Schwermüthigen, Geheimnißvollen und Schauerlichen neigenden Gemüthe, wie von einem edlen, frommen Charakter. Am berühmtesten waren seine düstern „Kirchhofsgedanken". Seine geistlichen Lieder nähern sich theils dem frühern einfachen Kirchenstile, theils nehmen sie den Schwung der Ode an; andere sind in Sonettform. Außerdem dichtete er Epigramme, Strafgedichte (Satiren) und poetische Episteln. Seine größte Bedeutung hat G. als dramatischer Dichter. (S. unten.)

Unter den zahlreichen Dichtern Sachsens, welche der ersten schlesischen Schule angehören, ist allein von Bedeutung der Lyriker

Paul Fleming. Geb. 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge; ging, nachdem er in Leipzig Medicin studirt, im Gefolge der Gesandtschaft des Herzogs von Holstein-Gottorp nach Moskau und bald darauf nach Ispahan. Nach einigen Jahren zurückgekehrt, wollte er sich in Hamburg als Arzt niederlassen, starb aber bald darauf 1640. Von Opitz, dem er sich zuerst anschloß, und den meisten Dichtern der Schule unterscheidet er sich auf die vortheilhafteste Weise durch die Wahrheit der Empfindung, welche selbst seine Gelegenheitsgedichte nicht verleugnen. Einige seiner Gedichte, namentlich Sonette, in welchen er alle Dichter seiner Zeit übertrifft, sind vorzüglich. Allbekannt ist sein geistliches Lied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen."

Aus dem äußersten Norden Deutschlands ist unter den Anhängern der Opitz'schen Schule ein Satiriker zu erwähnen,

Joachim Rachel, geb. 1618 zu Lunden in Dithmarschen; Rektor, zuletzt in Schleswig, wo er 1669 starb. Seine Satiren: „Das poetische Frauenzimmer, oder böse Sieben" — „Von der Kinderzucht" — „Vom Gebet" — „Der Poet", 1664—66, ꝛc. sind zum Theil Nachahmungen des Persius und Juvenal [1]).

An Rachel läßt sich ein anderer, seiner Zeit hoch berühmter Satiriker, welcher in Prosa schrieb, anreihen:

Joh. Mich. Moscherosch, aus einer eingewanderten arragonischen Familie stammend, geb. 1601 zu Wilstädt im Elsaß, ward, nachdem er an mehren Orten Beamtenstellen bekleidet hatte, Rath in Kassel. Er starb 1669. Seine einzeln veröffentlichten Satiren, für welche ein spanisches Werk ihm Vorbild gewesen war, wurden später vereinigt unter dem Titel: „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders v. Sittewald (Anagramm von Wilstädt), das ist, Strafschriften H. M. Moscherosch v. Wilstädt", 1644, und enthalten 14 Gesichte: Schergenteufel, Weltwesen, Venusnarren, Todtenheer, letztes Gericht, Höllenkinder, Hofschule, à la mode Kehraus, Hans hinüber Gans herüber, Weiberlob, Turnier, Pflaster wider das Podagra, Soldatenleben, Reformation. Sie sind aus einem sittlichen, vaterländischen Geiste entsprungen, aber die Darstellung ist gelehrt, oft allegorisirend, breit und ermüdend, und das komische Element tritt nur hie und da hervor. Eingeflochten sind viele Gedichte. Ihren größten Werth haben sie als treue anschauliche Schilderungen der Sitten und Zustände jener Zeit.

Die übrigen bemerkenswerthen Dichter lassen sich in Gruppen zusammenfassen. Am natürlichsten und frischesten erscheint die Lyrik

---

1) Römische Satiriker aus der Mitte des ersten und dem Anfang des 2. Jahrh. nach Christo.

a) der Königsberger Gruppe.

Ihr Hauptrepräsentant ist

Simon Dach, geb. 1605 zu Memel, Professor der Poesie an der Universität zu Königsberg, gest. 1659. Seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte und allegorischen Festspiele sind von keiner Bedeutung; unter seinen weltlichen und geistlichen Liedern aber sind so einfache, tiefempfundene und wohllautende, daß einige Eingang beim Volke fanden, wie das allbekannte „Anke von Tharau".

Ihm zur Seite stehen

Robert Roberthin, 1600—1648, kurfürstlicher Rath zu Königsberg und

Heinrich Albert, 1604—1688, Organist in Königsberg, Komponist und Dichter, besonders durch seine geistlichen Lieder bekannt; endlich die früh verstorbene

Sibylla Schwarz aus Greifswalde, 1621—1638.

b) Die Hamburger Dichter.

Philipp v. Zesen, Georg Greflinger, — Notar in Hamburg, starb 1682, — und Jacob Schwieger — (Filidor der Dorferer), Soldat im dreißigjährigen Kriege, lebte in Hamburg, — sind einer mehr heitern Lebensanschauung ergeben. Vorher ist jedoch noch aus der Nähe Hamburgs ein Dichter zu erwähnen, der zu seiner Zeit hoch berühmt war und nahe an Opitz gerückt wurde, man nannte ihn den Elbschwan, wie Opitz der Boberschwan hieß:

Johann Rist, geb. 1607 zu Pinneberg in Holstein, Prediger in Wedel bei Hamburg, gekrönter Dichter und kaiserlicher Pfalzgraf, starb 1667. Er war Mitglied mehrer Sprachgesellschaften und stiftete, wie oben erwähnt, den Elbschwanenorden. Seine zahlreichen, leicht gereimten Gedichte sind meistens äußerst gedehnt und haben selten Frische. Unter den geistlichen Liedern, deren er Hunderte verfaßte, finden sich einige, welche nicht unbedeutend sind.

Philipp (v.) Zesen, geb. 1619 in der Nähe von Dessau; Stifter der deutschgesinnten Genossenschaft zu Hamburg, gekrönter Dichter, kaiserlicher Pfalzgraf und in den Adelstand erhoben; starb 1689 in Hamburg. Er bemühte sich mit großem Eifer, Korrektheit und Reinheit der Sprache wieder herzustellen, ging darin oft zu weit und wurde unverdienter Weise lächerlich gemacht. Seine Gedichte, von denen die Liebeslieder die gelungensten, sind freilich von den Fehlern der Zeit, Ueberschwenglichkeit und Versspielerei, nicht frei, offenbaren aber inniges Gefühl und rege Phantasie. (Als Romandichter unten.) — Die Lieder von Greflinger und Schwieger sind zum Theil voll munterer, selbst muthwilliger Laune, frisch und keck.

Die bisherigen poetischen Leistungen, so hohe Meinung man auch davon hatte, konnten doch nicht vollkommen befriedigen, besonders wenn man sie den Dichtungen des Auslandes gegenüberstellte. Man erkannte, daß die rein verstandesmäßige Richtung der Opitz'schen Schule nicht ausreichend sei, daß die Phantasie wirksamer werden müsse, und gerieth, da man sich das Ziel nicht völlig klar machen konnte, im Suchen darnach auf die verkehrtesten Abwege. Schon bei den sächsischen und Hamburger Dichtern tritt dies hervor, in höherm Maße bei den Dichtern

c) der Nürnberger Gruppe,

der Pegnitzschäfer oder des Blumenordens, welche indessen nicht zahlreich sind und keine bedeutende Talente aufzuweisen haben. Sie richteten sich vielfach nach italienischen und spanischen Mustern und kultivirten mit besonderer Vorliebe das schon durch Opitz eingeführte Idyll, in welchem eine langweilige, alles Lebens und aller Individualität entbehrende arkadische Schäferwelt dargestellt wurde; ja man hielt diese Gattung für so echt poetisch, daß man Figuren und Kostüm derselben auf das Drama, besonders das immer beliebter werdende Singspiel, auf den Roman und selbst aufs Gelegenheitsgedicht übertrug. Süßliches

und geschraubtes Wesen, Weichlichkeit und affectirte Sentimentalität charakterisiren diese Poesie, welcher ein gekünstelter Ausdruck und kindischer Klingklang des Verses entsprach. Die Hauptrepräsentanten dieser Richtung sind:

Georg Phil. Harsdörffer, geb. 1607 zu Nürnberg, lange auf Reisen in Italien, Frankreich, England und Holland, Rathsherr in seiner Vaterstadt, wo er 1658 starb. Er war Mitglied mehrer Sprachgesellschaften und stiftete mit Klaj den Blumenorden, in den auch Frauen aufgenommen wurden. Die Grundsätze desselben über Poesie erörterte er in seiner Poetik: „Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in sechs Stunden einzugießen". Er verfaßte weltliche und geistliche Lieder, viele prosaische Werke, unter welchen die geschätzten „Gesprächspiele", und Uebersetzungen.

Johann Klaj, — geb. 1616 zu Meißen, gest. 1656 als Prediger zu Kitzingen, — schrieb geistliche Lieder, wunderliche Singspiele, wie „Herodes, der Kindermörder", „Engel- und Drachenstreit" ꝛc., mit Harsdörffer und Birken das „Pegnesische Schäfergedicht oder die Pegnitz-Schäferei", ꝛc.

Sigmund Betulius. Geb. 1623 in der Nähe von Eger, ein Jahr Prinzenerzieher am Wolfenbüttler Hofe, lebte größtentheils in Nürnberg, stand bei mehren hohen Herren, denen er zu schmeicheln wußte, in Gunst und wurde in den Adelstand erhoben, worauf er sich v. Birken nannte. Er starb 1681. Von ihm Gelegenheitsgedichte, geistliche Lieder, Schäfereien, Dramen ꝛc.

Bevor die weitere Entwickelung der Ideen der Pegnitzschäfer durch die zweite schlesische Schule dargestellt wird, sind noch einige selbständige, von den Theorien der Opitzianer unabhängige Erscheinungen zu berücksichtigen. Dahin gehört

a) Die Satire

des Hans Wilmsen Lauremberg, geb. 1591 zu Rostock, Professor der Mathematik daselbst, später an der Ritterakademie zu Soroe, wo er 1659 starb. Er schrieb in niederdeutschem Dialekte „Veer Schertz-Gedichte 1654: 1. Van der Minschen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren. 2. Van almodischer Kleder-Dracht. 3. Van vormengder Sprake unde Titeln. 4. Van Poesie unde Rymgedichten", in welchen er, heimatliche Sitte und Sprache in Schutz nehmend, die Nachäffereien der Ausländer auf volksmäßige, echt komische Weise verspottet. Seine Darstellung ist frisch, lebendig und anschaulich. Ihm läßt sich anreihen

Johann Balthasar Schupp, geb. 1610 zu Gießen, gest. als Pastor zu Hamburg 1661, einer der bedeutendsten Schriftsteller des 17. Jahrh. Er bekämpft in seinen volksthümlich gehaltenen Prosa-Satiren den gelehrten Pedantismus und andere Thorheiten der Zeit; mehre derselben sind gegen bestimmte Personen, welche ihn angegriffen und verleumdet hatten, gerichtet.

Obgleich eigentlich nicht ins Gebiet der poetischen Literatur gehörend, mag doch ein dem Vorigen ähnlicher, allbekannter Schriftsteller aus dem katholischen Deutschland genannt werden,

Abraham a Santa Clara, eigentlich Ulrich Megerle, 1642—1709, Augustinermönch und Hofprediger in Wien, dessen Predigten und Erbauungsbücher größtentheils den Charakter der Satire haben. Eine kunstmäßige Form und gebildete Sprache findet man darin nicht, aber lebendige Darstellung menschlicher Verkehrtheiten und Fülle von Witz, welcher freilich oft mehr als derb erscheint oder in burlesker Gestalt auftritt. Sein Hauptwerk ist „Judas der Ertz-Schelm" 1687 [1]).

---

1) Einer Türkenpredigt von ihm: „Auf, auf ihr Christen" hat Schiller seine Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager nachgebildet.

b) Das geistliche Lied.

Wie es schon bei den bisher genannten Dichtern hervortrat, wurde im 17. Jahrh. die geistliche Poesie fast in allen Formen der weltlichen, und insbesondere das geistliche und kirchliche Lied mit besonderer Vorliebe kultivirt; denn die trüben Zeiten drängten zum Ernst und ließen die tiefern Gemüther in der Religion Trost suchen. Es erwuchs daher das letztere, von dem hier noch zu reden ist, zu einer so außerordentlichen Fülle, daß man in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. 33,712 geistliche Lieder, welche seit der Reformation entstanden waren, und in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. schon 2000 Choralmelodien sammeln konnte. Vermochte es gleich der neuen Richtung der Poesie sich nicht gänzlich zu entziehen, nahm es gleich allmählich eine kunstmäßigere Gestalt an, so bewahrte es doch vielfach seinen volksthümlichen schlichten Charakter, dem poetischer Prunk fern blieb, und seine einfache Form. Denn die bessern Kirchenlieder — und ihrer giebt es trotz der mannigfachen Ausartungen recht viele — wurden gedichtet, um dem Bedürfnisse eines frommen andachterfüllten Herzens zu genügen und Andere zu erbauen, und als eine heilige Sache betrachtet, an welcher die Theorien der neuern Schule sich nicht zu versuchen wagten. Daher steht das Kirchenlied im 17. Jahrh. da als das edelste und fast einzige Erzeugniß echter, volksthümlicher Poesie.

Im Ganzen hat das bessere Kirchenlied des 17. Jahrh. noch denselben Charakter, wie in der Reformationsperiode. Hielt es sich indessen früher objektiv, war die Basis das allgemeine christliche Bewußtsein, und der wesentlichste Inhalt das Bekenntniß des christlichen Glaubens, und zwar das muthige, fröhliche, oft jubelnde Bekenntniß, in einem strengen, selbst großartigen Stile, in einer noch harten, oft ungelenken Sprache: so wird es jetzt subjektiver, die Wahrheiten des Evangeliums treten hervor als innere Erfahrungen, nach ihrer Wirksamkeit in den

verschiedensten Lebenslagen und Gemüthszuständen. Der Ton ist milder und lieblicher, Sprache und Vers fließender und wohllautender. Aber die Freudigkeit des alten Liedes ist großentheils verschwunden, nur bei einigen Dichtern, wie P. Gerhardt ꝛc. ist sie noch zu finden, bei der Mehrzahl herrscht eine das Zeitalter theilweise beherrschende elegische, lebensmüde Stimmung.

Wie in der Theologie und dem religiösen Leben sich zwei verschiedene Richtungen kund geben, indem man entweder den Glauben begriffsmäßig gestalten, oder gemüthlich erfassen wollte, so finden sich diese auch bald nach Paul Gerhardt, durch welchen das geistliche Lied die höchste Blüte erreichte, in der religiösen Poesie, welche sich entweder als streng kirchliche (orthodoxe), oder subjektivere, phantasie- und gemüthvolle (pietistische oder mystische) gestaltet. In beiden zeigen sich Ausartungen, zum Theil durch Einfluß der neuen weltlichen Poesie, welche allmählich den Verfall des geistlichen Liedes herbeiführen: das orthodoxe Lied wird lehrhaft, oder finster ascetisch und sinkt zu dürrer Prosa herab; das andere läßt der Subjektivität immer mehr Raum, wird überschwenglich, schwärmerisch, phantastisch, allegorisch, oft in der anstößigsten Weise, süßlich spielend, besonders mit dem sinnlich ausgemalten Liebesverhältniß zu dem Heilande, welcher als Geliebter, Bräutigam u. s. w. dargestellt ist, und ist voll Wortschwall und Bilderprunk. Weiterhin, im 18. Jahrh., wird das geistliche Lied immer reflektirender und lehrhafter und vornehmlich zur Darstellung moralischer Wahrheiten gebraucht, womit seine poetische Bedeutung gänzlich aufhört.

Der älteste der vorzüglichsten Kirchenlieder-Dichter dieser Zeit, der gewissermaßen zwischen beiden Perioden steht, ist

J o h a n n H e e r m a n n, 1585—1647, Prediger zu Köben in Schlesien. Von ihm: „O Gott, du frommer Gott“ — „Jesu, deine tiefen Wunden“ — „So wahr ich lebe, spricht dein Gott“ — „O Jesu, Jesu, Gottes Sohn“.

Martin Rinckart, 1586—1649, Prediger in Eilenburg in Sachsen. „Nun danket alle Gott“.

Paul Gerhardt. Geb. 1606 zu Gräfenhainichen im Meißnischen; nachdem er einige Jahre Probst zu Mittenwalde gewesen war, Diakonus an der Nicolaikirche zu Berlin, wo er den Versuchen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Lutheraner und Reformirte zu vereinigen, hartnäckig entgegentrat, und weil er dem Religionsedikte 1666, welches die kirchliche Polemik unterdrücken sollte, nicht Folge leisten wollte, suspendirt ward. Er legte darauf sein Amt nieder, ging nach Sachsen und ward 1668 Pastor zu Lübben, wo er 1676 starb. Auf dem Gebiete der religiösen Lyrik ist Gerhardt unser größter Dichter, dessen kirchliche und geistliche Lieder, 120 an der Zahl [1]), in volksmäßigem Tone und in veredelter Form ein durch Gottvertrauen und Gottergebenheit getrostes und muthiges Herz aussprechen und Kindlichkeit mit Würde, Einfachheit mit Innigkeit und Kraft verbinden. Ihr vornehmstes Thema ist die überall waltende göttliche Liebe. „Wach auf, mein Herz, und singe“ — „Befiehl du deine Wege“ — „Ich singe dir mit Herz und Mund“ — „Sollt' ich meinem Gott nicht singen“ — Nicht so traurig, nicht so sehr“ — „Gieb dich zufrieden und sei stille“ — „Was Gott gefällt, mein frommes Kind“ — „Warum sollt' ich mich denn grämen“ — „Wie soll ich dich empfangen“ — „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ — „O Haupt voll Blut und Wunden“ — „Zeuch ein zu meinen Thoren“ — „Nun ruhen alle Wälder“.

Michael Schirmer, 1606—1673, Konrektor am grauen Kloster zu Berlin. „O heil'ger Geist, kehr' bei uns

---

1) Pauli Gerhardi Geistliche Andachten, bestehend in 120 Liedern, von Joh. Georg Ebeling. Berlin 1667. — P. Gerhardt geistliche Lieder getreu nach der bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgabe wieder abgedruckt. Stuttg. 1843.

ein" — „Der Hölle Pforten sind zerstört" — „Nun jauchzet all ihr Frommen in dieser Gnadenzeit".

Joachim Neander, 1610—1680, Pastor in Bremen, erster bedeutender Liederdichter der reformirten Kirche. „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" — „Wunderbarer König, Herrscher von uns allen" — „Jehova ist mein Licht und Gnadensonne".

Johann Frank, 1618—1677, Bürgermeister in seiner Vaterstadt Guben in der Niederlausitz, später Landesältester der Markgrafschaft. „Schmücke dich, o liebe Seele" — „Jesu, meine Freude" — „Herr, ich habe mißgehandelt" — „Dieses ist der Tag der Wonne" — „Herr Jesu, Licht der Heiden".

Georg Neumark, 1621—1681, Archivsekretär und Bibliothekar in Weimar. Als weltlicher Dichter ist er unbedeutend. „Wer nur den lieben Gott läßt walten".

Luise Henriette von Brandenburg, geb. Prinzessin von Oranien, 1627—67, erste Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. „Jesus meine Zuversicht" — „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren".

Joh. Georg Albinus, 1624—79[1]), Pastor zu St. Othmar vor Naumburg. „Alle Menschen müssen sterben".

Von den schon oben genannten Dichtern gehören hierher:

Heinrich Albert, 1604—1688. „Gott des Himmels und der Erde" — „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet".

Simon Dach, 1605—1659. „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht" — „Ich bin bei Gott in Gnaden durch Christi Blut und Tod" — „Schöner Himmelssaal, Vaterland der Frommen" — „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen".

Johann Rist, 1607—1667[2]). „Ermuntre dich, mein

1) Himmelflammende Seelenlust. Frankf. 1657.

2) Sabbathische Seelenlust. Lüneburg 1651. Himmlischer Lieder sonderbares Buch. Lüneburg 1651.

schwacher Geist" — „Auf, auf, ihr Reichsgenossen, eu'r König kommt heran" — „Werde Licht, du Stadt der Heiden, und du, Salem, werde Licht" — „O fröhliche Stunden, o herrliche Zeit" — „O Ewigkeit, du Donnerwort".

Andreas Gryphius, 1616—1664. „Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden" — „Jesu, meine Stärke".

Die religiösen Lieder späterer Dichter, also aus der 2. Hälfte des 17. und dem Anfange des 18. Jahrh. können nur selten noch Kirchengesänge, sondern meistens nur geistliche Lieder genannt werden, indem das subjektive Element sie ganz und gar erfüllt, was ihnen einen verschiedenen Charakter giebt, je nachdem die Dichter der mystischen, pietistischen oder orthodoxen Auffassung des Christenthums zugethan waren. Auch unter diesen findet sich viel Ansprechendes und Schönes, indessen bei der schrankenlosen Subjektivität lag die Ausartung nahe, dazu machte der Einfluß des Lohenstein'schen Geschmacks sich geltend, der in der geistlichen Poesie noch widerwärtiger erscheinen mußte. Die orthodoxen Dichter hielten sich von diesen Verirrungen allerdings frei, verfielen aber dafür in um so größere Nüchternheit. Hin und wieder tönt indessen doch noch einmal ein Lied in alter Einfachheit und Kraft hervor.

Die bedeutendsten Dichter dieser spätern Zeit sind folgende:

Johann Scheffler (Angelus Silesius), geb. 1624 zu Breslau, Leibarzt des Herzogs von Oels, später, zum Katholicismus übergetreten, kaiserlicher Hofmedikus, dann Priester und Rath des Fürstbischofs von Breslau; zog sich darauf in ein Minoritenkloster zurück, wo er 1677 starb. Seine religiösen Lieder „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche", 1657, &c., welche glühende Sehnsucht nach einer mystischen Vereinigung mit Gott und Jesu ausdrücken, arten oft in sentimentale Tändeleien und allegorisches Spiel der Schäferliebelei aus, sind aber

zum Theil von ungemeiner Innigkeit. Diejenigen Gesänge, welche frei von jenen Mißtönen sind, gehören zu den tiefsten religiösen Dichtungen. — Seine „geistreichen Sinn- und Schlußreime“, 1657, später der „Cherubinische Wandersmann“, 1675, genannt, sprechen zum Theil echt christliche Wahrheiten in gewandter Form aus, theils verlieren sie sich in sinnlosen Pantheismus. „Ich will dich lieben, meine Stärke, ich will dich lieben, meine Zier“ — „Komm, heil'ger Geist, du höchstes Gut“ — „Jesu, Jesu, komm zu mir“ — „Morgenstern der finstern Nacht“ — „Mir nach, spricht Christus, unser Held“ — „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht“ — „Hochheilige Dreifaltigkeit“ — „Wollt ihr den Herren finden“. — Einige Aehnlichkeit mit Scheffler hat

Christian Knorr v. Rosenroth, geb. 1636 in Schlesien, Geh. Rath und Kanzler des Pfalzgrafen von Sulzbach, gest. 1689. Auch in seinen Liedern findet sich „bei oft mystischer Färbung Innigkeit und Schwung“. „Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschöpften Lichte“.

Philipp Jacob Spener, geb. 1635 zu Rappoldsweiler im Elsaß, Prediger in Straßburg, Frankfurt a/M., Dresden, Berlin, zuletzt Konsistorialrath daselbst, gest. 1705; berühmt durch seine ausgezeichnete Wirksamkeit als Haupt des Pietismus im edlen Sinne des Wortes, welcher die dürre scholastische Behandlung der christlichen Lehre von der Kanzel zu verdrängen suchte. „Soll ich denn mich täglich kränken“.

Aemilie Juliane, 1637—1706, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt. „Bis hieher hat mich Gott gebracht“ — „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“.

Samuel Rodigast, 1649—1708, Rektor am Gymnasium zu Berlin. „Was Gott thut, das ist wohlgethan“.

August Hermann Francke, geb. 1663 in Lübeck, Pastor und Professor der Theologie in Halle, der berühmte Stifter des Waisenhauses 1698; gest. 1727. „Auf, Christen-

mensch, auf auf" — „Was von außen und von innen täglich meine Seele drückt".

Laurentius Laurenti, 1660—1722, Kantor und Musikdirektor an der Domkirche zu Bremen. „Ermuntert euch ihr Frommen" — „Komm, Tröster, komm hernieder".

Johann Anastasius Freilinghausen, 1670—1739, Pastor in Halle und Francke's Nachfolger als Direktor des Waisenhauses. „Unerschaffne Lebenssonne" — „Mein Herz, gieb dich zufrieden".

Benjamin Schmolcke, 1672—1737, zuletzt Pastor in Schweidnitz. Daß seine 1200 geistlichen Lieder manche unbedeutende Reimereien enthalten, darf nicht verwundern; mitunter fallen sie auch durch überhäufte Bilder ins Schwülstige; ein großer Theil derselben aber zeichnet sich durch Innigkeit und Wärme des Gefühls aus. „Hirte deiner Heerde" — „Gott lebt, wie kann ich traurig sein" — „Himmelan geht unsre Bahn" — „An Gott will ich gedenken" — „Halleluja! Jesus lebt, Tod und Teufel sind bezwungen" — „Hosianna! Davids Sohn" — „Schmückt das Fest mit Maien" — „Wir liegen hier zu deinen Füßen" — Weine nicht, Gott lebet noch, du betrübte Seele" — „Abba, lieber Vater, höre, wenn dein Kind gen Himmel schreit".

Gerhard Tersteegen, 1697—1769, Bandmacher in Mühlheim a/d. Ruhr. „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten" — „Siegesfürst und Ehrenkönig, höchst verklärte Majestät" — „Auf, Pilger, laßt uns eilen" — „Brunn alles Heils, dich ehren wir" — „O Majestät, wir fallen nieder".

Johann Jacob Rambach, 1693—1735, Professor der Theologie und Superintendent zu Gießen. „Unumschränkte Liebe" — „Ich bin getauft auf deinen Namen" — „König, dem kein König gleichet" — „Mein Schöpfer steh mir bei".

Nicolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf, geb. 1700

zu Dresden, studirte die Rechte, ward Hof- und Justizrath, trat, nachdem er die Brüdergemeinde gegründet, in den geistlichen Stand, machte große Missionsreisen in Europa und Nordamerika und starb 1760 zu Herrnhut. Die Zahl seiner geistlichen Lieder beläuft sich auf 2000; Innigkeit ist vielen nicht abzusprechen, die meisten aber sind weichlich und fallen in den Ton spielender süßlicher Schwärmerei. Der blutige Opfertod Christi ist ihr beliebtestes Thema. „O Lamm, für uns geschlachtet“ — „O drückten Jesu Todesmienen sich meiner Seel' auf ewig ein“ — „Christi Blut und Gerechtigkeit“.

Die Dichter der sogenannten

Zweiten schlesischen Schule,

deren Tonangeber Hoffmannswaldau und Lohenstein waren, gingen von ähnlichen Ideen aus, wie die Pegnitz-Schäfer: sie wollten der Poesie mehr Frische und Reiz verleihen durch phantasievollere Auffassung des Lebens, geriethen aber dabei, theils durch den Einfluß, welchen der französische Geist in Deutschland gewonnen hatte, theils durch die Vorbilder, welche sie sich in der spätern italienischen Poesie suchten, in viel ärgere Verkehrtheiten als jene. Indem sie das lehrhafte Element aus der Poesie verbannen und den Zweck derselben nur in Ergötzung setzen wollten, verlor die Dichtkunst ihren ernsten, verständigen, sittlichen Charakter; für phantasiereiche Darstellung hielt man die Häufung der gesuchtesten, grellsten („geschärften“) Beiwörter, der übertriebensten, unnatürlichsten Bilder und die ausschweifendsten Schilderungen einer zügellosen Einbildungskraft (Schwulst und Bombast); die „liebliche und galante Schreibart“, deren man sich befleißigte, war auf der einen Seite erzwungener frostiger Witz, auf der andern die schamloseste Darstellung der frechsten Sinnlichkeit. Die Lust, mit welcher mehrere dieser Dichter bald in lüsternen, lasciven, schmutzigen, Ekel erweckenden Schilderungen, bald in Darstellung der gräßlichsten Blutscenen sich ergehen,

und der außerordentliche Beifall, den sie damit fanden, ist ein Zeichen, daß man zu jener Zeit in manchen Kreisen Natur und Unschuld nicht mehr kannte.

Daß Sprache und Vers durch die neue Schule an Leichtigkeit gewannen, läßt sich nicht leugnen.

Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau. Geb. 1618 zu Breslau, studirte in Leyden, machte Reisen durch Holland, England, Frankreich und Italien, ward Rathsherr in seiner Vaterstadt und endlich Präsident des Rathskollegiums; er starb 1679. Seine Dichtungen bestehen in Liebesliedern, Hochzeitscarmen, Grabschriften in epigrammatischer Form, Begräbnißliedern, geistlichen Oden u. dgl.; am berühmtesten aber wurde er durch seine dem Ovid [1]) nachgebildeten Heldenbriefe (Heroiden), in welchen historisch bekannte Liebesgeschichten (z. B. von Eginhard und Emma, Abälard und Heloise, Karl V. und Barbara von Blomberg 2c.) verhandelt werden. Aus dem Italienischen des Guarini übersetzte er den damals ungemein beliebten Pastor fido. Mit den obigen, die Schule schildernden Zügen ist H. schon charakterisirt. In obscöner Darstellung, welche am meisten in den Heldenbriefen vorkommt, ging er zum Aeußersten, was, wenn man auch den schlimmen Geist der Zeit in Anschlag bringt, noch immer räthselhaft bleibt, zumal der Charakter Hoffmannswaldaus nach allen Zeugnissen höchst ehrbar war, und unter seinen Dichtungen sich doch auch ernste und fromme Lieder finden.

Daniel Caspar v. Lohenstein. Geb. 1635 zu Nimptsch in Schlesien, kaiserlicher Rath und Syndikus von

---

1) P. Ovidius Naso, Zeitgenoß des Augustus, einer der berühmtesten römischen Dichter, welcher sich besonders durch blühende Phantasie auszeichnet. Sein Hauptwerk sind die Metamorphosen, mythologische Geschichten, welche mit einer Verwandlung schließen, enthaltend. Außerdem schrieb er Heroiden, die Kunst zu lieben, Elegien u. s. w.

Breslau, wo er 1683 starb. Daß er zu seiner Zeit für einen Dichter erster Größe galt, ist nicht zu verwundern; aber auch neuere Kritiker haben hin und wieder ihm große poetische Anlagen beigelegt, welche nur durch die Nachahmung Hoffmannswaldau's verkümmert seien. Indessen den meisten Lesern seiner Schriften wird es schwer werden, diese zu entdecken; sein Talent erscheint nur als ein rhetorisches, welches bei seinem Mangel an Geschmack und der auf Unnatur gewandten Richtung viel Ungeheuerliches hervorbrachte. In seinen lyrischen Dichtungen, „Blumen", theils weltlichen Liedern und Heroiden, „Rosen", theils geistlichen und Trauergedichten, „Himmelsschlüssel und Hyacinthen", ahmt er Hoffmannswaldau nach und ist mitunter ebenso lasciv, als dieser. Seine Hauptwerke sind seine Trauerspiele: „Ibrahim Bassa"[1]), „Agrippina", „Cleopatra", „So-

1) Beispiel aus Ibrahim Bassa. Dem Soliman, welcher den Tod Ibrahims befohlen, erscheint im Traume der Geist seines ermordeten Sohnes und spricht:

,,Erde! brich Erde, brich schütternd entzwey!
Blitz' und erkrache du wolckichte Feste der Lüffte!
Oeffne dich finsterer Abgrund verschrenckter Klüffte!
Lasse den stürmenden Zwirbel-Wind frey!
Bosphorus Meer-Schlund, schwelle die Wellen
Ueber die Ufer, über die Gräntzen, über die Stadt!
Daß sie dieß Mord-Hauß gründlich umfällen,
Zwischen dem dieses Unthier der Wohnung Auffenthalt hat.
Verruchter Blut-Hund! wohnt ein Tiger,
Der von so grimmer Unart ist,
In öder Wildniß an dem Niger,
Der seine Leibes-Frucht auffrisst?
Blut-dürstger Blut-Hund! dessen Rache
Auch noch in tiefstem Schlaff' ist Wache.
Blut-dürst'ger Blut-Hund! ach! das Unschuld-reiche Blut,
Des tapffren Ibrahims, das du als Ebb' und Fluth
Als Schwamm heltst und als Schilf, daß seine Zunge muß auflecken.

phonisbe" 2c. und sein Roman „Arminius" in 4 großen Quartbänden. In jenen war Gryphius sein Vorbild, dessen Streben nach Erhabenheit er zu überbieten suchte; da er aber ohne alles Maß war und die Obscönität Hoffmannswaldau's für ein tragisches Element halten mußte, so wurden sie größtentheils die ausschweifendsten Darstellungen blutiger und sittenloser brutaler Scenen, ausstaffirt mit grenzenlosem Schwulst [1]).

Die zahlreichen Verehrer und Nachfolger dieser Beiden bemühten sich zum theil, ihre Vorbilder noch zu überbieten, theils hielten sie sich gemäßigter und suchten Unsittlichkeit und argen Schwulst zu vermeiden. Zu ersteren gehört z. B. Heinr. Anselm v. Ziegler u. Kliphausen, 1653—1697, Gutsbesitzer in der Oberlausitz. Er ward berühmt durch seine Romane (s. unten). Auch verfaßte er Heroiden, in welchen alttestamentliche Personen sich schreiben.

Zu letzteren sind zu rechnen: Hans Aßmann Freiherr v. Abschatz, 1646—1699, schlesischer Gutsbesitzer, eine Zeit-

---

Schreibt an die Wände und mahlt auf die befleckten Todten-Decken,
Heult, winselt, bittet, schreyt um Rach'!
Wehmuth, Angst, Schrecken, Betrübnis und Reue, böses Gewissen,
Furcht, Zittern und Zagen,
Müssen den Mörder, den Teuffels-Tyrannen, peinigen, züchtigen,
martern und nagen.

1) Breitinger in seiner Schrift „über die Natur der Gleichnisse" charakterisirt den Stil Lohensteins mit folgenden Worten: „Der Dichter zankt bald in lauter Gleichnissen und Metaphern mit sich selbst, bald buhlt er um eine Schöne in Schwulst und Wahnwitz, bald erklärt er die Wunder der Natur in einem doktormäßigen Ernste; plötzlich geräth er in Verzückung außer sich und fliegt über die Wolken, und im Augenblicke fällt er wieder so tief, daß er mit kindischen Sprichwörtern, mit spitzfindigen Spielen und schiefen Gleichnissen ohne Maß um sich wirft. Die höchste Hitze und der höchste Frost wechseln bei ihm ab, das Zeichen einer äußerst verderbten Schreibart, wie der schwersten Krankheit im menschlichen Körper".

lang Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz, Uebersetzer des „treuen Hirten“ von Guarini, — Christian Gryphius, Sohn des Andr. Gryphius, 1649—1706, Rektor und Bibliothekar in Breslau, einer der fruchtbarsten Gelegenheitsdichter; er fällt schon ins Breite und Seichte rc.

Obgleich im allgemeinen Hoffmannswaldau's und Lohenstein's Ansehn sich bis zu Ende des Jahrhunderts erhielt, so trat doch in den sechziger Jahren

eine Reaktion

gegen die Richtung der zweiten schlesischen Schule hervor, indem man Versuche machte, zum Wahren, Natürlichen und Einfachen zurückzukehren. Indessen man hatte sich schon zu weit verirrt, um auf einmal den rechten Weg wiederfinden zu können; auch sah man die Poesie zu sehr als Nebensache an, um ihr den rechten Ernst zu widmen, und endlich, es fehlte an poetisch begabten Naturen, die Bedeutendes geleistet hätten, und da die Meisten ohne eigentliches Talent dichteten, befestigte sich die Meinung immer mehr, daß man durch Mühe und Fleiß schon ein Dichter werden könne. Während man also vom lohensteinschen Schwulst sich losmachte, verfiel man in ein unendlich nüchternes Wesen und gab die plattsten, trivialsten Gedanken, wenn sie in Reime gebracht waren, für Poesie aus.

Der Erste, welcher durch theoretische Schriften („Curiöse Gedanken von deutschen Versen“, 1691) und Dichtungen diese neuen Ansichten von der Poesie geltend zu machen suchte, war

Christian Weise, geb. 1642 zu Zittau, erst Professor am Gymnasium zu Weißenfels, dann Rektor in seiner Vaterstadt, wo er 1708 starb. Wenngleich unter der großen Menge seiner Dichtungen sehr viel Unbedeutendes und Werthloses sich findet, was mit Recht schale Reimerei genannt werden kann, so ist doch das oft über ihn gefällte Urtheil, als sei er der Tonangeber der „Wasserpoeten“, ungerecht; denn es war schon etwas Verdienst-

liches, dem unwahren, hohlen, geschraubten Wesen entgegenzutreten und einmal wieder auf Natur sich zu berufen und auf Volksthümlichkeit hinzuweisen, und als Dichter ist er zu seiner Zeit immer noch einer der bedeutenderen [1]). Seine lyrischen Produktionen: „Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend", 1668 zc. und zerstreut in seinen Romanen, sind mitunter humoristisch, frisch, keck, oft derb und zügellos und in fließender wohltönender Sprache. Spätere ernste Gedichte: „Der grünen Jugend nothwendige Gedanken", 1675, „reife Gedanken", 1683, und geistliche Lieder haben geringere Bedeutung und sind oft sehr nüchtern. Größern Werth haben seine zum Theil satirischen Romane und dramatischen Dichtungen, vor allem seine Lustspiele. (S. unten beim Drama.)

Weise hatte viele Nachahmer, welche jedoch meistens noch weit hinter ihm zurückstehen und daher übergangen werden können. Selbst Verehrer Lohenstein's fingen an, den Schwulst zu vermeiden, ohne es jedoch dadurch zu etwas Anderm, als zur Nüchternheit zu bringen, wie

Christ. Heinr. Postel, — 1658—1705, aus Hadeln, Advokat in Hamburg — dichtete eine Menge Opern und epische Gedichte: „der große Wittekind" — „die listige Juno" — und

Chr. Friedr. Hunold (Menantes), 1680—1721, der ein unstetes, abenteuerndes Leben führte, eine Zeitlang sich in Hamburg aufhielt, an Postel sich anschloß und für's Theater schrieb. Von ihm Romane, Satiren zc.

---

1) Einer unsrer geachtetsten Literaturhistoriker (Koberstein) sagt von ihm: „Ungeachtet der vielen schlechten und mittelmäßigen Produkte, die ihm ihre Entstehung verdanken, gehört er doch noch immer zu den geistvollsten Dichtern und Prosaisten seines Zeitalters." Und ein anderer (Docen): „An glücklichen Erfindungen, munterer Laune und originellem Witz übertrifft er beinah alle seine Zeitgenossen."

Noch von einer andern Seite her wurde abgelenkt vom Lohenstein'schen Wesen und der gelehrten Haltung der Poesie, freilich ohne Berücksichtigung des volksthümlichen Elementes, auf welches Weise hingewiesen. Dichter mit feiner, weltmännischer Bildung, welche großentheils als Hofdichter an Fürstenhöfen, besonders in Berlin und Dresden, lebten, führten durch ihre, französischen Regeln (Boileau: Art poétique) und Mustern aus der neuern französischen Literatur nachgebildeten Gedichte wieder auf französischen Geschmack hin, erzielten aber, da es ihnen an schöpferischer Phantasie gebrach, kein erhebliches Resultat, oder verloren sich wieder in nüchterne Reimereien, denen sich weiter nichts Gutes nachsagen läßt, als daß die Diktion korrekter und der Vers fließender, als bei den frühern Dichtern. Der Bedeutendste unter ihnen ist

Friedr. Rud. Ludw. Freiherr v. Canitz, geb. 1654 zu Berlin, machte nach Vollendung seiner Studien in Leyden und Leipzig Reisen durch Frankreich und Italien, bekleidete mehre hohe Staatsämter und starb 1699 als Geh. Staatsrath. Unter seinen poetischen Werken — sie waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und kamen erst nach seinem Tode heraus — sind die Satiren und Episteln das Erheblichste. Originalität und wahrhaft poetisches Leben fehlt ihnen; sie drücken durchgehend verständige, wohlmeinende Gesinnung aus in einer den neuern Franzosen abgelernten einfachen, reinen, gebildeten Sprache, welche überall klar und bestimmt ist; die Verse haben selbst etwas von Eleganz und Anmuth. Die lyrischen Gedichte verrathen Gemüth, es mangelt ihnen aber an Lebendigkeit und Schwung.

Viel tiefer steht

Benjamin Neukirch aus Schlesien, 1665—1729, Professor an der Ritterakademie zu Berlin, darauf Hofrath und Prinzenerzieher zu Anspach. Anfänglich Anhänger Hoffmannswaldau's, schloß er sich später Canitz an und ward durch diesen

auf französische Muster hingewiesen. Seine weltlichen und geistlichen Lieder und Oden, Satiren und Episteln sind fließend, einfach und verständig, aber meistens nüchtern.

Von den eigentlichen Hofpoeten, die noch unbedeutender sind, mögen nur im Vorbeigehen erwähnt werden Johann (v.) Besser, 1654 — 1729, zuerst am Berliner Hofe Legationsrath, Hofpoet und Ceremonienmeister und in den Adelstand erhoben, nach Friedrich's I. Tode entlassen, in Dresden wieder angestellt; — und Joh. Ulrich (v.) König, 1688 — 1744, nach Besser's Tode Nachfolger in dessen Amte.

Endlich ist noch der ersten satirischen Kritik zu erwähnen, welche durch Wernicke's Epigramme („Ueberschriften oder Epigrammata", 1697) gegen die Lohenstein'sche Unnatur und die Thorheiten der Pegnitz-Schäfer gerichtet wurden und ebenfalls beitragen mochten, den Geschmack der schlesischen Schule zu beseitigen.

Christian Wernicke, geb. um 1660 in Preußen; eine Zeit lang in Hamburg, dann am Mecklenburgischen Hofe, auf Reisen, längere Zeit Gesandtschaftssekretär in England, zuletzt dänischer Staatsrath und Resident in Paris, wo er zwischen 1710 — 20 starb. Durch einige jener Epigramme fühlten sich die Hamburger Dichter Postel und Hunold getroffen, und ersterer richtete an Wernicke ein höhnendes Sonett, worauf dieser mit dem Spottgedicht „Hans Sachs" antwortete. Darauf schrieb Hunold gegen W. die satirische Komödie „Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poete", 1704. Wie geringfügig der Streit auch war, und mit wie wenig Witz und edler Haltung er von beiden Seiten geführt wurde, hat er doch ein gewisses Interesse als erste literarische Fehde zwischen deutschen Dichtern, welche bis dahin nur zu häufig in Lobeserhebungen gegen einander sich ergangen hatten, und indem er dazu beitrug, die Kritik zu wecken.

Zu Anfange des 18. Jahrh. waren die Verirrungen der

schlesischen Schule größtentheils überwunden, und die nüchterne Natürlichkeit der Nachfolger Weise's als unzureichend erkannt. Wie man darauf eine Zeit lang den französischen Geschmack festhielt und noch recht ausbildete, und wie erst, nachdem man auch aus diesen Verirrungen sich wieder zurecht gefunden, die deutsche Poesie einen nationalen Charakter wieder gewann und darauf, mit verständiger Benutzung der klassischen Muster alter und neuer Zeit, nach Inhalt und Form zu größerer Vollendung emporstrebte, ist in der folgenden Periode darzustellen. Vorher ist nur noch einiger Dichter zu gedenken, welche Erheblicheres leisteten, als ihre Zeitgenossen, und deren Poesien als Vorzeichen einer bessern Zeit betrachtet werden können.

Zuerst tritt unter den Hamburger oder niedersächsischen Dichtern, welche nach einfacher, natürlicher Darstellung strebten, meistens aber es nur zu nüchterner Reimerei brachten, einer als bedeutender hervor:

Barthold Heinrich Brockes, geb. 1680 zu Hamburg, studirte in Halle und Leyden die Rechte, bereiste Italien, Frankreich, England und Holland, ward Mitglied des Senates in seiner Vaterstadt und starb daselbst 1747. Seine Gedichte: „Irdisches Vergnügen in Gott“ in 9 Abtheilungen, 1721—1748, (Auszug aus den ersten 5 Theilen 1738) sind Naturbeschreibungen mit frommen Reflexionen, welche in unendlichen Variationen das Thema behandeln, wie schön die Natur in allen ihren Erscheinungen, und wie sehr der Schöpfer zu preisen, dessen Allmacht, Weisheit und Liebe in ihnen sich offenbaren. Poetische Naturanschauung darf man darin nicht suchen; es sind Schilderungen, welche die Gegenstände bis ins äußerste Detail verfolgen und die größtmögliche Genauigkeit erstreben, — selbst der Vögel Gesang und der Blumen Geruch wird umständlich beschrieben — dadurch aber oft ermüdend und prosaisch werden; die Betrachtungen wiederholen sich zu häufig und fallen ins Matte. Hin und wieder freilich findet man einen gehobenern

Ton; auch versuchte der Dichter musikalisch zu wirken; der Alexandriner wird freier behandelt und wechselt mit andern Versmaßen; manche Gedichte haben eine der Kantate ähnliche Form und sind durch Recitative und Arien unterbrochen. — Zu seiner Zeit war B. ein sehr gefeierter Dichter; man rühmte von ihm, daß er Malerei, Musik und Poesie mit einander verschmelzt habe. Zu leugnen ist nicht, daß seine Gedichte in damaliger Zeit eine außerordentliche Erscheinung waren und wohlthätig wirkten durch die freiere Behandlung der Form und vorzüglich, indem sie der Poesie die Natur näher brachten.

Brockes war auch einer der Ersten, welche auf die englische Literatur aufmerksam machten; er übersetzte Thomson's „Jahreszeiten" und Pope's „Versuch vom Menschen". Aus dem Italienischen des Marino übertrug er den „Bethlehemitischen Kindermord".

Viel bedeutender ist

Johann Christian Günther, geb. 1695 zu Striegau in Schlesien; gerieth zu Wittenberg, wo er Medizin studiren sollte, in Ausschweifungen und vollendete seine Studien nicht; als er später reuig sich bessern und das Versäumte nachholen wollte, ward er von seinem Vater verstoßen, führte ein unstetes elendes Leben und starb schon 1723. Man darf ihn nicht nach vielen seiner Gelegenheitsgedichte, welche er ums Brot machte, beurtheilen; und doch sind auch unter diesen manche, welche ein echt poetisches Talent beurkunden, z. B. die Ode auf den Frieden des Kaisers mit der Pforte 1718. Was seine aus eignem Drange hervorgegangenen Gedichte nicht blos über alle Produktionen der schlesischen Schule erhebt, sondern ihnen einen ganz andern Charakter verleiht, ist die Wahrheit und Innigkeit der Empfindung; sie geben den wirklichen Menschen. Leider ließ der Zwiespalt seiner Natur sein Talent nicht zur Vollendung gelangen; neben dem Edelsten kommt in seinen Dichtungen auch das Rohe

und Gemeine zur Erscheinung. Gedichte 1723, vollständig 1735; sie enthalten auch Satiren und Episteln[1]).

Das Drama.

Nach der bisher geschilderten Gestaltung der Poesie im 17. Jahrh. darf es nicht befremden, das Drama im kläglichsten Zustande zu finden und zu sehen, wie es nach einigen erfolglosen Versuchen, sich zu heben, zu Anfange des 18. Jahrh. ungefähr auf denselben Standpunkt zurückgekehrt ist, von dem es vor 150 Jahren ausging. Die Gründe liegen theils in der dem Nationalen abgewandten Richtung der gelehrten Dichter, theils in der durch den dreißigjährigen Krieg beförderten Roheit und endlich im Mangel bedeutender aufs Volksthümliche gerichteten Talente. Die nahe Berührung der gelehrten und der Volksdichter im Drama, wie sie in der vorigen Periode erkennbar war, hörte nach und nach auf; die Schauspiele jener waren meistens Gelegenheitsdichtungen zur Verherrlichung von Hoffesten, oder kamen wenig oder gar nicht zur Aufführung; von eigentlichen dramatischen Volksdichtern aber kann zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. gar nicht mehr die Rede sein.

Opitz, obgleich er auf dramatischem Gebiete nicht produktiv war, suchte doch durch Uebersetzungen dem Schauspiele, das seiner Meinung nach in Deutschland eigentlich noch gar nicht existirte, eine Gestalt zu gewinnen. Er übersetzte aus dem Italienischen die „Judith", ein Schauspiel mit Chören, und

---

1) Ein anderer, nicht talentloser Dichter Süddeutschlands, der auch von Brockes Anregung empfing und sich vom Schulzwang losmachte, ist

Karl Friedrich Drollinger, geb. 1688 zu Durlach, gest. 1742 als Mitglied der Regierung zu Basel. Seine Gedichte kamen erst 1743 heraus, sind aber viel früher, etwa um 1720 geschrieben.

das Schäferspiel „Daphne“, ferner die „Antigone“ des Sophokles und die „Trojanerinnen“ des Seneca. Seine Anhänger folgten seinem Beispiele, und es entstand eine Menge von Schäferkomödien, geistlichen Schauspielen, Singspielen, und Tragödien nach dem Muster Seneca's. Auch geschichtliche Begebenheiten der Gegenwart mußten, in ein allegorisches Gewand gekleidet, zu den Gelegenheitsdramen den Stoff liefern. Solche Schauspiele, historische Moralitäten, wurden auch für die Volksbühne zugerichtet; auch die geistlichen Stücke werden noch aufgeführt, freilich in veränderter Gestalt, indem auch hier die Allegorie immer mehr Raum gewinnt. Zu den Dichtern geschichtlich-allegorischer Dramen gehört z. B. Johann Rist in Hamburg mit dem „Friede wünschenden Deutschland“, 1647, und „Friede jauchzenden Deutschland“, 1653. Das Schäfer- und Singspiel (Schäfereien und Waldgedichte) kultivirten vor allen die Pegnitzschäfer, Sigmund v. Birken &c., und fürstliche Personen ließen sie oft mit großem Aufwande von Maschinerien, Dekorationen und Feuerwerken bei festlichen Gelegenheiten in Scene setzen, und junge Leute vornehmen Standes, selbst Prinzen betheiligten sich bei der Aufführung. Joh. Klaj führte 1644—50 in Nürnberg eine neue Art Kirchenspiele ein, z. B. „der leidende Christus“ — „die Auferstehung“ — „Engel- und Drachenstreit“ u. s. w., welche jedoch nicht eigentliche Dramen genannt werden können; sie bestanden nur in Recitationen, von Chören unterbrochen, und leiteten später zu den Oratorien über. — Der bedeutendste Dramatiker ist

Andreas Gryphius. Er war der Erste, welcher dem deutschen Schauspiele in eignen Schöpfungen eine kunstmäßigere Gestalt zu geben suchte. Theils nach antiken Mustern, besonders des Seneca, theils nach holländischen (van den Vondel) und französischen Dichtern sich bildend, wurde er kein sklavischer Nachahmer des Fremden, sondern wußte überall Selbständigkeit

zu bewahren. Wenn nicht sein durch trübe Lebensschicksale verdüstertes Gemüth sein Talent gedrückt, und seine Neigung zum Mystischen ihn mitunter irre geleitet hätte, besonders aber, wenn die Zeitverhältnisse fördernder auf ihn hätten einwirken können, würde er wahrscheinlich Außerordentliches geleistet haben; denn bei allen Gebrechen und Mängeln seiner dramatischen Leistungen ist sein Talent nirgend verkennbar. Seine Trauerspiele behandeln meistens geschichtliche Stoffe und haben am Ende jedes der 5 Akte Chöre (Reyen), welche aus Geistern, Göttern und allegorischen Personen bestehen. Ueberall tritt das Streben nach Außerordentlichem, Ungeheurem hervor, daher die Schilderungen des Schrecklichen und Gräßlichen und Einführung des Wunderbaren, der Geistererscheinungen u. s. w. Dem gemäß ist die Sprache pathetisch, schwungreich, oft schlagend, oft übertrieben und schwülstig. Künstlerische Komposition darf man nicht suchen; statt der vorzuführenden Thatsachen findet sich zu viel Erzählung, Schilderung, Betrachtung; die Handlung ist selten recht motivirt; die Begebenheiten steigern sich nicht bis zur Katastrophe und halten daher das Interesse nicht rege; die Charaktere erscheinen ohne Motivirung oft übertrieben und unnatürlich. Durch alle Mängel aber bricht überall die gewaltige Kraft seiner Phantasie hervor und die Fähigkeit, starke Leidenschaften zu schildern. Die vornehmsten Trauerspiele sind: „Leo Armenius, oder Fürsten-Mord": Die Entthronung und Ermordung des Kaisers durch seinen Feldherrn Balbus. — „Catharina von Georgien, oder bewehrte Beständigkeit": Die Heldin des Stückes, Gefangene des Schach Abbas, weist dessen Bewerbungen zurück und zieht den Tod vor. — „Ermordete Majestät, oder Carolus Stuardus König von Groß-Britanien", veranlaßt durch die Hinrichtung Karl's I. — „Der sterbende Papinianus": P. will lieber mit seinem Sohne sterben, als den Brudermord des Kaisers Caracalla vertheidigen. — „Cardenio und Ce-

linde, oder Unglücklich Verliebte" ist nach einer Erzählung gedichtet und in einfacherm Tone gehalten.

Bedeutend höher steht Gryphius als Lustspieldichter. Seine Komödien (Freuden-, Lust- und Schimpfspiele) sind das Beste von Allem, was die dramatische Literatur bis dahin hervorgebracht hatte. Sie bieten lebenvolle Charaktere, rasch fortschreitende Handlung, echte Komik, und die Darstellung ist so einfach und natürlich, daß nicht das Geringste an den auf Stelzen gehenden Tragiker erinnert. Die berühmtesten seiner Lustspiele sind „Absurda comica, oder Herr Peter Squenz" und „Horribilicribrifax, oder der wehlende Liebhaber", jenes theils in Prosa, theils in Versen, dieses ganz in Prosa abgefaßt. Ersteres dreht sich um die Aufführung des von P. Squenz verfaßten Spieles von Pyramus und Thisbe, wie es in Shakspeares Sommernachtstraum vorkommt, und verspottet die Armseligkeit des Volkstheaters und die hochfahrende Dummheit pedantischer Schulmeister. Zu Grunde lag eine Komödie von einem Nürnberger Daniel Schwenter, deren Inhalt entweder aus Shakspeares [1]) Sommernachtstraum entlehnt, oder aus einer beiden Stücken gemeinsamen Quelle entnommen war. — Das andere Lustspiel, welches den Miles gloriosus des Plautus zum Vorbild hatte, ohne dadurch an Selbständigkeit zu verlieren, und in manchen Stellen an Shakspeare erinnert, macht aufschneiderische Soldaten und gelehrte Pedanten in der ergötzlichsten Weise lächerlich. — Mit Uebergehung einiger unbedeutenden Stücke ist noch besonders hervorzuheben „Die gelibte Dornrose", ein mit dem Singspiele „das verlibte Gespenst" verschlungenes Scherzspiel in schlesischem Volksdialekt, welches durch einfache Naturwahrheit sich auszeichnet. Am Schlusse vereinigen sich die Personen beider Stücke zu einem

---

1) William Shakspeare, geb. 1564 zu Stratford am Avon, gest. 1616, größter dramatischer Dichter der christlichen Zeit.

Chorgesange zu Ehren des Herzogs Georg von Brieg und seiner Braut, an deren Hochzeitfeste das Spiel 1660 zu Glogau aufgeführt wurde. — Daß Gryphius kein Freund des Schäferwesens war, beweist seine Bearbeitung des satirischen Lustspiels des jüngern Corneille „der schwermende Schäfer“.

Die Mängel der Tragödie des Gryphius erscheinen in viel höherm Grade neben andern Verkehrtheiten in den Trauerspielen seines Nachahmers

Daniel Caspar v. Lohenstein. In ihnen ist wenig Handlung, aber desto mehr Deklamation und Auskramen von Gelehrsamkeit, weshalb die Scenen langsam und langweilig sich hinschleppen. Die widerwärtigsten Stoffe, meistens der verderbtesten römischen Kaiserzeit entnommen, sind in einer Reihe der gräßlichsten, unzüchtigsten, scheußlichsten Scenen in geschraubter, schwülstiger Sprache zur Schau gestellt, die Charaktere nicht selten die häßlichsten Karrikaturen: „Ibrahim Bassa“ — „Agrippina“ — „Epicharis“ — „Cleopatra“ — „Sophonisbe“ u. s. w.

An Nachahmern fehlte es nicht, welche ihn fast noch überboten, und die sittliche Roheit des 17. Jahrh. giebt sich darin kund, daß Stücke aufgeführt werden konnten, in welchen Blut- und Unzuchtscenen bis auf die äußerste Grenze getrieben wurden.

Für die Volksbühne eigneten sich die Schauspiele dieser und ähnlicher Dichter nicht, sie wurden zum Theil gar nicht, oder doch selten aufgeführt; für den Volksgeschmack hatten sie zu wenig Handlung, waren nicht bunt genug und in der Ausführung zu gelehrt. Volksmäßiger waren die Schauspiele des

Christian Weise. Er verfolgte eine ganz andere Richtung, suchte in Stoff und Darstellung die einfache Natur wieder zur Geltung zu bringen; seine Charaktere sind aus dem Leben

gegriffen, und er bemühte sich, „jede Person nach ihrem Naturell reden zu lassen". Seine Stücke haben mannigfaltigere Handlung und sind oft nicht ohne Kunst angelegt. Die Prosa erschien ihm als die natürlichste, daher auch angemessenste Sprache, und die Reyen kommen in seinen Dramen nicht vor. Freilich hatte er kein höheres Ziel, als die Natur treu zu kopiren, und der didaktische Zweck wird oft sichtbar; er verachtete allen Regelzwang, weßhalb ihm auch die antiken Muster nicht maßgebend waren; die Sprache ist nicht selten nüchtern und trivial; aber alle diese Mängel schaden weniger seinem Lust- und Possenspiele, in welchem er am bedeutendsten ist. Den völligen Gegensatz zwischen Trauerspiel und Lustspiel, wie er von Gryphius ausgebildet ward, gab er auf und mischte auch seinen ernsten Stücken komische Scenen ein. Seine Schulkomödien, mit modernen Ingredienzien gemischten alttestamentlichen, historischen und allegorischen Schauspiele und andere im Geschmack der damaligen Zeit sind meistens nicht von Bedeutung. Sein „Masaniello", 1692, wird von Lessing gerühmt; neuere Kritiker heben hervor die Intriguenstücke: „Die beschützte Unschuld" — „Die triumphirende Keuschheit". Am vorzüglichsten sind die satirischen Possenspiele, z. B. „Das Nachspiel von Peter Squentz" — „Der bäurische Machiavell" — „Der niederländische Bauer."

Aber zur Entwickelung kam das bessere Element in Weise's Lustspielen nicht, denn seine zahlreichen talentlosen Nachahmer sanken zur größten Plattheit und Roheit herab.

Die Betheiligung der Bürger bei Aufführung der Volksschauspiele hörte seit dem dreißigjährigen Kriege gänzlich auf. Nach dem Auftreten der englischen Schauspieler bildeten sich herumziehende Komödiantenbanden, welche aus Bänkelsängern, Jongleurs, Seiltänzern, Taschenspielern u. dgl. Leuten bestanden. Ihre Bühneneinrichtung war höchst armselig; sie hatten oft gar keine Dekoration, oder ein Wald und eine Stube mußten alle

Lokalitäten vorstellen [1]); aufs Kostüm richtete man schon größere Sorgfalt. Die Stücke, welche sie aufführten, seltener von namhaften Dichtern, häufig von Schauspielern selbst zurecht gemacht, waren meistens in der Weise der englischen Komödien, roh und gemein, und nach dem herrschenden Geschmack zum Theil so mit Blutscenen erfüllt, daß man diese mit dem Gattungsnamen „Mordspektakel“ bezeichnete. Der Inhalt war meist aus der Geschichte genommen; auch erschienen noch die sogenannten Moralitäten, biblische Stücke, Volksschwänke, Pickelhäringspiele; auch Gelegenheitsdramen, welche sich auf Zeitereignisse bezogen, kamen mitunter auf den Wanderbühnen vor. Bald aber mußte es an Stoff gebrechen, man formte daher andere Stücke auf populäre Weise um, oder man griff, wie früher auch die englischen Komödianten zu ausländischen Dramen — selbst Shakspeare und Racine [2]) wurden um die Mitte des 17. Jahrh., ersterer namentlich mit „Hamlet“ und „Romio und Julieta“, letzterer mit „Polyeuct“ auf die Volksbühne gebracht — arbeitete sie aber dermaßen zurecht, daß die Schönheiten des Originals verwischt wurden, und sie ganz den gewöhnlichen Spektakelstücken glichen; besonders war man bemüht, die Greuelscenen, welche dort hinter der Scene lagen, vollständig auf die Bühne zu bringen und sie mit aller Ausführlichkeit dem Auge vorzuführen.

Einige Versuche wurden wohl gemacht, der Roheit des Geschmackes entgegenzutreten und der Volksbühne aufzuhelfen. Seit dem zweiten Viertel des 17. Jahrh. finden sich häufig herumziehende Schauspielerbanden, größtentheils aus Studenten bestehend, deren Talent in der Schulkomödie sich zuerst mochte entwickelt haben; sie gaben sich dem bunten Treiben eine Zeit-

1) In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gestaltete sich das anders, und man suchte durch Pracht der Dekorationen zu wirken.

2) Jean Racine, 1639—1699, berühmter französischer Tragiker, Verfasser der Phädra, Athalie, des Britannicus ꝛc.

lang hin und kehrten später zu ihren Studien oder bürgerlichen Beschäftigungen zurück, oder blieben auch wohl bei ihrem umherschweifenden Leben. Im Laufe des Krieges verschwanden sie fast völlig, da in den meisten Gegenden Deutschlands die Volksbühne ganz aufhörte; nach dem Frieden aber, als sich die Komödiantengesellschaften mehrten, traten auch wieder die Studentenbanden hervor. Eine solche war auch die des Magisters Johann Velthen (Veltheim) aus Halle zwischen 1670 und 90, welche in Frankfurt a. M., Nürnberg, Dresden, Leipzig, Breslau, Braunschweig, Hamburg 2c. ihre Bühne aufschlug, und so geachtet war, daß sie mitunter bei ihrer Ankunft im Weichbilde der Stadt von einer Deputation des Magistrates feierlich bewillkommt wurde [1]). Einige Jahre war Velthen Mitdirektor des 1685 errichteten ersten deutschen Hoftheaters in Dresden. Er war unablässig bemüht, die theatralische Kunst zu heben, und suchte, da es an irgend erträglichem Stoffe gebrach, sich auf mancherlei Weise zu helfen. Er übersetzte Molière's [2]) Lustspiele und brachte sie auf die Bühne, ohne damit wegen des Ungeschmacks des Publikums lange wirken zu können; er übte seine Schauspieler in Aufführung von Stegreif-Komödien nach dem Beispiele der Italiener; alttestamentliche und historische Stoffe, Helden- und Liebesgeschichten wurden in älterer Bearbeitung oder in improvisirter Darstellung wieder vorgeführt; Heimisches und Fremdes, selbst Spanisches wurde herbeigeholt und bei der Gewandtheit seiner Schauspieler im Improvisiren schnell bühnen-

---

1) Velthen war der Erste, welcher gegen die Sitte der Zeit es durchsetzte, die weiblichen Rollen, welche sonst von Knaben gegeben waren, von Frauen spielen zu lassen. Den Anfang dazu hatte man schon in der Oper gemacht, in der man weibliche Stimmen nicht entbehren konnte.

2) Molière, eigentlich Jean-Baptiste Poquelin, geb. 1622 zu Paris, gest. 1673, Schauspieler, vorzüglichster Lustspieldichter der Franzosen: Tartuffe, l'avare, le misanthrope, l'école des femmes, l'école des maris, le malade imaginaire, Monsieur de Pourceaugnac etc.

gerecht gemacht. Den ernsten Stücken, für welche jetzt der pomphafte Name „Haupt- und Staatsaktionen“ aufkam, durfte das komische Element nicht fehlen, jedem wurde ein burleskes Nach- oder Zwischenspiel hinzugefügt, in welchem Pickelhäring die Hauptrolle hatte. Endlich suchte Velthen das komische Element zu verfeinern; allein der neue Hanswurst, welcher den Pickelhäring verdrängen und nach dem Muster des spanischen Grazioso oder Curtisan sich gestalten sollte, bald aber dem schon bekannten italienischen Harlekin ähnlich wurde, fiel nach kurzer Zeit in die alte Roheit zurück. — Durch wirkliche Kunst war nicht mehr zu wirken; Velthen durfte in den Schauspielen, welche er zur Aufführung brachte, blutige, tumultuarische Scenen nicht weglassen und mußte zu all den Reizmitteln seine Zuflucht nehmen, die in prachtvollen Dekorationen, zauberischen Verwandlungen, Balletten, Feuerwerken u. dgl. bestanden, wodurch schon längst die Oper sich hervorthat und so großen Beifall gewann, daß sie dem Schauspiel alles Interesse zu entziehen drohte.

Das Drama hatte von jeher zur Erhöhung seiner Wirksamkeit die Musik herbeigezogen; in den Mysterienspielen war sie ein wesentlicher Bestandtheil, nachher ging sie auch in die weltlichen Spiele über. Seit Ayrer kommt das Singspiel vor, und den Tragödien des 17. Jahrh. wurden Chöre eingeschoben. Durch Opitz' Uebersetzung der Daphne wurde die italienische Oper in Deutschland bekannt; sie ward zuerst an den Höfen beliebt; bald fand sie auch in den andern größern Städten Aufnahme; bedeutende Musiker widmeten derselben ihr Talent; man baute Opernhäuser und suchte Theater und Aufführung mit allem Glanze auszustatten. Aber der allgemein verderbte Geschmack machte sich auch hier geltend; das Einfache, Edle, Tiefsinnige, Großartige sprach nicht an, es mußte bunt, phantastisch, ungeheuerlich sein, die nimmer satte Schaulust befriedigen, immer Neues bieten. Daher wurde die Oper bald ein Tummelplatz der ungereimtesten abenteuerlichsten Dinge und des tollsten

Spektakels; sie ging darauf aus, Verwunderung, Staunen, Grauen zu erwecken, zu blenden, zu betäuben durch offnen Himmel und klaffende Hölle, durch Schlachten und Kanonendonner, durch Blutscenen und Ballette, durch die wunderbarsten Verwandlungen und Zauberstücke; man führte Engel und Teufel, Götter und Ungeheuer, selbst Scharen von Geistern ein, die in der Luft mit einander kämpften, und als man dessen gewohnt war, brachte man sogar Thiere auf die Bühne. Endlich als alle Reizmittel abgenutzt waren, griff man zum komischen Elemente und führte auch in die Oper den Harlekin ein.

Die ersten Opern waren Uebersetzungen, darauf Nachbildungen der italienischen gewesen; später wandten sich ihnen fast alle Dichter zu, welche fürs Theater schrieben, und zogen mythologische, biblische, geschichtliche, romantische, schäferliche, komische Stoffe in ihr Gebiet. Zur höchsten Blüte kam die Oper in Hamburg, besonders in der Periode, als Postel und Hunold für sie thätig waren. Zu Anfange des 18. Jahrh. hatte die Oper sich erschöpft und begann seltener zu werden, bis sie gegen 1740 für einige Zeit fast völlig verschwand. Daß die größten Komponisten der Zeit, Händel und Bach, ihre Kräfte der Kirchenmusik zuwandten, mochte nicht ohne Einfluß auf ihren Verfall sein.

Die Oper hatte dem Schauspiele die Theilnahme des Publikums größtentheils entzogen, und die Mittel, welche es anwandte, diese wieder zu gewinnen, ließen es nur immer tiefer sinken. Künstlerische Bestrebungen, wie bei der Velthen'schen Gesellschaft, kommen nicht wieder vor; die Schauspieler gingen nur auf Erwerb aus und sanken bald zu einem meistens ungebildeten, sittenlosen, bettelhaften, marktschreierischen Gesindel herab, was von der allgemeinen Verachtung gedrückt ward [1].

---

1) Daß die Geistlichen vielfach das Schauspiel angriffen — der Streit betraf zunächst die Zulässigkeit der Oper und entstand zuerst in Hamburg in den achtziger Jahren des 17. Jahrh. — hatte seinen natürlichen Grund in der Sittenlosigkeit der Schauspiele wie der Komödianten.

Die Schauspiele, welche sie aufführten, waren großentheils eigne Fabrikate, und bestanden aus den Haupt- und Staatsaktionen, meistens volksthümlichen Behandlungen fremder Stoffe tragischen Charakters mit Einmischung burlesker, selbst pöbelhafter Scenen, und aus Possen, Hanswurst- und Harlekinstücken.

Der Roman.

Die Anfänge des Romanes, welcher im 17. Jahrh. erst recht aufkommt und sich um die Mitte desselben ungemein ausbreitet, waren in der vorigen Periode die Volksbücher, theils auf heimischem Boden erwachsen, größtentheils aber aus fremdländischen Stoffen entstanden. Sie vertraten gewissermaßen das entschwindende Epos und waren zum Theil prosaische Umarbeitungen desselben. Dazu kamen Uebersetzungen fremder: lateinischer, französischer, italienischer, spanischer Prosaerzählungen, besonders italienischer Novellen des Boccaccio [1]), französischer Rittergeschichten, von welchen die Amadisromane [2]) am beliebtesten wurden. Zu gleicher Zeit, als die letztern in Deutschland eingeführt wurden (Ende des 16. Jahrh.), fing man auch an, französische und

1) Giovanni Boccaccio, 1313—1375, italienischer Dichter, am bekanntesten durch sein Decamerone, eine Sammlung von Novellen des mannigfaltigsten Inhaltes, welche größtentheils satirische Tendenz haben und die genaueste Kenntniß des menschlichen Herzens und meisterhafte Darstellungskunst beurkunden.

2) Der ursprüngliche dieser Romane „Amadis von Gallien", welcher wahrscheinlich schon im 14. Jahrh., es ist ungewiß, ob in Spanien oder Frankreich verfaßt wurde, bestand aus vier Büchern, deren Anzahl durch spätere Fortsetzungen auf 24 erwuchs. Nach Deutschland kam er aus Frankreich, und seit 1583 gab es eine Uebersetzung der ersten 13, seit 1594 sämmtlicher Bücher.

italienische Schäferromane (Schäfereien), in welchen unter schäferischer Einkleidung Personen und Begebenheiten der Gegenwart dargestellt waren, zu übersetzen; die Dichter der schlesischen Schule, besonders die Nürnberger in der Mitte des 17. Jahrh., fuhren damit fort, und ihnen schien diese Gattung so poetisch, daß sie fast allen ihren eignen Dichtungen diese Form gaben und sie den alten phantastischen Ritterbüchern, auf welche sie mit Verachtung herabsahen, als eine kunstmäßige Dichtung entgegensetzten.

Gleichzeitig verbreiteten sich von Frankreich aus die hinsichtlich der auch in ihnen waltenden Allegorie den Schäfereien nicht unähnlichen geschichtlichen Romane des Calprenède, der Scudery und der de la Fayette [1]), von welchen besonders die Werke der Scudery vielfach übersetzt und eifrig gelesen wurden. Sie riefen die sogenannten Staats-, Liebes- und Heldengeschichten hervor, Romane meistens von ungeheurem Umfange, welche Liebesgeschichten fürstlicher Personen behandelten und zum Theil historische Grundlage hatten. Viele derselben ziehen auch Politik mit hinein; die antiken Verhältnisse werden modern aufgefaßt, um darin die gegenwärtigen Zustände und Ereignisse der höfischen Welt schildern zu können; einige enthalten Episoden, in welchen an deutschen Höfen vorgefallene Geschichten versteckt, nur dem Kundigen verständlich erzählt werden; andere sind durchgehend allegorisch gehalten. Der Hauptzweck der Verfasser, dem sie in zahlreichen Noten noch nachzuhelfen suchten, war, Gelehrsamkeit auszukramen, Gegenstände der Philosophie, Religion und Moral zu besprechen, über Geschichte und Politik, Geographie und Naturwissenschaft Belehrungen zu geben. Die Handlung ist dürftig und schleppt sich

---

1) Calprenède, gest. 1663, Fräulein Madelaine de Scudery, gest. 1701, Gräfin de la Fayette, gest. 1693, französische Romanschriftsteller.

in einer weitschweifigen, gekünstelten, oft außerordentlich schwülstigen Sprache langsam langweilig hin. Die Geschichten sind abenteuerlich; überall vermißt man Natur und Wahrheit; an sichre Charakterzeichnung ist daher nicht zu denken. Diese Romane, welche innerhalb 50 Jahren zu einer ungeheuren Menge heranwuchsen, wurden sehr beliebt und verdrängten die alten Rittergeschichten gänzlich. Zu den berühmtesten Verfassern gehören folgende:

Philipp v. Zesen begann mit Bearbeitungen französischer Romane der Scudery, des „Ibrahim Bassa", 1645, und der „afrikanischen Sophonisbe", 1646. Seine eignen, theils den Italienern, theils der Scudery nachgeahmten Romane sind die „adriatische Rosamund", 1645, „Assenat", 1670 u. „Simson", 1679 [1]). Sein Stil unterscheidet ihn von den spätern Romandichtern; er schreibt in kurzen Sätzen, während diese sich in langen, eingeschachtelten Perioden ergehen.

Die Romane des Superintendenten und Hofpredigers zu Braunschweig

Andreas Heinrich Bucholz, 1607—1671, „Herkules und Valiska" — „Herkuliskus und Herkuladisla" [2]), sehen hinsichtlich der darin enthaltenen abenteuer-

---

1) „Adriatische Rosamund" von Ritterhold von Blauen (wie er seinen Namen umgestaltet) — „Assenat", d. i. derselben und des heil. Josephs Staats-, Liebes- und Lebensgeschichte — „Simson", eine Helden- und Liebesgeschichte.

2) Des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte in 6 Büchern. Braunschweig 1659 in 4. und öfter. — Der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla anmuthige Wundergeschichte in 6 Büchern abgefasset. Braunschw. 1659 in 4. — Wie hohe Meinung man von diesen Machwerken hatte, geht z. B. aus Rist's Urtheil über den ersten dieser Romane hervor, „daß er eine Fundgrube alles Wissens, und darin Religion und Staatskunst, Kriegswesen und Liebeswesen, alle natürlichen und alle menschlichen Dinge besprochen sein, worüber sich so

lichen Geschichten den Amadisromanen sehr ähnlich, obgleich sie diesen entgegentreten sollen, und der Verfasser sich gegen dieselben sehr ereifert. Was sie davon unterscheidet, sind besonders die didaktischen Zuthaten, die theologischen Excurse, erbaulichen Reden, geistlichen Lieder, Gebete u. dgl. Die Darstellung ist außerordentlich gedehnt und langweilig und im salbungsvollen Kanzelstil gehalten.

Durch Bucholz' Romane angeregt, suchte

Anton Ulrich, regierender Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1633—1714, die historisch-politische Richtung bestimmter auszubilden. In seinem ersten Romane „Aramena"[1]) schließt er sich an die Geschichte der alttestamentlichen Patriarchen an; in dem zweiten „Octavia"[2]) behandelt er die römische Geschichte von Claudius bis Vespasian. Das meiste Interesse erregte er durch die vielen eingeschobenen Episoden, welche auf versteckte Weise Zeitereignisse darstellen.

Das höchste in dieser Gattung leistete

Daniel Caspar v. Lohenstein in seinem Buche: Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann nebst seiner Durchlauchtigsten Thußnelda in einer sinnreichen Staats- Liebes- und Heldengeschichte in 2 Theilen vorgestellet. Leipzig 1689—90. 4. 3272 Seiten. Das Buch ward als Meisterstück der Poesie und Gelehrsamkeit bewundert und für unübertreffbar gehalten und mag allerdings das Beste sein, was Lohenstein geschrieben.

Inhalt. „Arminius, aus einem edlen Geschlechte entsprossen, giebt in der frühesten Jugend Proben von außerordentlichen Talenten. Als Jüngling geräth er in römische Gefangen-

---

mancher Gelehrter den Kopf zerbrochen, und manche allersubtilsten Geister schwere Disputationen schon viele hundert Jahre her gehalten hätten".

1) Die durchlauchtige Syrerin Aramena. Nürnberg 1668. 5 Theile. —

2) Octavia, Römische Geschichte. Nürnberg 1685—1707. 6 Theile. In einer Ausgabe von 1712 in 7 Theilen = 6822 Seiten.

schaft. Zu Rom erhält er eine gute Erziehung und macht sich durch seinen Muth und angenehmen Umgang selbst bei August und Mäcen beliebt. Da er bei einer Seereise August das Leben rettet, so giebt ihm dieser zur Belohnung eine Stelle unter seiner Leibwache. Mit dem römischen Heere macht er einen glücklichen Feldzug gegen die Perser. Sein Glück und Ruhm erwecken ihm zu Rom viele Feinde und Nachstellungen; besonders verfolgt ihn Tiber und macht einige Versuche, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen; doch entrinnt er glücklich allen Gefahren. In Rom lernt Hermann Thusnelde, eine Tochter Segest's, kennen, die mit ihrem Vater gleichfalls in römische Gefangenschaft gerathen war. Hermann verliebt sich auf den ersten Anblick in sie, aber er kämpft lange mit sich selbst, ehe er ihr seine Liebe entdeckt. So gut seine Erklärung von Thusnelden aufgenommen wird, so schwer wird es ihm, ihren Vater zu gewinnen. Endlich, nachdem sich Hermann bei vielerlei Gelegenheit um Segest sehr verdient zu machen gewußt, giebt dieser seine Einwilligung zu der Heirath, die aber in der Gefangenschaft nicht vollzogen werden kann. Auf erhaltene Nachricht von seines Vaters Tode geht Hermann heimlich nach Deutschland zurück und tritt die Regierung seines ererbten Reiches an, die er so weise führt, daß er zum allgemeinen Heerführer der Deutschen erwählt wird. Die Gewaltthätigkeiten der Römer in Deutschland reizen den Unwillen der Deutschen. Unter andern will Varus die Walpurgis, die Tochter des Fürsten der Sicambrer, mit Gewalt für sich gewinnen. Der Krieg zwischen den Deutschen und Römern bricht aus, und Hermann besiegt das Heer des Varus gänzlich. Vor dieser Schlacht war Segest, theils wegen seines angeborenen Wankelmuthes, theils auf Zureden seiner Gattin, zu den Römern übergegangen. In der Schlacht kämpft Thusnelde mit ihm, ohne zu wissen, daß es ihr Vater ist. Segest wird verwundet, gefangen und aufs neue genöthigt, seine Einwilligung zur Verlobung Hermann's und Thusneldens zu geben.

Allein voll Haß gegen Hermann begiebt sich Segest heimlich zum Könige Marobodeus und verspricht diesem Thusneldens Hand. Marobodeus entführt Thusnelde mit Gewalt, und da sie seiner Liebe durchaus kein Gehör geben will, sperrt er sie in einen Kerker ein. Endlich wagt es Thusnelde dem Kerker zu entrinnen und in einen vorbeifließenden Strom zu springen, aus welchem sie der durch ein Ungefähr dazu kommende Hermann rettet. Hermann und Thusnelde vermählen sich und führen die glücklichste Ehe, in der sie einen Sohn, Tumelikus, bekommen. Mit Rom wird zwar Friede geschlossen, aber die Römer unterlassen dennoch nicht, Hermann durch allerlei Intriguen zu kränken. Ein deutscher Fürst, Adgnadester, theils im geheimen Verständnisse mit dem Kaiser Tiber, theils aufgebracht, weil Ismene, eine Schwester Hermann's, seine Liebe verschmähte, hetzt Hermann's Bruder, Flavius, gegen ihn auf. Dieser schiebt ein falsches Testament unter und verlangt vermöge desselben einen großen Theil von Hermann's Erbreiche. Die Römer unterstützen seine Ansprüche, worüber ein Krieg ausbricht, der mit abwechselndem Glücke geführt wird, in welchem die Deutschen oft siegen, nie ganz besiegt werden. Thusnelde wird von Sigismund gefangen und nach Rom geschickt. Mehrere deutsche Völkerstämme erwählen den Hermann zu ihrem Anführer. Dies erregt den Neid Anderer und bringt Hermann in den Verdacht, als ob er nach der Oberherrschaft über ganz Deutschland strebe. Endlich bricht ein bürgerlicher Krieg aus, dessen Anstifter Inguiomar war. Nach mancherlei blutigen Auftritten wird Hermann von Inguiomar gefangen genommen. Die meisten deutschen Fürsten stimmen für Hermann's Tod, Inguiomar aber beschließt, ihn insgeheim gefangen zu behalten, und täuscht die übrigen Fürsten dadurch, daß er einen andern Kopf auf einer Lanze, als wäre es Hermann's Kopf, umhertragen läßt. Thusnelde ist aus Rom entflohen und kommt gerade an, als die falsche Nachricht von Hermann's Enthauptung erschallt. Sie stellt Inguiomar zur Rede

und geräth mit ihm in einen harten Kampf, worin sie ihn getödtet haben würde, wenn nicht Hermann, seinen Fesseln entflohen, dazu gekommen und sie bewegt hätte, Inguiomar das Leben zu schenken. Dieser, durch solche Großmuth gerührt, hilft den Hermann wieder in sein Reich einsetzen, das er nun glücklich und ruhig regiert.“ (Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten.) [1])

In dem Romane von

Heinrich Anselm v. Ziegler „die Asiatische Banise oder blutiges doch muthiges Pegu“, 1688, war es besonders auf Schilderung der asiatischen Völker und ihrer blutigen Geschichte abgesehen; der Schwulst der Darstellung erreicht hier den höchsten Gipfel.

Eine große Schar von Nachahmern producirte eine Menge ähnlicher Romane, welche viel tiefer stehen, und deren Verfasser großentheils des Erwerbes wegen schrieben, wie Happel, Bohse (Talander), J. L. Rost, Hunold 2c.

Den völligsten Gegensatz zu diesen erkünstelten und gespreizten Erzählungen bilden die aus dem Leben gegriffenen Vagabunden- oder Schelmenromane, unter welchen der

Simplicissimus [2]) von Hans Jakob Christoffel v. Grimmelshausen (anagrammatisch Samuel Greifnson vom Hirschfeld, geb. 1625 zu Gelnhausen, in seiner Jugend Musketier, später in Diensten des Bischofs von Straßburg, zu-

---

1) Lohenstein ward durch den Tod verhindert, das Buch zu vollenden; sein Bruder führte es weiter, und erst ein Dritter (Wagner) brachte es zu Ende.

2) Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch, Das ist: Die Beschreibung deß Lebens eines seltzamen Vaganten, genant Melchior Sternfels von Fuchshaim. An Tag gegeben Von German Schleifheim von Sulsfort. Monpelgart 1669. Fortsetzungen das. 1669 und andere. In neuester Zeit wieder herausgegeben von Adelb. Keller 1854, und bearbeitet von L. v. Bülow 1836.

letzt Schultheiß zu Renchen im Schwarzwalde, gest. 1676) als der bedeutendste der ganzen Zeit hervorragt. Wiewohl er sein Vorbild in den picarischen Romanen [1]) der Spanier hat, welche zum Theil schon in Deutschland bekannt waren, so ist er doch durchaus selbständig, daß er füglich für den ersten deutschen Originalroman geachtet werden kann. Er ist in Form einer Selbstbiographie gehalten, beginnt mit der Geschichte der Kindheit des Helden und führt uns dessen im buntesten Wechsel der verschiedenartigsten Scenen und Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges sich mannigfach gestaltendes Schicksal vor die Augen. Gegen Ende geräth er ins Wunderbare und Allegorische, und in der spätern Fortsetzung schließt er mit einer Robinsonade. Kunstmäßige Anlage findet man nicht, aber mannigfaltige, rasch sich bewegende Handlung, Wahrheit in Charakteren und Begebenheiten, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung und gedrängte, volksthümliche Sprache. Satirische Beziehungen treten vielfach hervor, und ein heitrer Humor erhöht den Reiz, den das Buch noch heute hat.

Inhalt: Simpl. lebt als Knabe in einer Bauernfamilie im Spessart, deren Sohn er zu sein glaubt. Als er zehn Jahr alt ist, werden die Seinigen von einer feindlichen Reiterschar überfallen und ermordet; er flüchtet zu einem Einsiedler, der ihn annimmt und erzieht. Nach dessen Tode wandert er fort, wird von den Schweden gefangen und zum Kommandanten von Hanau gebracht, spielt hier eine Zeitlang die Rolle eines Schalksnarren, entflieht dann, wird von Kroaten aufgegriffen, denen er aber bald wieder entwischt, worauf er sich in einem Walde an-

---

1) Der picarische (picareske) oder Schelmenroman ward begründet durch den Lazarillo de Tormes 1553 des Diego de Mendoza (1500—1575). Ihm folgte in diesem Genre Mateo Aleman mit seinem Picaro (Schelm) Guzman v. Alfarache 1599, welcher schon 1615 von einem Albertini ins Deutsche übersetzt wurde.

siedelt und von Diebstahl lebt. Ein Hexenspuk versetzt ihn nach Magdeburg; er kommt zu einem Obersten, bei welchem er wiederum die Narrenrolle spielt. Nach neuer Flucht und mancherlei Abenteuern tritt er in die Dienste eines schwedischen Oberstlieutenants, fällt aber kurz darauf einem kaiserlichen Dragoner in die Hände, bei dem er den Gebrauch der Waffen gründlich lernt, und den er bei dessen frühem Tod beerbt. Nun fängt er an, als Kriegsmann sich hervorzuthun, und damit beginnt der interessanteste Theil des Buches, in welchem die buntesten Kriegsabenteuer und Kriegsscenen in den lebendigsten Bildern dem Leser vor die Augen geführt werden. — Episode von dem von Simpl. eingefangenen Narren, welcher die großartigsten, freilich unausführbaren Plane zu einer politischen Umgestaltung Deutschlands entwickelt. — Von den Schweden gefangen, tritt er für einige Zeit vom Kriegsschauplatze ab. Da er einen Schatz gefunden, lebt er in Ueberfluß und verfällt in Leichtsinn und Ueppigkeit. Jetzt aber wendet sich sein Geschick: nachdem er sich mit eines Oberstlieutenants Tochter verheirathet, verliert er durch den Bankerot eines Handelshauses sein Geld, geht nach Paris, bekommt die Blattern, die ihm arg zusetzen, wird bestohlen, bettelt sich nach Deutschland zurück, wird Soldat, Marodeur, gelangt wieder zu Vermögen, macht aus Reue eine Wallfahrt nach Einsiedeln, fällt indessen noch einmal in sein gewohntes lockeres Leben zurück. Da er hört, daß seine Frau gestorben, heirathet er ein Bauermädchen und erwirbt einen Meierhof. Aber die Wirthschaft geht schlecht, die Frau stirbt, er übergiebt seinen Hof Andern zur Bewirthschaftung, zieht sich in die Einsamkeit zurück und nimmt sich ernstlich vor, ein gottseliges Leben zu führen. Zufällige Umstände entdecken ihm seine Herkunft: der Einsiedler, welcher ihn erzogen, ehemals ein vornehmer Officier, ist sein Vater gewesen. Jetzt geht die Geschichte eine Zeitlang ins Wunderbare. Er besucht den Mummelsee; Sylphen erscheinen und führen ihn zum Mittelpunkt der Erde, wo er dem

Herrscher auf dessen Erkundigung ironischen Bericht über die Weltzustände giebt. Wieder an die Oberwelt zurückgekehrt, begiebt er sich auf Reisen durch Rußland und Asien, wird von Seeräubern gefangen, wieder befreit, kehrt nach seinem Meierhofe zurück und führt ein ascetisches Leben. — In der Fortsetzung geht er wieder auf Reisen und wird auf eine wüste Insel verschlagen, wo er nach dem Tode seines einzigen Gefährten seine Tage einsam zubringt und seine Geschichte beschreibt. Eine zweite Fortsetzung enthält geschmacklose Wundergeschichten.

Der Simplicissimus ward häufig, bald mehr, bald weniger selbständig nachgeahmt, und diese Bücher fanden unter dem Volke großen Beifall. Keins aber erhebt sich zu einer ähnlichen Bedeutung, wie das Original, nicht selten sinkt ihre Darstellung zur Gemeinheit herab. Man führte Abenteurer aus verschiedenen Ständen, sogar Abenteurerinnen vor und mischte später auch in diese Art Romane gelehrten Notizenkram und moralische Nutzanwendung, wie das z. B. eine der letzten hierher zu rechnenden Dichtungen „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier", 1738, beweiset.

An die humoristischen Schelmenromane schließen sich am nächsten die Prosa-Satiren an, von denen die nach einem spanischen Vorbilde[1]) verfaßten „Wunderlichen und wahrhaften Gesichte Philanders v. Sittewald" von Moscherosch und die Satiren des Schuppius und Abraham v. Santa Clara schon oben erwähnt worden, weil sie nicht ins Gebiet des eigentlichen Romanes gehören. Hier ist nur noch

Chr. Weise hervorzuheben, dessen satirische Romane, welche an den Simplicissimus wie an Moscherosch erinnern, belehren und bessern wollen. Sie bewegen sich nur in der Gegenwart, stellen dem Leben entnommene Charaktere dar und sind

---

1) Sueños (Träume) von Quevedo, 1580—1645.

gegen Modesucht, Hochmuth, religiösen Indifferentismus ꝛc. gerichtet: „Die drei Hauptverderber", 1671. — „Die drei ärgsten Erznarren der ganzen Welt", 1672. — „Die drei klügsten Leute", 1673. — „Der politische Näscher", 1676.

In den Hintergrund gedrängt wurden alle diese Romane durch die seit 1720 aufkommenden Robinsonaden, welche bald alles Interesse auf sich zogen und so stark kultivirt wurden, daß bis 1760 wenigstens 40 erschienen. Es gab einen deutschen, schlesischen, sächsischen, thüringischen, schwedischen, italienischen, französischen, einen geistlichen, medicinischen, moralischen, gelehrten, jüdischen, poetischen, selbst einen unsichtbaren Robinson; man hatte eine Robinsonette, eine Jungfer Robinson, eine Robunse und Robinsgen ꝛc.; dazu kamen später die für die Jugend bearbeiteten, welche mit Campe's „Robinson dem Jüngern" [1]) 1779 begannen. Die Wunder des Meeres und fremder Länder waren um so anziehender für die Deutschen, je weniger sie dieselben aus eigner Anschauung kannten; außerdem lag wohl ein besonderer Reiz für sie darin, sich aus den unerfreulichen politischen und socialen Verhältnissen in die Urzustände der menschlichen Gesellschaft, welche man sich utopisch ausmalte, hineinzuträumen. — Die erste Robinsonade ist deutsch und findet sich, wie schon erwähnt, gegen das Ende des Simplicissimus. Allgemeiner geweckt wurde diese Gattung aber erst durch des Engländers Daniel de Foe „Robinson Crusoe", 1719, dem die wahre Geschichte eines Matrosen Alexander Selkirk zu Grunde liegen soll. Im nächsten Jahre, 1720, erschien das Buch in einer deutschen Uebersetzung, mußte in demselben Jahre viermal wieder aufgelegt werden, und schon 1722 begannen die Nachbildungen, welche bis ins 19. Jahrh. fortgedauert haben; noch 1822 erschien ein oberösterreichischer Robinson.

---

1) Bis 1862 die 59. Aufl

Nur eine etwas veränderte Form der Robinsonaden sind die Geschichten von Abenteurern, von welchen am bedeutendsten ist die viel gelesene Insel Felsenburg [1]) von Ludwig Schnabel, Kammersekretär des Grafen Stolberg.

Sechste Periode.

Von 1725—1770. Von Gottsched bis Herder.

Streben nach nationaler Gestaltung der Poesie. (Bodmer — Klopstock — Lessing — Wieland.)

Obgleich die politischen und socialen Verhältnisse sich um nichts erfreulicher gestaltet hatten, beginnt doch bald nach dem Anfange des 18. Jahrh. eine freiere Entfaltung des deutschen Geistes sichtbar zu werden. Der erstarrten Theologie war schon früher Spener, etwas später der auch um die Pädagogik hoch verdiente Francke entgegen getreten; durch ihre Wirksamkeit hatte ein mit dem Gemüth erfaßtes praktisches Christenthum die todten Formen zu verdrängen begonnen. Leider artete dieser edlere Pietismus später aus, ließ den Mysticismus eindringen und beförderte das Sektenwesen. — Eine rastlos forschende Philosophie, als deren Begründer der scharfsinnige und gelehrte Leibnitz (1646—1716) zu betrachten, kommt auf und sucht Einfluß aufs Leben zu gewinnen, worauf die Bestrebungen Thomasius' (1655—1728) und Chr. v. Wolf's (1679—1754) hinausgehen. Ihre Schriften sind zum theil schon deutsch geschrieben, und Thomasius war der Erste, welcher philosophische Vorlesungen auf der Universität Halle in deutscher

1) Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii. Von Ludw. Schnabel. 1731—43. 4 Theile.

Sprache hielt. Gründlichere Forschungen werden auf allen wissenschaftlichen Gebieten angestellt, und immer häufiger wird der Kampf gegen Engherzigkeit, Formelwesen und gelehrte Pedanterie; die deutsche Geschichte findet lebendigere, dem Ungelehrten lesbare Bearbeitung durch Joh. Jac. Mascov (1689—1731) und den Grafen von Bünau (1697—1762); in Literatur- und Kirchengeschichte werden Versuche gemacht. Unter den Universitäten nimmt die 1735 zu Göttingen gegründete einen höchst ehrenvollen Platz ein und wird bald der Sammelplatz der bedeutendsten freisinnigen Gelehrten. Durch wissenschaftliche Bücher und häufiger erscheinende gelehrte Zeitschriften in deutscher Sprache wird die Theilnahme an wissenschaftlichen Forschungen größer, und eine Vermittelung zwischen Gelehrsamkeit und Leben angebahnt.

In einer solchen, aus langer Lethargie schon erwachenden Zeit mußte die Erscheinung eines Regenten, wie Friedrich II. von Preußen, von außerordentlicher Wirkung sein. Des Königs Freisinnigkeit, sein unausgesetzter Kampf gegen Unsinn und Verkehrtheit und leeres Formenwesen, seine rastlose Thätigkeit, zu bilden und zu bessern, — so ungünstig es auch von der stabilen Partei beurtheilt wurde, — elektrisirten ganz Deutschland und führten es, da glücklicher Weise jene Periode reich an bedeutenden Männern war, in raschen Schritten einer geistigen Wiedergeburt entgegen. Und als nun der Förderer der Aufklärung auch als Kriegsheld auftrat, als er Stand hielt gegen die von Oestreich wider ihn aufgebotenen Armeen der mächtigsten Staaten des Auslandes, als er an der Spitze seines Heeres Wunder der Tapferkeit verrichtete, daß ganz Europa staunte, als besonders die Franzosen die schmählichste Niederlage erlitten: da erwachte in einem bedeutenden Theile des Volkes — obgleich durch diesen Krieg der Kaisermacht auch der Schatten ihrer Bedeutung genommen ward — das deutsche Nationalgefühl mit großer Kraft.

Die 50 Jahre dieser Periode sind daher ungemein bedeutungsvoll für die Entwickelung der deutschen Literatur: sie bezeichnen das rastlose, wenn auch nicht immer klar verstandene Streben nach nationaler Gestaltung der Poesie. Nachahmung des Fremden dauerte freilich noch lange fort: nachdem der französische Geschmack überwunden war, in den man theilweise noch später wieder zurückfiel, kamen die Engländer, insbesondere Shakspeare zur Herrschaft und die griechischen Dichter; aber je mehr man zur Einsicht in das eigentliche Wesen des englischen Dichters, wie der Griechen gelangte, je mehr man die Bedeutung des Fremden und Heimatlichen älterer und neuerer Zeit erkennen lernte, um so mehr erhob man sich zu immer größerer Selbständigkeit. Zugleich suchte man das Wesen der Kunst zu erforschen und die Regeln derselben, welche man größtentheils aus Homer, den griechischen Tragikern und Shakspeare ableitete, festzustellen; auf diese fußend, erhob sich die Kritik, welche auf dem Gebiete der Poesie, bald auch der Wissenschaft, das Unhaltbare nachwies und das Gelungene würdigen lehrte.

Der Inhalt dieser Periode läßt sich auf vier Abschnitte vertheilen und an vier Persönlichkeiten anknüpfen. Die Vorbereitung bildet der Kampf Gottsched's mit Bodmer, wodurch der französische Geschmack und die den Franzosen entnommenen Regeln beseitigt werden. Unter den jetzt auftretenden und von den frühern Schulen unabhängig schaffenden Dichtern, Haller und Hagedorn, und denen der sächsischen und preußischen Gruppe, ist der einzig bedeutungsvolle Klopstock, in welchem das Streben nach nationalem Gehalte der Poesie zur vollkommnen Klarheit gelangt und durch den es Gestalt gewinnt. Dem Pathos, welchen der Ernst und der Schwung der Klopstock'schen Poesie zur Geltung gebracht hatte, und welcher, einseitig fortgebildet, die Sprache wieder zur Steifheit und Härte geführt und alle einfachen Lebensverhältnisse der Poesie entfremdet hätte, trat Wieland entgegen; durch ihn gewann die deutsche Sprache

Leichtigkeit und Anmuth, und die Poesie Vielseitigkeit. Lessings Bedeutung endlich, wiewohl er auch als Dichter glänzt, besteht hauptsächlich in der Erforschung der Gesetze des Schönen und der Kunst und in seiner Licht schaffenden Kritik, wodurch er der folgenden Zeit den richtigen Weg anbahnte.

I. Gottsched und Bodmer. Haller und Hagedorn. Die sächsischen und preußischen Dichter.

Der an den sogenannten klassischen Dichtern Frankreichs aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. gebildete Geschmack, welcher durch Canitz eingeführt und durch Besser, König, Neukirch 2c. vertreten war, kam durch Gottsched eine Zeit lang fast zur ausschließlichen Herrschaft und drohte mit seiner nüchternen Regelrechtigkeit die Poesie aufs neue zu verwässern.

Joh. Christoph Gottsched, geb. 1700 zu Juditbenkirchen bei Königsberg, flüchtete 1723, nachdem er kurz zuvor in Königsberg, wo er seine Studien gemacht hatte, Magister geworden war, aus Furcht vor den Werbern Friedrich Wilhelm's nach Leipzig, wo er zuerst einige Bedeutsamkeit erlangte durch die Protektion des Professors Joh. Burchard Menke (Philander von der Linde), des Stifters der „deutsch-übenden poetischen Gesellschaft", deren Senior Gottsched 1726 wurde, und welche er 1727 zur „deutschen Gesellschaft" umgestaltete. Er hielt Vorlesungen über Philosophie, Dichtkunst und Beredsamkeit, ward 1730 außerordentlicher, 1734 ordentlicher Professor an der Universität. Seine schriftstellerische Thätigkeit, welche er seit 1725 mit der Wochenschrift „die vernünftigen Tadlerinnen" begonnen hatte, führte ihn, obgleich es ihm an Scharfsinn und poetischem Talente gebrach, zu großem, länger als 15 Jahre steigendem Ruhme, der ihm das Ansehn eines kritischen Diktators auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Poesie, ja selbst eines bedeutenden Dichters gab. Aber er kämpfte gegen wirkliche Verkehrtheiten, gegen Sprachverderbniß und Lohen-

stein'sche Manier; die Zeit war, als er auftrat, für das Flache empfänglicher, als für das Bedeutende, und er wandte allerlei Mittel an, sich Anhänger zu verschaffen und Ansehn zu gewinnen: er wußte an der rechten Stelle zu schmeicheln, Mittelmäßiges zu loben, Großes, was er selbst nicht erreichen konnte, herabzuwürdigen. Allein als eine andere Richtung sich geltend machte, das Bessere sich Bahn brach, und Gottsched in feindliche Opposition dagegen trat, weil es nicht von ihm ausgegangen war, überlebte er nicht allein seinen Ruhm, sondern er ward als eine lächerliche Figur, in welcher man sich Seichtheit, Steifheit und Eitelkeit vereint dachte, der Nachwelt überliefert, und darüber wurden seine wirklichen Verdienste übersehen. — Er starb 1766.

Gottsched ging darauf aus, die deutsche Literatur zu reformiren nach den, neuern französischen Schriftstellern entnommenen Regeln, welche er für gleichbedeutend mit den von den alten Klassikern befolgten hielt, und vor Allem Korrektheit, Natürlichkeit und Verständigkeit zu den Hauptgrundlagen aller Dichtung zu machen. Der Phantasie und dem Gemüthe räumte er wenig Rechte ein, der Verstand sollte die Quelle der Poesie sein; „Alles komme daher auf die Wissenschaft der Regeln an." Diese Ideen führte er aufs weitläufigste aus in seiner „Kritischen Dichtkunst", 1730, und in der „Redekunst", 1728. Allerdings wirkte er dadurch zunächst heilsam, er half, das Lohenstein'sche Unwesen verdrängen und nach völliger Willkür in der Form Regelmäßigkeit derselben wiederherstellen. Die Anregung für die deutsche Literatur, welche von ihm ausging, trug dazu bei, die lateinische Poesie in den Hintergrund zu drängen; die Sorgfalt, welche er der deutschen Bühne widmete, beschränkte die Aufführung französischer Dramen, die neben der italienischen Oper an den Höfen Mode waren; er verdrängte die pöbelhafte Roheit von der Bühne, wenngleich er ihr das volksthümliche Element gänzlich nahm. (S. unten.) Seine Eitelkeit verleitete ihn, selbst für die Bühne zu dichten; sein erstes Trauerspiel,

„Der sterbende Cato", 1732, ward in 25 Jahren zehnmal aufgelegt; es enthält, wie alle seine übrigen dramatischen und lyrischen Dichtungen, verständige, aber poesielose nüchterne Gedanken in reiner Sprache und regelrechter Form. — Zu den verdienstlichen Arbeiten Gottscheds kann auch seine „Sprachkunst", 1748, gerechnet werden, die erste eigentliche Grammatik der deutschen Sprache. Auch seine Sammlungen sind für den Literaturhistoriker wichtig, besonders sein „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst", 1757—65.

Unter den Anhängern Gottscheds, welche seinen Grundsätzen treu blieben, ist kein einziger bedeutender Dichter. Vielleicht das meiste Talent unter ihnen besaß seine Frau

Luise Adelgunde Victorie Gottsched(in), geb. Kulmus, aus Danzig, 1713—1762, eine interessante Erscheinung als gelehrte Dame und Schriftstellerin und musterhafte Hausfrau. Sie übersetzte Dramatisches aus dem Französischen und Englischen, schrieb unbedeutende Tragödien, bessere Lustspiele, Satiren, Gedichte, Briefe in einer gefälligen Prosa, und besaß jedenfalls mehr Geist als ihr Gemahl.

Ohne heilsame Wirkungen waren die Bemühungen Gottscheds nicht, aber seine Grundsätze vermochten nicht, die deutsche Dichtung zu regeneriren; daher war es ein glücklicher Umstand, daß durch den Streit Gottsched's mit den Schweizern Bodmer und Breitinger sein Ansehn vernichtet ward, und eine andere Anschauungsweise aufkam.

Johann Jacob Bodmer, geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich, Professor der Geschichte, später auch Mitglied des Großen Raths in Zürich. 77 Jahre alt, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück und starb in seinem 85. Jahre 1783.

Johann Jacob Breitinger, geb. 1701 zu Zürich, Professor der griechischen und hebräischen Sprache daselbst; starb 1776.

Im Jahre 1721 hatten beide in Zürich einen gelehrten Verein — (deren bald mehrere an der Stelle der, bis auf den Blumenorden zu Nürnberg, eingegangenen Sprachgesellschaften entstanden) — zur Verhandlung literarischer und moralischer Stoffe gegründet, aus welchem die von ihnen redigirte Wochenschrift: „Die Discourse der Mahlern", später, seit 1729, „Der Maler der Sitten" genannt, hervorging, in welcher hin und wieder auch Gegenstände aus der Theorie der Dichtkunst besprochen wurden. 1727 schrieb Bodmer die Abhandlung: „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks", worin Ansichten entwickelt wurden, welche von denen Gottscheds abwichen; indeß der Friede ward dadurch noch nicht gestört. Als Bodmer aber, nachdem er 1732 Miltons [1]) verlornes Paradies in ungebundener Rede übersetzt herausgegeben hatte, 1740 die kritische Abhandlung: „Von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen" in einer Vertheidigung jenes Gedichtes, welches gegen alle Theorie Gottscheds verstieß und diesen schon zu manchen hochmüthigen und herben Bemerkungen über die Schweizer veranlaßt hatte, erscheinen ließ: da brach ein mehre Jahre hindurch mit Spott, Erbitterung und Grobheit geführter Streit aus, an dem bald außer den Schweizer Gelehrten auch viele andere, namentlich die Hamburger und Berliner gegen die Leipziger sich betheiligten, und der endlich mit der Niederlage Gottscheds, welcher von den meisten frühern Anhängern verlassen, zum Theil selbst angegriffen wurde, endigte. Die Ansichten und Theorien der Schweizer waren entwickelt worden in Breitinger's Hauptwerke: „Kritische Dichtkunst",

---

1) John Milton, geb. 1608 zu London, gest. 1674, Verfasser des Paradise lost in 12 Gesängen, welches er 1655 begann und 1665 vollendete. Auch berühmt als politischer Schriftsteller auf Seiten der republikanischen Partei und entschiedener, unbestechlicher Charakter.

1740[1]), und Bodmer's „Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter", 1741, und jene wichen besonders darin von den Leipzigern, welchen Verständigkeit und formelle Korrektheit das Wesentlichste war, ab, daß sie das meiste Gewicht legten auf die Lebendigkeit des Gefühls und die Kraft der Phantasie, und daß sie die korrekte Form der Bedeutsamkeit der Gedanken unterordneten. Erstere schlugen sie allerdings zu gering an und verwarfen selbst den Reim. Auch galt ihnen die Poesie nicht um ihrer selbst willen, sondern hauptsächlich als im Dienste der Religion und Moral, eine Ansicht, welche die meisten der nächstfolgenden Dichter festhielten.

Die Gottsched'schen Anhänger vereinigten sich jetzt zu der von 1741—45 von Schwabe herausgegebenen Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes", und in dieser, wie in einer neuen Ausgabe seiner kritischen Dichtkunst, 1742, ließ sich Gottsched mit Spott und Schärfe gegen die Schweizer aus. Aber bald darauf erfuhr er von verschiedenen Seiten arge Demüthigungen, er ward theils lächerlich gemacht, theils mit Gründen bekämpft. Die Schauspieldirektorin Neuber, welche sich bis dahin von Gottsched hatte leiten lassen, mit ihm zerfallen über die Aufführung von Weiße's komischer Oper: „Der Teufel ist los", welche Gottsched vergeblich zu hintertreiben gesucht hatte, rächte sich für den Verdruß, den sie darüber gehabt, durch ein Vorspiel, in welchem sie ihn unter der Figur eines lächerlichen Tadlers auf die Bühne brachte. Joh. Christoph Rost, ein abgefallener Anhänger, stellte, freilich aus nichtswürdigen Beweggründen, diesen Vorfall in einem satirisch-epischen Gedichte „Das Vorspiel" dar, 1742[2]); Jac. Imm. Pyra schrieb

1) In einer andern Schrift Breitingers: „Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse" ist die Charakteristik der deutschen Dichter von Opitz bis Gottsched nicht unbedeutend.

2) 1754 schrieb Rost noch einmal eine Satire auf Gottsched: „Epistel des Teufels an Herrn G., Kunstrichter der Leipziger Schaubühne", ebenfalls

1743 den „Erweis, daß die G·ttsch·dianische Sekte den Geschmack verderbe, und der Professor Alex. Gottl. Baumgarten in Leipzig suchte in seiner Aesthetik den Zusammenhang der Ansichten der Schweizer mit der Wolf'schen Philosophie nachzuweisen. Den Rest seines Ansehens verlor Gottsched, als er 1752—53 gegen Klopstock, dessen Messiade in ganz Deutschland mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, zu Felde zog und ihn wiederholt auf's gehässigste angriff; ja er ging in seiner Bitterkeit gegen den gefeierten Dichter so weit, daß er dem Messias ein erbärmliches Gedicht „Hermann" vom Freiherrn von Schönaich[1]) entgegen stellte und veranlaßte, daß der Verfasser zum Dichter gekrönt ward. Indessen, obgleich Gottsched's Ruhm verschwunden war, blieb doch der Einfluß, den er geübt, noch sehr lange bemerkbar[2]).

Indessen auch Bodmer konnte sein Ansehen und den durch seinen Sieg über Gottsched gewonnenen Einfluß nicht behaupten. Klopstock verehrte er außerordentlich und sah durch ihn die höchste Aufgabe der Poesie gelöst; aber die spätern Erscheinungen auf dem Gebiete der Dichtkunst wußte er nicht zu würdigen; er ver-

---

mit Bezugnahme auf Gottsched's Bemühungen, die Weiße'sche Oper „Der Teufel ist los" nicht zur Aufführung kommen zu lassen.

1) „Hermann oder das befreite Deutschland, ein Heldengedicht." 1751. Das Merkwürdigste an dem Gedichte ist, daß es noch 1805 und zwar zum vierten Male wieder aufgelegt wurde.

2) Es ließen sich auffallende Belege beibringen, wie lange man, bis ins 19. Jahrh. hinein, den Geschmack an dem Korrekten und Verständigen in der Poesie festhielt und das tief Gemüthliche, Phantasievolle verwarf. In einer deutschen Anthologie von dem durch einen Kommentar zu den Klopstock'schen Oden und andere lit.-histor. Bücher bekannten Gelehrten C. F. R. Vetterlein, welche aus der deutschen Poesie das Schönste hervorheben will zur Geschmacksbildung studirender Jünglinge, sind Dichter wie Opitz, Hoffmannswaldau, Triller, Gottsched 2c. aufgenommen, Herder, Göthe und Schiller nur schwach vertreten, Volkspoesien aus dem Wunderhorn als „rohe Volks- und Handwerkslieder" ganz ausgeschlossen.

kannte den sich regenden neuen Geist, trat selbst gegen Lessing auf; aber man hörte nicht mehr auf ihn. Seine eigenen Dichtungen, welche er mit der „Noachide", 1750, eröffnete, epische, meistens mit biblischen Stoffen, und dramatische, sind ohne Bedeutung. Größere Verdienste erwarb er sich (mit Breitinger) durch Herausgabe alter deutschen Dichtungen, z. B. „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhundert aus der Manesse'schen Sammlung" 1748 — „Fabeln (des Bonerus) aus den Zeiten der Minnesänger" 1757 — „Chriemhilds Rache und die Klage" 1757 u. s. w.

Schon vor jener literarischen Fehde und während derselben waren zwei Dichter aufgetreten, welche ohne Theil daran zu nehmen, und unabhängig von Schul- und Parteiansichten, ihren eignen Weg gingen, Haller und Hagedorn. Waren sie gleich keine Dichter von hervorstechendem Talente, so zeigten sie doch bessern Geschmack und schlugen eine edlere Richtung ein, weßhalb man die neue Periode der Regeneration der Poesie mit ihnen zu beginnen pflegt.

Albrecht (v.) Haller, geb. 1708 zu Bern, 1736 Professor der Arzneiwissenschaft und Botanik in Göttingen, später auch Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften. 1753 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er zum Amman gewählt ward, welches Amt er bis zu seinem Tode 1777 bekleidete. Haller war einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit und entwickelte eine vielseitige nicht blos literarische, sondern auch praktische Thätigkeit. Leider war er in spätern Jahren einer finstern Lebensanschauung ergeben.

Seine Gedichte — „Versuch Schweizerischer Gedichte", Bern, 1732 (1828 12. Aufl.) — gehören seiner reifern Jugendzeit an, in welcher er seinen Geschmack an Lohenstein und Brockes überwunden und besonders an lateinischen Klassikern und eng-

lischen Dichtern, vornehmlich an Virgil und Pope[1]) gebildet hatte. Die lehrhafte Richtung ist durchgehend. Eins der frühesten und bekanntesten „Die Alpen", welches in Folge einer botanischen Alpenreise 1729 entstand, enthält eine mit Reflexionen untermischte Beschreibung der großartigen Alpennatur und des idyllischen Zustandes ihrer Bewohner. Es tritt hier eine Naturschilderung in weit großartigerem Stile als bei Brockes hervor; aber, indem man damals der Dichtkunst und Malerei ein gleiches Gebiet und gleiche Befähigung zuerkannte, — erst Lessing wies scharfsinnig die Grenzen beider Künste nach — versucht sie oft, bis ins Detail zu malen und verfällt in gesuchte, mitunter ohne Noten kaum verständliche Darstellungen, welche zu keiner Anschauung gelangen lassen. — Am meisten zogen ihn sein philosophisch betrachtender Geist und englische Vorbilder zu eigentlichen Lehrgedichten, für deren vornehmstes er selbst das Gedicht: „Ueber den Ursprung des Uebels", 1734, ansah. — In seinen wenigen lyrischen Gedichten, selbst in der häufig gepriesenen „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane", 1736, überwiegt die Reflexion das eigentlich lyrische Element.

Haller's Einfluß auf die Poesie war durch seine obgleich nicht zahlreichen Gedichte sehr groß. Sein weltberühmter Name erwarb ihnen ungemeine Verbreitung, und der edle, gedankenreiche Ernst, welcher in ihnen waltet und in einer, wenngleich noch harten und schwerfälligen, doch gedrängten, kernigen Sprache sich ausläßt, führte die Dichter wieder mehr auf würdige Stoffe hin. Besonders freilich ward nach seinem Vorgange das Lehrgedicht kultivirt, welches häufig unter den Händen von poesielosen Nachahmern zum kläglichsten Machwerk herabsank.

In spätern Jahren schrieb Haller drei politische Romane,

---

1) Alexander Pope, 1688 zu London geboren, gest. 1744. Lehrgedichte: „Ueber die Kritik" — „Ueber die Bestimmung des Menschen" — Heroide: „Heloise an Abälard" — Komische Epopöe: „Der Lockenraub."

in welchen das didaktische Element völlig überwiegt und daher das künstlerische ganz zurücktritt.

Unter den Nachfolgern Haller's im Lehrgedicht können einige der bekanntesten, welche sich den folgenden Dichtergruppen nicht anschließen lassen, an dieser Stelle erwähnt werden. Der bedeutendste unter ihnen ist

Fr. Karl Kasimir v. Creuz, 1724—1770, Geh. Rath in Homburg, seinem Geburtsorte. Neben Haller war der Engländer Young[1]) sein Vorbild, an welchen sein Lehrgedicht „Die Gräber" am meisten erinnert.

Joh. Phil. Lorenz Withof, 1725—1789, Professor der griechischen Sprache und Beredsamkeit; früher Arzt. Von ihm „Die moralischen Ketzer", „Aufmunterungen", „Die Redlichkeit" u. s. w. In seiner gedrängten, auch harten Sprache und an Gedankenfülle kommt er Haller am nächsten. Endlich der als Vielschreiber bekannte

Joh. Jac. Dusch, 1725—1787, Gymnasialdirektor, Professor und Justizrath, welcher sich mit „Die Wissenschaften" und Anderem den Lehrdichtern anschließt, aber mehr der Gottsched'schen Richtung als der neuern Zeit angehört.

Eben so anregend, wie Haller, wirkte auf einem andern Gebiete der Poesie

Friedrich v. Hagedorn, geb. 1708 zu Hamburg, studirte die Rechte, ward Sekretär beim dänischen Gesandten in London, darauf Sekretär bei einer Handelsgesellschaft in Hamburg; er starb 1754. Mit seinem heitern Sinn und seiner fröhlichen Muse bildet er den völligsten Gegensatz zu Hallers Ernst. Seine Dichtungen zeugen von einem sorgfältigen Studium der Alten, von welchen ihn besonders Anakreon und Horaz

---

1) Edward Young, 1681—1765, Pfarrer, am berühmtesten durch seine „Nachtgedanken", ein schwermüthiges Gedicht über Tod und Unsterblichkeit.

anzogen [1]), und der besten französischen Dichter, und zeichnen sich aus vor allem Gleichzeitigen durch leichte, fließende Darstellung, Anmuth und Wohllaut. Zwar finden sich unter seinen Schriften auch moralische Gedichte, am meisten aber gelingt ihm theils das leichte heitere Lied, Liebe, Wein und Natur besingend, theils die hin und wieder dem Lafontaine [2]) nachgebildete Fabel und Erzählung, welche, nachdem sie lange vernachlässigt, durch ihn wieder in die deutsche Literatur eingeführt wurde und für die nächste Zeit in dieser Gattung den Ton angab. Auch das Epigramm behandelte er nicht ohne Glück. Wo er satirisch auftritt, ist er selten bitter, sondern voll heiterer Ironie. — Seine ersten poetischen Versuche sind schon von 1729; „die sämmtlichen poetischen Werke" erschienen 1756, Hamburg, 3 Bde.

Neben diesen beiden Dichtern ist noch ein prosaischer Schriftsteller zu nennen, welcher ebenfalls schon der neuern Zeit angehört und als Satiriker hervorragt:

Christian Ludwig Liscow. Geb. 1701 in Wittenburg in Mecklenburg, studirte die Rechte; nachdem er verschiedene Aemter bekleidet, ward er 1741 Sekretär des Grafen Brühl in Dresden und einige Jahre später Kriegsrath. Wegen freimüthiger Aeußerungen über die schlechte Finanzverwaltung des Ministers ward er gefangen gesetzt und darauf (1750) aus seinem Amte entlassen. Er zog sich dann auf das Gut seiner Frau

---

1) Anakreon, geb. 530 vor Chr. zu Tejos in Jonien, griechischer Lyriker, welcher im leichten tändelnden Liede Liebe und Wein besingt.

Q. Horatius Flaccus, Günstling des Augustus, der bedeutendste Lyriker der Römer, schrieb Oden, Satiren und Episteln, von welchen letztern die Epistel an die Pisonen de arte poetica (über die Dichtkunst) die berühmteste.

2) Jean de La Fontaine, 1621—1695, der bedeutendste französische Fabeldichter.

zurück, wo er 1760 starb. — Liskow war ein vielseitig gebildeter Gelehrter, mit klarem Verstande und von tüchtigem Charakter. In seiner gewandten, lebendigen Darstellung steht er zu seiner Zeit unübertroffen da und erinnert an Lessing, dessen Vorläufer er wohl genannt worden ist. Seine Satiren sind freilich öfter gegen wirkliche Personen, einen Magister Sievers in Lübeck und einen Dr. Philippi in Halle gerichtet, haben aber immer Verkehrtheiten der Zeit, namentlich pedantische, verschrobene Gelehrsamkeit, hochmüthige einseitige Orthodoxie und erbärmliche Schriftstellerei, von welchem Allen jene Leute als Repräsentanten dienen, zum Gegenstande ihrer scharfen, geistvollen Ironie. „Vitrea fracta, oder: des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe auf einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen." — „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen". — „Kurtze aber dabey deutliche und erbauliche Anmerckungen über die Klägliche Geschichte, von der Jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem; nach dem Geschmack des H. M. Hen. Jac. Sievers verfertiget, und als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen über die Paßion ans Licht gestellet, v. X. Y. Z., Rev. Minist. Cand. 1732 ꝛc. ꝛc." — „Sammlung Satirischer und Ernsthafter Schriften". Franckf. und Leipz. 1739.

Als man anfing, die Unhaltbarkeit und Unfruchtbarkeit der Gottsched'schen Theorien einzusehen, gründeten auf der Leipziger Universität einige einander befreundete junge Männer, denen die von Schwabe unter Gottsched's Einfluß redigirten „Belustigungen" nicht mehr zusagten, einen literarischen Verein, aus welchem die „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (1745—48), nach dem Druckort gewöhnlich „Bremer Beiträge" genannt, hervorgingen. Die Aufnahme der eingelieferten Arbeiten sollte nicht vom Gutdünken eines Herausgebers abhängen, sondern durch Stimmenmehrheit entschieden

werden. Gärtner, Cramer, Ad. Schlegel und Rabener waren die Ersten, welche zusammentraten; bald schlossen sich Arnold Schmid, Zachariä, Gellert, Ebert, auch Auswärtige, wie Elias Schlegel u. s. w. an, und nach kurzer Zeit nahmen Klopstock, Giseke, Gleim, Ramler, Kleist und einige minder Bekannte Antheil. Als die Genossen von Leipzig sich zerstreuten, dauerte unter vielen das freundschaftliche Verhältniß fort, welches zum Theil neu geknüpft wurde, indem mehre in Braunschweig, andere in Kopenhagen sich wieder zusammenfanden, und der größere Theil setzte seine poetischen Bestrebungen in der begonnenen Weise fort.

Ein ähnlicher Verein wurde in Halle durch Gleim, Uz und Götz gestiftet; ihnen schlossen sich die preußischen Dichter in Berlin, Ewald v. Kleist und Ramler, an. Die Leipziger pflegt man die sächsische Schule, diese die hallesche und preußische zu nennen.

Ihrem Geiste und ihren Bestrebungen nach sind alle drei nahe verwandt: sie gingen auf Korrektheit der Form aus, welcher sie auch einen bedeutendern Inhalt zu geben bemüht waren; ihre Muster waren vornehmlich französische Dichter, aber auch Engländer, und von den Alten Anakreon und Horaz. Die Stoffe ihrer Poesien waren der Religion, Moral und Lebensweisheit entnommen, die Gedichte, welche aus dieser Schule hervorgingen, daher überwiegend didaktischer Natur: das Lehrgedicht, die poetische Epistel, die Fabel und das geistliche Lied wurden am häufigsten kultivirt. Indessen man wollte auch — so äußern sich die Herausgeber der „Bremer Beiträge" — „den Leser vergnügen und munter schreiben, besonders dem Frauenzimmer gefallen und nützlich sein", daher verfaßte man auch heitere Lieder, besang Liebe, Natur und Wein nach Hagedorn's Vorgange und vertiefte sich darauf in ein erträumtes idyllisches Leben; es entstanden Erzählungen ohne lehrhaften Zweck, die blos unterhalten sollten, und diese erwuchsen zum Theil durch Anwendung eines

parodirten Eposapparates zu komischen Epopöen. — Man wollte von den Gottsched'schen Grundsätzen sich losmachen, aber Manches davon blieb noch haften; man vermochte es noch nicht, über die engen bürgerlichen Schranken hinauszugehen und alles Reinmenschliche für berechtigt im Gebiete der Poesie anzuerkennen; die geschilderten Stimmungen und Empfindungen sind daher vielfach erkünstelt, man wagt sich gleichsam nicht hervor mit seinem innersten Leben; das Dargestellte mußte entweder religiöse und moralische Weihe haben, oder den gewöhnlichen, alltäglichen Lebenslauf abbilden und die hergebrachten Anschauungen und Gefühle ausdrücken. Sogar die ersten Gesänge des Messias machten stutzig; als Klopstock sie einsandte, war man anfänglich zweifelhaft, ob man sie in die „Beiträge" aufnehmen könne.

Der hervortretendste Dichter des Leipziger Kreises war

Christ. Fürchtegott Gellert. Geb. 1716 zu Hainichen im Erzgebirge, Sohn eines armen kinderreichen Predigers (Gellert hatte noch 12 Geschwister), studirte in Leipzig Theologie, wo er später außerordentlicher Professor der Philosophie ward und nach langen, mit großer Geduld ertragenen körperlichen Leiden 1769 starb. Gellert war der edelste und liebenswürdigste Charakter, in welchem unermüdet thätige Menschenliebe, freundliche Milde, herzliche Frömmigkeit und echte Demuth die Grundzüge ausmachten; er schrieb, um religiöse und sittliche Bildung und Lebensklugheit des Volkes zu fördern, und bediente sich dabei einer Sprache, welche korrekt, allgemein verständlich, freilich auch oft breit und geschwätzig, aber für die meisten Leser ansprechend war. Aus dem Allen erklärt sich, daß Gellert einer der geliebtesten deutschen Dichter ward, daß ein Theil seiner Poesien eine allgemeine, lange dauernde Verbreitung hatte, der ihr poetischer Werth nicht entspricht. Es gilt dies von den „Fabeln und Erzählungen", welche 1746—48 zuerst erschienen und bis 1844 eine Menge Auflagen erlebten, und von den „geistlichen Oden und Liedern", 1757 und öfter.

Die ersteren, bei welchen ihm, ohne daß er es sich bewußt ward, Lafontaine Vorbild war, ergehen sich in epischer Breite und lehren Sittlichkeit und Klugheit in den verschiedenen Verhältnissen des alltäglichen Lebens. Die meisten erscheinen freilich heutigen Tages unpoetisch; in den äsopischen Fabeln sind die Thiere nur verkleidete Menschen; die häufig am Schluß hinzugefügte Lehre, welche der Fabel entnommen werden soll, ist überflüssig und langweilig; aber ihre Wirksamkeit war dennoch außerordentlich, und manche der Erzählungen sprechen durch ihren sittlichen, in einfacher, rührender Weise sich gebenden Gehalt, oder durch freundlichen Humor und geschwätzige Schalkhaftigkeit noch jetzt an.

Die geistlichen Lieder können an Kraft und Würde mit dem ältern Kirchengesange nicht verglichen werden; aber sie sind der Ausdruck seiner herzlichen Frömmigkeit, welche bei ihm nie von reiner Sittlichkeit geschieden war. Sie sind hauptsächlich zur Privaterbauung gedichtet und sollen belehren und bessern; daher verfallen sie nicht selten in einen didaktischen Ton, der keine Poesie aufkommen läßt. Durch manche aber geht ein warmer Zug der Begeisterung, der selbst hin und wieder zu poetischem Schwunge sich erhebt.

Die übrigen Dichtungen Gellerts sind nicht von Bedeutung. Seine Lehrgedichte: „Der Menschenfreund", „der Christ" 2c. haben von der Poesie nur die Form; „die Lust- und Schäferspiele" sind nicht besser, als die der Gottsched'schen Periode; sein Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G." gehört der sentimentalen Gattung an.

Nicht ohne Bedeutung für die Bildung der prosaischen Darstellung sind seine populär-wissenschaftlichen Schriften, „moralische Vorlesungen" 2c., und seine „Briefe", welche in jener Zeit als Stilmuster betrachtet wurden.

„Sämmtliche Schriften", Leipzig, 1769—74. 10 Bde. Neueste Ausgabe 1856.

In der Fabel und dem geistlichen Liede fand Gellert viele Nachfolger. Von den dem sächsischen und den verwandten Kreisen angehörenden Dichtern kultivirten Ad. Schlegel, Cramer, Arnold Schmid, Giseke, Uz, außerdem Cronegk und Andere das geistliche Lied; Fabeln und Erzählungen verfaßten Ad. Schlegel, Giseke, Zachariä, Gleim, Michaelis, Klamer Schmidt. Die Gestalt der letzteren blieb sich ziemlich gleich, wenn auch der eine oder andere Dichter den Ton oder die Form etwas änderte.

Zu den bekanntesten Fabeldichtern gehören ferner:

Magnus Gottfr. Lichtwer. Geb. 1719 zu Wurzen, gestorben als Regierungs- und Konsistorialrath zu Halberstadt 1783. Der Inhalt seiner „vier Bücher äsopischer Fabeln in gebundener Schreibart", 1748, ist von verschiedenem Werthe; einige seiner Fabeln und Erzählungen zeichnen sich aus durch Neuheit der Erfindung und lebendige, anziehende Ausführung.

Joh. Gottl. Willamov — geb. 1736 zu Morungen, Direktor der deutschen Schule in Petersburg, gest. 1777, — schrieb „Dialogische Fabeln", 1765. Er versuchte sich auch in andern Gattungen und wollte wunderlicher Weise den griechischen Dithyrambus in die deutsche Literatur verpflanzen, was natürlich nicht gelingen konnte.

Gottlieb Konrad Pfeffel. Geb. 1736 zu Kolmar, erblindete in seinem 21. Jahre, gründete eine Kadettenanstalt in seiner Vaterstadt, ward 1803 Präsident des Konsistoriums und starb 1809. Unter seinen Fabeln und poetischen Erzählungen, die ersten von 1761, (in einer Auswahl von Hauff 1840) ist viel Mittelmäßiges, aber auch manches Gute, wovon Einiges Eigenthum des Volkes geworden ist. Ueberall spricht sich tüchtige Gesinnung aus; die Darstellung ist gedrängter, als bei den frühern Fabeldichtern, aber auch ärmer an Humor. — Berühmt waren früher seine gedankenreichen Episteln (Lehren an Egle); auch im Liede versuchte er sich und im Epi-

gramme, und schrieb eine bedeutende Anzahl von im französischen Geschmack gehaltenen Lust- und Trauerspielen.

Nächst Gellert ist unter den sächsischen Dichtern keiner berühmter geworden, als

Gottlieb Wilh. Rabener — geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig, studirte die Rechte, ward Obersteuerrath in Dresden und starb 1771 — durch seine vielgelesenen Satiren. Nicht mit Unrecht haben spätere Kritiker sie zahme Satiren genannt, denn sie greifen nicht die Verkehrtheiten der Zeit in ihrem eigentlichen Wesen, sondern nur einzelne Erscheinungen derselben in beschränkten Kreisen an; sie lassen die Mängel in Staat und Kirche unberührt, vermeiden ängstlich, auf die Thorheiten der höhern Stände einzugehen, sondern verspotten, ohne persönliche Beziehungen zu nehmen, nur die sittlichen Gebrechen und Narrheiten des trivialen Lebens der mittlern Schichten der Gesellschaft; rohe Landjunker, bestechliche Richter, wuchernde Geizhälse, aufgeblasene Halbgelehrte, heirathslustige Frauen u. dgl. sind ihre Hauptträger. Ihre Form ist höchst mannigfaltig, sie geben sich als Reden, Todtenlisten, Abhandlungen, Erklärungen von Sprichwörtern, Beiträge zu einem deutschen Wörterbuche, Erzählungen, Briefe ꝛc. Ihre Sprache, wiewohl breit, ist doch leicht und fließend; sie werden aber durch die stete Anwendung direkter Ironie zur Darstellung des Lächerlichen eintönig und ermüdend.

Seine zum Theil stilistisch ausgezeichneten Briefe verrathen einen edlen und liebenswürdigen Charakter.

Sammlung satirischer Schriften. Leipzig 1751—1755. 4 Bde. — 10. Aufl. 1772 [1]).

Als gleichzeitiger satirischer Schriftsteller läßt sich hier anschließen

1) Manuskripte, welche erst nach seinem Tode gedruckt werden sollten, verbrannten ihm beim Bombardement Dresdens 1760.

Abrah. Gotthelf Kästner, geb. 1719 zu Leipzig, Professor der Mathematik in Göttingen, wo er 1800 starb. Er schrieb freilich in seiner Jugend allerlei Poetisches im Gottsched'schen Geschmacke, ist aber doch nur durch seine „Epigramme", 1781, allgemeiner bekannt geworden. Sie sind witzig, aber größtentheils Ergebnisse seiner Spottsucht, oft persönlich, bitter und rücksichtslos; poetischer Schönheit tragen nur die wenigsten Rechnung.

Die meisten der übrigen sächsischen Dichter versuchten sich in verschiedenen Dichtungen, treten aber meistens nur in der einen, oder der andern Gattung hervor. Unter den kein bedeutendes Talent verrathenden Dichtungen

Joh. Adolf Schlegel's — geb. 1721 zu Meißen, einige Jahre Diakonus zu Schulpforte, später Prediger in Zerbst, zuletzt Pastor und Konsistorialrath in Hannover, wo er 1793 starb — sind die geistlichen Lieder die besten. Er schrieb auch Fabeln und Erzählungen, ein Lehrgedicht 2c.

Konrad Arnold Schmid — geb. 1716 zu Lüneburg, Rektor daselbst, nachher Professor am Braunschweiger Carolinum, zuletzt Konsistorialrath, gest. 1789 — hatte ebenfalls das meiste Talent für die geistliche Poesie und versuchte sich in religiösen Liedern: „Lieder auf die Geburt des Erlösers", 1761. Auch

Johann Andreas Cramer's — geb. 1723 zu Jöstädt im sächsischen Erzgebirge, studirte in Leipzig, ward, nachdem er an verschiedenen Orten geistliche Aemter bekleidet, 1754 Hofprediger und Professor in Kopenhagen, dann Superintendent in Lübeck, endlich Professor und einige Jahre später Prokanzler der Universität Kiel, wo er 1788 starb — Poesie ist größtentheils geistlicher Natur. Seine „neuen geistlichen Oden und Lieder", 1766—75, streben nach Erhabenheit und Schwung. Die „poetische Uebersetzung der Psalmen", 1755—64, ist unter der großen Anzahl ähnlicher Dichtungen eine der

bessern. Am berühmtesten ist geworden seine „Ode auf Luther", 1771, und „auf Melanchthon", 1772. — Unter den von ihm herausgegebenen Zeitschriften ist „der Nordische Aufseher", Kopenh. und Leipz. 1753, mit Beiträgen von Klopstock und Andern für die Geschichte der deutschen Literatur nicht unwichtig.

Endlich kann unter den Dichtern geistlicher Lieder noch aufgeführt werden

Nikol. Dietrich Gisere, geb. 1724 in Ungarn, kam, früh verwaist, nach Hamburg, studirte in Leipzig Theologie und starb als Superintendent in Sondershausen 1765. Unter seinen von Gärtner 1767 herausgegebenen „poetischen Werken" sind die geistlichen Lieder am bedeutendsten.

In der dramatischen Poesie versuchten sich nur Wenige mit einigem Glücke. Der bedeutendste Schauspieldichter dieses Kreises ist

Joh. Elias Schlegel, Bruder des Joh. Adolf, geb. 1718 zu Meißen, gestorben 1749 als Professor an der Ritterakademie zu Soroe. Er dichtete heitere Lieder, Erzählungen ꝛc., kommt aber besonders als Dramatiker in Betracht. (S. unten.)

Die dramatischen Dichter Weiße und Cronegk, welche sich an Schlegel anschließen lassen, finden unten beim Drama Berücksichtigung und mögen hier nur wegen einiger andern Produktionen erwähnt werden.

Christian Felix Weiße, geb. 1726 zu Annaberg, studirte in Leipzig, wo er mit Lessing bekannt ward; starb 1804 als Obersteuersekretär in Leipzig. Als lyrischer Dichter ist er mit seinen „scherzhaften Liedern", 1758, „Amazonenliedern", 1760, und „Liedern für Kinder", 1766, lange beliebt gewesen.

Auch sein „Kinderfreund", Leipzig 1776—82, 24 Bände, eine in der damaligen Zeit nicht unbedeutende Erscheinung, fand

vielen Beifall. Fortsetzung des Kinderfreundes: „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes," 1783—93, 12 Bde.

Joh. Friedrich Freiherr v. Cronegk, geb. 1731 zu Anspach, studirte in Halle und Leipzig, stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Gellert und den meisten sächsischen Dichtern, starb als Hofrath 1758. Außer Trauer- und Lustspielen (s. unten) schrieb er Lehrgedichte und geistliche Lieder.

Seit einiger Zeit war die epische Poesie — in welcher nach dem Absterben des Volksepos, mit wenigen Ausnahmen, nichts Nennenswerthes war geleistet worden — in einer neuen Gestalt als komische Epopöe hervorgetreten. Sie wurde zuerst als eine Form der Satire angewandt, und Gottsched's „deutscher Dichterkrieg" und Rost's „Vorspiel" sind die ersten Beispiele davon. Ausländische Dichtungen, besonders Boileau's [1]) „Chorpult" und Pope's „Lockenraub" [2]), welchen zuerst Frau Gottsched übersetzte, machten diese Gattung besonders beliebt, und es entstand eine große Anzahl ähnlicher Gedichte. Sie sind, wie sie sich jetzt bildeten, Parodirungen, indem kleinliche Dinge in affektirt erhabener Darstellung wie große behandelt, und in trivialen Verhältnissen Göttermaschinerien, mythische und allegorische Figuren angewendet worden. Aus der Leipziger Schule gehört als der beliebteste Dichter in dieser Gattung hierher

Friedr. Wilh. Zachariä, geb. 1726 zu Franken-

---

1) Nicol. Boileau Despréaux, 1636—1711, schrieb Satiren und Episteln nach Vorbildern von Horaz. Durch seine Art poétique ward er für lange Zeit tonangebender Aesthetiker für Frankreich und Deutschland. Sein komisches Heldengedicht „le lutrin" ward unter seinen Dichtungen am beliebtesten.

2) Des italienischen Dichters Tassoni berühmtes komisches Epos der Eimerraub, 1622, ward erst später 1781 durch Uebersetzung in Deutschland bekannt.

hausen, gest. als Professor am Carolinum zu Braunschweig 1777. Unter seinen komischen Epopöen fand die früheste „der Renommiste“, zuerst in Schwabe's Belustigungen, den meisten Beifall, indem sie einen aus dem Leben gegriffenen Stoff, das damalige Treiben der Raufbolde auf Universitäten, auf nicht gerade kunstmäßige, doch oft anschauliche Weise darstellt. „Das Schnupftuch“, 1754, schildert das Leben vornehmer Kreise und erinnert zu sehr an Pope's Lockenraub. „Der Phaeton“, 1754, nicht, wie die übrigen in Alexandrinern, sondern in Hexametern abgefaßt, grenzt, wie schon aus dem Inhalte hervorgeht, ans Idyll und ist im ganzen ansprechend. Ein junges Mädchen will in ihrem Eigensinn selbst und allein mit muthigen Pferden im Phaeton fahren. Die Pferde gehen durch, sie wird in einen See geschleudert und von einem früher verschmähten Vetter gerettet, dem sie darauf ihre Hand giebt. — Die übrigen: Kater „Murner in der Hölle“, 1757, rc. sind von geringer Bedeutung. Später wandte sich Zachariä nach Klopstock's Vorgange, aber ohne Glück, dem ernsthaften Epos zu. — Unter seinen übrigen Dichtungen sind noch hervorzuheben die „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier“, 1771, — „die vier Stufen des weiblichen Alters in 4 Ges.“, 1757, — und „die Tageszeiten“, 1755, vier farbenüberladene Naturgemälde mit untermischten Reflexionen, aber ohne zusammenhaltende Idee.

Joh. Arnold Ebert — geb. 1723 zu Hamburg, studirte in Leipzig, starb als Professor am Carolinum zu Braunschweig 1795 — ist weniger durch eigne Dichtungen, „Episteln und vermischte Gedichte“, 1789, als durch seine gelungenen Uebersetzungen aus dem Englischen einflußreich geworden. Unter diesen wurden „Youngs Nachtgedanken“, 1754, am meisten gelesen und riefen eine Menge meist schwacher Nachahmungen hervor, oder veranlaßten in vielen Dichtungen jener Zeit einen erkünstelten, oder doch übertriebenen, in

hohlen Deklamationen sich ergehenden Lebensschmerz, von welchem selbst bessere Dichter sich nicht frei halten.

Karl Christ. Gärtner, — geb. 1712 zu Freiberg, gest. 1791 als Prof. am Carolinum zu Braunschweig — der eigentliche Stifter des Vereins, insofern die erste Idee dazu von ihm ausgegangen war, und Herausgeber der Bremer Beiträge, versuchte sich im Dramatischen und schrieb ein Schäfer- und ein Lustspiel; seine Hauptbedeutung aber hatte er als scharfsinniger und geschmackvoller Kritiker, weßhalb sein Urtheil bei den Freunden von besonderm Gewichte war.

Schon etwas früher, 1740, hatten auf der Universität Halle einige Jünglinge, Gleim, Uz und Götz, sich zur gemeinschaftlichen Lektüre antiker Dichter, besonders des Anakreon und Horaz, vereinigt und waren dadurch zu poetischen Versuchen angeregt worden, in welchen man letzteren nachzuahmen strebte [1]) und außerdem Hagedorn, Petrarca [2]) und neuere französische Lyriker zu Vorbildern nahm. Ihr freundschaftliches Verhältniß und ihre poetische Thätigkeit dauerte auch künftig fort und war

---

1) Das Studium der Alten, welches eifrig betrieben wurde und zu einem immer bessern Verständniß führte, wirkte auf die deutsche Poesie noch immer auf verkehrte Weise, indem man den griechischen und römischen Dichtern nachzuahmen suchte. Und das, meinte man, sei hin und wieder schon vorzüglich gelungen, und man freute sich, den alten entsprechende neue Dichter gegenüber stellen zu können, und nannte z. B. Gleim den deutschen Anakreon, wegen seiner Kriegslieder auch wohl den deutschen Tyrtäus (Tyrtäus begeisterte durch seine feurigen Kriegslieder die von ihm geführten Spartaner im Kriege wider die Messener), Ramler den deutschen Horaz, verglich sogar die Karsch mit der Sappho (einer griechischen Odendichterin aus Mitylene auf Lesbos um 600 vor Christo; sie soll sich aus unglücklicher Liebe ins Meer gestürzt haben).

2) Francesco Petrarca aus Arezzo, 1304—1374, berühmtester erotischer Dichter der Italiener.

nicht ohne Einfluß. — Bei einem spätern längern Aufenthalte Gleim's in Berlin schlossen sich auch Kleist und Ramler an, und als nach einiger Zeit Sulzer, Lessing, Moses Mendelssohn, Chr. Fr. Nicolai und andere bedeutende Männer hinzutraten, war Berlin entschieden der Mittelpunkt des regsten geistigen Lebens in Deutschland. Als nach einigen Jahren Gleim sich in Halberstadt niederließ, blieb er mit den bisherigen Freunden in Verkehr und sammelte eine Anzahl junger Dichter, wie Kl. Schmidt, Michaelis, J. G. Jacobi, Heinse, Göckingk ꝛc. um sich, welche er auf alle Weise zu fördern suchte.

Obgleich sich jene Dichter ebenfalls und zum Theil entschiedener, als die Leipziger, von der Gottsched'schen Richtung entfernten, so haben sie doch größtentheils nur als Erscheinungen, welche die Wiedergeburt der Literatur vorbereiteten, Bedeutung, da ihre Erzeugnisse, mit einigen Ausnahmen, Nachahmungen, wenn auch recht oft selbständige, des Fremden waren. Da man sich besonders Anakreon und Horaz anschloß, so wurden hauptsächlich das tändelnde Liebeslied (Gleim, Uz, Götz, Jacobi) und die ernsthafte Ode (Uz, Ramler, Kleist), letztere zum Theil in antiker Form kultivirt. Doch führte auch wirklicher Drang, besonders die damals vielfach hervortretende Sehnsucht nach ungekünstelten Verhältnissen und einem dem Naturgenusse hingegebenen Landleben zur Poesie und erzeugte Naturgemälde und Idyllen (Kleist), oder das durch Friedrichs Großthaten geweckte patriotische Gefühl ergoß sich in Lieder und Oden, welche freilich meistens nur Preußen und Friedrich feierten (Kleist, Gleim, Ramler, Karsch).

Die erste Stelle in diesem Kreise gebührt „Vater Gleim", freilich nicht wegen der poetischen Bedeutsamkeit seiner Schöpfungen, sondern weil er, bis in sein höchstes Alter, für die Entwickelung der deutschen Poesie die regste Theilnahme hatte und diese durch Unterstützung und Anregung aufstrebender Dichter bethätigte.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim wurde 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt geboren, studirte in Halle die Rechte, trat, nachdem er einige Zeit Hauslehrer in Potsdam gewesen, als Sekretär in die Dienste des Prinzen Wilhelm v. Schwedt in Berlin, wo er mit Kleist bekannt und dessen vertrauter Freund wurde. Als der Prinz vor Prag fiel, begleitete er als Privatsekretär den Fürsten Leopold v. Dessau, gab aber diese Stelle bald wieder auf, da er sich mit dem rauhen Charakter des „alten Dessauers“ nicht vertragen konnte, lebte einige Jahre in Berlin und ward 1747 Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt und Kanonikus des Stiftes Walbeck. Er starb 1803.

Daß seine Dichtungen außerordentlich beliebt und sogar Muster der Nachahmung wurden, läßt sich nur aus der poetischen Armuth der Zeit erklären; denn sein Talent, dem es an schöpferischer Kraft gebrach, und seine spielende Weise konnten wohl einzelne ansprechende Gedichte, aber nichts Bedeutendes in irgend einer Gattung hervorbringen. Mit leichten tändelnden Liebesliedern in Anakreons Manier trat er zuerst hervor und fuhr auch noch später damit fort: — „Versuch in scherzhaften Liedern“, 1744—45 — „Lieder nach dem Anakreon“, 1766 — „Petrarchische Gedichte“, 1764 — „Gedichte nach den Minnesingern“, 1773 rc., blieb jedoch meistens weit hinter seinen Mustern zurück; denn, wenngleich hin und wieder naiv und innig, sind sie doch meistens süßlich und fade. Der Hauptvorzug seiner „Fabeln“, 1756—86, in welchen Hagedorn und Lafontaine seine Vorbilder waren, ist leichte, gewandte, nicht zu breite Darstellung. — Der „Halladat oder das rothe Buch“, 1774—1781, Lehrgedichte, welche aus seiner Theilnahme an den Beschäftigungen eines Freundes mit dem Koran hervorgegangen waren, ward beim ersten Erscheinen hoch gepriesen, aber bald vergessen. — Die weiteste Verbreitung fanden seine „preußischen Kriegslieder von einem Grenadier“, 1758, welche in poetischer Hinsicht allerdings

höher stehen, als seine übrigen Dichtungen, deren Hauptverdienst aber darin beruht, daß in ihnen das vaterländische Element, verbunden mit dem religiösen, wieder zur Geltung gebracht wird, daß sie aus Thaten der Gegenwart entsprungen sind und sich ans Volk wenden. —

Gleims übrige Dichtungen: Zeitgedichte, Sinngedichte, Satiren, Episteln, Romanzen, ein Lustspiel (der blöde Schäfer), ein Singgedicht (der Apfeldieb) ꝛc. ꝛc. sollen nur obenhin erwähnt werden.

Sämmtliche Werke. Halberstadt 1811—13. 41. 8 Bde.

Joh. Nikol. Götz, geb. 1721 zu Worms, studirte in Halle Theologie, war eine Zeitlang Feldprediger eines französischen Regimentes, zuletzt baden-durlachscher Superintendent zu Winterburg, wo er 1781 starb. Er übersetzte die Lieder des Anakreon (gemeinschaftlich mit Uz 1746) und neuer französischen Lyriker, und sie waren seine Vorbilder, nach welchen er eine Menge kleiner, meist scherzhafter Lieder von anmuthiger Leichtigkeit dichtete, von denen die ersten unter dem Titel: „Gedichte eines Wormsers", 1752, herauskamen, da er seiner Stellung wegen, um Anstoß zu vermeiden, seinen Namen nicht nennen wollte. Sie waren vorher unter Ramler's Händen gewesen, und es ist nicht zu ermitteln, wie viel von ihrer Form dem Dichter oder der Feile jenes zuzuschreiben ist. — Sein elegisches Gedicht „die Mädcheninsel" soll Friedrich den Großen, der sonst eben kein Freund deutscher Poesie war, angesprochen haben.

Johann Peter Uz, — geb. 1720 zu Anspach, studirte in Halle die Rechte, starb 1796 als Landgerichtsdirektor — dessen poetisches Talent das der beiden vorigen überragt, verfaßte anfänglich nach dem Beispiele seiner Freunde ebenfalls anakreontische Lieder, ging aber bald zu inhaltsreichern Dichtungen über, welche seinem ernsten, gesetzten Wesen entsprechender waren. Seine Oden und ähnliche Gedichte haben Schwung

und Wohllaut; einige, besonders der patriotischen, sind bedeutend zu nennen und erwarben ihm bei seinen Zeitgenossen den Namen des deutschen Flaccus. Im Lehrgedicht bemüht er sich, den didaktischen Stoff auch poetisch zu gestalten und übertrifft daher alle ähnlichen gleichzeitigen Versuche. Sein „Sieg des Liebesgottes", 1753, ist nur eine Nachahmung von Pope's Lockenraub. Sämmtliche Werke. Leipzig 1768. 2 Bde. 1804.

Der bei weitem talentvollste Dichter dieser Gruppe ist

Ewald Christian v. Kleist. Geb. 1715 zu Zeblin in Pommern, studirte in Königsberg die Rechtswissenschaft, Mathematik und Philosophie, ward, da er nach vollendeten Studien keine Civilanstellung fand, 1736 dänischer Offizier. 1740 trat er in die preußische Armee ein, stand eine Zeitlang in Berlin, wo er mit Gleim sich befreundete, machte einige Feldzüge mit, war auf Werbung in der Schweiz, lernte hier Bodmer und Wieland kennen; später als Major in Garnison zu Halle, den Winter 1757—58 in Leipzig, wo der Umgang mit Lessing ihn für seine unerfreuliche Stellung entschädigte. Im Frühlinge ward sein Bataillon wieder zum aktiven Dienst berufen; 1759 focht er mit in der Schlacht bei Kunersdorf, ward tödtlich verwundet und starb nach einigen Tagen in Frankfurt a. d/O.

Unter allen Schriftstellern dieser Periode ist Kleist einer der beliebtesten geworden, da man in ihm nicht nur den talentvollen Dichter, sondern auch den reinsten edelsten Menschen und den heldenmüthigsten Krieger verehren mußte. Seine Poesien sind alle aus einem wirklichen Bedürfnisse des Herzens hervorgegangen, daher voll Natur und Wahrheit. Obgleich sie bei der kräftigen Natur des Dichters von aller Weichlichkeit fern bleiben und auch nicht jede heitere Lebensanschauung ausschließen, so ist doch ihr durchgehender Zug Wehmuth und Sehnsucht nach Frieden. Er neigt daher besonders zur Elegie und dem Idyll (Sehnsucht nach der Ruhe — Irin — der Frühling);

sein kriegerischer, mit Frömmigkeit gepaarter Muth begeisterte ihn zur Ode und Hymne (An die preußische Armee — Groß ist der Herr 2c.) und ließ das erzählende Gedicht Cissides und Paches, 1759, entstehen, in welchem ein heldenmüthiger Geist sich ausspricht. Auch einige Epigramme, Fabeln (der gelähmte Kranich) und Erzählungen sind unter seinen Werken, und das Trauerspiel Seneca, zu welchem Lessing ihn veranlaßte. Am berühmtesten ist sein „Frühling“ [1]), 1749, geworden, eine Reihe Naturgemälde, welche mit idyllischen Scenen untermischt und mit moralischen Betrachtungen durchwebt sind. Obgleich die einzelnen Bilder durch, freilich mitunter nur leise angedeutete, Uebergänge zusammen hängen, so fehlt doch eine durchgreifende Idee, welche sie zu einer Einheit verbände; die Schilderungen sind bunt und prangend, und mit den frühern von Brockes und Haller verglichen, zeigen sie einen bedeutenden Fortschritt, weßhalb man wohl den „Frühling“ für die höchste Vollendung der schildernden Kunst hielt, bis Lessing die Unhaltbarkeit derselben in der Poesie nachwies. — Statt des Reimes, der dem Gedichte besser gestanden haben würde, wählte Kleist den Hexameter mit einer kurzen Vorschlagsilbe, während er sich in seinen erzählenden Dichtungen des reimlosen fünffüßigen Jambus bedient.

Sämmtliche Werke, Berlin 1760 und in andern, öfter wiederholten Ausgaben; letzte, Berlin 1853. 2 Bde.

Karl Wilhelm Ramler. Geb. 1725 zu Colberg, ging nach Vollendung seiner Studien in Halle nach Berlin, ward Professor der Literatur an der Kadettenschule, übernahm 1790 mit Engel die Direktion des Theaters, welche er einige Jahre später allein fortführte, und starb 1798. Ramler war keine

1) In der ersten Anlage ein Fragment eines nicht vollendeten Gedichtes „die Landlust“.

poetisch reich begabte Natur, und der ungemeine Ruhm, dessen er sich als Dichter und Kritiker erfreute, war nur begründet in seiner Kunst, die metrischen Formen und den Bau der antiken Ode im Deutschen nachzuahmen, wodurch er spätern Dichtern, die hierin allerdings weit Vollkommneres leisteten, den Weg zeigte und ihnen vorarbeitete. Sein ganzes Streben war auf Korrektheit der Form gerichtet, und Horaz, welchen er im Versmaße des Originals übersetzte, sein Vorbild. Was an frei waltender Phantasie ihm abging, suchte er durch rhetorischen Prunk, mit welchem mitunter unbedeutende Gedanken umkleidet sind, und häufigen Gebrauch mythologischer Bilder zu ersetzen, und der beständige Hinblick auf Horaz führt nicht selten zu steifer Künstlichkeit. Seine Oden im antiken Stile, welche ehemals für Meisterwerke galten, sind daher meistens seine poesielosesten Produktionen; besser sind die Gedichte, in welchen wirkliches Gefühl sich ausspricht, wie in „Sehnsucht nach dem Frieden", oder einige, die aus Begeisterung für König Friedrich hervorgegangen sind. — Seine Kantaten, wie „der Tod Jesu" — „Ino" 2c. sind geschickt angelegt, und besonders die erstere ist mit der Musik Graun's häufig bis in die neuere Zeit zur Aufführung gekommen. —

Großen Verdruß hat Ramler spätern Kritikern verursacht durch seine Sucht, die Werke anderer, theils älterer, theils gleichzeitiger Dichter (Logau, Wernicke, Lichtwer, Götz 2c.) zu korrigiren, wozu ihn sein feiner metrischer Takt, auf welchen seine Freunde, selbst Lessing, großes Gewicht legten, verleitete, da bei manchen Werken jener nicht mehr zu erkennen ist, wie viel dem Dichter und wie viel Ramler angehört, welcher nicht selten durch seine Verbesserungen die Eigenthümlichkeit des erstern verwischte [1]).

Geistliche Kantaten, 1760. Oden, 1767. Lyrische Gedichte,

---

1) Einige der Geßner'schen Idyllen brachte er sogar in Verse.

1772. Uebersetzungen rc. — Poetische Werke, Berlin 1800 und öfter.

Ein Schützling dieses Kreises, die Karsch, ist noch zu erwähnen, nicht ihrer literarischen Bedeutsamkeit halber, sondern weil sie eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, indem sie, fast nur durch Lektüre einigermaßen gebildet, unter dem Druck der traurigsten Verhältnisse sich als Dichterin einen Namen machte.

Anna Luise Karsch (nach der Sitte der damaligen Zeit die Karschin genannt), geboren 1722, war die Tochter eines schlesischen Pachters Dürbach, verlor den Vater früh, ward von ihrer Mutter und ihrem Stiefvater hart behandelt, mußte vom 13—15. Jahre die Kühe hüten, verheirathete sich sehr jung mit dem geizigen Tuchweber Hirsekorn in Schwiebus, fand auch bei diesem eine lieblose Behandlung, ward geschieden und heirathete nach einem Jahre den Schneider Karsch, der dem Trunk ergeben war und sein Geschäft vernachlässigte. Durch ihre Gedichte, besonders solche, welche König Friedrich besangen, war sie indessen in der Gegend bekannt geworden, der Baron von Kottwitz nahm sich ihrer an und brachte sie auf ihren Wunsch nach Berlin, um sie den Verfolgungen ihres Mannes, den man unter die Soldaten gesteckt hatte, zu entziehen. Hier fand sie bald Freunde, unter welchen Ramler und Sulzer sich auch ihrer geistigen Ausbildung annahmen; später sorgte Gleim für sie und verschaffte ihr Gönner, deren Unterstützungen, zu welchen der Gewinn von der Herausgabe ihrer Gedichte kam, ihr und ihren Kindern freilich nothdürftigen Unterhalt, aber keine sorgenfreie Existenz gewährten. Ein Pensionsgesuch an den König war erfolglos; sein Nachfolger indessen, Friedrich Wilhelm II., schenkte ihr ein kleines Haus in Berlin, wo sie bald darauf, 1791, starb. — Ihr Lebenslauf ist mit früher noch nicht gesammelten Gedichten von ihrer Tochter Karol. Luise v. Klenke herausgegeben. Ihre Enkelin ist die als Schriftstellerin bekannte Helmine v. Chezy.

Der bedeutendste der jüngern Dichter, welche sich eine Zeitlang in Halberstadt um Gleim sammelten, ist

Joh. Georg Jacobi, älterer Bruder des unten beim Roman genannten Philosophen Friedr. Heinr. Jacobi, geb. 1740 zu Düsseldorf, studirte in Göttingen Theologie, wurde bald darauf Professor der Philosophie in Halle, einige Jahre später Kanonikus in Halberstadt, 1784 Professor in Freiburg, wo er 1814 starb. — In der ersten Periode seiner poetischen Thätigkeit dichtete er, durch Gleim verleitet, tändelnde Lieder, welchen im ganzen nicht mehr Werth beizulegen ist, als denen der übrigen Anakreontiker. Von seinen spätern Gedichten aber reihen sich manche den schönsten unsrer Lyrik an; vortrefflich sind die tief empfundenen, meist weichen und lieblichen, zuweilen schwunghaften Lieder, in welchen Wehmuth, kindlich frommer Sinn und männliches Gefühl sich einen und in der melodischsten Form sich aussprechen. — Den Tadlern Jacobi's, welche in ihm nur den tändelnden Anakreontiker sehen wollen, kann man Lieder entgegen halten, wie „Schlummre, Liebchen, bist noch klein", — „Weg mit Lustgesang und Reigen", — „Mutterliebe, Muttertreue", — „Ruhn in Frieden alle Seelen", — „Die Morgensterne preisen im hohen Jubelton" und andere.

Von 1774—76 gab Jacobi eine Zeitschrift, die Iris, heraus mit Beiträgen von Göthe, Fr. H. Jacobi, Gleim und andern Dichtern, später ein Taschenbuch, von 1803—13 wieder unter dem Namen Iris, an welchem Klopstock, Pfeffel, Herder, Jean Paul, Voß, Stolberg, Hebel und Andere mitarbeiteten. — In Jacobi's „sämmtlichen Werken", — zuerst Halberstadt 1774 in 3 Bdn, 1807—22 in 8 Bdn und öfter, — wechseln prosaische Aufsätze mit Liedern, Oden, Episteln, Kantaten, Singspielen ꝛc.

Joh. Benjamin Michaelis. Geb. 1746 zu Zittau, studirte, von Noth bedrängt, in Leipzig, ward 1770 auf kurze Zeit Redakteur des Hamburger Korrespondenten, dann Theaterdichter der Seyler'schen Truppe, ging 1771 nach Halberstadt,

wo ihn Gleim bei sich aufnahm und ihm friedliche Tage bereitete, welche aber schon 1772 der Tod endete. — Sein nicht unbedeutendes Talent konnte bei seinem kurzen Leben nicht zur völligen Entwicklung kommen. Er schrieb Satiren, Episteln, Fabeln, Operetten. — Sämmtliche poetische Werke, Wien 1791, 4 Bde.

Klamer Eberh. Schmidt — geb. 1746 in Halberstadt, starb daselbst als Domkommissär 1824 — gehört ganz der Gleim'schen Richtung an und dichtete „fröhliche Lieder", „Phantasien in Petrarca's Manier", „poetische Briefe", „Fabeln" 2c.

Leop. Fr. Günther (v.) Göckingk. Geb. 1748 zu Gröningen im Halberstädtischen, ward in Halle mit Bürger, später in Halberstadt mit Gleim, Jacobi, Michaelis 2c. befreundet; bekleidete verschiedene Staatsämter und ward zuletzt Geh. Oberfinanzrath in Berlin, wo er 1828 starb. — Er schrieb poetische Episteln, unter denen einige ansprechende (An seinen Bedienten), Epigramme und die ihrer Zeit viel gelesenen „Lieder zweier Liebenden", 1777. — Er kann auch unter die Göttinger Dichter gerechnet werden, da er für den Göttinger Musenalmanach Beiträge lieferte, denselben von 1776—78 redigirte und mit Voß den Hamburger Musenalmanach von 1780—88 herausgab. — Sämmtliche Gedichte, 1780—82, 3 Bde.

II. Klopstock.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde 1724, den 2. Juli, zu Quedlinburg geboren. Hier und in Friedeberg (in der Grafschaft Mansfeld), welches der Vater, ein frommer, energischer, origineller Mann, einige Jahre in Pacht hatte, verlebte er seine Knabenjahre, indem er unter dem Einfluß der verständigsten Erziehung und einer schönen Natur geistig und körperlich gedieh. Im sechzehnten Jahre, 1740, ging er nach Schulpforte, wo er mit großem Fleiß die alten Klassiker studirte

und sich in deutschen Gedichten versuchte. Noch vor seinem Abgange zur Universität Jena, welche er 1745 bezog, um Theologie zu studiren, entwarf er — ehe er Milton's „verlorenes Paradies" kennen gelernt hatte — den Plan zum Messias, von welchem er in Jena die ersten drei Gesänge in Prosa ausführte. Im nächsten Jahre ging er, da der Ton in Jena ihm nicht zusagte, nach Leipzig, schloß sich dem dortigen Dichterkreise an und ließ jene 3 Gesänge des Messias, nachdem er sie in die poetische Form des Hexameters umgearbeitet hatte, 1748 in den Bremer Beiträgen erscheinen (vollendet ward das Gedicht erst nach 25 Jahren). In demselben Jahre verließ er die Universität und ward Erzieher bei einem Verwandten in Langensalza. Aus der melancholischen Stimmung, in welche ihn die unerwiederte Liebe zu der Schwester seines Freundes Schmidt, Friederike, (in den Oden Fanny) versetzt hatte, riß ihn eine Einladung Bodmer's nach der Schweiz 1750. Natur, Freundschaft und Verehrung, welche er hier als Dichter fand, wirkten wohlthuend auf ihn; sein Gemüth erhob sich wieder zur völligen Frische, und schon dachte er daran, sich hier anzusiedeln, als er vom Könige Friedrich V. von Dänemark, dem er durch den Minister Bernstorff und Grafen Moltke war empfohlen worden, mit einem Jahrgehalt von 400 Rthlr. nach Kopenhagen berufen wurde. Auf der Reise dorthin lernte er in Hamburg Margaretha Moller (Cidly) kennen, mit welcher er sich 1754 verheirathete. Leider entriß ihm der Tod die innig geliebte Gattin schon nach einigen Jahren 1758. Nach Bernstorff's Entlassung aus dem dänischen Ministerium unter der Regierung Christian's VII. verließ Klopstock als dänischer Legationsrath, mit Beibehaltung seines Jahrgehaltes, 1770 Kopenhagen, ging zuerst nach Hamburg, vollendete den Messias 1773, folgte 1775 einer Einladung des Markgrafen Friedrich von Baden nach Karlsruhe, das er nach einem Jahre als badenscher Hofrath mit einer Pension wieder verließ, um sich dauernd in Hamburg anzusiedeln. In seinen spätern

Jahren lebte er, wie das schon früher seine Neigung gewesen, zurückgezogen und nur in vertrauten Kreisen verkehrend, fast theilnahmlos für die neuen großartigen Erscheinungen in der Literatur, beschäftigt mit theoretischen Sprachstudien. Die französische Revolution weckte ihn zur innigsten Theilnahme; die Republik sandte ihm das Bürgerdiplom; aber der Dichter schickte es zurück, empört über die schrecklichen Scenen, welche die Revolution statt der gehofften ordnungsmäßigen Freiheit heraufgeführt hatte. — Im 67. Jahre schloß er noch ein zweites Ehebündniß mit der verwittweten Johanna von Winthem, welche ihn überlebte. Er starb 1803, im 79. Jahre, betrauert von ganz Deutschland und ward mit fürstlichem Gepränge auf dem Kirchhofe zu Ottensen unter dem Gesange seines Auferstehungsliedes neben seiner ersten Gattin bestattet.

Klopstock gehört freilich den Leipzigern an, steht aber unendlich hoch über ihnen. Ein Dichter, wie er, war — (wenn man von den Dichtern der ältesten Zeit absieht, mit welchen die Vergleichung schwierig) — noch nicht aufgetreten. Es darf dies Urtheil nicht zu der Meinung führen, als ob er nur vollendete Werke geschaffen, die als klassische Muster anzusehen wären: aber einen so hohen Begriff von der Heiligkeit der Dichtkunst, wie Klopstock, hatte noch Keiner gehabt, Keiner hatte, wie er, seine ganze Seele in der Poesie zu ergießen gestrebt. Wahres inniges Gefühl spricht uns daher in allen seinen Dichtungen an; die tiefsten, geheimsten Regungen des Herzens offenbaren sie, deren man früher sich gleichsam schämte, und man kann es als neuen Charakter der Poesie seit Klopstock ansehen, daß sie empfindungsvoll wird, während man früher, mit wenigen Ausnahmen, Geist und Witz darin glänzen zu lassen suchte. Klopstock's vorherrschendes Gefühl war das religiöse, und alle übrigen Empfindungen, die ihn mächtig bewegten, für Natur, Vaterland, Freundschaft und Liebe, erscheinen als Ausstrahlungen von jenem. Eine solche Natur konnte den Weg der Nachahmung

nicht betreten; klarer und energischer, als bei allen frühern Dichtern, ward daher in ihm der Vorsatz, eine nationale Poesie zu begründen. Aber es bedurfte dazu nicht blos neuer Stoffe, welche er aus der Tiefe des deutschen Gemüthes ans Licht brachte, es mußte auch erst eine neue, sich dem Inhalte anschmiegende Form geschaffen werden. Auch das vermochte sein Genius: er verlieh der Sprache Kraft, Kühnheit, Adel und Schwung; er bereicherte sie mit neuen ihrem Geiste gemäßen Wortbildungen, schuf freiere, oft freilich zu gewagte Wortstellungen und begann damit das Werk, woran Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Voß und viele Andere weiter schafften. Der Reim erschien ihm für die ernste Poesie nicht würdig genug, er wandte zuerst mit wirklichem Geschick antike Maße, fürs Epos den Hexameter, für die Ode die vorzüglich Pindar[1]) und Horaz entlehnten Metra an, welche nicht mehr, wie früher, als Formübungen, als geborgt und fremdartig, sondern als entsprechender Ausdruck eines bedeutenden Gehaltes erschienen. Es wird das Verdienst Klopstocks nicht schmälern, daß er kein vollendetes Genie war und in seinen neuen Schöpfungen nicht immer das Rechte traf, daß seine Ausdrucksweise mitunter gesucht, geschraubt, ja zuweilen schwülstig, seine Wortstellung hin und wieder gekünstelt, und dadurch der Sinn verdunkelt ist; verfielen doch nicht unbedeutende spätere Dichter, die auf seinen Schultern standen, in ähnliche Fehler.

Klopstock's ganzes Wesen befähigte ihn vorzüglich zur lyrischen Poesie; sein tiefer, edler Charakter, welcher sich bei seiner starken Subjektivität stets hervordrängte, fand hier den entsprechendsten Ausdruck. Weniger war es für die epische und dramatische Dichtung geeignet; denn auf sich zurückgezogen, der

---

1) Pindaros, geb. 522 vor Chr. in Kynoskephalä in Böotien, erhabenster Lyriker der Griechen, von dessen mannigfaltigen Gedichten uns nur 45 Siegeshymnen auf Sieger in den griechischen Kampfspielen aufbewahrt sind.

äußern Welt fremd, ohne lebendige Anschauung der Geschichte, ohne große Empfänglichkeit für die Begebnisse der Gegenwart, mußte ihm natürlich die Kraft, die Erscheinungen des Lebens, wie jene Dichtungen es fordern, zu reiner Anschauung zu bringen, die Kunst der plastischen Darstellung, mangeln. Daher kann der „Messias", obgleich er das Hauptwerk Klopstock's ist, das er mit Begeisterung begann, und dessen Vollendung er als die schönste und heiligste Aufgabe seines Lebens betrachtete, so viele der vortrefflichsten Partien er auch, besonders in der ersten Hälfte, enthält, doch nicht den Ansprüchen, die an ein vollendetes Epos gemacht werden müssen, genügen. Der Stoff, die Erlösung des Menschen durch Christum, aufgefaßt nach ihren drei Hauptpartien, dem Rathschluß Gottes und der Theilnahme der Engel im Himmel, der Versöhnung durch den Heiland auf Erden und der ohnmächtigen Wuth der Hölle, hatte für die epische Behandlung die größten Schwierigkeiten. Der thatsächliche Inhalt der Bibel war dafür zu dürftig; was sich hätte daran knüpfen lassen, aber nicht ins Bereich des Heiligen gezogen werden konnte, verschmähte der Dichter als zu profan; er mußte daher zu einer christlichen Mythologie seine Zuflucht nehmen, und ward hierbei wieder eingeengt durch die Dogmen der Kirche, an welchen er festhielt, und indem er sich in ihre Mysterien wagte, gerieth er in Gefahr, der reinen Gottesidee des Christenthums zu nahe zu treten. Die Person Christi als Sohnes Gottes und Idealmenschen ließ schwerlich eine befriedigende individuelle Gestaltung zu, noch weniger die Engel und die Teufel; bei Gott selbst war sie völlig unmöglich. Die Personen des Gedichtes, auch die menschlichen, selbst die Jünger, entbehren daher der festen Charakterzeichnung und plastischen Gestaltung; die Handlung ist sehr dürftig; den Hauptinhalt bilden bald schwunghafte, bald sentimentale Reden und Zwiegespräche, idyllische Scenen, lyrische Ergüsse und hymnenartige Gesänge. — Aus der Art und Weise aber, wie der Dichter die eigentlich epischen Momente

des Gedichtes auffaßte, geht hervor, daß eine andere Behandlung des Gegenstandes seiner Natur nicht möglich war, und daher vielleicht auch kein zweiter Stoff, der jene nicht zuließ, von ihm gefunden werden konnte [1]). Daß die Ausarbeitung des Gedichtes sich durch 25 Jahre hinzog, mußte ihm natürlich schaden; die ursprüngliche Begeisterung konnte nicht in ihrer Stärke bis zu Ende ausdauern, daher sind die ersten zehn Gesänge bei weitem vorzüglicher, als die andern zehn.

Inhalt des Messias. 1. Gesang: Jesus redet auf dem Oelberge mit Gott und schwört, die Menschen zu erlösen, Gott dagegen verheißt, ihnen die Sünde zu vergeben, worüber die Engel des Himmels frohlocken. 2. Die Teufel in der Hölle aber wüthen und beschließen, den Heiland zu verderben; nur der reuige Abbadona widerspricht und schließt sich aus. 3. Schilderung der Jünger durch ihre Schutzengel. 4. Die Mitglieder des jüdischen Synedriums berathen über Jesus; Kaiphas will seinen Tod; einige widersprechen, andere stimmen bei. Unterdessen ißt Jesus mit seinen Jüngern zu Jerusalem das Passalamm und setzt das Abendmahl ein. 5. Gott steigt hernieder auf Tabor zum Gericht über den Heiland, der die Sünden der Menschen auf sich genommen, und die Leiden desselben beginnen in Gethsemane. 6. Der Verrath des Judas; Christus wird gefangen, vor die Priester geführt und zum Tode verdammt. Die Verleugnung und Reue des Petrus. 7. Jesus vor Pilatus, der keine Schuld an ihm findet und ihn zum Herodes sendet. Dieser, welcher vergebens von ihm ein Wunder verlangt, verspottet ihn und schickt ihn zu Pilatus zurück, der ihn zu retten sucht, endlich aber den Christi Tod fordernden Juden nachgiebt. 8. und 9. Christi Kreuzigung und 10. Tod. 11. Die Heiligen des alten

1) Er beabsichtigte zuerst, Kaiser Heinrich I. episch zu behandeln, bald aber zog ihn der heilige Stoff mehr an.

Bundes gehen aus ihren Gräbern hervor und freuen sich der durch den Messias vollbrachten Versöhnung. 12. Jesus wird vom Kreuze genommen, ins Grab gelegt und beweint. Maria, Lazarus Schwester, stirbt. 13. Gesänge und Gespräche der Seligen am Grabe; Christus ersteht und 14. zeigt sich zu verschiedenen Malen seinen Jüngern. 15. Die Patriarchen und andere Selige erscheinen den Bekennern Christi und weissagen ihnen künftiges Heil. 16. Der Erlöser steigt zur Hölle hinab und stürzt die Macht der Teufel. 17. Jesus zeigt sich dem Thomas, geht dann zum Gefängniß der Geister der in der Sündflut Umgekommenen und richtet sie; einige bleiben zurück, andere werden befreit. 18. u. 19. Visionen vom jüngsten Gericht. Abbadona wird begnadigt. Jesus erscheint den Jüngern am See Tiberias und andern, und fährt dann gen Himmel, 20. wo er von den Triumphgesängen der Engel empfangen wird.

Die dramatischen Gedichte Klopstock's sind bei manchen schönen Stellen seine schwächsten Werke, wie das bei dem der wirklichen Welt abgelenkten Blicke des Dichters nicht anders sein konnte. Sie haben wenig Handlung, entbehren der dramatischen Anlage und bieten keine feste Charaktere. Drei behandeln alttestamentliche Stoffe: „der Tod Adams", 1757 — „Salomo," 1764 — „David", 1772, ersteres in Prosa, die beiden letztern in Versen; sie sind, besonders das erste, dramatisirte sentimentale Idyllen mit vielen lyrischen Partien. Die andern drei, Bardiete benannt, sämmtlich in Prosa, mit eingeschalteten Gesängen: „Die Hermannsschlacht", 1769 — „Hermann und die Fürsten", 1784 — „Hermanns Tod", 1787, sind Ausdruck der vaterländischen Gesinnung des Dichters, dessen Phantasie, da sie in der Gegenwart keinen geeigneten Stoff fand, in die dunklen Zeiten des deutschen Heldenthums zurückgriff und dies, da aller sichere Boden fehlte, willkürlich, ja unwahr gestaltete, indem sie es mit moderner Sentimentalität umkleidete, worin des seit 1764 in Deutschland bekannt werdenden problematischen

Dichters Ossian [1]) Einfluß schon sichtbar wird. An plastischer Gestaltung und sichrer Charakterzeichnung fehlt es daher gänzlich. Die Einführung der nebelhaften Gebilde der nordischen Mythologie konnte nicht zur Belebung der Darstellung beitragen; aber Klopstock hielt jene für so wesentlich für den deutschen Charakter der Dichtung, daß er auch die in einigen Oden gebrauchten Bilder aus der griechischen Mythologie später mit entsprechenden aus der deutschen Göttersage vertauschte.

Die „geistlichen Lieder" Klopstock's, 1758, obgleich einige vortreffliche darunter, welche allgemein bekannt geworden sind [2]), gehören zu sehr der subjektiven Gefühlspoesie an, als daß sie von großer Wirkung hätten sein können.

Die vollendetsten Dichtungen Klopstock's sind seine „Oden", wiewohl auch hier ein großer Unterschied ist zwischen den frühern, welche vom warmen Odem der dichterischen Begeisterung durchweht sind, und den spätern, welche immer abstrakter und kälter werden und zuletzt nur noch als technische Kunstwerke gelten können. In den ersteren — und ihrer ist eine bedeutende Anzahl — fanden die schönsten und tiefsten Empfindungen, die des Dichters Herz erfüllten, in den kunstvollsten, wohltönendsten Rhythmen ihren Ausdruck. Religion, Vaterland und Freundschaft sind, wie überall in der Klopstock'schen Poesie, auch hier die Hauptthemata. Die religiösen Oden erheben sich meistens zu Hymnen, in welchen der alttestamentliche Psalmenton durchklingt, und jubeln über die Majestät und Liebe Gottes, über die Erlösung und Unsterblichkeit der Menschen. Die patriotischen Gesänge sprechen einen freien, männlichen Geist und kräftiges Selbstbewußtsein aus, ohne in die Gegenwart einzugreifen.

---

1) Ueber Ossian unten bei Denis.

2) Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh' — Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh' — Sink' ich einst in jenen Schlummer, aus dem Keiner nicht erwacht.

Die Lieder der Freundschaft, Liebe und Natur sind sanft und innig; Wehmuth ist ihr Grundton, doch schlagen sie mitunter auch fröhliche Saiten an, wiewohl immer in gehaltener Weise. Daß sie mitunter an übertriebener Sentimentalität, welche jetzt eine Zeitlang in der Poesie herrschend wird, kränkeln, läßt sich nicht leugnen, und eben so wenig, daß in den religiösen Oden, wie in der Messiade, das Gefühl mitunter überschwenglich wird, und da es sich nicht mehr aussprechen läßt, zum Verstummen führt. Nichtsdestoweniger bleibt Klopstock einer unsrer verehrungswürdigsten Dichter, dessen Einfluß außerordentlich war, und von dessen Schöpfungen Manches zu dem bleibend Schönen unsrer Literatur gehört. Die Grundelemente der deutschen Poesie, das vaterländische, das christliche und das klassische waren in seiner Dichtung vereint, und der Weg gewiesen, auf dem Vollkommneres erstrebt werden konnte.

Die prosaischen Schriften Klopstock's, von denen die bedeutendsten „die deutsche Gelehrtenrepublik", 1774, und „Ueber Sprache und Dichtkunst", 1779, können hier nur eben berührt werden; sie enthalten scharfsinnige, aber auch zum Theil wunderliche Ideen über Sprache und Dichtkunst. — Werke, Leipzig 1798—17, 12 Bde. Sämmtliche Werke, Leipz. 1844—45, 11 Bde. u. s. w.

Durch Klopstock's Schöpfungen kam man zu der Ueberzeugung, daß die deutsche Dichtung nicht durch Nachahmung, sondern nur durch selbständige Entwickelung Bedeutsamkeit erlangen könne, daß daher nur der dichterisch begabten Natur und der Begeisterung die Poesie entspringe, nimmer aber durch bloße Kenntniß des Regelwerkes und durch Fleiß herbeigezwungen werden könne. Die nächsten Nachfolger Klopstock's verfielen freilich wieder in den Irrthum, daß sie seine Bestrebungen fortzusetzen meinten, wenn sie, ohne seinen Geist zu besitzen, seine Formen nachahmten, und so warfen sich einige auf biblische Stoffe, wie der alte Bodmer in der „Noachide", 1752, und

andern Patriarchaden, der jugendliche Wieland in dem „geprüften Abraham“, 1753, und verfolgten die elegisch-sentimental-religiöse Richtung, welche man nach Lessing's Bezeichnung die seraphische genannt hat. Andere setzten die Bardenpoesie fort und suchten in altdeutschem Kostüm und erhabenem Odenschwunge Klopstock nachzueifern; noch Andere endlich gingen in den sentimental-idyllischen Ton ein, den Klopstock ebenfalls im Messias angeschlagen.

Zu den Dichtern, welche durch Klopstock angeregt,

a) die geistliche Richtung wählten, und besonders das religiöse Lied kultivirten, gehört

Joh. Caspar Lavater. Geb. 1741 zu Zürich, studirte Theologie, bekleidete seit 1769 verschiedene Pfarrämter in seiner Vaterstadt und starb daselbst 1801 an den Folgen eines von einem französischen Soldaten bekommenen Flintenschusses. Auf seinen Reisen durch Deutschland ward er mit vielen literarischen Notabilitäten bekannt und befreundet, 1774 mit Goethe, und fand in einigen Kreisen, besonders wegen seiner religiösen Schriften außerordentliche Verehrung, von andern Seiten aber auch harten Tadel und Spott; denn er war eine originelle Natur, begabt mit vielen Fähigkeiten, ohne zu eigentlicher Gelehrsamkeit Neigung zu haben, voll Phantasie und Gemüth, der sittlichste, liebenswürdigste Charakter, aufrichtig, freimüthig und kühn, von herzlicher Frömmigkeit und aufopfernder Menschenliebe, mit vollkommenster Neigung der gewissenhafteste Geistliche. Dabei war er nicht ohne Eitelkeit, es fehlte ihm häufig an Ruhe und Klarheit; daher seine Neigung zur Mystik und Schwärmerei, seine Bekehrungssucht bei sonstiger Duldsamkeit.

Lavater's zahlreiche „christliche Lieder“, in verschiedenen Sammlungen von 1771—80, sind aus einer hoch gespannten Stimmung hervorgegangen, der er rechten poetischen Ausdruck nicht zu geben vermochte; sie sind zum Theil nicht ohne

Innigkeit, aber stark subjektiv, nicht reich an Ideen, desto mehr an Worten. Nicht höher stehen seine epischen Gedichte; sein „Jesus Messias", 1783—86, ist ein schwacher Nachklang von Klopstock's Messias, die übrigen haben noch geringere Bedeutung. Zu den patriotischen Schweizerliedern, 1767, ward er durch Gleim's Kriegslieder angeregt; sie sind freimüthig und treffen den Volkston, wiewohl die lyrische Kraft vom Wortschwall gedrückt wird. — Das größte Aufsehen erregte seine Physiognomik, 1775 ff., durch welche er eine Wissenschaft begründen wollte, welche aus dem Aeußern des Menschen, besonders aus seiner Gesichtsbildung seine geistigen Eigenschaften zu erkennen vermöchte. Sie gewann eine Zeitlang viel Anhänger, erfuhr aber auch viel Widerspruch und ward mit Spott von Musäus (physiognomische Reisen) und Lichtenberg (über Physiognomik wider die Physiognomen) angegriffen.

b) In der sogenannten Bardenpoesie sind die bekanntesten Nachahmer Klopstock's: Denis, Kretschmann und Gerstenberg.

Joh. Michael Denis, nach Kretschmann's Einfall der Barde Sined — eine Umstellung der Buchstaben seines Namens —, auch der Oberbarde an der Donau genannt, geb. 1729 zu Schärding, einem bairischen Städtchen, widmete sich dem geistlichen Stande, trat in den Jesuiter-Orden, ward Lehrer am Theresianum in Wien, nach Aufhebung desselben Kustos der kaiserlichen Bibliothek mit dem Hofrathstitel. Er starb 1800 und hinterließ den Ruf eines um die Bildung seines Vaterlandes hoch verdienten, freisinnigen Gelehrten und biedern Charakters. Seine Bardengesänge, Oden und Elegien suchen patriotische Empfindungen in klassischen Formen auszudrücken und verrathen den Einfluß Klopstock's und Ossian's, welchen letztern er, freilich unpassend, in Hexametern übersetzte 1768. — Ossian's und Sined's Lieder, 5 Bde. Wien 1784.

Ossian,

der berühmte keltische Barde, König Fingal's Sohn, soll um 300 nach Christo in Schottland gelebt haben. — Die Lieder desselben, welche er aus mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung unter den Hochländern wollte gesammelt haben, gab zwischen 1760 und 64 der Schotte Macpherson im galischen Originale und in einer englischen Uebersetzung heraus. Bald traten indessen Gelehrte auf, welche die Echtheit dieser Poesien bezweifelten, ja wohl gar sie dem Macpherson zuschreiben wollten, während andere den alten Ursprung derselben zu vertheidigen suchten. Indessen wurden diese Lieder in viele europäische Sprachen übersetzt, erregten überall großes Aufsehen, machten besonders in Deutschland seit 1764, da die erste deutsche Uebersetzung in Hamburg erschien, den tiefsten Eindruck und hatten ungemeinen Einfluß auf die deutsche Dichtung, welcher auch dann noch fortdauerte, als bei den auch hier aufkommenden Zweifeln an ihrer Echtheit der Enthusiasmus einer großen Geringschätzung wich, in welcher man sie als Nebelbilder bezeichnete, die mit moderner Sentimentalität umkleidet wären, denen alle Natur und Wahrheit abgehe.

Völlig aufgeklärt ist der Ursprung der Ossianschen Lieder nicht. Daß sie, wie sie in Macpherson's galischer oder englischer Ausgabe vorliegen, aus jener alten Zeit herstammen, ist nicht denkbar, höchst unwahrscheinlich aber auch, daß Macpherson sie ersonnen habe. Wahrscheinlich lagen Volkslieder aus älterer und späterer Zeit zu Grunde, welche Macpherson willkürlich verband, umarbeitete und im Ausdruck modernisirte. Die frühern Lobeserhebungen waren allerdings übertrieben, die Vergleichung mit Homer, selbst zu Ossian's Gunsten, völlig unstatthaft; Ossian könnte der direkte Gegensatz Homer's genannt werden, denn der Hauptcharakter seiner Lieder ist lyrisch, das Epische besteht nur in Andeutungen, — sie beziehen sich auf die Vertheidigung Erins (Irlands) gegen die Angriffe des Königs

Swaran von Lochlin (Norwegen?) — individuelle Charaktere kommen gar nicht vor. Tiefe Wehmuth, sanfte Melancholie ist über Alles ergossen, und tragisch der Ausgang jedes Gedichtes. Die weichen Gefühle aber kontrastiren nicht auf unnatürliche Weise mit der Kraft der Helden, und das Ansprechende und Ergreifende der Darstellung wird kein Unbefangener leugnen, der z. B. die Lieder von Selma in der Goethe'schen Uebertragung [1]) liest und nicht etwa überall erst den kritischen Maßstab anlegt [2]).

Karl Friedr. Kretschmann — der Barde Rhingulph — geboren 1738 zu Zittau, studirte in Wittenberg die Rechte, ward Advokat und Aktuar in seiner Vaterstadt und starb 1809. Außer den erkünstelten, zum Theil gereimten Bardenliedern auch andere lyrische Gedichte, Epigramme, Dramatisches 2c. Sämmtl. Werke, Leipzig 1784—99. 6 Bde.

Heinr. Wilh. v. Gerstenberg, geb. 1737 zu Tondern, studirte in Jena die Rechte, bekleidete, nachdem er einige Jahre in dänischen Kriegsdiensten gewesen war, bis 1812 ver-

1) In Werther's Leiden.

2) Die Klage um die vergangene Zeit der Stärke und des Ruhms umzieht diese Lieder mit dem Schimmer eines melancholischen Abendroths, worin sich Alles, was noch unser Gemüth beleidigen könnte, mit zauberhaftem Glanze rändert und verklärt und uns mit dem Bilde eines fernen, langsam in rothem Nebel untersinkenden Heldenthums berauscht. Es ist die Gewalt der sanften und zugleich überschwenglichen Gefühle, es ist die Macht der weichen und zugleich ungeheuren Phantasiegestalten, womit Ossian zaubert. Seine sanfte Melancholie stammt nicht aus Kontemplation und Verachtung des Irdischen, sondern gründet sich auf die untergegangene Glorie glanzvoller Jugendlust und hebt sich daher auch mitunter aus ihrer klagenden Dumpfheit zu schlagender Gewalt der Empfindung. Und namentlich dann, wann seine Klage am höchsten steigt, wann ihn die Geister der gefallenen Helden besuchen und um Ruhm anflehen, wann er sich hinsehnt in den Kreis seiner alten Freunde, in die nebliche Halle Lochlins, dann umwehen uns seine Worte wie rothe Flammen, und wie weiche Flöten, welche die ganze Seele schmelzen, fließen sie dahin. Fortlage, Gesch. der Poesie.

schiedene Civilämter, lebte dann im Privatstande, war befreundet mit Klopstock, Cramer, Weiße, Voß ꝛc., und starb 1823 in Altona. Den vorigen Dichtern schließt er sich an durch die „Gedichte eines Skalden“, 1766, in welchen die nordische Mythologie eine Rolle spielt; mit Gleim und den übrigen Anakreontikern berührt er sich in seinen frühern „Tändeleien“, 1759, und „Kriegsliedern eines dänischen Grenadiers“, 1762. Berühmt wurde seine tragische Kantate „Ariadne auf Naxos“, 1767, noch mehr aber, als das Höchste, was die tragische Kunst hervorgebracht, sein Trauerspiel „Ugolino“, 1768, dessen ganzer, dem Dante entnommener Inhalt, der Hungertod des Ugolino und seiner Kinder, ohne jegliche Unterbrechung, in fortwährender Steigerung der Schrecken bis zum denkbar Gräßlichsten, ausgemalt wird. Es deutet dies Drama schon auf die Sturm- und Drangperiode. Sein Melodrama „Minona oder die Angelsachsen“, 1785, ist ohne Bedeutung. — Vermischte Schriften, Altona 1815—16. 3 Bde.

c) Die idyllische Richtung verfolgt

Salomon Geßner. Geb. 1730 in Zürich, ging nach Berlin, um den Buchhandel zu lernen, den er jedoch nach kurzer Zeit aufgab, um sich der Landschaftsmalerei zu widmen, in welcher er später nicht Unbedeutendes leistete. Er starb 1787 als Rathsmitglied in seiner Vaterstadt. — Er bewegt sich nur auf dem Gebiete der Idylle, in welcher er dem von griechischen und römischen Dichtern gegebenen Muster zu folgen strebt, was ihm jedoch nicht gelang, denn statt idealisirte Natur vorzuführen, schildert er eine erträumte, aller Wirklichkeit ermangelnde Schäferwelt, deren Gestalten nicht sowohl handeln, als nur empfinden und ihre Gefühle aussprechen, und, da ihnen alle Individualität fehlt und gleichmäßig eine weichliche Sentimentalität verliehen ist, ermüdend wirken. Ungemein zart und anmuthig (wenn man bei jenen Mängeln so sagen darf) ist

Alles dargestellt, und auf die lieblichste Weise die Natur gemalt und mit den Empfindungen der Menschen in Einklang gebracht. Die Prosa, deren der Dichter sich bedient, ist melodisch und in ihrer Weiche und Glätte ganz dem Inhalte entsprechend. — Außer vielen kleinen Idyllen verfaßte er einige größere idyllische Erzählungen oder Romane: „Daphnis", 1754 — „Der Tod Abels", 1758 — „Der erste Schiffer", 1762. — Ungemeinen Beifall fanden die Geßner'schen Idyllen in Deutschland, wie im Auslande; besonderes Glück machten sie in Frankreich und Italien, und nach und nach wurden sie in fast alle europäische Sprachen übersetzt.

Erste Ausgabe seiner gesammelten Schriften: Zürich 1760, vermehrt 1772, nachher öfter, zuletzt 1841, 2 Bde.

Ihm verwandt ist ein späterer Dichter, der deßhalb gleich hier genannt werden mag:

Franz Xaver Bronner. Geb. 1758 zu Höchstädt, Sohn eines Tagelöhners, kam, da er Talent für den Gesang zeigte, als Chorknabe in ein Jesuiterkollegium, trat darauf als Mönch in ein Benediktiner-Kloster zu Donauwörth, wo er mehrere Jahre dem Studium, besonders der Naturwissenschaften, sich ergab. Aus dem Kloster entflohen, wandte er sich nach der Schweiz, fand hier keine angemessene Beschäftigung und ging wieder in ein Kloster zu Augsburg. Nach einer abermaligen Flucht ward er Lehrer an der Kantonschule zu Aarau, nahm später eine Professur in Kasan an, kehrte wieder nach der Schweiz zurück und ward Bibliothekar in Aarau, wo er 1850 starb. — Seine „Fischergedichte und Erzählungen", 1787, (später fortgesetzt) sind den Schäferidyllen Geßners sehr ähnlich, haben aber mehr Handlung und Naturwahrheit. Größere Bedeutung hat die Beschreibung seines wechselvollen Lebens, 1795—97.

III. Wieland.

Christoph Martin Wieland ward 1733, den 5. Sept. zu Oberholzheim in Schwaben, wo sein Vater Prediger war,

geboren [1]). Er entwickelte sich früh, ward in seinem 15. Jahre aufs Gymnasium zu Kloster-Berge bei Magdeburg geschickt, kehrte 1750 auf einige Zeit nach Biberach zurück, dichtete, durch eine schwärmerische Liebe angeregt, eine Theodicee „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt“ und bezog im 17. Jahre die Universität Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu erlernen, welche aber bald hinter dem Studium der Philosophie und schönen Wissenschaften zurückstehen mußte. Hier verfaßte er die „moralischen Briefe“ in Versen, und „den Anti-Ovid“ und begann ein Epos „Arminius.“ Durch letzteres Gedicht Bodmer bekannt geworden, folgte er dessen Einladung nach Zürich 1752, blieb hier, als Bodmer's Gast, und seit 1754 in Bern als Hauslehrer, bis zum Jahre 1759, gab sich in dieser Zeit nach Klopstock's und Bodmer's Vorbilde ganz der geistlichen Poesie hin und gerieth in einen solchen ascetischen Fanatismus, daß er Uz', Gleim's und der übrigen Anakreontiker fröhliche Wein- und Liebeslieder verdammte und in seinen „Empfindungen eines Christen“, 1755, die Geistlichen aufforderte, dem Aergerniß entgegen zu treten, welches jene „leichtsinnigen Witzlinge“, jene „schwärmenden Anbeter des Bacchus und der Venus, die man für eine Bande epikurischer Heiden zu halten habe“, anrichteten. Aber schon gegen das Ende der Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz kam er nach und nach von solchen überspannten Ansichten zurück, und dichtete die ersten fünf Gesänge eines später nicht vollendeten Epos „Cyrus“, den dialogisirten Roman „Araspes und Panthea“ und, durch das Spiel der Ackermann'schen Gesellschaft in der Schweiz veranlaßt, das Trauerspiel „Lady Johanna Gray“. Vollendet ward seine geistige Umwandlung, als er 1759 nach Biberach, wo er 1760 Kanzleidirektor ward, zurück-

---

1) Der Vater ward bald nach dem nahen Biberach versetzt, weßhalb Wieland letzteres seine Vaterstadt nennt.

kehrte und, durch la Roche, den Gemahl seiner Jugendfreundin Sophie v. Gattermann, beim ehemaligen kurmainzischen Minister Grafen Stadion, der auf dem benachbarten Gute Warthausen von Staatsgeschäften zurückgezogen lebte, eingeführt, in Kreisen heimisch wurde, in welchen bei sittlichem Geiste heiterer Lebensgenuß, französische Eleganz und philosophische Bildung herrschte, der Offenbarungsglaube aber nicht zur Geltung kam. Bestärkt wurde diese neue Geistesrichtung Wieland's noch durch die Beschäftigung mit Shakspeare und französischen Dichtern und Philosophen, welche seine Hauptvorbilder wurden; sie ist schon im „Theages, über Schönheit und Liebe", 1760, angedeutet, entschiedener aber und leider ins Extrem gehend in seinen lüsternen und schlüpfrigen Erzählungen, auf welche er im Widerspruche mit seinem sittlich reinen Charakter verfiel, wovon „Nadine", 1762, die erste war, und in seinen Romanen „Don Sylvio von Rosalva" und „Agathon."

Im Jahre 1769 ging Wieland auf den Ruf des Kurfürsten von Mainz Emmerich Joseph als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften nach Erfurt und setzte seine literarischen Bestrebungen in dem frühern Geiste fort, wodurch er der Lieblingsschriftsteller der meist französisch gebildeten höhern Stände geworden war, während die idealgestimmte Jugend (die Göttinger Dichter) und Alle, welche Klopstock verehrten, ihn als Verderber der Sitten verachteten. Im Jahre 1772 berief ihn die verwittwete Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar zum Erzieher ihrer beiden Söhne, und als nach einigen Jahren von dem indessen zur Regierung gelangten Karl August auch Herder und Goethe gewonnen wurden, war Weimar der Mittelpunkt des literarischen Lebens von Deutschland. Nachdem Wieland nach zwei Jahren seine Aufgabe vollendet, blieb er mit einem Jahrgehalte und dem Hofrathstitel in Weimar, wo er bis zu seinem Tode 1813 in meist glücklichen Verhältnissen, fortwährend mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, lebte. Kurz

vor seiner Uebersiedelung nach Weimar war der politische Roman „der goldene Spiegel" erschienen; ihm folgten die Satire „die Geschichte der Abderiten", viele Märchen und romantische Erzählungen, und unter ihnen Wieland's Hauptwerk, „der Oberon." In den spätern Jahren beschäftigte ihn die Uebersetzung griechischer und römischer Schriftsteller, philosophische Romane, und die Herausgabe des „deutschen und neuen deutschen Merkur", einer literarischen Zeitschrift von 1773—1810, und des „attischen Museums" von 1796—1809.

Auf ähnliche Weise, wie in der Periode der ritterlichen Dichtung Wolfram v. Eschenbach und Gottfried von Straßburg als die äußersten Extreme sich gegenüber standen, bildet Wieland den entschiedensten Gegensatz zu Klopstock[1]). Aber auch seine

1) Wieland ist sinnlich, wie Klopstock übersinnlich, verständig, wo jener sentimental; seine ganze Dichtung ist so von Geschichte und Philosophie beherrscht, wie jener von Religion und Musik; er ist didaktisch, Klopstock lyrisch; seine Sprache ist daher der prosaischen Rede so nahe, wie Klopstock's der musikalischen. Er hat so viel Verhältniß zu der französischen und südlichen Literatur, wie Klopstock zur englischen und nordischen. Klopstock ist es mit der Poesie selbst im Leben Ernst, Wielanden ist sie ein heiteres Spiel. . . . . Von dieser Grundaussicht aus fiel Klopstock auf die christlichen Empfindungen, die uns nahe lagen, Wieland auf die Gemälde der Ritterwelt, die uns entfernter standen; er trägt aber den Gegensatz zu seinen romantischen Gebilden in sich selbst, und verhält sich daher eben so sehr zu den ernsten Behandlern der Ritterstoffe, als zu den Verspöttern wie Rabelais, er wollte eben so oft Ariost sein als Sterne und Lesage, die der Ritterpoesie entgegengesetzt sind . . . . Wieland nahm sich Klopstock entgegen der natürlichen Religion und Vernunftmoral an . . . . Klopstock ist ein Patriot, Wieland ein Weltbürger . . . . Klopstock ist der Dichter der Erhabenheit und Würde, Wieland der Grazie und Anmuth. Ohne jenen würde unsere Dichtung sich nicht eine würdige Höhe, der Dichter keine anständige Stellung erobert haben; ohne diesen hätte die Poesie der Reize der kleinen menschlichen Verhältnisse entbehrt, und der Mensch hätte nicht anders als auf dem Kothurn und im Feierkleide erscheinen dürfen . . . . In ihren

Wirksamkeit war von großer Bedeutung; denn obgleich er kein dichterisches Genie war und nur bedeutendes, wiewohl einseitiges Talent besaß, obgleich seine Schriften der Kritik bedeutende Mängel und Schwächen nicht verbergen können und hinsichtlich ihres Inhaltes scharfen, gerechten Tadel erfahren haben: so übte er doch den günstigsten Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Literatur, indem er einmal der sinnlichen Welt ihre Rechte wiedergab, welche durch Klopstock beeinträchtigt waren, und indem er der Darstellung Gewandtheit und Leichtigkeit, Schönheit und Anmuth verlieh. Daß aber seine sinnliche Richtung nicht die ausschließliche wurde, ist wiederum Klopstock zu verdanken, war auch bei dem mehr aufs Ideale als auf das Reale gewandten deutschen Geist nicht wohl zu befürchten.

Wieland's Charakter hatte keine Entschiedenheit und Energie; sein Gemüth war im hohen Grade erregbar, daher seine wandelbare Anschauungsweise, sein beständiges Schwanken zwischen dem Idealismus und Realismus, woraus sich auch die ihn selten verlassende Ironie erklärt. Mit Extremen konnte er sich nicht lange befreunden, er liebte überall den Mittelweg, wie es seiner heitern, milden und wohlwollenden Natur gemäß war. Eigentlich schöpferische Kraft besaß er im geringen Grade, er lehnte sich fast durchgehend an Fremdes an, hatte aber eine große Virtuosität, dieses zu benutzen und in das Seinige zu verwandeln. Schwach war sein Vermögen, plastisch zu gestalten; die Personen seiner Dichtungen sind selten individuelle Charaktere [1]);

Lebensrichtungen vertreten Wieland und Klopstock die Hauptseiten des Idealismus und des verständigen Rationalismus; Klopstock zeichnete daher heroische Gesinnungen und das Göttliche im Menschen, Wieland kehrte mit unverholener Menschlichkeit die Schwäche der Erdensöhne heraus und stellte sie in mildes Licht . . . . (Geschichte der deutschen Dichtung von Gervinus.)

1) Die jedoch hin und wieder vorkommen, man braucht nur an den Scherasmin im Oberon zu denken.

daher gelang ihm das ernste Epos und das Drama nicht; sein Gebiet war die romantische Märchenwelt, aus deren Stoffen er Erzählungen (in Versen und Prosa) bildete, von denen manche durch kunstvolle Anlage, lebendige, phantasievolle Schilderung der Situationen und frische, anmuthige Darstellung glänzen. Da aber der Widerspruch zwischen Verstand und Gemüth bei dem Dichter keinen rechten Ernst aufkommen ließ, so gestattete er der Ironie auch in diesen Phantasiegestalten ihren Spielraum, statt sie naiv zu behandeln, was freilich seinen damaligen Lesern wohl am wenigsten zugesagt haben würde. In andern Erzählungen und besonders in den Romanen thut die sich zu breit machende didaktische Tendenz dem Kunstwerthe Abbruch; in letzteren muß häufig die Reflexion die Stelle der Handlung vertreten. Den Stoff zu diesen episch-didaktischen Gedichten und Romanen entnahm Wieland theils dem romantischen Mittelalter oder dem Oriente, theils dem alten Griechenland. Selten aber bringt er es zur Darstellung wirklichen griechischen Geistes und Lebens, es tritt vielmehr moderne, besonders französische Anschauungsweise im antiken Kostüm darin hervor.

Seit frühester Kindheit bei ausgezeichneten Anlagen mit Studien übermäßig beschäftigt, daß er in seinem 17. Jahre schon eine Menge alter Klassiker und neuer Schriftsteller gelesen hatte, zeigte sich bei Wieland schon im ersten Jünglingsalter ein Schwanken zwischen den Forderungen des Verstandes und den Neigungen des Gemüthes, bis durch fromme Umgebung im Hause und auf der Schule und durch eine frühe Liebe die ideale Richtung die Oberhand bekam, welche bald darauf durch Bodmer's Einwirkungen noch entschiedener wurde. Aus ihr sind seine ersten Dichtungen, voll Ueberschwenglichkeit und Tugendschwärmerei, hervorgegangen: das Lehrgedicht „die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt“, — der „Anti-Ovid oder die Kunst zu lieben“, eine Verherrlichung schäferlicher Liebe, — „Lobgesang auf den

Frühling", — einige sentimental-moralische „Erzählungen", 1752, — die der Engländerin Rowe nachgeahmten „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", 1753 u. s. w. Von Klopstock's Messiade begeistert und unter Bodmer's Einfluß und Anweisung schrieb er um dieselbe Zeit den „geprüften Abraham" und in bis zum Fanatismus sich steigernder religiösen Stimmung die „Sympathien", 1754, — „Empfindungen eines Christen", 1755, „Hymnen", „Psalmen" u. s. w. Als aber nach seiner Entfernung aus Zürich Bodmer's Einfluß schwächer ward, kam er allmählich von seiner Verstiegenheit zurück. Friedrichs des Großen Erscheinung fing an, ihn lebhaft zu interessiren, und er begann aus dem Stoffe der Cyropädie von Xenophon[1]), welche in der Jugend sein Lieblingsbuch gewesen war, ein Epos „Cyrus" zu bilden, von welchem jedoch nur die ersten 5 Gesänge vollendet wurden, 1757. Aber keinen sonderlichen Anklang damit findend, verarbeitete er eine Episode desselben zu einem Romane in Gesprächsform, „Araspes und Panthea", 1758. Gleichzeitig zog ihn das Theater an, und er schrieb die historische Tragödie „Lady Johanna Gray oder der Triumph der Religion" in fünffüßigen Jamben, 1758, der 1760 das bürgerliche Trauerspiel „Klementine von Porretta" folgte. Als darauf Lessing in den „Literaturbriefen" nachwies, daß der Stoff zu beiden Stücken englischen Dichtern entnommen sei, und schonungslos die bedeutenden Schwächen derselben aufdeckte, wandte er sich auch vom Drama ab. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt schwand theils in der Prosa des Geschäftslebens unter kleinstädtischen Verhältnissen, theils durch den Verkehr in Kreisen, wo weltmännische Bildung herrschte,

---

1) Xenophon, ein Schüler des Sokrates, philosophischer und historischer Schriftsteller: „Denkwürdigkeiten des Sokrates" und „Apologie" desselben; „Cyropädie", „griechische Geschichte", „Anabasis" 2c.

die ideale Stimmung immer mehr, was schon in dem Fragmente „Theages, über Schönheit und Liebe", 1760, deutlich zu erkennen ist. Während bisher Plato [1]), Milton, Young, Klopstock und ähnliche Schriftsteller seine Lieblingslektüre ausgemacht hatten, verkehrte er jetzt mit Lucian, Boccaz, Ariost, Shakspeare, Shaftesbury, Fielding, Sterne, Voltaire, Diderot [2]) u. s. w. und bildete sich nach ihnen. Und je extremer seine frühere Richtung gewesen war, um so entschiedener warf er sich nun in die entgegengesetzte. Gründlich zerfallen, wie mit allem Haschen nach dem Idealen, mit Schwärmerei und Empfindsamkeit, so auch mit allem religiösen Rigorismus und philosophischen Stoicismus, hinter denen er Betrug und Heuchelei erblickte, und deren

---

1) Plato, ein Schüler des Sokrates, der tiefsinnigste Philosoph Griechenlands.

2) Lucian, griechischer Schriftsteller aus Samosata in Syrien im 2. Jahrh. nach Christo, besonders bekannt durch seine „Göttergespräche".

Ludovico Ariosto aus Reggio, 1474—1533, Verfasser des „rasenden Roland", einer Ritterepopöe, in welcher die Romantik schon mit Schalkhaftigkeit und Ironie behandelt wird.

Cooper Graf von Shaftesbury, 1671—1713, einer der berühmtesten philosophischen Schriftsteller Englands, welcher gegen religiöse Intoleranz zu Felde zog.

Fielding, 1707—1754, englischer Romandichter; sein Hauptwerk ist der noch jetzt gelesene „Tom Jones" (1750), ein Roman, welcher durch treffliche Charakterschilderung sich auszeichnet.

Sterne (Yorik), 1713—1768, englischer Humorist. Seine berühmtesten Bücher sind der Roman „Tristram Shandy" und die „Sentimental journey through France and Italy".

Arouet Voltaire, 1694—1778, der allbekannte französische Dichter und Schriftsteller, Repräsentant des französischen Geistes im 18. Jahrh., welcher mit durchdringender Geistesschärfe und nicht ohne Frivolität jeden auf Autorität beruhenden Despotismus zu vernichten strebte.

Denis Diderot, 1712—1784, Verfasser schlüpfriger Romane und Modephilosoph seiner Zeit, Gründer der berühmten französischen Encyklopädie. Er führte das bürgerliche Schauspiel ein; seine bekanntesten Stücke sind: „Der natürliche Sohn" — „Der Hausvater".

Forderungen er für Despotie erklärte, wurde er immer fester in der Ansicht, daß die Aufgabe des Lebens in Herausbildung des gesunden Menschenverstandes, der sich nicht in die Tiefen der Spekulation verliere, und einer veredelten Sinnlichkeit bestehe, welche auf der einen Seite nicht beeinträchtigt werde durch das dem wirklichen Leben entfremdende Streben nach unerreichbaren Idealen, und auf der andern vor Roheit bewahrt bleibe. Sein Ziel war daher, die Schönheit dem Leben zu gewinnen und über Alles Grazie zu verbreiten; selbst die Sittlichkeit sollte nicht in strenger Gestalt, sondern in schöner Form erscheinen. Seine Dichtungen suchen demgemäß der sinnlichen Natur ihre Rechte zu geben, wobei er häufig in lüsterne und schlüpfrige Darstellungen verfällt und die Sünde mit Behagen weiter ausmalt, als es mit der Absicht, dieselbe als Folie der Tugend dienen zu lassen, verträglich; oder sie sind spottend gegen Enthusiasten und Schwärmer gerichtet, nur daß die Satire nicht immer das Hauptziel trifft.

Früher nur erst angedeutet, tritt diese Anschauungsweise Wieland's plötzlich mit aller Stärke hervor in der schlüpfrigen Erzählung „Nadine", 1762, der bald ähnliche sogenannte „komische", später „griechische" Erzählungen, wie „Diana und Endymion", 1762, — „Aurora und Cephalus", 1764, — „Das Urtheil des Paris", 1764, folgten. Zu gleicher Zeit erschienen der satirische Roman „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht", (1763) 1764, eine schwache Nachahmung des Don Quixote, — eine Uebersetzung von 22 Dramen Shakspeare's, 1762 bis 66, welche, als erster Versuch freilich unvollkommen, doch von außerordentlicher Wirkung war, und die „Geschichte des Agathon", (1764) 1766—67, in 2 Bänden, welche in den folgenden Ausgaben umgearbeitet und zu 4 Bänden erweitert

wurde. In diesem mit bunten Abenteuern angefüllten Romane sucht Wieland unter der Figur eines griechischen Jünglings, welcher voll idealer Schwärmerei in die Welt tritt und zur praktischen Lebensweisheit bekehrt wird, seine eigne Entwickelungsgeschichte darzustellen. Dann folgten die von demselben Geiste erfüllten episch-didaktischen Dichtungen, romantische und komische Erzählungen, zu denen der unvollendet gebliebene „Idris und Zenide", 1767, — die durch Eleganz der Sprache sich auszeichnende „Musarion" oder „die Philosophie der Grazien", 1768, — die theils in Prosa, theils in Versen abgefaßten „Grazien", 1770, — „Der neue Amadis", 1771, und andere gehören. Sie sind ebenfalls nicht frei von üppigen, lasciven Schilderungen.

Die heftigen Angriffe, welche ihm das Ueberschreiten aller Grenzen der Sittlichkeit zuzog, die ihn zum Theil empfindlich schmerzten, da sie sein eignes Leben aus seinen Schriften verdächtigten, suchte Wieland in einer eignen Schrift 1775 abzuwehren; indessen seine Vertheidigung fiel schwach genug aus; aber er fing doch an, einzulenken, wozu auch die neue Umgebung in Weimar, wohin er 1772 von Erfurt gegangen war, beitragen mochte. Zunächst wandte er sich, durch J. J. Rousseau's 1) Ideen angeregt, den politischen Zeitfragen zu und suchte sie in dem didaktischen Romane „Der goldene Spiegel, oder die Könige von Scheschian", 1772, zu lösen. Das Buch sollte „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten sein,

1) Jean Jacques Rousseau aus Genf, 1712—78, kämpfte in seinen Schriften, wie Voltaire, gegen die bestehenden Gesellschaftszustände und ging von dem Gedanken aus, die an sich gute Natur des Menschen sei durch die Civilisation verderbt worden; der Mensch müsse daher, wenn es besser mit ihm werden solle, wieder zum Naturzustande zurückkehren. Während aber bei Voltaire Alles nur Verstand und Witz ist, offenbart sich in Rousseau's Schriften wirkliche Begeisterung für seine Ideen. Seine Hauptwerke sind die Romane: „Die neue Heloise", 1759, und „Emil oder über Erziehung", 1762.

was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben.“ In Weimar machte er von neuem einige dramatische Versuche, schrieb 1773 „Die Alceste“, ein Singspiel, und „Die Wahl des Herkules“, ein lyrisches Drama, erfuhr aber über seine falsche Auffassung des griechischen Alterthums den Spott Goethe's in dessen Satire „Götter, Helden und Wieland“, und erkannte, obgleich er 1778 noch einmal ein Singspiel „Rosamunde“ verfaßte, daß er für die dramatische Poesie nicht befähigt sei.

Den seinem Talente entsprechendsten Stoff fand er endlich in der romantischen Märchenwelt, wie sie ihm besonders in den mittelalterlichen Fabliaux und orientalischen Ueberlieferungen vorlag, und er bildete daraus mehre vorzügliche Dichtungen, welche, freier von schlüpfrigen Stellen, mäßiger in Anwendung der Ironie und ohne sich vordrängende didaktische Tendenz, in anmuthiger Darstellung, leichter, gefälliger Sprache, in kunstlosen, ungezwungenen und doch wohltönenden Reimen sich bewegen, und als heitere farbenstrahlende Bilder der Phantasie beständig ihre Geltung behalten werden. Zu ihnen gehören: „Das Wintermärchen“, 1776, — „Das Sommermärchen oder des Maulthiers Zaum“ — „Gandalin oder Liebe um Liebe“, 1776, — „Geron der Adeliche“, 1777, — „Schach Lolo oder das göttliche Recht der Gewalthaber“, 1778, — „Pervonte oder die Wünsche“, 1778, — „Der Vogelsang oder die drei Lehren“, 1778, — „Klelia und Sinibald oder die Bevölkerung von Lampeduse“, 1783, von welchen „das Wintermärchen“ und „Gandalin“ auszuzeichnen sind. Wieland's Hauptwerk aber, welches selbst Goethe mit Begeisterung aufnahm, ist der „Oberon“, 1780. Den Stoff nahm Wieland aus einem alten Ritterromane „Hüon de Bordeaux“, verwob in die Geschichte Hüon's und Rezia's aufs kunstvollste die Fabel von der Versöhnung der entzweiten Beherrscher des Elfenreiches

Oberon und Titania, und brachte in selbständiger Ausführung die Idee zur Erscheinung, daß treue Liebe den Fehltritt sühnt, und daß die verworrenen Schicksale des Menschen Führungen eines freundlichen Geschickes sind.

Inhalt. 1. Gesang. Der fränkische Ritter Hüon von Guyenne trifft auf seinem Zuge nach Bagdad (Babylon) im Libanon einen Einsiedler an, in welchem er den ehemaligen Knappen seines Vaters, Scherasmin, entdeckt. Diesem erzählt er, was ihn nach Bagdad führe. Er hat einen Sohn Kaiser Karl's, den bösen Scharlot, der ihn meuchelmörderisch angefallen, erschlagen, und ist vom Kaiser, der seinen Tod gewollt, auf die Bitten der Paladine nur unter der Bedingung begnadigt, daß er nach Bagdad ziehe, beim Kalifen eindringe, wenn die Emire beim Festmahle um ihn versammelt, dem Manne ihm zur Linken den Kopf abschlage, die Prinzessin als seine Braut dreimal küsse und vom Kalifen sich vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaar als Geschenk für den Kaiser erbitte. Scherasmin will den Sohn seines frühern Herrn nicht verlassen und geht mit ihm. 2. Sie ziehen fort und gelangen nach einigen Tagen in einen Zauberwald Oberon's, welcher auf einem von Leoparden gezogenen Wagen ihnen entgegen kommt. Scherasmin, von Angst ergriffen, reißt seines Herrn Pferd mit fort, ein schreckliches Gewitter verfolgt sie, bis sie sich auf einem Klosterhofe unter vielen vor dem Wetter hierher geflüchteten Mönchen und Nonnen befinden. Plötzlich erscheint Oberon in ihrer Mitte, setzt ein elfenbeinernes Horn an seine Lippen und bläst die lieblichsten Töne, worauf Alle, außer Hüon, von unwiderstehlicher Tanzwuth ergriffen werden. Darauf naht er sich Hüon, verheißt ihm seinen Schutz und schenkt ihm das Horn, durch dessen sanfte Weisen der Held sich alle Feinde abwehren könne; dränge aber größere Gefahr, so möge er es stärker blasen, und Oberon werde ihm erscheinen. 3. Der Riese Angulaffer hat die Braut des Prinzen vom Libanon entführt und hält sie in seinem Eisen-

thurm verschlossen. Hüon, der dies erfahren, dringt hinein, entreißt dem schlafenden Riesen einen Zauberring, wodurch er, ohne es zu wissen, Herr der Geister wird, weckt dann Angulaffer, erschlägt ihn im Zweikampfe und befreit die Prinzessin nebst 50 andern Jungfrauen. In der Nacht sieht Hüon ein göttergleiches Weib, deren Bild vor seiner Seele bleibt und ihn mit sehnsüchtiger Liebe erfüllt. 4. Am folgenden Tage finden die beiden Abenteurer im Walde einen Sarazenen, dem im Kampfe mit einem Löwen schon die Kräfte schwinden; Hüon erlegt das mächtige Thier und reicht dem Ermatteten einen von Oberon ihm geschenkten Becher, der den Redlichen erquickt, in der Hand des Bösen aber glühend wird. Der Heide verbrennt sich dran und beginnt zu lästern, und als nun Hüon sein geweihtes Schwert zieht, ihn zu bekehren, schwingt er sich auf Hüon's Pferd und entflieht. — Am Abend gelangt Hüon mit Scherasmin nach Babylon, findet Aufnahme bei einem alten Mütterchen und erfährt, daß am nächsten Tage die schöne Prinzessin Rezia — deren Amme, Fatme, der Alten Tochter ist — sich mit dem Drusen-Fürsten Babekan vermählen solle, doch wider ihren Willen; denn seit sie im Traume einen schönen Ritter mit blauem Aug' und langem gelben Haar gesehen, trage sie nur dessen Bild in ihrem Herzen. Es stellt sich jetzt heraus, daß der Sarazen im Walde, der mit Hüon's Pferd entflohen, jener Babekan gewesen. 5. Am andern Morgen erfährt Rezia von der Alten, daß der im Traum erschaute Ritter in Babylon sei, und gewinnt dadurch Muth für den verhängnißvollen Tag. Hüon, von Oberon auf wunderbare Weise prächtig ausgestattet, rüstet sich, voll Ungeduld, den Auftrag Kaiser Karls auszurichten, in der seligsten Hoffnung, in der Rezia sein Traumbild zu finden. Er begiebt sich nach der kaiserlichen Burg, tritt in den Festsaal, schlägt dem zur Linken des Kalifen sitzenden Babekan den Kopf ab, küßt die Rezia und steckt ihr den dem Riesen abgenommenen Zauberring an den Finger. Das Erstaunen hat Alle regungslos ge-

halten, jetzt aber dringen hundert Klingen auf ihn ein, denen Hüon ritterlich Stand hält, bis die Kraft ihm schwindet; dann bläst er sein Horn, und während nun Alles im wilden Tanze raset, reicht er Scherasmin das Horn, begiebt sich zum Sultan, der eben ausgetanzt, und richtet seinen dritten Auftrag aus. Auf das Wuthgeschrei des Sultans stürmt Alles von neuem gegen den Helden heran, bis Scherasmin das Horn bläst, als sollten die Todten erwachen, worauf es plötzlich Nacht wird, und unter Blitz und Donner Oberon erscheint, welcher die Liebenden mit Scherasmin und Fatme auf seinem Schwanenwagen durch die Luft von dannen führt. 6. Als am andern Morgen der Wagen unfern von Askalons Strande sich niederläßt, liegt schon ein Schiff bereit, um sie in die Heimat zu führen. Oberon erscheint, überreicht Hüon ein Kästchen mit des Sultans Haar und Zähnen, welche seine Geister beschafft, und gebietet den Liebenden, nicht eher als Vermählte sich zu betrachten, bis der Pabst in Rom ihren Bund gesegnet habe. Darauf schiffen sie sich ein; Rezia wird von Hüon im christlichen Glauben unterwiesen, getauft und Amanda genannt. — Während der Reise erzählt Scherasmin, wie es gekommen, daß Oberon und Titania sich entzweiet, und daß Oberon geschworen, so lange von seiner Gattin sich getrennt zu halten, bis ein treu liebendes Paar gefunden, das lieber in den Flammen sterben, als durch Untreue einen Thron erwerben wolle. 7. In Lepanto sendet Hüon den Scherasmin voraus. Aber die Liebenden vergessen des Gebotes Oberon's. Ein fürchterlicher Sturm erhebt sich; das Schiffsvolk glaubt, ein Frevler unter ihnen habe Gottes Zorn auf sich geladen und das Unglück herbeigezogen; das Loos soll entscheiden, wer zur Sühne sterben muß. Es trifft Hüon, er stürzt sich ins Meer, mit ihm Amanda. Sie hält ihn fest umschlungen, und der Zauberring läßt sie nicht sinken; sie werden von den Wellen ans Land getragen und finden sich auf einer öden Insel. Nur einige Fruchtbäume gewähren ihnen eine Zeitlang kärglichen Unterhalt, sie

sehen dem Mangel entgegen, und die offne Gegend schützt sie nicht vor der rauhen Witterung der spätern Jahreszeit. Da versucht es Hüon, das wilde Gebirge zu erklimmen, welches sie von der andern Seite der Insel trennt; 8. es gelingt ihm nach großer Anstrengung, und vor ihm liegt ein Paradies. Ein Einsiedler tritt ihm freundlich entgegen und zeigt ihm einen nähern, sichern Pfad, auf dem Hüon Amanda herbeiholt. Sie siedeln neben dem frommen weisen Alten, dessen Geschichte eingeschaltet wird, sich an und finden bei ihm Trost und Hülfe. Friedlich schwindet ihnen der Winter; im Frühlinge bringt Amanda einen Sohn zur Welt, indem Titania ihr beisteht. Diese hat, nachdem Oberon sich von ihr getrennt, auf diesem wüsten Eiland ihren Wohnsitz genommen, und nachdem sie sieben Jahr in bitterm Schmerz hier zugebracht, einen Theil desselben in ein Elysium verwandelt. In Hüon und Amanda glaubt sie das Paar zu finden, durch welches die Bedingung in Erfüllung gehen werde, unter der Oberon sich wieder mit ihr versöhnen kann, und sie beschließt, sich ihrer anzunehmen. 9. Unterdessen ist Fatme von dem Hauptmanne des Schiffes, das ein neuer Sturm nach Tunis verschlagen, als Sklavin an des Sultans Gärtner verkauft worden. Nach zwei Jahren findet sie hier der treue Scherasmin, welcher die Welt durchpilgert, um seinen Herrn zu suchen. Von Fatme erfährt er das klägliche Schicksal Hüon's und Amanda's; doch er hält den Glauben fest, daß Oberon sie nicht ganz verlassen werde. Einstweilen will er hier bleiben und verdingt sich als Arbeiter in des Fürsten Gärten. — Den Liebenden naht neue Prüfung. Der Einsiedler stirbt; Titania, welche nahes Unheil vorhersieht, raubt in der Nacht den Knaben, den sie drei Grazien zur Pflege übergiebt. Als jene am Morgen erwachen, ist der Knabe fort, und die Gegend wieder zur Einöde geworden. In Todesangst machen sie sich auf, ihr Kind zu suchen; da dringen Seeräuber auf sie ein, Hüon wird überwältigt und an einen Baum gebunden, Amanda gefangen fortgeführt und nach

Tunis gebracht. 10. Titania darf nicht helfend einschreiten, doch ahnt sie einen glücklichen Ausgang, denn sie findet den der Amanda im Ringen mit den Räubern abgestreiften Zauberring, denselben, durch den sie einst dem Oberon sich verlobt und sieht darin eine Vorbedeutung der nahen Versöhnung. Hüon wird darauf durch einen Sylfen auf Oberon's Befehl von seinen Banden gelöset und nach Tunis entrückt, wo er Scherasmin und Fatme wiederfindet; und als er erfährt, auch das Kästchen sei noch vorhanden, faßt er neuen Muth, der bald zuversichtliche Hoffnung wird, als Fatme die Nachricht bringt, eine Barke sei dem Hafen zugesegelt, ein Blitzstrahl habe sie in Flammen gesetzt, und nur eine Frau sei schwimmend dem Tode entgangen und vom Sultan Almansor und der Sultanin Almansaris freundlich aufgenommen. Sie zweifeln nicht, daß die Gerettete Amanda sei. 11. Hüon verweilt jetzt häufig in des Sultans Gärten, selbst zu verbotnen Stunden; aber statt der Geliebten zu begegnen, trifft er am vierten Tage auf Almansaris, die, schnell von glühender Liebe zu ihm erfaßt, von jetzt an Alles aufbietet, um ihn zu gewinnen, ihm selbst ihre Liebe gesteht, aber von ihm erfährt, daß schon eine Andere sein Herz besitze. 12. Das schreckt sie indessen nicht ab von neuen Versuchen; als aber bald darauf Almansor im Garten Hüon bei seiner Gattin trifft, sucht sie den Verdacht von sich abzuwenden, indem sie vorgiebt, daß dieser sie mit seiner Liebe verfolge. Almansor läßt ihn darauf in einen finstern Kerker werfen und verurtheilt ihn zum Feuertode. In der Nacht tritt Almansaris bei Hüon ein, bittet ihn um Verzeihung und bietet ihm Hand und Thron; doch er will lieber sterben, als seiner Liebe untreu werden. Indessen liebt auch Almansor Zoradine (wie Amanda hier genannt wird), und als diese jetzt durch Fatme, die zu ihr gedrungen, Hüon's Nähe und Todesgefahr vernimmt, eilt sie zum Sultan und bittet um des Gatten Leben. Almansor will ihn begnadigen, wenn sie sich entschließe, seine Gattin zu werden. Als sie erklärt, sie werde Hüon

nie untreu sein, soll sie mit ihm in den Flammen sterben. Am andern Morgen stehen beide festgebunden auf dem Scheiterhaufen; schon wird er angezündet, da kracht der Donner, und die Erde bebt; die Bande fallen von den Liebenden, und Oberon's Horn schwebt wieder um Hüon's Nacken. Zugleich kommen von beiden Seiten Almansor und Almansaris, er, die Zoradine, sie, den Hassan (Hüon) zu erretten, und ein schwarzer Rittersmann stürzt mit blitzendem Schwerte durch die Menge. Doch Hüon bläst, und während Alles tanzt, steigen die Geretteten mit Fatme, welche herbeigeeilt, und Scherasmin — er war der schwarze Ritter — in Oberon's Zauberwagen, der schon vor ihnen hält, und werden über Land und Meer geführt, bis sie in einem Walde vor einem Feenpalaste sich niedersenken. Aus diesem kommt ihnen der Elfenkönig versöhnt mit der Titania entgegen; auf einer Wolke schweben drei Nymphen herbei und bringen den Knaben, den Titania der Mutter wiedergiebt. Nun werden sie in Oberon's Haus geführt, wo sie unaussprechliche Herrlichkeit erblicken, bis Alles sich in einen sanften Schlaf verliert. Als sie erwachen, finden sie sich bei Paris. Gerade soll ein Turnier gehalten werden, und, wie Scherasmin erkundet, der Sieger das Leben Hüon's, an dessen Wiederkehr man nicht mehr denkt, empfangen. Hüon rüstet sich, reitet in die Schranken und bleibt Sieger; dann geht er aufs Schloß, tritt vor den Kaiser und erklärt, indem er ihm das Kästchen überreicht und in Amanda des Sultans Tochter und seine Gattin vorstellt, daß er des Lehnsherrn Befehl getreulich ausgerichtet. Der Kaiser steigt vom Thron, der alte Groll erstirbt in seiner Brust; liebevoll schüttelt er des Helden Hand und spricht: Nie fehl' es unserm Reiche an einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche.

Dem Oberon folgte noch die schon genannte Erzählung „Klelia und Sinibald“, dann wandte sich Wieland vorzüglich dem Romane zu und der Uebersetzung griechischer und römischer Schriftsteller. Schon früher, 1774—76, war die „Geschichte

der Abderiten" erschienen, ein satirischer Roman, welcher in der ergötzlichsten Erzählung der Thorheiten der Bürger von Abdera (dem Krähwinkel der Alten) und ihres Verhältnisses zu ihrem verständigen Mitbürger, dem lachenden Philosophen Demokrit, spießbürgerliches Treiben und kleinstädtische Philisterei, welche allen Verbesserungen Vorurtheile entgegen stellt, lächerlich macht. Die Erzählung ist besonders zu Anfange des Romanes vortrefflich; nachher geht sie zu sehr ins Breite und wird zu oft durch gelehrte Anspielungen und philosophische Reflexionen unterbrochen. — Die „geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus", 1791, — und „Agathodämon", 1796—99, von welchen ersteres Buch einen religiösen Schwärmer schildert (W. soll dabei an Lavater gedacht haben), letzteres gewissermaßen dazu den Gegensatz bildet, verfolgen zu sehr didaktische Zwecke, als daß sie auf poetische Geltung Anspruch machen könnten. Bedeutender ist der „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen", 1800—1802, 4 Bde. In ihm bespricht der Dichter sein Lieblingsthema: worin wahre Lebensphilosophie bestehe, und bringt in der Form eines Briefwechsels zwischen Aristipp, einem Schüler des Sokrates, und andern Personen der Zeit, den ganzen durch Studium der Alten gewonnenen Schatz seines Wissens zu Tage und schildert das griechische Leben im Zeitalter des Perikles nach allen seinen Beziehungen wahrer, als sonst irgendwo, wenngleich auch hier seine Darstellung von Subjektivität nicht völlig frei ist. Philosophische Betrachtungen geben auch diesem Romane ermüdende Breite.

Häufig ist die übergroße Wortfülle und Redseligkeit in Wieland's Schriften getadelt worden; sind gleich die Poesien auch nicht frei davon, so gilt es doch besonders von den prosaischen Werken. Aber die Sprache, wenngleich gedehnt und breit, ist doch leicht und fließend, und ihre Gewandtheit wird durch den

künstlichen dem Cicero nachgebildeten Periodenbau [1]) nicht beeinträchtigt.

Mit Uebergehung einiger andern Romane, der Göttergespräche und vieler sonstigen Schriften sind nur noch die Uebersetzungen griechischer und römischer Autoren hervorzuheben: der Briefe, 1782, und Satiren des Horaz, 1786, — der Werke Lucian's, 1788, 89, — der Briefe Cicero's, [2]) 1808—9, und mehrer griechischen Dramen. Die Originale sind darin nicht treu wiedergegeben, sondern umgebildet, selbst erweitert, wie es seiner Subjektivität zusagte, wodurch sie allerdings den damaligen Lesern verständlicher und ansprechender wurden.

C. M. Wielands sämmtliche Werke. 36 Bde. und 6 Bde. Supplem. Leipzig 1792—1802. — Von Gruber, Leipzig 1818—23, 49 Bde. und öfter, zuletzt Leipzig 1839—40. 36 Bde.

Begeisterung, wie Klopstock, konnte Wieland durch seine das Ideal bekämpfenden Dichtungen unter seinen Anhängern nicht erwecken; er begründete daher keine eigentliche Schule, wie jener, obgleich er viele Nachahmer fand, welche zum Theil seine sinnliche Richtung so weit ins Extrem verfolgten, daß er selbst davor erschrak. Die nennenswerthesten Nachfolger Wieland's finden wir theils auf dem Gebiete des didaktischen und historischen Romans (s. unten), theils des romantischen Epos. Von den letztern ist wohl der talentvollste

Friedrich August Müller. Geb. 1767 zu Wien, Doktor

---

1) Auf ihn geht das Distichon unter den Xenien v. Goethe und Schiller:
Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

2) Cicero, der berühmteste römische Redner, starb 43 vor Christi Geburt. Seine Sprache wird als die mustergültigste angesehen. Außer Reden hat er auch philosophische Schriften und Briefe hinterlassen.

der Philos. daselbst, später in Erlangen, zuletzt wieder in Wien, wo er 1807 starb. Seine Rittergedichte sind: „Richard Löwenherz", 1790,— „Alfonso", 1790,—„Adalbert der Wilde", 1793.

Joh. Baptist v. Alxinger. Geb. 1755 zu Wien, Sekretär des Hoftheaters, gest. 1797. Von seinen mannigfaltigen Gedichten sind die Ritterepen „Doolin von Mainz", 1787, und „Bliomberis", 1791, am bekanntesten geworden.

Ludwig Heinrich (v.) Nicolay. Geb. 1737 zu Straßburg, Professor der Logik daselbst, Kabinetssekretär des Großfürsten, nachmaligen Kaisers Paul in Petersburg, später Staatsrath, Direktor der Akademie der Wissenschaften und wirkl. Geh. Rath. Nach des Kaisers Ermordung auf seinem Gute Monrepos bei Wiborg in Finnland, wo er 1820 starb. Den Stoff zu seinen Rittergedichten „Galwine", 1773, — „Richard und Melisse", — „Alcinens Insel", — „Anselm und Lilla", — „Morganens Grotte", — „Reinhold und Angelica", 1778 — 1786, rc. entnahm er den italienischen Dichtern Ariost und Bojardo [1]), deren Episoden er verarbeitete. Auch als Fabeldichter ist er bekannt. Außerdem schrieb er Märchen und Erzählungen (z. B. die Buckligen), Elegien, Episteln und Sinngedichte.

An die Nachahmer Wieland's läßt sich auch

Aloys Blumauer anreihen. Geb. 1755 zu Steier, wurde Jesuit, nach Aufhebung des Ordens Censor, später Buchhändler in Wien, wo er 1798 starb. Sein bekanntestes Werk ist die viele satirische Ausfälle (auf Sentimentalität, Vielschreiberei, Anmaßungen des Klerus rc.) enthaltende travestirte Aeneis, „Abenteuer des frommen Helden Aeneas", 1784—88,

1) Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano, 1434—1494, Vorgänger des Ariost in seinem zu 50 langen Gesängen ausgesponnenen und doch unvollendet gebliebenen Ritterepos „der verliebte Roland".

in welcher die derbe Komik meistens darin besteht, daß die modernen Verhältnisse auf die antiken Geschichten übertragen werden. Seine meist scherzhaften Gedichte fallen oft ins Gemeine.

IV. Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing wurde 1729, den 22. Jan., zu Kamenz in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater, ein strenggläubiger, gelehrter Mann, Prediger war. Auf der Fürstenschule zu Meißen, wohin er in seinem zwölften Jahre geschickt wurde, trefflich vorgebildet, bezog er 1746 die Universität Leipzig, um nach dem Willen seines Vaters Theologie zu studiren, welche ihm jedoch in der Weise, wie sie von den Lehrern behandelt wurde, wenig zusagte, weßhalb er in mehren andern Wissenschaften sich umsah, bis ihn das Studium der Literatur und Kunst ganz hinnahm, und das Schauspiel auf das lebhafteste interessirte. Er schloß Freundschaft mit Weiße, verkehrte mit Schauspielern der Neuber'schen Gesellschaft und schrieb für die Bühne. Dem Vater gefiel dies Treiben, von welchem er übertriebene Kunde bekommen, gar übel; er rief ihn unter einem Vorwande nach Hause; aber durch des Sohnes persönliche Erscheinung und gründliche Kenntnisse beruhigt, entließ er ihn wieder zur Universität. 1748 ging Lessing nach Berlin und gab hier seine Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten", und mit dem Lustspieldichter Mylius eine Zeitschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" heraus. Um dem Vater zu Willen zu sein, welcher seine Entfernung von Berlin wünschte, ging er 1751 nach Wittenberg, wo er Magister wurde, sich aber so wenig heimisch fühlte, daß er 1753 wieder nach Berlin zurückkehrte. Hier fand er im freundschaftlichsten Verkehr mit Mendelssohn, Nicolai[1]), Ramler, Genuß und An-

---

1) Christoph Friedr. Nicolai, geb. 1733 zu Berlin, übernahm die Buchhandlung seines Vaters und war als Buchhändler und Gelehrter all-

regung, und setzte seine schriftstellerische Thätigkeit fort, wobei er freilich manche Arbeiten, wie gelehrte Artikel für die Voß'sche Zeitung, Uebersetzungen rc. des Erwerbes wegen aufnehmen mußte. 1755 ging er wieder nach Leipzig, wohin ihn besonders die Bühne zog, für welche er in stiller Zurückgezogenheit in Potsdam das Trauerspiel „Miß Sara Sampson“ geschrieben hatte. Nachdem eine große Reise, welche er als Begleiter eines jungen reichen Kaufmanns angetreten hatte, durch den beginnenden siebenjährigen Krieg unterbrochen worden war, blieb er, mit mannigfachen literarischen Arbeiten beschäftigt, drei Jahre in Leipzig, mit seinem alten Universitätsfreunde Weiße und mit Kleist und Brawe, deren Bekanntschaft er hier machte, verkehrend, und begann seit 1757 mit Nicolai und Mendelsohn

---

gemein bekannt und von bedeutendem Einfluß auf die Literatur. Anfangs erwarb er sich als Kritiker („Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“, 1755, — „Literaturbriefe“, 1759-66, — „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, 1757 ff., später von Weiße fortgesetzt, — „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1765 ff.) einen geachteten Namen, indem er die Verkehrtheiten in der Literatur aufdeckte; später aber erging es ihm ähnlich, wie Gottsched; er wußte die neuern künstlerischen Bestrebungen und Alles, was seinem Verständigkeits- und Nützlichkeitsprincip nicht gemäß war, nicht zu würdigen und galt für den Vertreter der seichtesten Aufklärungssucht.

Moses Mendelssohn, geb. 1729 in Dessau, Sohn eines armen jüdischen Lehrers, seit 1742 in Berlin, wo er einige Unterstützung fand und mit großem Fleiße Philosophie studirte. Nachdem er einige Jahre Hauslehrer bei einem reichen jüdischen Seidenfabrikanten gewesen war, trat er als Buchhalter in dessen Geschäft und starb 1786. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die berühmtesten: „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drei Gesprächen“, 1767, eine Bearbeitung und Erweiterung des Phädon von Plato, — und „Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Dasein Gottes“, 1785. — (Plato, griechischer Philosoph, dem das Alterthum den Namen des Göttlichen gegeben, der tiefsinnigste Schüler des Sokrates, dessen nur mündliche Lehren er in seinen Schriften der Nachwelt überlieferte.)

die Herausgabe einer Zeitschrift, „der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", an welcher er sich jedoch wenig betheiligte, da sie nicht nach seinem Sinn ausfiel. Nachdem Kleist und Weiße Leipzig verlassen, ging Lessing wieder nach Berlin, schrieb den „Philotas", „die Fabeln", gründete 1759 mit Nicolai und Mendelssohn die erste bedeutende ästhetisch-kritische Zeitschrift „Briefe über die neueste Literatur", bis 1765, und ward 1760 zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt. Aber sein rastloser Geist sehnte sich wieder nach neuen Verhältnissen, und zum großen Erstaunen der Berliner Freunde ging er plötzlich als Gouvernementssekretär bei dem General von Tauenzien nach Breslau. Hier eröffnete sich ihm ein ganz neues Leben, er gerieth in einen Strudel von Vergnügungen, gab sich mit Leidenschaft dem Spiele hin und ließ in mehren Jahren Nichts drucken. Aber während seine Freunde ihn schon für die Wissenschaft für verloren hielten, war er trotz seiner Zerstreuungen vielfach thätig: er dichtete die Minna von Barnhelm, 1763, (vollendet erst 1767) wobei die Kenntniß des bewegten Lebens ihm zu statten kam, beschäftigte sich mit Spinoza's [1]) Philosophie und theologischen Untersuchungen, und sammelte Materialien zu einem seiner Hauptwerke, zum „Laokoon". 1765 gab er sein Amt auf, ging wieder nach Berlin, wo er im folgenden Jahre den ersten Theil des Laokoon vollendete, und folgte 1767 einer Einladung nach Hamburg, um hier bei der Gründung eines Nationaltheaters mitzuwirken. Hier entstanden seine berühmte „Hamburgische Dramaturgie", 1767, 68, und im gelehrten Streite mit dem Professor Klotz in Halle, die „antiquarischen Briefe", 1768, 69, welchen die Abhandlung „wie die Alten den Tod bildeten", 1769, folgte. Aber

---

1) Spinoza, 1632—1677, aus einer portugiesischen Judenfamilie stammend, berühmter Philosoph, lebte in Amsterdam und Haag.

die Verhältnisse gestalteten sich für ihn ungünstig; die Unternehmung einer Buchhandlung und Buchdruckerei mißlang, und er war im Begriff nach Italien zu gehen, als er vom Herzoge von Braunschweig als Hofrath und Bibliothekar nach Wolfenbüttel berufen ward, 1769. Sein Amt ließ ihm reichliche Muße zu einer vielseitigen literarischen Thätigkeit, deren Früchte in theologischen, philosophischen, kunsthistorischen und poetischen Schriften hervortraten. 1772 ward „Emilia Galotti", zu welcher er schon 1758 in Leipzig den Plan gemacht hatte, zum erstenmal in Braunschweig aufgeführt. Nachdem Lessing, theils um seiner wankenden Gesundheit aufzuhelfen, theils um einen seiner sehnlichsten Wünsche zu befriedigen, 1775 mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig eine achtmonatliche Reise nach Italien gemacht hatte, kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, und gab bald darauf, 1774, „die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten" (H. S. Reimarus in Hamburg 1694—1768) heraus, wodurch er in den heftigsten Streit mit Theologen, namentlich mit dem Pastor J. M. Goeze in Hamburg verwickelt wurde. Obgleich bei zunehmender Kränklichkeit und durch den Tod seiner geliebten Gattin seine seit einigen Jahren zur Hypochondrie neigende Stimmung noch trüber ward, so behielt sein Geist dennoch Kraft und Klarheit, welche sich in seinen theologischen Streitschriften und in seinem Schauspiel: „Nathan der Weise", 1779, offenbaren. Sein letztes Werk war „die Erziehung des Menschengeschlechtes", 1780. Den 15. Febr. 1781 endete ein rascher Tod sein dem Forschen nach Wahrheit gewidmetes Leben.

Daß Lessing's Charakter — um von der wesentlichsten Grundlage seiner schriftstellerischen Thätigkeit auszugehen — im höchsten Grade durch Wahrheit und Freimüthigkeit, durch Energie und Furchtlosigkeit, durch Redlichkeit und Menschenliebe sich auszeichnete, wird keiner seiner Feinde, den nicht Fanatismus verblendete, in Abrede gestellt haben. Bei dem Gefühl

seiner Würde, welches ihm jedes unmännliche Wesen, jede Schmeichelei und Selbsterniedrigung unmöglich machte, war er bescheiden und anspruchslos; bei aller Ueberlegenheit und allem Scharfblicke doch nachsichtig und mild und stets geneigt zur Anerkennung alles Guten. Seine Leidenschaft war unablässiges Forschen nach Wahrheit. Aber die Wahrheit ist ein Unendliches; der Mensch kann in alle Ewigkeit sie nur annäherungsweise erkennen; sie soll das Ziel seines Strebens sein, damit sein Geist sich entwickele. Daher galt ihm das Forschen und der im Forschen heller gewordene Blick mehr, als das vermehrte Wissen. „Nicht die Wahrheit" — sind seine Worte — „in deren Besitz der Mensch ist, oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen; denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht träge, ruhig und stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen innern regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielt, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein".

Das geistige Wirken und Schaffen gewinnt erst Leben und Bedeutung durch Mittheilung, und die edlere Natur findet ihre eigentliche Aufgabe darin, durch Mittheilung des Gewonnenen das Heil der Menschen zu fördern. So ging auch Lessing's Streben dahin, sein Volk aufzuklären und von Allem zu befreien, was es geistig und sittlich niederdrückte, und er war dabei so weit von Selbstsucht entfernt, daß er mit ganzer Seele für alles Große und Edle eingenommen war, gleichviel, ob es von ihm oder Andern angeregt worden war.

Bei einem solchen tief sittlichen Charakter befähigte ihn der

durchdringendste Verstand, ein Reformator zu werden in der Literatur und dem ganzen geistigen Leben des deutschen Volkes, und er hat diese Aufgabe so weit gelöset, daß mit ihm die klassische Periode der Literatur und ein neuer Geist der Wissenschaftlichkeit beginnt. Der Herrschaft der Autorität und der willkürlichen Regeln machte er ein Ende; Nichts sollte mehr Geltung haben, als was durch Gründe sich stützen ließ. Wenn Klopstock und Wieland sich an Bestehendes anlehnten, so brach er völlig neue Bahn; und indem er ästhetische Grundsätze zu entdecken wußte, welche unumstößlich sind, weil sie auf Natur sich gründen, und der Dichtkunst einen im innigen Verhältniß zum deutschen Volksgeiste stehenden Inhalt aneignete, ward er in ausgedehnterem Sinne, als Klopstock, Begründer der deutschen Nationalliteratur. Freilich wird keine moderne Literatur, welche den Charakter des Naiven nicht mehr haben kann, ohne äußere Einflüsse gedeihen, welche vom klassischen Alterthum und dem Fremden der neuern Zeit ausgehen müssen. Man hatte das immer erkannt, aber statt den Volksgeist durch jene Einflüsse zu beleben, hatte man ihn verdrängt, und von dem Neuern hatte man nicht einmal das Mustergültige zu finden gewußt. Unsere Dichter wollten bald Griechen, bald Römer, bald Italiener, bald Franzosen sein und blieben dabei doch unendlich weit hinter ihren Mustern zurück. Lessing war aufs tiefste in den Geist des klassischen Alterthums eingedrungen und verwandelte ihn in deutschen, oder mit andern Worten, er übertrug ihn auf den deutschen, ohne diesem in seinen Rechten und Forderungen zu nahe zu treten. Unter den Modernen hob er zuerst Shakspeare hervor, als den Dichter, in welchem Natur und Wahrheit zu finden sei.

Dazu hatte Lessing die Fähigkeit, sein klares Denken zum völligen Eigenthum des Lesers zu machen, dem Leser gleichsam vorzudenken, oder sein Denken in dem Leser entstehen zu lassen, wodurch seine Darstellung, selbst wo der Stoff weniger interessirt,

höchst anziehend wird. Seine Sprache, insbesondere seine Prosa, ist daher die lichtvollste, die es geben kann, und da sie mit Klarheit, Schärfe und Einfachheit Kraft und Schönheit des Ausdrucks vereinigt, ist sie für die neuere Zeit das höchste Muster geworden.

Wenngleich die Klarheit und Schärfe des Verstandes, worin ihm kein andrer Schriftsteller gleich kommt, ihn besonders zur Kritik befähigten, und auf ihrem Gebiete seine vornehmste Wirksamkeit zu suchen ist, so hat er doch auch als Dichter große Bedeutung. Zwar spricht er sich selbst den Namen eines Dichters ab, indem er am Schlusse der Hamburgischen Dramaturgie sagt: „Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken." — Dies Urtheil haben manche Kritiker in seinen Dramen bestätigt gefunden und sprechen ihm schöpferische Phantasie und tiefes Gemüth ab. Aber schwerlich wird der bloße kritische Verstand ohne Phantasie Originaldichtungen, wie Minna, Emilia und Nathan hervorbringen, und daß es Lessing nicht an innigem Gefühle fehlte, beweisen

seine Briefe zur Genüge, wenn man es in jenen Dramen nicht zu finden vermöchte. Für sentimentale Regungen war Lessing allerdings unempfänglich, er hatte — wie ein Kritiker es ausdrückt — „keinen Sinn für lyrisches Gemüthsleben“, und daher mochte ihm die eigentliche Anmuth, und was man Schwung der Phantasie nennt, abgehen, und seine Schöpfungen des feinen poetischen Duftes entbehren, den die Poesie aus einer ideal gestimmten Seele und beweglicher, blühender Phantasie aufnimmt. Aehnliches meint er wohl, wenn er sagt, daß ihm der Enthusiasmus fehle, der die Spitze und Blüte der Kunst sei [1]). Sein Sinn war in mancher Beziehung durchaus antik, was selbst aus kleinen Eigenthümlichkeiten hervorgeht; er liebte z. B. die Musik nicht sehr; eine poetische Naturanschauung war ihm fremd; er zog die Skulptur der Malerei, Zeichnungen Gemälden vor; und seine im antiken Realismus sich bewegende Phantasie war daher am meisten auf Natur und Wirklichkeit gerichtet. Daher tritt allerdings in seinen Dichtungen der ordnende Verstand hervor, sie sind einfach, knapp und strenge, haben dafür aber bedeutenden Inhalt, den kunstmäßigsten Bau, wahres, frisches und dazu nationales Leben und nehmen stets Bezug auf die Wirklichkeit.

Lessing ist ebenfalls ausgezeichnet als Schriftsteller auf theologischem und philosophischem Gebiete. Aber seine Schriften sollten nur anregend wirken; er wollte kein System aufstellen, keiner Partei angehören; durch Nichts wollte er eingeengt sein, noch Andere beschränken, damit überall Raum bliebe zu freier Forschung.

Die kritische Bedeutsamkeit Lessing's beginnt mit den Literaturbriefen, 1759—65, deren eigentliche Seele er war. Nach

---

1) „In Klopstock die liebevolle Hingebung ans Objekt, in Lessing die bewußte Herrschaft über das Objekt, — Gegensätze, welche zu höherer Einheit in Goethe zusammengefaßt wurden.“ (Vilmar.)

Aufstellung der Hauptgrundsätze ihrer Kritik unterwarfen sie die vornehmsten Erscheinungen der neuesten Zeit einer scharfen Beurtheilung. Sie zogen zu Felde gegen die Gottsched'sche Clique, stellten eine Menge Schriftsteller, welche damals einen Namen hatten, in ihrer Erbärmlichkeit dar, hoben dagegen die bessern Erscheinungen hervor, machten auf Shakspeare aufmerksam, wiesen das Vorzügliche wie die Schwächen in Klopstock's und Wieland's Dichtungen nach, und verfuhren dabei mit solcher Gründlichkeit, Sicherheit, Kraft und so schlagendem Witze, daß sie allgemeines Aufsehen erregten und sich große Achtung verschafften.

Schon einige Jahre früher, 1755, hatte Lessing gemeinschaftlich mit Mendelssohn eine kleine ästhetisch-kritische Schrift „Pope ein Metaphysiker" herausgegeben, in welcher er seine Ansicht von der Aufgabe der Poesie darlegte und auf die völlige Trennung derselben von philosophischer Belehrung drang, wodurch das Lehrgedicht aus dem Bereiche der Dichtung verwiesen ward.

Eine weitere Entwickelung des wahren Wesens der Poesie gab er im „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie", 1766, einem Werke, welches, obgleich unvollendet geblieben[1]), die Grundlage der neuern Aesthetik geworden und auf die Entwickelung der Poesie von außerordentlichem Einflusse gewesen ist. — Winckelmann hatte in seiner Kunstgeschichte aus der Gruppe des Laokoon sein Urtheil über das wesentlichste Kennzeichen der griechischen Kunstwerke zu begründen gesucht; Lessing wollte ihn widerlegen, und ward dadurch zu immer weiteren ästhetischen Untersuchungen geführt. Die Künste dürfen nicht in einander übergehen, jede hat nach ihren Darstellungsmitteln ihr eigenthümliches Gebiet. Es führt nur zu verfehlten Werken, wenn man — wie es damals üblich

1) Das Werk war auf 3 Theile berechnet, von denen nur einer vollendet ist.

war — die Malerei als eine stumme Poesie, und die Poesie als eine redende Malerei betrachtet. Die Malerei stellt durch Figuren und Farben im Raume dar, die Poesie durch artikulirte Töne in der Zeit; folglich sind der eigentliche Gegenstand der Malerei Körper, der Poesie Handlungen, und jene kann Handlungen nur andeutungsweise durch Körper darstellen, diese Körper nur andeutungsweise durch Handlungen schildern. Die eigentlich beschreibende Poesie hat demnach keine Bedeutung, weil sie ihr Ziel doch nicht erreicht. — Die Poesie hat keinen Zweck, als die Schönheit der Darstellung, die um ihrer selbst willen vorhanden ist; ihre Aufgabe ist weder Darstellung der reinen Natur, noch moralischer Ideale, sondern Offenbarung des Ideals der Handlung.

Angriffe des eitlen und intriguanten Professors Klotz in Halle auf den Laokoon veranlaßten Lessing zu den „antiquarischen Briefen", 1768, 69, polemischen Musterschriften, welche zugleich die gründliche antiquarische Gelehrsamkeit Lessing's beurkunden. Gewissermaßen ein Nachtrag dazu war die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet", 1769.

Eine weitere Entwickelung, Erörterung und Anwendung der im Laokoon dargelegten ästhetischen Grundsätze gab Lessing in der bald darauf folgenden „Hamburgischen Dramaturgie", 1767, 68. Sie enthält eine Beurtheilung von 51 zu jener Zeit in Hamburg aufgeführten französischen und deutschen Theaterstücken, bei welcher er darauf ausgeht, für ein nationales Drama Grund und Boden zu gewinnen. Mit der schlagendsten Kritik, welche gestützt ward durch die scharfsinnigsten Erörterungen der Natur des Dramas, insbesondere der Tragödie, deckte er das Falsche der französischen Kunstregeln und die Verkehrtheiten der damals als Meisterwerke bewunderten Schauspiele des Corneille [1]), Voltaire und Anderer auf, zeigte, wie sie des

1) Pierre Corneille, 1606—1684, einer der berühmtesten Drama-

Aristoteles [1]) Kunstregeln, auf welche sie sich beriefen, mißverstanden, stellte ihrer Unnatur und Steifheit Shakspeare's Dramen gegenüber, wobei die eben erschienene Wieland'sche Uebersetzung zu statten kam, wies auf die dramatischen Musterwerke der Alten und auf das Gute spanischer und andrer Dichter hin; selbst der Franzose Diderot (dessen Stücke Lessing 1760 übersetzt hatte) mußte gegen seine Landsleute zeugen. — Die Wirkung des Buches war außerordentlich; es befreiete das deutsche Drama von der Herrschaft des französischen Geschmackes und machte es der Natur wieder zugänglich.

Die Dichtungen Lessing's sind theils vorbereitende Jugendversuche, theils Werke des reifern Alters, welche mit der M. Sara Sampson beginnen. Zu jenen gehören mehrere Lustspiele, freilich noch den gleichzeitigen ähnlich, aber schon durch natürlicheren und lebhafteren Dialog sich auszeichnend, wie: „der junge Gelehrte", 1747, — „der Misogyn", 1748, — „die alte Jungfer", 1749, — „die Juden", 1749, — „der Freigeist", 1749 rc., einige Trauerspiele, ferner „die Kleinigkeiten", 1751: Lieder rc., Fabeln und Sinngedichte, erstere mit satirischer Spitze und, seiner Theorie gemäß, auf die kürzeste Form zurückgeführt, letztere scharf und beißend, aber ohne poetische Bedeutung. Die späteren Dichtun-

---

tischen Dichter der Franzosen. Seinen Ruhm begründete das Trauerspiel „der Cid", 1636, was noch romantische Anklänge enthält, seine folgenden Tragödien: die Horatier, Cinna, Polyeucte, Rodogune, Oedipus, Berenice rc. huldigen dem sogenannten klassischen Geschmack. Er dichtete auch Lustspiele, z. B. der Lügner.

1) Aristoteles, geb. 384 zu Stagira in Macedonien, gest. 322 zu Chalcis auf Euböa, Schüler Plato's, einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands, dessen philosophische, naturwissenschaftliche und historische Schriften im Alterthume und in späterer Zeit in hohem Ansehen standen. Als Aesthetiker galt er besonders bei Franzosen und Deutschen für die größte Autorität.

gen, nur dramatischer Natur, waren praktische Anwendungen seiner poetischen Theorien, denen sie daher auf dem Fuße folgen: M. Sara Sampson, welcher die Schrift „Pope ein Metaphysiker“ vorangegangen war, sucht, im Gegensatze zur französischen Regelrechtigkeit, den Geist der englischen Tragödie nachzuahmen; Minna von Barnhelm folgt auf den Laokoon, Emilia Galotti auf die Hamburgische Dramaturgie; Nathan hing mit der theologischen Polemik zusammen.

In der „Miß Sara Sampson“, 1755, gab Lessing das erste bedeutende Beispiel eines bürgerlichen Trauerspiels, was bald Nachahmung fand, und bediente sich der Prosa, um vorerst zur Einfachheit und Natur zurückzuführen. Bei mancherlei Unvollkommenheiten zeichnet sich das Drama vor allen Stücken jener Zeit aus durch Schilderung wahrer Empfindung und echter Leidenschaft. — Der sentimentale Ton in diesem Schauspiele, der auch in dem kleinen Trauerspiele „Philotas“, 1759, (dessen Inhalt der Opfertod fürs Vaterland) herrscht, findet sich in den spätern Dichtungen Lessing's nicht wieder.

Viel höher steht das ernste Lustspiel

„Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“, 1763 begonnen, 1767 beendigt, im vollen Sinne das erste wahrhaft nationale Drama, indem es der Gegenwart entnommene deutsche Charaktere und Situationen mit einem bedeutenden historischen Hintergrunde darstellt. Zugleich entspricht es in hohem Grade den künstlerischen Anforderungen, man mag die Anlage und Entwickelung der Handlung, oder die Wahrheit der Charakteristik, oder den lebhaften Dialog ins Auge fassen.

„Emilia Galotti“, ein bürgerliches Trauerspiel, 1772, war die Ausführung eines längst entworfenen Planes, dem ursprünglich die Geschichte der römischen Virginia zu Grunde lag, welcher Lessing, um sich der Gegenwart anzuschließen, moderne Beziehungen gab. Es sollte das Drama die Sittenlosigkeit der Höfe und die Verworfenheit

der ihnen nahe stehenden Gesellschaft und die frechen Intriguen derselben, denen der bürgerliche Stand ausgesetzt war, ans Licht ziehen, und der Dichter verlegte daher, um die Aufführung in Deutschland nicht unmöglich zu machen, den Schauplatz der Handlung nach Italien. Die Idee des Dramas ist tief sittlich und echt tragisch: die schlauste Berechnung der Bosheit wird zu Schanden an der sittlichen Kraft, auf welche sie nicht vorbereitet war, weil sie nicht daran geglaubt; indem der Unschuldige das Opfer des Frevels wird, triumphirt die Tugend. — Dazu kann die Emilia in Hinsicht auf künstlerische Organisation, Zeichnung der Charaktere und Sprache für ein Musterbeispiel der dramatischen Gesetze gelten. Dennoch haben manche Beurtheiler, unter ihnen auch Schiller und Fr. Schlegel, sich mit ihr nicht befreunden können; sie hielten den Ausgang für zu herbe und nicht hinreichend motivirt, oder tadelten, daß der Bösewicht nicht genug bestraft werde, oder fanden die Emilia zu kalt in ihrem Verhältniß zu ihrem Geliebten, oder meinten gar, Emilia liebe den Prinzen, und es sei das nicht hinlänglich angedeutet, während andere das Stück gegen alle diese Ausstellungen in Schutz nahmen. Allerdings ist Emilia Galotti knapper und strenger gehalten, als die andern Dramen Lessing's; der Dichter bringt nicht, wie etwa Shakspeare oder Goethe, die Tiefen der Seele schildernd zur Erscheinung, und man möchte allerdings wünschen, daß die Emilia dem Leser befreundeter würde. Aber es mag richtig sein, was man dagegen bemerkt hat, daß diese Mängel weniger bei der Aufführung, für welche das Stück bestimmt war, als bei der Lektüre hervortreten, und es ist wohl ein sicheres Zeichen für die Bedeutsamkeit des Schauspiels, daß es sich bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten hat und mit Vorliebe von den besten Schauspielern gegeben wird. — Mit der einfachen und in strengen Grenzen gehaltenen Emilia wollte Lessing vielleicht auch der bald hereinbrechenden und schon in Gerstenberg's Ugolino sich ankündigenden Hypergenialität der Sturm- und Drang-

periode entgegen treten, welche in Vernichtung aller Regeln die Nachahmung Shakspeare's und das Heil der Kunst suchte.

Größere Fülle und Wärme hat

„Nathan der Weise", ein dramatisches Gedicht, 1779, in fünffüßigen Jamben, denn Lessing wollte darin seinen Ideen von Freiheit des Geistes, Duldung und Menschlichkeit poetischen Ausdruck geben, und das Stück war zunächst mehr für die Lektüre als die Aufführung berechnet. Es ist der Gedanke darin ausgeführt, daß alle drei Hauptreligionen Offenbarungen des Göttlichen enthalten, und daß der Anhänger jeder Gott wohlgefällig werden könne durch innigste Ergebenheit in Gott und aufrichtige Menschenliebe. Das Lehrhafte ist aber so mit der Handlung verschmolzen, daß der poetische Eindruck des Dramas dadurch keineswegs beeinträchtigt wird.

Entwürfe zu dramatischen Dichtungen, unter denen auch ein „Dr. Faust", hat Lessing noch mehrere gemacht, sie sind aber unvollendet geblieben.

So war also Lessing's Thätigkeit hauptsächlich auf das Drama gerichtet, denn wiewohl er das Epos für die höchste Dichtungsgattung hielt, so mußte dies doch als nicht mehr zeitgemäß zurückstehen, und das Drama, welches Idee und Wirklichkeit, Reinmenschliches und Nationales verband, als das vornehmste Mittel erscheinen, um bildend und hebend auf das Volk einzuwirken.

Lessing's theologische Schriften sind meist polemischer Natur und stammen meistens aus den letzten Jahren seines Lebens. Bis dahin hatte er, ohne seine eigne Ansicht hervortreten zu lassen, nur anregend zu wirken gesucht und gewöhnlich die Partei der Angegriffenen genommen. So hatte er das orthodoxe System vertheidigt gegen die rationalistische Theologie, welche Philosophie und Religion vermische, ohne ersterer zu genügen, und der Schrift Gewalt anthue. Anregung zu geben war auch nur seine Absicht — wie das Herder, Claudius und mehre Theo-

logen anerkannten — als er die ersten Wolfenbüttler Fragmente[1]) 1774 herausgab. Obgleich er in der Vorrede erklärte, daß er mit dem Inhalte derselben nicht übereinstimme und hie und da widerlegende Anmerkungen hinzufügte, so ward er doch von mehren Theologen, hauptsächlich vom Pastor Goeze in Hamburg, freilich erst nach einigen Jahren, auf's leidenschaftlichste und lärmvollste angegriffen, was den großen Nachtheil hatte, daß das größere Publikum auf Schriften aufmerksam wurde, welche nur für die gelehrte Welt bestimmt waren und sonst wohl nicht darüber hinausgekommen wären. Gereizt durch die arge Weise, in der man mit ihm verfuhr, gab Lessing noch weitere Fragmente[2]) heraus, welche das positive Christenthum auf die schlimmste und ungerechteste Weise angriffen, — und auch von dem Verfasser, wenigstens was das letztere betrifft, nicht ernstlich gemeint gewesen waren, — und erließ eine Reihe von Schriften, elf an der Zahl, gegen Göze („Anti-Goeze", 1778), welche, geistvoll und kräftig nach Inhalt und Darstellung, als Meisterwerke der Polemik gelten. Er beruft sich darin auf Luther's Geist und das Princip des Protestantismus, wonach geistige Freiheit Niemanden verkümmert, und die weitere Entwickelung der Erkenntniß nicht gehemmt werden dürfe. Die göttliche Offenbarung sei durch die menschliche Vernunft geschehen und zeige sich als eine fortschreitende zur allmählichen Erziehung des menschlichen Geschlechtes. — Das Christenthum sei unabhängig von den Schriften des neuen Testamentes, denn es sei eher da gewesen,

---

1) Von der Duldung der Deisten. — Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln. Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten. Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer. Daß die Bücher des A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

2) Ueber die Auferstehungsgeschichte Christi 1777. — Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger 1778.

als die Apostel schrieben. Er unterscheidet daher zwischen der Religion Jesu und der christlichen Religion. Erstere, wie sie Jesus in Wort und Wandel darstellte, gehe nur hinaus auf echte Humanität, uneigennützige Liebe, welche die Menschen unter einander und mit Gott verbindet, und diese findet er zusammengefaßt in den Worten des Johannes: Kindlein, liebet euch unter einander. („Das Testament Johannis" in dialogischer Form.) Letztere beginne mit den Schriften der Apostel, welche gar vielfältig gedeutet, aber nur aus ihrer innern Wahrheit zu erklären seien.

Durch diese theologischen Streitigkeiten veranlaßt, schrieb Lessing bald darauf: „Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer," 1778, und „die Erziehung des Menschengeschlechtes," 1780, welches letztere Buch, eine Philosophie der Offenbarung, worin diese als eine Erziehung des Menschengeschlechtes dargestellt wird, die Grundlage der spätern Philosophie der Geschichte geworden ist.

Sämmtliche Schriften. Berlin 1771—94 und 1825. 31 Thle. Sämmtliche Schriften herausgegeben von K. Lachmann. Berlin 1839—40. 13 Bde. ꝛc.

Das Drama.

Die ungemeine Roheit, in welche das Schauspiel gerathen war, rief endlich eine Reaktion hervor, welche zunächst zu dem entgegengesetzten Extreme, zur pedantischen Regelrechtigkeit der Form führte, vorerst vielleicht dem einzig möglichen Mittel, um der Verwilderung zu steuern. Da aber bei uns wenig oder gar Nichts von geeignetem Materiale zu finden war, so mußte man seine Zuflucht zu den Franzosen nehmen, worauf schon die ganze Zeitrichtung hinführte, und die Nachahmung derselben in der dramatischen Poesie mochte nothwendig sein, um die Entwickelung derselben anzubahnen. Das Verdienst, dies ins Werk ge-

richtet zu haben, gebührt Gottsched und der talentvollen, strebsamen Schauspielerin Neuber.

Karoline Neuber, geb. Weißenborn, 1692—1760, aus Zwickau, kam 1727 mit einer von ihr und ihrem Manne gesammelten Schauspielergesellschaft nach Leipzig. Sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, einen bessern Geschmack auf der Bühne geltend zu machen und schon an verschiedenen Orten regelmäßige, aus dem Französischen übersetzte Stücke zur Aufführung gebracht[1]). Gottsched schloß sich ihr an, verschaffte ihr die Koncession, und, obgleich sie wie alle damaligen Schauspielertruppen ein Wanderleben führte und auch andere norddeutsche Städte besuchte, so blieb doch Leipzig zehn Jahre hindurch der Hauptort ihrer Wirksamkeit und ward die Bildungsstätte der neueren Schauspielkunst.

Mit dem „Regulus" des Pradon[2]) wurde 1728 der Anfang der neuen Richtung gemacht. Gottsched und seine Anhänger übersetzten französische Tragödien und Lustspiele oder lieferten eigne, diesen nachgebildete Dramen, alle in der Form des Alexandriners. 1731 ward Gottsched's „sterbender Cato" aufgeführt und, obgleich ein zum Theil aus fremden Dichtern mühsam zusammen gearbeitetes steifes Machwerk, mit großem Beifall aufgenommen. — Die auf solche Weise entstandenen Theaterstücke gab Gottsched später, 1740—45, als „deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Exempeln der Alten", in 6 Bänden heraus. Sie enthielt Uebersetzungen fran-

1) Sie blieb auch später ihrem Vorsatze getreu, ging freilich darüber zu Grunde, denn den größeren Theil des Publikums verlangte noch immer nach den alten Hanswurstspielen. — Die Neuber hat auch den Ruhm, daß sie bei ihrer Truppe auf ordentlichen Lebenswandel hielt. Auch sprach sie zuerst die Idee aus, daß das Schauspiel, was man früher nur als ein Belustigungsmittel angekündigt, sittliche Bedeutung haben solle.

2) Pradon, 1632—1698, französischer Trauerspieldichter. Sein bekanntestes Werk war der „Regulus". Er dichtete auch eine „Phädra", um mit Racine zu rivalisiren, was ihm schlecht gelang.

zösischer Stücke mit Dramen von ihm („Cato", „Agis", „Pariser Bluthochzeit"), seiner Frau, Elias Schlegel und einigen Andern. In den ersten Jahren war indessen der Vorrath der regelrechten Stücke noch gering und reichte nicht aus; auch war das Publikum zu wenig gebildet, um beständig sich dadurch unterhalten zu lassen; man sah sich daher noch oft genöthigt, zu den alten Haupt- und Staatsaktionen, welche man freilich zu bessern bemüht war, zu den Harlekinstücken und improvisirten Komödien seine Zuflucht zu nehmen. Allmählich aber ward doch der rohe Geschmack überwunden. 1737 wurde, um symbolisch anzudeuten, daß die Roheit von der Bühne verbannt sei, in einem Vorspiel Gericht über Harlekin gehalten, derselbe verdammt und auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Man hat es Gottsched zum Vorwurfe gemacht, Lessing und Möser [1]) insbesondere ließen sich darüber aus, daß er mit dem Hanswurst das volksthümliche Element von der Bühne verbannt; es hätte veredelt, nicht vertilgt werden müssen. Indessen das hatte man seit längerer Zeit hie und da vergebens versucht, in jeder Gestalt und unter jedem Namen war der alte Hanswurst wieder mit aller Roheit zum Vorschein gekommen.

Da die Bühne nun einen neuen Aufschwung genommen, so mehrte sich die Zahl der dramatischen Dichter bedeutend, und großentheils waren es wissenschaftlich gebildete Schauspieler, welche Theaterstücke lieferten, die freilich selten poetischen Werth hatten, aber doch beitrugen, der Bühne aufzuhelfen und das Errungene festzuhalten. Der Stoff der ernsten Stücke war meistens der griechischen und römischen Sage oder Geschichte entnommen.

---

1) Justus Möser, geb. 1720 zu Osnabrück, gest. 1794 als Geh. Justizrath, berühmter Geschichtschreiber und Volksschriftsteller. Seine bedeutendsten Werke sind: „Osnabrückische Geschichte" und „Patriotische Phantasien", letzteres eine Sammlung von Aufsätzen, welche er von 1767—82 zum Osnabrücker Intelligenzblatt geliefert hatte.

So war denn die seit länger als hundert Jahren durch die englischen Schauspieler herrschend gewordene und nach ihnen benannte englische Manier der französischen gewichen, und damit statt des volksthümlichen das gelehrte Drama zur Herrschaft gekommen.

Auch die Oper hatte aufgehört. Gottsched hatte mit aller Macht dagegen geeifert, weil sie nicht der Natur gemäß sei. Indessen war sie mehr durch eigne Erschöpfung, als durch Gottsched's Bekämpfung zu Grunde gegangen. An ihrer Statt kam das Schäferspiel wieder auf und ward bei dem Publikum und den Schauspielern beliebt, weil es durch Flitter- und Zauberwerk, das sich darin anbringen ließ, für den Glanz der Oper einigermaßen entschädigte. Gottsched war mit seiner „Atalanta" (in der Schaubühne) auch hierin vorangegangen, weil er nach seiner Theorie, der zufolge alle drei Stände im Drama vertreten sein sollten, einer Gattung für das Landvolk bedurfte. Er fand bald Nachfolger: Rost lieferte: „Der versteckte Hammel oder die gelernte Liebe", 1743, Gärtner: „Die geprüfte Treue", 1744, Gleim: „Der blöde Schäfer", 1745, Mylius: „Die Schäferinsel", 1749, selbst Gellert dichtete ein paar Schäferspiele: „Das Band", 1744, und „Sylvia", 1745; später folgten noch Pfeffel, Geßner und Andere.

Gellert dichtete auch einige Lustspiele, von denen zwei seinen gleichbetitelten Erzählungen entsprachen: „Die Betschwester", 1745, „die kranke Frau", 1748, und „das Loos in der Lotterie", 1748. Mit seinen „zärtlichen Schwestern", 1748, führte er die rührende Komödie bei uns ein, welche vielen Beifall fand und lange kultivirt worden ist. Sie gab sentimentale Familiengemälde und hatte doch nationale Färbung.

Gottsched's Ansehen sank in der Fehde mit den Schweizern; selbst auf der Bühne, welche er gehoben, ward er verspottet. Aber sein Geschmack blieb herrschend, und die für die Bühne schreibenden Dichter, größtentheils aus seiner Schule hervorge-

gangen, blieben den französischen Theorien treu. Unter ihnen waren einige nicht unerhebliche Talente, welche sich mit großem Eifer auf das Drama warfen; aber fast alle starben zu früh, um sich völlig entwickeln zu können. Was sie hervorbrachten, ist zum Theil nicht ohne künstlerische Komposition und edle Haltung, aber meistens kalt, ohne Leben, breit und durch den moralisirenden Ton noch ermüdender. Der Bedeutendste von ihnen ist unstreitig

Joh. Elias Schlegel (s. oben). Seine ersten Versuche waren einige dem Euripides[1]) entnommene Trauerspiele: „Dido", „Hekuba" (die Trojanerinnen), „Orest und Pylades" (die Geschwister in Taurien). Darauf behandelte er nationale Stoffe, wie „Hermann", 1743, und „Canut", 1746. Seine Lustspiele: „Der gute Rath", — „die stumme Schönheit", — „der Triumph der guten Frauen" 2c., enthalten freilich nur alltägliche Geschichten, mit gutmüthigem Humor dargestellt, übertreffen aber alles Aehnliche der damaligen Zeit.

Kurz darauf folgten die Jugenddramen Lessing's, von welchen er die ersten für die Leipziger Bühne schrieb: „Der junge Gelehrte", 1747, Spott über pedantische Gelehrsamkeit und Eitelkeit der Gelehrten, — „der Misogyn", 1748, — „die Juden", 1749, welchen schon eine ähnliche Idee, wie im Nathan, zu Grunde liegt, — „der Freigeist", 1749, gegen geistlose Aufklärer, — „der Schatz", 1750. Die beiden letztge-

1) Euripides, 480—406 vor Christo, der dritte der griechischen Tragiker, (1. Aeschylos, 2. Sophokles) schildert in seinen Helden wirkliche Menschen und weiß auf ausgezeichnete Weise Leidenschaften zu malen. Er schrieb nach einigen Angaben 75, nach andern sogar 123 Stücke, von welchen nur 17 uns erhalten worden sind: „Orestes" — „Medea" — „Hekuba" — „Hippolytos" — „Andromache" — „Die Phönissen" — „Iphigenia in Aulis" — „Iphigenia in Tauris" — 2c.

nannten erhielten sich am längsten auf der Bühne. Bedeutenden Einfluß konnten diese Versuche noch nicht äußern, da sie noch wenig von der hergebrachten Weise abwichen.

Gleichzeitig schrieb auch

Christian Felix Weiße (s. oben) für die Bühne und versuchte sich in allen dramatischen Gattungen, ohne etwas Hervorragendes zu leisten. Er bemühte sich zwar der Handlung und den Charakteren größere Mannigfaltigkeit zu geben, aber die französische Steifheit konnte er nicht überwinden, wenngleich er sich dem englischen Drama zu nähern suchte. Am schwächsten sind seine Trauerspiele, in welchen die Handlung häufig unmotivirt, und die Charaktere unnatürlich sind. Er begann mit dem Lustspiele: „Die Matrone von Ephesus", 1751, dem später mehre folgten, wie „die Poeten nach der Mode" (eine Satire auf die Anhänger Klopstock's), 1759, — „die Haushälterin", 1763, — „Amalia", 1766, ꝛc. — Der Mangel an dramatischen Erscheinungen bewog ihn, Tragödien zu schreiben, um die Bühne zu versorgen: „Eduard III.", 1759, — „Richard III.", 1759, — „die Befreiung von Theben", 1764, — „Atreus und Thyest", 1766, — „Romeo und Julie", 1768, — „Jean Calas", 1780, ꝛc. Die ersten beiden sind noch in Alexandrinern, die folgenden in Jamben, die beiden letzten, bürgerliche Trauerspiele, in Prosa abgefaßt. Durch Lessing's Kritik zu der Ueberzeugung gebracht, daß er für die tragische Dichtung nicht befähigt sei, kehrte er zum Singspiele zurück, womit er schon 1752, zum großen Verdruß Gottsched's, in der komischen, dem Englischen nachgebildeten Oper „der Teufel ist los" den Anfang gemacht hatte, und lieferte seit 1767 eine Reihe meistens dem Französischen entlehnter Singspiele: „Der Dorfbalbierer" (schon früher, 1759), — „Lottchen am Hofe", 1767, — „die Liebe auf dem Lande", 1768, — „die Jagd", 1770, — „der Erntekranz", 1771, welche, getragen durch die gefälligen Kompositionen Hiller's,

außerordentliche Beliebtheit erlangten — manche Lieder aus ihnen gingen ins Volk über und sind zum Theil noch heute bekannt — und Veranlassung gaben, daß, trotz des unablässigen Eiferns Gottsched's dawider, die Oper von neuem auf der Bühne heimisch ward. Mehrere Dichter, wie Engel, J. B. Michaelis, Jacobi, Gotter, Musäus, Wieland rc. setzten sie fort bis in die Zeit Goethe's, der sich selbst noch daran betheiligte.

Während der Wirksamkeit Weiße's traten zwei vielversprechende Dichter, Cronegk und Brawe hervor, welche leider zu früh starben, um Bedeutendes leisten zu können.

Ersterer (s. oben) gewann mit seinem Trauerspiele „Codrus“, 1757, den von Nicolai ausgesetzten Preis. Ein zweites Trauerspiel „Olint und Sophronia“ ist stark moralisirend. Er schrieb auch einige Lustspiele.

Joachim Wilh. v. Brawe, geb. 1738 zu Weißenfels, starb 1758, als er eben zum Regierungsrath in Merseburg ernannt worden war. Seine Trauerspiele „der Freigeist“, 1757, in Prosa und „Brutus“, 1758, in Jamben abgefaßt, verrathen mehr Neigung für's englische Drama und den Einfluß der zwei Jahre vorher erschienenen Miß Sara Sampson. Der „Freigeist“ mußte vielleicht eben deßhalb bei der Preisbewerbung hinter dem ganz französisch gehaltenen „Codrus“ zurückstehen.

Hin und wieder war allerdings schon erkannt worden, daß die Nachahmung des französischen Dramas unzulänglich sei, um dem deutschen Schauspiele aufzuhelfen; Italiener und Engländer sollten bessere Muster für uns sein. Aber mit der bloßen Nachahmung fremder Vorbilder gewann man Nichts, so lange man die volksthümliche Grundlage außer Acht ließ. Den Grundsatz, daß dem Drama vor Allem das nationale Element nicht fehlen dürfe, entwickelt, zur Geltung gebracht und realisirt zu haben, ist das Verdienst Lessing's, „mit dem daher die Entwicklung des neuen Dramas beginnt.“ Er hatte zwar, seit er 1750 mit My-

lius die „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" herausgegeben und „die Gefangenen" und „den Schatz" (Trinummus) des Plautus übersetzt, Nichts geschrieben, was unmittelbar Beziehung zum Theater hatte, aber dennoch dasselbe nicht aus den Augen verloren. Früher ebenfalls in französischem Geschmack befangen, hatte er seine Ideen über das Wesen der Kunst und des Dramas nach und nach berichtigt und sich schon bedeutend von der Gottsched'schen Schule entfernt. Mit der Miß Sara Sampson, 1755, (zuerst aufgeführt in Leipzig im April 1756), in welcher er das englische Schauspiel zum Vorbilde hatte, trat er ganz aus der Herrschaft der französischen Theorie heraus und leitete das Drama aus den steifen Kreisen der abstrakten Fürsten und Heroen in die bürgerliche Welt voll individueller Gestalten mit wahrem Gefühl und wirklichen Leidenschaften, zugleich den Alexandrinerpathos mit der prosaischen Rede vertauschend. Was an dieser Dichtung sich auch mag tadeln lassen, Unvollkommenheiten in der künstlerischen Organisation, theilweise Unbeholfenheit, moralisirende Breite, so hat es doch Epoche machend gewirkt und den ersten wesentlichen Schritt zur Neugestaltung des deutschen Schauspiels gethan.

Das bürgerliche Trauerspiel ward jetzt für längere Zeit herrschend und mochte das beste Mittel sein, von dem geschrobenen heroischen Pathos wieder zur Natur zu gelangen. Auch hielt es schwer, einen heroischen Stoff zu finden, der sich volksmäßig behandeln ließ. Aber da das Großartige, Gewaltige ausgeschlossen war, so lag die Gefahr nahe, daß das bürgerliche Drama, welches, der Richtung der Zeit gemäß, einen immer sentimentalern Charakter annahm, es sich zur Aufgabe nehmen würde, das alltägliche Leben zur Erscheinung zu bringen und daher oft in Plattheit und Trivialität sich verlieren, was die spätere Geschichte des Dramas bestätigt.

Nach einigen Jahren, noch während des Krieges, brachte Lessing seinen mit kriegerischem Geist geschriebenen Philotas,

1759, und übersetzte Diderot's „Hausvater“ und „Natürlichen Sohn“, 1760, wodurch dem bürgerlichen Schauspiel neuer Vorschub geleistet ward.

Durch seine Studien zu den Literaturbriefen und dem Laokoon in seiner künstlerischen Einsicht immer klarer geworden, zeigte Lessing in der „Minna von Barnhelm“, (1763) 1767, den bedeutendsten Fortschritt in der dramatischen Kunst, indem er in dieser Dichtung nicht allein ein musterhaft gebautes, hinsichtlich der Charakterzeichnung vortreffliches, fließend und natürlich dialogisirtes, sondern zugleich echt deutsches Schauspiel gab, welches in die unmittelbare Gegenwart eingriff. Es machte daher, besonders in Berlin, den außerordentlichsten Eindruck und rief eine Menge Soldatenstücke hervor.

Kurz darauf that Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“, 1767 und 68, den Hauptschlag zur Vernichtung der Herrschaft der französischen Drama-Theorie, indem er auf das überzeugendste die Verkehrtheit derselben und der nach ihr gebildeten Dramatiker nachwies. Er hob zugleich das Gute anderer ausländischen Bühnen hervor und entwickelte die begründetsten Ansichten über das Wesen der dramatischen Kunst. Seine „Emilia Galotti“, 1772, zu welcher er schon längst den später veränderten Plan gemacht hatte, führte seine dramatischen Grundsätze praktisch aus und stellte mit dem spätern, aus ganzer Seele herausgedichteten „Nathan dem Weisen“, 1779, bis dahin völlig unerreichte und später nur von wenig Dichtern übertroffene Muster dar.

Bedeutenden Vorschub leistete dem Aufschwunge des Dramas die Leipziger Bühne, welche durch die Anstrengungen der Neuber die erste in Deutschland ward, welche künstlerische Bedeutung bekam; und wiederum veranlaßten die Fortschritte des Dramas, daß die Schauspielkunst rasch zur Blüthe gelangte. Die Leipziger Bühne ward freilich durch den Krieg für mehre Jahre unthätig; aber Zöglinge derselben, Schönemann und

Koch, gründeten neue Truppen, mit welchen sie in Schwerin, Hamburg, Lüneburg ꝛc., später wieder in Leipzig und andern Orten Norddeutschlands auf längere oder kürzere Zeit ihr Theater aufschlugen. Später faßte Ackermann, der Stiefvater des nachher so berühmten Schauspielers Friedr. Ludw. Schröder, für einige Jahre in Hamburg festen Fuß, wo 1767 das erste stehende deutsche Nationaltheater gegründet ward, was sich aber nur bis 1769 hielt. Um die weitere Ausbildung der Schauspielkunst erwarb sich durch Wiederherstellung der wirklichen Natur in der Darstellung die größten Verdienste Eckhof, ein Freund Lessing's, und durch diesen geistig gefördert. Konrad Eckhof, geb. 1720, Sohn eines armen Stadtsoldaten in Hamburg, ward Schreiber bei einem Postbeamten daselbst, darauf bei einem Advokaten in Schwerin. Durch Lektüre einigermaßen gebildet, ward er aus wirklichem Drange, der ihn seit seiner Kindheit beseelt, Schauspieler unter Schönemann, bei dem er 17 Jahre blieb, schloß sich dann der Koch'schen, nachher der Ackermann'schen und endlich der Seyler'schen Gesellschaft an, bis er 1775 künstlerischer Direktor der neu errichteten Bühne in Gotha ward, wo er 1778 starb. Er war als Mensch eben so achtungswerth, als in künstlerischer Hinsicht.

Aus Eckhof's Schule gingen manche später bedeutende Schauspieler hervor, wie Beil, Beck, Iffland. Letzterer machte die Bühne Mannheims berühmt und übernahm darauf die Direktion des Theaters in Berlin, wo Unzelmann und Fleck sich hervorthaten. In Hamburg wirkte Fr. Ludw. Schröder, welcher 1771 an die Spitze der Ackermann'schen Gesellschaft getreten war, mit wahrhaft künstlerischem Sinn; durch ihn gebildet, halfen ihm seine Stiefschwestern Dorothea und Charlotte, Reinecke ꝛc., besonders Brockmann, die Tragödien Shakspeare's in Aufnahme bringen, in dessen Rollen er glänzte.

In der Zeit, als in Leipzig das regste Treiben war, um der Bühne eine edlere Gestaltung zu geben, herrschte in den andern

großen Städten noch die größte Geschmacklosigkeit in den dramatischen Aufführungen. In Berlin ward erst 1766 der Hanswurst verbannt; die Vorliebe des Königs für französische Kunst war dem deutschen Schauspiele hinderlich. In manchen Orten, selbst in Hamburg, mußte man, nachdem schon Reformen versucht waren, noch öfter aufs neue zu Harlekindarstellungen, Balletten, sogar Luftspringern seine Zuflucht nehmen, weil das Publikum anfangs den regelmäßigen Stücken zu wenig Theilnahme schenkte. In den Residenzstädten beeinträchtigten die französischen Schauspiele und italienischen Opern das deutsche Theater, für welches die Fürsten lange kein Interesse gewinnen wollten, und hie und da hatte es Kämpfe mit der ihm feindlichen Geistlichkeit zu bestehen. Nach und nach aber bekam doch der gebildete Geschmack die Oberhand in Hamburg, Weimar, Gotha, Berlin und andern norddeutschen Städten. Länger hielt die Geschmacklosigkeit in Süddeutschland an. In Wien waren noch immer die tollen Burlesken, welche man größtentheils improvisirte, beliebt; dazwischen gab man auch ernste Stücke, aber mit steter Einmischung der lustigen Person (Bernardon). Einige Reformversuche waren fruchtlos geblieben, bis es in den Jahren 1765—70 dem Regierungsrath und Professor Sonnenfels (1733—1817), einem um die Bildung Oesterreichs hochverdienten Manne, nachdem er zum Theater-Censor ernannt worden war, mit den nachdrücklichsten Unterstützungen der Maria Theresia, (später wandte Kaiser Joseph dem Theater seine Aufmerksamkeit zu und suchte es zu fördern), gelang, die Roheit von der Bühne zu verbannen und gebildete Schauspiele einzuführen. Unter den dramatischen Dichtern, welche dadurch angeregt wurden, ist der bedeutendste

Cornel. Herm. v. Ayrenhoff, geb. 1733 zu Wien, machte als Officier den siebenjährigen Krieg mit, avancirte bis zum Feldmarschallieutenant und starb 1819. Er war französisch gebildet und ein Gegner der Shakspeare'schen Dichtung. Er schrieb

Trauerspiele: „Hermanns Tod", 1768, — „Kleopatra und Antonius" 2c. und Lustspiele: „der Postzug oder die nobeln Passionen", 1769, — „die große Batterie", 1770, — „die gelehrte Frau", 1776, 2c. in französischem Geschmacke.

Etwa um dieselbe Zeit wurden auch in Prag und den übrigen großen Städten Süddeutschlands, in München, Mannheim, Brünn, Gratz 2c. die Bühnen-Reformen durchgeführt, und etwa um 1770 war die äußerste Roheit überall verschwunden.

Längere Zeit aber dauerte es noch, bis Lessing's Ideen allgemeine Anerkennung und Anwendung fanden. Dramatische Dichter gab es schon in Menge, aber außer Lessing keinen von hervorragendem Talente. Der Geschmack schwankte hin und her, bald näherte man sich den Engländern, bald nahm man noch französische Dramen zu Mustern; besonders beliebt war das sentimentale Familiendrama geworden. Wenn die deutschen Stücke nicht ausreichten, nahm man zu Uebersetzungen französischer, englischer, dänischer (Holberg), italienischer (Goldoni) [1]) seine Zuflucht. Wo man dem französischen Geschmacke nicht mehr huldigte, erschien das Drama in prosaischer Rede; hie und da wurde schon der fünffüßige Jambus angewandt, welcher jedoch erst mit Lessing's Nathan für das ernste Schauspiel herrschend wurde. Als aber das französische Regelwesen fast allgemein beseitigt, und Shakspeare's Bedeutsamkeit anerkannt worden war, da drohte eben von dieser Seite her der Kunst neue Gefahr, indem eine Menge jugendlicher Dichter der Genialität des englischen Dramatikers sich zu nähern meinte, wenn sie Maß und Regel verachtete. Indeß auch dieser Irrthum ward überwunden, und die

---

1) Ludwig v. Holberg (1684—1754), ein Norweger, Begründer der neuern dänischen Literatur. Er schrieb über 30 Schauspiele und Komödien, welche frisches Leben athmen und volksthümlichen Charakter tragen.

Carlo Goldoni, 1707—1793, berühmter italienischer Lustspieldichter.

vollkommnere Schönheit entstand, als man für den edlern Stoff auch wieder die schöne Form gefunden hatte.

Der Roman.

An Romandichtungen waren die letzten fünfzig Jahre nicht reich. Die frühesten Erscheinungen dieser Art sind schon in der vorigen Periode berücksichtigt, die wenigen spätern gehören einer Gattung an, welche sich erst in der folgenden recht entwickelt, weßhalb sie am passendsten im nächsten Abschnitt ihren Platz finden.

Siebente Periode.

Von 1770 bis zur Gegenwart.

Erster Abschnitt.

Von 1770 bis nach 1800.

Höchste Blüte der Poesie. Herder. Goethe. Schiller.

I. Vorbereitung. Herder.

Der in der vorigen Periode erwachte reformatorische Geist entwickelte sich um so gewaltiger und stürmischer, je verkehrter und unnatürlicher die politischen und socialen Verhältnisse waren, deren Druck auf dem größten Theile der Nation lastete. Alles, was früher, als geheiligt durch Autorität und Konvenienz, über den Maßstab der Vernunft erhaben und unantastbar gewesen war, Staat und Kirche, ward, wie jedes Gebiet des geistigen Lebens, der schärfsten Kritik unterworfen und das Unnatürliche, Rechtswidrige und Sinnlose darin schonungslos aufgedeckt. Natur und Wahrheit wollte man wiedergewinnen, und, da sie aus allen Verhältnissen entschwunden, mit dem Bestehenden

brechen und die Kulturzustände gleichsam wieder von vorn anfangen — und so entstand eine Revolution, ähnlich der Lutherschen Kirchenreformation, nur daß sie nicht, wie jene, aufs kirchliche und religiöse Gebiet sich beschränkte, sondern über das ganze geistige Leben sich ausdehnte, dessen moderne Gestaltung sie bedingt hat. Von Frankreich war sie hauptsächlich ausgegangen; aber während sie hier neue Irrthümer erzeugte und unlautere Elemente in sich aufnahm und daher zunächst die schrecklichsten Erscheinungen hervorrief, verlor sie in Deutschland bald den frivolen und gewaltthätigen Charakter und ward zu einem heilig ernsten Kampfe gegen Unwissenheit, Aberglauben und Vorurtheil, gegen Unsittlichkeit und Geisteszwang. Einige deutsche Fürsten schlossen sich der Bewegung an, deren Namen um so heller glänzen, je weniger ihrer sind: der edle Kaiser Joseph II. suchte in die Fußtapfen Friedrichs des Großen zu treten, und unter den kleinern Fürsten ragen der Markgraf Friedrich von Baden und der Kurfürst Joseph Emmerich von Mainz durch Förderung alles Edlen hervor.

Immer kräftiger entwickelte sich daher die frei gewordene Wissenschaft; die Philosophie Kant's entfaltete ihren Tiefsinn und ward bald fruchtbar auch auf andern Gebieten des Wissens (Fichte), und Namen wie Joh. Müller, Schlözer, Spittler, Heyne, G. Forster, Reinhard [1]) rc. gehören in diese Zeit.

---

1) Immanuel Kant, geb. 1724 zu Königsberg, Professor daselbst, gest. 1804, berühmtester Philosoph Deutschlands. Hauptwerke: „Kritik der reinen Vernunft“, 1781, — „Kritik der praktischen Vernunft“, 1787, — „Kritik der Urtheilskraft“, 1790.

Joh. Gottlieb Fichte, 1762—1814, Professor der Philosophie in Jena, dann in Berlin. Seine „Reden an die deutsche Nation“, 1808, trugen viel zur Erhebung Deutschlands bei.

Johannes (v.) Müller, geb. 1752 zu Schaffhausen, gest. als Staatsrath und Generaldirektor des Unterrichts in Kassel 1809. Scharfsinniger Geschichtsforscher: „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft“,

Das in der Poesie durch Klopstock, Wieland und Lessing neu erwachte Leben trieb ebenfalls einer immer weitern Entfaltung entgegen. Die höchste Aufgabe war noch nicht gelöst; des Widerspruchs des Idealen und Realen war man sich bewußt geworden, aber noch hatte man nicht vermocht, ihn völlig aufzuheben. Klopstock konnte das Reale nicht bewältigen, Wieland das Ideale nicht erreichen, Lessing mangelte der lyrische Schwung. Die Poesie litt an mancherlei Gebrechen: die lehrhafte Richtung war noch nicht überwunden; die fremden, besonders antiken Elemente noch zu wenig in deutsche verwandelt; die Form überwog noch mit ihrer Ueberkünstlichkeit und ließ das unmittelbare Gefühl, das frische Leben nicht zur völligen schönen Erscheinung kommen.

Am Ausgange der siebziger Jahre wirkte der revolutionäre Geist, welcher Deutschland durchzog, plötzlich zündend bei einer Menge poetisch begabter Jünglinge, vornehmlich in der Gegend

---

1786—1808, — „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten", 1810.

Aug. Ludw. (v.) Schlözer, 1735—1809, Professor der Geschichte und Politik in Göttingen. In seinem politischen Journale „Briefwechsel", später „Staatsanzeiger" genannt, 1775—84, herrscht die kühnste Freimüthigkeit.

Ludwig Timotheus v. Spittler, geb. 1752 zu Stuttgart, gest. 1810 als würtembergischer Staatsminister, nachdem er von 1779—97 Professor in Göttingen gewesen war. Freisinniger Geschichtschreiber: „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche", 1782, — „Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten", 1793—94.

Christian Gottlob Heyne, 1729—1812, seit 1763 Professor der klassischen Philologie in Göttingen.

Joh. Georg Adam Forster, 1754—1794, Reisegefährte des Weltumseglers Cook, Bibliothekar und Professor in Mainz, schloß sich der französischen Revolution an und fand sich bitter getäuscht. Vielseitiger klassischer Schriftsteller: „Ansichten vom Niederrhein", 1791—94, u. s. w.

Franz Volkmar Reinhard, 1753—1812, zuletzt Oberhofprediger in Dresden, ausgezeichneter Kanzelredner.

des Mittelrheins und brachte eine stürmische Bewegung, einen Zustand der Gährung hervor, welche, obgleich zuerst manches Trübe und Unfertige zeigend, die Gestaltung der vollendetern Kunst vorbereitete. Man nennt diese Zeit, in welcher diese sogenannten Original- oder Kraftgenies mit der Vergangenheit abschlossen und unruhvoll das geahnete Ideal der Kunst und des Lebens suchten, die Sturm- und Drangperiode (von ca. 1770 bis ca. 1784), zu welcher Bezeichnung ein Drama Klinger's „Sturm und Drang" Veranlassung gab. Hamann, Herder, Goethe, Klinger, Lenz, Wagner, Lerse, Merck, Lavater, Heinrich Jung, Fr. H. Jacobi, Fr. (Maler) Müller, die beiden Stolberge, Schubart, Schiller sind die Bekanntesten, von welchen die Bewegung ausging, oder die sich ihr anschlossen.

Der Grundcharakter derselben ist das ins Extrem gesteigerte Selbstbewußtsein, der Drang nach unbegrenzter individueller Freiheit, oder die maßlose Subjektivität in geistiger und socialer Beziehung. Die allgemeine Losung war daher Natur, Originalität, Genie. Kein Regelzwang sollte mehr einengen, das Genie, das Jeder in sich zu verspüren meinte, sollte sich selbst die Regel sein. In Shakspeare, Ossian, Homer und der orientalischen Poesie des alten Testaments glaubte man die echte Ur- und Naturpoesie, die Dichtung des genialen Dranges zu finden, mit der Nichts, was die Kunst im Bewußtsein der Regel geschaffen, zu vergleichen sei. — Konnte man aber auch auf geistigem Gebiete die Schranken einreißen, im Leben konnte man sie nicht hinwegräumen und fühlte sich von ihnen aufs unbehaglichste beengt. An Thaten, in welche man hätte eingreifen können, fehlte es der Zeit; man wollte Großes und wußte nicht, wie es zu realisiren, und es entstand daher ein phantastischer Drang, der sich seines Zieles nicht klar bewußt war, und ein trotziger Unmuth, der sich in vielen dichterischen Versuchen, besonders den häufigen Bearbeitungen der Faustsage und dem Goethe'schen Prometheus ausspricht.

Wenngleich dies der allgemeine Charakter der Originalgenies ist, so erscheint er doch bei den einzelnen auf die mannigfachste Weise modificirt, und bald gemäßigter, bald maßloser. Die meiste Besonnenheit zeigte von Anfang an Goethe, dessen „Götz", 1772, diese Periode eröffnet; am kräftigsten regt der Sturm und Drang sich in Schiller's „Räubern", 1780, und „Kabale und Liebe", 1783, womit sie zugleich zu Ende geht. Manche jener Jünglinge, welche in ihrem Geiste und Charakter kein Gegengewicht gegen die extreme Richtung fanden, verirrten sich auf völlig falsche Bahnen; sie geriethen in unbegrenzte Eitelkeit und reformatorische Sucht; einige verwarfen alle Wissenschaftlichkeit, kündigten aller äußern Sitte den Krieg an; ja sie zerfielen zum Theil mit dem Leben und gingen zu Grunde. Die kräftigeren und besonnenern Geister aber fanden, nachdem sie frei ihre Schwingen regen gelernt, Maß und Beschränkung, welche die schöne Form auferlegt, wieder, und in wahrer Schönheit glänzten ihre spätern Schöpfungen. Die Sturm- und Drangperiode ist also die unmittelbarste Vorbereitung auf die Blütezeit unserer Literatur. Aber ihre Erzeugnisse sind auch an sich nicht alle bedeutungslos. Mochte sie viel Formloses und, da man eben im Suchen nach reiner Natur die Natur verfehlte, viel Ungeheuerliches erzeugen, es treten uns auch Werke entgegen, welche trotz mancher Auswüchse wegen ihrer Kraftfülle noch heute ansprechen. Der größte Segen aber jenes Strebens bestand darin, daß auf Natur und Wahrheit zurückgeführt, und die Autorität falscher Regeln gänzlich vernichtet ward; daß man auf die reinsten Quellen, an welchen sich die Poesie stets erfrischen und neu beleben kann, auf Homer, Shakspeare und die Volkspoesie hinwies.

Besonders bemächtigten sich die Originalgenies des Dramas, weil sie darin am vollständigsten sich aussprechen und dadurch am wirksamsten zu werden hoffen konnten; nur wenige bearbeiteten den Roman. Häufig aber sind die Selbstbiogra-

phien, welche von der Vorliebe für psychologische Betrachtungen und Beschäftigungen mit der eignen Person zeugen.

Straßburg und Frankfurt waren die Hauptorte des kraftgenialischen Treibens, und die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, durch J. G. Schlosser [1]) und J. H. Merck 1772 begründet, die „Frankfurter deutsche Encyklopädie“ und zum Theil auch „das deutsche Museum“, 1776, die Organe desselben. Gegner fanden sich bald, der Hamburger Goeze von der einen, Nicolai, Weiße zc. von der andern Seite; indessen wenngleich ihre Angriffe zum Theil nicht unbegründet waren, so konnte doch ihre nüchterne Verständigkeit gegen den neuen Geist nicht mehr aufkommen. Klopstock, meistens auch Wieland und Lessing verhielten sich passiv, letzterer wenigstens hinter dem Sturme künftige Klarheit ahnend.

1. Eröffnet wird die neue Periode durch

Herder;

da aber auf dessen Anschauungen Hamann den größten Einfluß hatte, und überhaupt von diesem die erste Anregung zu den Ideen der Genieperiode ausging, so muß vorher seine Geistesrichtung kurz angedeutet werden.

Joh. Georg Hamann ward 1730 zu Königsberg geboren und studirte daselbst fünf Jahre lang dem Namen nach, erst Theologie, dann Jurisprudenz, eigentlich aber nur Literatur und schöne Wissenschaften. Dann ging er nach Rußland, bald als Hauslehrer, bald in Handelsgeschäften thätig, in keinem Verhältnisse lange ausdauernd, machte Reisen nach England, kehrte nach Rußland zurück, ging wieder nach Königsberg und

---

[1]) J. G. Schlosser, 1739—99, Goethe's Schwager, Syndikus in seiner Vaterstadt, Frankfurt a. M.

studirte orientalische Sprachen, ward darauf, da seine Mittel erschöpft waren, und er auf eine sichere Stellung bedacht sein mußte, Schreiber und Uebersetzer und bekleidete über 20 Jahre untergeordnete Aemter, zuletzt das eines Packhofsverwalters, ward 1787 mit Pension entlassen und starb auf einer Reise zu G. H. Jacobi und der Fürstin Gallizin bei der letztern in Münster 1788. — Von seinen Verehrern wurde er der Magus in Norden genannt.

Hamann war eine geniale Natur, in welcher das Gemüth vorwaltete. Sein tiefer, ideenreicher Geist war bei seinen ungeordneten mannigfachen Studien nicht zu harmonischer Entwickelung gelangt, daher die Unklarheit und die Widersprüche seines Charakters und seiner zahlreichen kleinen Schriften, welche theils die wechselnde Stimmung des Verfassers verrathen, theils so dunkel sind, daß seine Freunde sie nicht verstanden. Er ging von der Idee aus, welche nicht Resultat der Spekulation, sondern Ergebniß seines ganzen Wesens war, daß nicht durch die Thätigkeit der vereinzelten Geisteskräfte, sondern nur durch ihr harmonisches Zusammenwirken die Wahrheit erkannt und Großes geleistet werden könne. Die Vernunft in ihrer gesonderten Thätigkeit galt ihm nichts, die Originalität der Natur, das Genie mit seinen unmittelbaren Anschauungen alles. Dieser kann Jeder theilhaft werden, welcher die Bedeutung und den geheimen Sinn, den alle Erscheinungen der Natur haben, zu fassen sucht. Die Poesie ist eine Offenbarung des göttlichen Geistes, daher die älteste und ewige Sprache der Menschheit. In ihrer Kindheit war sie am empfänglichsten für diese Offenbarung, daher sind im alten Testamente die Elemente vollendeterer Naturdichtung enthalten, als selbst in Homer und Shakspeare, welche er sonst als ursprüngliche Geniedichter hochschätzte. — In der Religion kann nur der Glaube gelten, welcher so wenig der Gründe bedarf, als die Sinne bei ihren Wahrnehmungen. Seine Polemik war daher sowohl gegen den Rationalismus und die Auf-

klärungsphilosophie als gegen das orthodoxe System gerichtet. — „Sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publikums, zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween“, 1759, — „Golgatha und Scheblimini! von einem Prediger in der Wüsten“, 1784, — „Sibyllinische Blätter des Magus in Norden“, 1819 ꝛc. ꝛc.

Johann Gottfried (v.) Herder wurde den 25. Aug. 1744 in Mohrungen in Ostpreußen geboren und war der Sohn eines armen Schullehrers. Nachdem er eine gedrückte Knabenzeit durchlebt hatte, ward er Schreiber und Famulus des Predigers Trescho, welcher ihn weiter unterrichtete, und dessen Bibliothek er fleißig benutzte. Hier ward er 1762 mit einem russischen Regimentswundarzt bekannt, der sich erbot, ihn mit nach Königsberg zu nehmen, die Chirurgie erlernen und später in Petersburg Medizin studiren zu lassen. Herder nahm den Vorschlag mit Freuden an, nicht aus Neigung für jenes Fach, sondern um aus seiner gedrückten Lage zu kommen und die Aussicht zu gewinnen, sich künftig mit den Wissenschaften beschäftigen zu können. Aber bei der ersten Sektion, welcher er in Königsberg beiwohnte, fiel er in Ohnmacht und erkannte, daß er zum Chirurgen nicht tauge; aber die Universität wieder verlassen und in die frühere Stellung zurückkehren wollte er nicht; er entschloß sich daher, auf eigne Kraft vertrauend, zu bleiben und Theologie zu studiren. Er fand bald Freunde und Gönner, unter diesen Kant und Hamann, bekam schon 1763 eine Lehrerstelle an einem Gymnasium der Stadt und konnte nun ohne Sorgen sich seinen Studien hingeben. Nach anderthalb Jahren (Herbst 1764) ward er zum Kollaborator der Domschule und Hülfsprediger in Riga ernannt, wo er in glücklichen Verhältnissen über fünf Jahre blieb und seine schriftstellerische Laufbahn, nachdem er früher schon einige kleine Schriften herausgegeben, 1767 mit den „Fragmenten zur deutschen Literatur“

begann, denen 1768 und 69 die „kritischen Wälder" folgten. Der Wunsch, die Welt mehr kennen zu lernen, und andere Gründe, bewogen ihn, 1769 seine bisherige Stellung aufzugeben, um zu reisen; mit einem Freunde ging er zu See nach Nantes, und nachdem er sich hier einige Monate aufgehalten, nach Paris, wo er die Bekanntschaft Diderot's und anderer Encyklopädisten machte. Ueber Holland kehrte er 1770 nach Deutschland zurück, um Lehrer des Prinzen von Holstein-Eutin zu werden, den er drei Jahre lang auf Reisen begleiten sollte. In Hamburg lernte er Lessing, Reimarus und Claudius kennen, in Darmstadt Merck und seine nachmalige Gattin Caroline Flachsland. Weiter konnte er seine Reise mit dem Prinzen nicht fortsetzen, da er im Herbst 1770 zum Hofprediger und Konsistorialrath in Bückeburg ernannt ward. Er ging zunächst nach Straßburg, um sich von einer Thränenfistel, an der er seit seiner Kindheit litt, kuriren zu lassen, ward hier befreundet mit Goethe, Heinr. Jung, Lenz 2c. und trat um Ostern 1771 seine neue Stelle an, welche es ihm möglich machte, sich nach zwei Jahren zu verheirathen. Zu Ende des Jahres 1775 war er im Begriff, das Amt eines Professors und Universitätspredigers in Göttingen anzunehmen; seine Anstellung aber fand Schwierigkeiten und brachte ihn in Verlegenheiten, aus welchen ihn die am 1. Febr. durch Goethe vermittelte Berufung zum Generalsuperintendenten und Oberkonsistorialrath in Weimar befreite. Durch seine literarische Bedeutung, welche immer größer ward, erhöhte er Weimars Glanz; in seinem Berufe als Geistlicher und Schulephorus wirkte er segensreich; er stand in allgemeiner Achtung und ward von der Herzogin und dem Herzoge geschätzt; aber dem literarischen Kreise schloß er sich nicht so vertraut an, als man hätte erwarten sollen, woran wohl seine große Reizbarkeit, welche später seinem Wesen etwas Herbes gab und ihn nicht selten bitter stimmte, Schuld war. 1788 machte er auf Einladung des Freiherrn Friedr. v. Dalberg eine Reise nach Italien,

von welcher er nach einem Jahre zurückkehrte, ward kurz darauf Vicepräsident und 1801 Präsident des Oberkonsistoriums. Um dieselbe Zeit erhob ihn der Kurfürst von Baiern in den Adelstand. Er starb den 21. Dec. 1803.

Herder ist eine Zeit hindurch als das außerordentlichste Universalgenie gepriesen, später hin und wieder auf die ungebührlichste Weise geringgeschätzt worden. Gewiß ist wenigstens, daß er zu den Männern gehört, welche durch Hinweisung auf neue richtigere Bahnen die Wissenschaften außerordentlich gefördert und durch Auffindung und Eröffnung bis dahin unbekannter Quellen der Schönheit der Neugestaltung der Poesie vorgearbeitet hat. Er schließt sich demnach auf die würdigste Weise an Klopstock und Lessing an, das Wirken des letztern insbesondere ergänzend und erweiternd.

Die dialektische Verstandesschärfe Lessing's besaß Herder nicht; — es war in ihm, wie er selbst sagt, „eine Mischung von Empfindung und Philosophie"; — Gemüth und Phantasie waren vorwiegend. Sein ganzes Wesen war poetisch angehaucht, und er hatte den feinsten Takt für alle Offenbarungen des Schönen. Die starke Subjektivität der Drangperiode tritt auch bei ihm hervor, und wohl nicht ganz mit Unrecht hat man ihm, besonders in seiner spätern literarischen Periode, hypochondre Launenhaftigkeit und Widersprüche vorgeworfen. Aber der Adel seines Charakters offenbart sich trotz mancher kleinen Schwächen in seinem beständigen Streben nach dem Edelsten und Höchsten, in seinem unermüdlichen Wirken, das Heil der Menschheit zu fördern.

Die erste Anregung zu seiner künftigen Geistesrichtung empfing Herder durch Hamann, dessen Ideen bei ihm auf den fruchtbarsten Boden fielen und sich zu wirklichen Schöpfungen gestalteten, ohne ihn in die Verirrungen Hamann's gerathen zu lassen; denn auch Lessing war von dem entschiedensten Einfluß auf ihn; und so viel Herder auch auf Genialität und Intui-

tion (Unmittelbarkeit) gab, so sehr er selbst zum Mystischen neigte, so behielt doch die Klarheit des Geistes die Oberhand.

Durch alle seine Schriften, welche der Abdruck seiner ganzen Lebensrichtung sind, zieht sich der Gedanke hin: Die Menschheit ist einer unendlichen Vervollkommnung fähig, denn in ihr lebt und waltet der Geist Gottes, der sich auf allen Gebieten des geistigen Lebens, in Geschichte, Religion, Philosophie, Wissenschaft und Kunst offenbart. Die Aufgabe des Menschen ist daher, unablässig zu arbeiten an dieser Veredlung der Menschheit (Humanität); sie ist das Ziel der Religion, der innerste Kern des Christenthums. Die Poesie aller Zeiten und Völker, insbesondere der Naturvölker, ist die reine Sprache der Natur und der Abdruck des von jeher sich offenbarenden göttlichen Geistes und daher heilig zu halten und als eins der vornehmsten Mittel zu betrachten, die Menschheit für ein höheres Leben zu gewinnen.

Von diesen Ideen getragen, suchte Herder das Verständniß der schon anerkannten Naturdichter, Homer's und Shakspeare's, zu eröffnen, und er wußte so tief in ihren Geist einzudringen, daß ihre völlige Würdigung erst mit ihm beginnt. Höher noch stellte er die Poesie des alten Testamentes in der Schöpfungsgeschichte, den Propheten, Hiob rc., deren volksthümliche und ästhetische Bedeutsamkeit noch Niemand auf ähnliche Weise erkannt hatte. Er spürte endlich der Poesie der verschiedensten Völker, vornehmlich in ihrem Kindesalter, nach, deren geistiges Leben zu begreifen er die ungemeinste Fähigkeit besaß, wußte das Charakteristische und Schöne darin zu entdecken und verstand es zum deutschen Eigenthum zu machen, und führte dadurch der deutschen Poesie eine Menge frischer Quellen zu, aus welchen die Lyrik bis auf den heutigen Tag neues Leben geschöpft hat.

Herder's literarische Leistungen sind ungemein mannigfaltig; es giebt kaum einen Schriftsteller, der ihn an Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit überträfe. Sie bestehen theils in wissenschaftlichen, besonders kritisch-ästhetischen, philosophisch-histo-

rischen und theologischen Schriften, theils in poetischen Werken, Nachbildungen fremder Dichtungen oder eignen Schöpfungen.

Zuerst trat er mit kritischen Versuchen hervor, in welchen das stürmische Wesen der Genieperiode sichtbar genug ist. Seine „Fragmente zur neueren deutschen Literatur" (3. Samml.), 1767, durch Lessing's Literaturbriefe angeregt [1]), zu welchen sie „Beilagen" sein sollten, zeigten sich so keck und kühn, daß sie allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie verglichen die neuern deutschen Dichter mit klassischen und orientalischen, kämpften gegen französische Nachahmung und drangen auf Volksthümlichkeit und suchten überhaupt die Bedingungen nachzuweisen, unter welchen die deutsche Poesie gedeihen könnte. — Ihnen folgten die „kritischen Wälder, oder Betrachtungen die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maßgabe neuerer Schriften (3)", 1769, welche sich, mit Beziehung auf Lessing's Laokoon und dessen antiquarischen Streit mit Klotz, mit Homer und griechischer Kunst beschäftigten, theils in Lessing's Ansichten eingehend, theils gegen dieselben polemisirend. Die sich in diesen Schriften aussprechende Kritik ist nicht, wie die Lessing'sche, durch die schärfsten logischen Schlüsse gestützt, sondern beruht mehr auf unmittelbarem Takt, auf Phantasie und Gefühl und überredet daher mehr, als sie überzeugt. — Von außerordentlicher Wirkung waren die 1773 mit Goethe herausgegebenen Blätter: „Von deutscher Art und Kunst" (an welchen auch J. Möser Theil nahm) mit ihren begeisterten Abhandlungen über Ossian, Shakspeare und alte Volkslieder. Der Gegensatz zwischen Natur- und Kunstpoesie wird hier zum erstenmal in das klarste Licht gestellt, und jener nicht nur die vollkommenste Berechtigung neben dieser zugestanden, sondern die Unmittelbarkeit der Volkspoesie als nothwendige Grundlage der Kunstpoesie

---

1) Zu seinen bedeutendsten Werken wurde Herder durch Lessing'sche Schriften veranlaßt.

bezeichnet. Auf das überzeugendste sollte das dargethan werden durch die Beispiele in den „Volksliedern" (später: „Stimmen der Völker"), 1778 und 79, welche Herder mit der ausgezeichnetsten Fähigkeit, in das innerste Leben der verschiedensten Völker sich zu versenken und jeden poetischen Zug unter der fremdartigsten Form zu entdecken, bald treuer, bald freier in vaterländisch klingende Weisen übersetzt oder nachgebildet hatte, ohne die ursprüngliche Poesie zu verwischen. Dieser Sammlung schließen sich an die „Blumen aus der griechischen Anthologie" (Zerstreute Blätter 1785 ff.) und „Blumen aus morgenländischen Dichtern" (das.), letztere besonders ein Gebiet erschließend, auf dem später auch Goethe, besonders Rückert und Andere sich ergingen.

Vorzügliche Aufmerksamkeit und Liebe wandte Herder dem alten Testamente zu, und er war es wiederum, welcher in der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts", 1774 bis 76, die tiefsinnige großartige Poesie der Schöpfungsgeschichte erschloß und dieselbe den wegwerfenden Urtheilen der Rationalisten und der sinnlosen, buchstäblichen Fassung der Orthodoxen gegenüber als eins der ältesten und ehrwürdigsten Denkmäler göttlichen und menschlichen Geistes darstellte. — Darauf folgte die Uebersetzung und Würdigung des Salomonischen Hohen Liedes „Die ältesten und schönsten Lieder der Liebe aus dem Morgenlande", 1778, — und „Vom Geist der Ebräischen Poesie", 1782 und 83, eine umfassende Charakteristik und theilweise Uebersetzung der orientalischen Volksdichtung der Bibel. — Unter den poetischen Nachbildungen Herder's ist — außer den „Palmblättern", „erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend" (mit Liebeskind), 1787—1800, 4 Bde. — als eine der vorzüglichsten hervorzuheben: „der Cid, nach spanischen Romanzen besungen", (1802) 1805, mit dem allein er sich die Liebe seiner Nation erworben haben würde.

Unter den historisch-philosophischen Schriften ist die um-

fassendste das, freilich unvollendete, Hauptwerk Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 1784 bis 91. Zum erstenmale ward in diesem Buche die Weltgeschichte philosophisch behandelt und als etwas Einheitliches dargestellt, als eine Entwicklungsgeschichte der mit der Natur im Zusammenhange stehenden Menschheit zur Humanität. Die Wissenschaft verdankt diesem Werke die bedeutendsten Fortschritte und die außerordentlichste Anregung; und ist gleich jetzt Manches darin veraltet, indem die neuern Forschungen zu andern Resultaten geführt haben, so enthält es doch noch immer den schätzbarsten Reichthum von Ideen, welche, vom frischesten poetischen Hauche durchweht, noch ansprechender werden. — Die kleinern Schriften dieser Gattung, wozu die von der Königsberger Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift: „Ueber den Ursprung der Sprache", 1770, und Anderes gehört, müssen hier übergangen werden, ebenso die theologischen Werke, welche dem geistlosen Rationalismus, wie der starren Orthodoxie entgegen traten und das Wesen des Christenthums in thätiger Menschenliebe fanden. Auch seine Schriften auf rein philosophischem Gebiete, wie: „Gott! Einige Gespräche", 1787, in welchen er den Philosophen Spinoza gegen die Beschuldigung des Atheismus zu vertheidigen suchte; „Verstand und Erfahrung, Vernunft und Sprache, eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft", 1799, und „Kalligone", 1800, in welchen er auf das heftigste, aber erfolglos, seinen früher verehrten Lehrer Kant angriff, können hier nur eben berührt werden. In der „Adrastäa", 1801 — 1803, (welche auch die ersten Proben des Cid brachte) wirkte Herder's Mißstimmung nachtheilig auf seine Kritik, welche den neuesten literarischen Erscheinungen nicht gerecht ward, ebenso in den „Briefen über Beförderung der Humanität", 1793—97, welche sonst Vortreffliches enthalten und nachweisen, daß die Bedeutung des Christenthums in Förderung reiner Menschlichkeit bestehe.

Herder's selbständige poetische Leistungen kommen seinen wissenschaftlichen nicht gleich; indessen ist er auch als Dichter nicht gering zu schätzen. Freilich hatte er keine geniale Produktivität, es fehlte ihm die Unmittelbarkeit der poetischen Anschauung, und seine Gedichte sind Erzeugnisse der Reflexion, gehören daher meistens der didaktischen Richtung an. Aber es gelang ihm, indem er in die Erscheinungen der Natur und des äußern Lebens auf geistvolle Weise einen tiefern Sinn legte, durch äußere Anschauungen seinen Ideen eine poetische Gestaltung zu geben. So bekam seine Poesie einen allegorischen Charakter, den am meisten seine „Paramythien, Bilder und Träume" aussprechen. Unter seinen lyrischen Gedichten, Oden etc. ist manches Gelungene, wiewohl es der Form oft an Leichtigkeit, Wohlklang und Klarheit fehlt. Die Legenden, welche er, nachdem sie lange in Vergessenheit gerathen waren, zuerst wieder einführte, sind dem Inhalte nach ansprechend, aber ihr poetischer Werth ist gering. Die Epigramme sind dem Griechischen nachgebildet. Für's Drama, in dem er griechischen Stoff zu behandeln suchte, hatte er kein Talent.

Sämmtliche Werke. Stuttg. u. Tübingen bei Cotta, 1827 bis 30. 60 Bde.

2. Die Originalgenies.

Daß der alte Kulturgeist sich ausgelebt, hatte durch Klopstock, Wieland und Lessing die aufstrebende jugendliche Generation erkannt, auch eine Ahnung bekommen, worin der neue bestehen müsse; wie er aber ins Leben zu führen sei, darüber herrschten noch unklare, verworrene Begriffe, welche sich in den verschiedensten Richtungen und bunt durcheinander gehenden Bestrebungen kund thaten, wie es beim Beginne einer neuen Kulturepoche nicht anders zu erwarten war. Da wirkte Herder berichtigend, aufklärend, anregend, zunächst durch seinen persönlichen Verkehr, auf die strebsamen Geister des Straßburger Kreises,

auf Heinr. Jung, Lavater, Lenz ꝛc., insbesondere auf Goethe, welcher sich in „Wahrheit und Dichtung“ umständlich darüber ausläßt, wie viel er den Herder'schen Einflüssen zu verdanken habe. Mochten gleich Herder's Ideen wiederum zu Ausschweifungen führen, so hatte man doch durch sie erkannt, was zuerst vor allem noth that; die Besonneneren kehrten bald zur Mäßigung zurück und kämpften selbst gegen jede Excentricität, wo sie noch wieder hervortrat [1]).

Bevor die nun beginnende Neugestaltung unserer Poesie durch Goethe und Schiller geschildert wird, müssen noch diejenigen der Originalgenies berücksichtigt werden, von welchen nicht schon an andern Stellen die Rede gewesen ist, und sodann die Göttinger Dichter, welche ebenfalls nach dem Bessern suchten und einige Berührungspunkte mit jenen haben.

Joh. Michael Reinhold Lenz. Geb. 1750 in einem kleinen Orte Lieflands, wo der Vater Prediger war, studirte in Königsberg Theologie, kam als Hofmeister mit zwei jungen Edelleuten nach Straßburg, machte hier Goethe's und Herder's Bekanntschaft, ging 1776, durch Goethe angezogen, dessen Verehrer er war, nach Weimar, wo er viel „tolle Streiche“ machte. Darauf wandte er sich wieder nach dem Elsaß, verfiel 1778 in Wahnsinn, von dem er nie völlig genas, kehrte in die Heimat zurück, lebte hier in großer Armuth und starb 1792 in Moskau. — Er war in Leben und Schriften ein echter Repräsentant des Geniewesens in seiner übertriebensten Richtung, ein haltloser Charakter, „eine seltsame Komposition von Genie und Kindheit.“ Sein vorzügliches, aber gänzlich verwildertes und verzerrtes

---

1) 1772 hatte Goethe den „Götz“ geschrieben, und schon 1781 waren ihm die jetzt erscheinenden „Räuber“ Schiller's im höchsten Grade zuwider. Auch bei Schiller war der Sturm und Drang nach einigen Jahren überwunden.

Talent brachte in mißverstandener Nachahmung Shakspeare's nur barocke Schöpfungen hervor. Seine formlosen „Komödien", gegen sociale Gebrechen gerichtet, machen einen unheimlichen Eindruck; sie sind voll Unnatur, und ein tragischer Stoff ist in ihnen auf die unvermitteltste Weise mit komischen Elementen versetzt. „Der Hofmeister, oder Vortheile der Privaterziehung", 1774, — „Der neue Menoza, oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi", 1774, — „Die Soldaten", 1776, u. s. w.

Heinr. Leopold Wagner — geb. zu Straßburg 1747, studirte daselbst die Rechte, ward Advokat und starb ca. 1784 — dichtete, ohne hervorstechendes Talent zu besitzen, ganz im Geiste der regellosesten Originalgenialität einige schauerliche Trauerspiele: „Die Reue nach der That", 1775, — „Die Kindesmörderin", 1776, deren letzteres so viel Gräßliches und Rohes enthielt, daß die Aufführung verboten wurde. — Von ihm ist auch die Satire gegen Nicolai wegen dessen Verspottung des Goethe'schen Werther: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", 1775. — Auf ähnlicher Stufe steht

Ludw. Phil. Hahn aus der Pfalz, 1746—1787, Kammersekretär in Zweibrücken. Sein „Aufruhr zu Pisa" sollte als erster Theil von Gerstenberg's Ugolino, von dem er ein Zerrbild ist, gelten. Er schrieb noch mehr ungeheuerliche Trauerspiele und nicht viel bedeutende lyrische Gedichte.

Joh. Heinr. Merck. Geb. 1741 zu Darmstadt, Kriegszahlmeister und Kriegsrath daselbst. Unglückliche Spekulationen zerrütteten seinen Wohlstand und brachen seine Kraft, daß er in einem Anfall von Melancholie sich erschoß, 1791. — Ausgezeichneter Verstand, vielseitige Kenntnisse, kritischer Scharfblick und gebildeter feiner Geschmack gaben ihm eine solche Bedeutsamkeit, daß er mit den hervorragendsten Personen seiner Zeit, Dichtern, Gelehrten und Fürsten (der Landgräfin Karoline, der Herzogin Amalia, dem Herzoge von Weimar u. s. w.) in Ver-

bindung und Briefwechsel stand. Größern Einfluß auf Goethe hat Niemand gehabt; er war die Seele der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" und Mitarbeiter der geachtetsten Zeitschriften; selbst der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" Nicolai's waren seine Beiträge erwünscht; ja er kann als Mittelpunkt der neuen literarischen Strebsamkeit betrachtet werden. Er schrieb viele kleine Abhandlungen, die schöne Literatur und Kunst, besonders die Malerei betreffend, einige Gedichte, Fabeln, prosaische Erzählungen u. s. w. Für die Kenntniß der literarischen Zustände jener Zeit sind seine Briefe von besonderem Interesse.

Friedr. Maximil. (v.) Klinger. Geb. 1752 zu Frankfurt a. M., verlebte als Sohn armer Eltern, von denen der Vater, Stadtartillerist, dazu früh starb, eine schwere, arbeitsvolle Jugend, studirte in Gießen die Rechte, ward mit Goethe und dessen Freunden bekannt, und gewann 1775 mit seinen „Zwillingen" den von der Hamburger Bühne ausgesetzten Preis. Nachdem er darauf, 1776, eine Zeit lang als Theaterdichter bei der Seyler'schen Schauspielergesellschaft in Leipzig gewesen war, trat er 1778 in österreichische Militärdienste; 1780 ging er nach Rußland, ward Ordonnanz-Officier beim Großfürsten Paul, den er auch auf Reisen nach Italien und Frankreich begleitete, 1785 Direktor des Kadettenkorps, stieg bis zum Generallieutenant und ward vom Kaiser Alexander zum Kurator der Universität Dorpat ernannt. Er starb 1831 zu Dorpat, nachdem er zehn Jahre vorher die meisten seiner Aemter niedergelegt hatte. — Ein kräftiger, entschiedener, streng moralischer Charakter, dem der Kampf mit dem Leben, das in den verschiedenartigsten Verhältnissen sich ihm von schlimmen Seiten gezeigt, eine durchgehend ernste, ja finstere Anschauung und einen unabhängigen, trotzig selbstbewußten, stoischen Sinn gegeben hatte, mit welchem er der Welt gegenüberstand, ohne sich in sie vertiefen zu können, immer nur ihre schroffen Gegensätze ohne Uebergänge und Vermittelungen auffassend. Die poe-

tischen Werke seiner Jugendzeit sind Trauerspiele und einige Komödien. Sie fallen in die eigentliche Sturm- und Drangperiode und sind ganz im Geiste derselben abgefaßt und mit leidenschaftlicher Glut geschrieben. Die Handlung wird stückweise gegeben, nicht in organischer Entwickelung, in folgerechter Motivirung vorgeführt; die Personen sind nicht der Wirklichkeit entnommen, Natur und Individualität fehlen ihnen; sie erscheinen entweder als ideale Tugendmuster oder als teuflische Bösewichter. Einzelne wirklich poetische Partien sind in den meisten Tragödien zu finden, aber als Kunstwerke können sie nicht befriedigen; es sind unheimliche düstre Gemälde, welche durch keinen Stral aus einer höhern Weltordnung aufgehellt werden, die daher das Gemüth nicht erheben, sondern nur niederdrücken können. Auf Schiller's Jugenddramen sind sie von bedeutendem Einfluß gewesen. — Das oben schon erwähnte Trauerspiel „Die Zwillinge", 1774, behandelt ähnlich wie „Julius von Tarent" von Leisewitz, mit dem zugleich es sich um den Preis bewarb, Brudermord. Andere Trauerspiele sind: „Otto" — „Das leidende Weib" — „Die neue Arria" — „Simsone Grisaldo" — „Sturm und Drang", alle von 1775 — „Stilpo und seine Kinder", 1777, — „Elfride", 1782, — „Konradin", 1784, — „Der Günstling", 1785 — „Aristodemus", 1790, — „Oriantes", 1790 u. s. w. Lustspiele: „Der Derwisch", 1779, — „Die falschen Spieler", 1780, — „Der Schwur gegen die Ehe", 1783, — „Die zwei Freundinnen", 1790, u. s. w.

In späterer Zeit wandte er sich vom Drama ab und schrieb eine Reihe von Romanen. Die Hitze der stürmenden Leidenschaft ist verflogen, die Darstellung ruhig und kalt, aber die Richtung bleibt sich gleich; wir finden dieselbe Weltanschauung, dieselbe unorganische Komposition; die Gemälde sind schauerlich und erwecken Grauen. — Daß Klinger ein großer Verehrer Rousseau's war, giebt sich in einigen Romanen deutlich kund. — (S. unten.)

Friedrich (Maler) Müller. Geb. 1750 zu Kreuznach, Maler und Kupferstecher am Hofe des Herzogs von Zweibrücken, ging 1778 nach Rom (wo er während einer Krankheit katholisch ward), war hier als Historienmaler thätig, und starb 1825. Auch sein nicht unerhebliches Talent konnte bei der Maßlosigkeit seines Geniedranges und der Unsicherheit seiner Richtung nichts Vollendetes leisten. Das Ringen nach Ursprünglichkeit und Natur führte ihn in seinen Dramen oft zum Monströsen und Rohen, besonders in seinem „Faust“ („Situationen aus Faust's Leben“, 1776 und 1777. „Faust's Leben dramatisirt.“ Erster Theil, 1778), einer ganz verfehlten Bearbeitung der alten Sage, welche mit der Goethe'schen nicht die entfernteste Vergleichung zuläßt. Bedeutend höher steht die „Niobe“, ein lyrisches Drama, 1778, in welchem der Dichter, wenngleich er sich nicht von allen Uebertreibungen fern halten konnte, im einfachen Stile der antiken Tragödie, den Mythus der Niobe, ihr Auflehnen gegen Apoll und Diana, den Tod ihrer Kinder und ihre Verwandlung in Stein darzustellen sucht. Eigentlich dramatische Komposition bietet das Stück nicht, sondern nur eine Reihe von Situationen, in welchen der titanenhafte Trotz der Niobe gegen die Götter, ihre Mutterliebe und ihr gebrochenes Herz, die mannigfachen Charaktere ihrer Söhne und Töchter und die Klagen ihrer Geliebten mit poetischer Kraft geschildert werden. „Golo und Genovefa“, (1780) 1808, behandelt einen romantischen Stoff in ähnlicher Weise wie Tieck's Genoveva, 1799; die Charaktere erinnern oft an Goethe's Götz. Auch diese Dichtung ist nicht ohne Schönheiten, wenngleich sie, als Ganzes betrachtet, mancherlei Mängel hat.

Zuerst war Müller als Dichter bekannt geworden durch seine Idyllen, welche durch Streben nach Naturwahrheit sich von den Geßner'schen unterscheiden. In den griechischen „Bacchidon und Milon“, 1773 — „Der Faun“, 1775, — „Der Satyr Mopsus“, 1775, welche von Tieck unmäßig ge-

lobt wurden, herrscht kecke Laune, und man trifft darin auf kräftige, derbe Natur; „Ulrich von Coßheim" ist eine ritterlich-romantische Idylle. In der „Schafschur", 1775, und dem „Nußkernen" ist der Stoff aus dem Leben des Pfälzer Landvolkes hergenommen und zu frischen, kräftigen Bildern im niederländischen Stil verarbeitet, welche einen völligen Gegensatz bilden zu Geßner's sentimentaler Schäferwelt. Die biblischen Idyllen „der erschlagene Abel", 1775, ꝛc. erinnern nur durch die Aehnlichkeit des Gegenstandes an Geßner.

Auch Lieder und Balladen besitzen wir von Müller; in ersteren ist hin und wieder der Volkston glücklich getroffen.

Endlich ist noch hierher zu rechnen, obgleich er zu den bisher Genannten in keiner Beziehung stand,

Christian Friedr. Dan. Schubart. Geb. 1743 zu Obersontheim in Schwaben, studirte Theologie, ward 1762 Schullehrer und Organist zu Geißlingen, 1768 Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg, wo er ein wüstes Leben führte, in Schulden gerieth, abgesetzt und endlich Landes verwiesen ward. Er schweifte darauf unstät umher, hielt sich in Heilbronn, Heidelberg, Mannheim, Würzburg, München, Augsburg, Ulm auf, nährte sich als Musiker, Deklamator, Zeitungsschreiber [1]), erwarb sich durch seine Talente Gönner, erweckte sich aber durch Freimüthigkeit und Unvorsichtigkeit in Rede und Schrift mächtige Feinde. Der Herzog Karl von Würtemberg ließ ihn 1777 auf sein Gebiet locken, gefangen nehmen und auf den Hohenasperg bringen. Hier saß Schubart, ohne jemals verhört zu werden, zehn Jahre lang eingekerkert, ward dann, man sagt auf Verwenden des Königs von Preußen, in Freiheit gesetzt und zum Direktor der Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Das Un-

---

1) In Augsburg und Ulm gab er 1774—78 die „deutsche Chronik" heraus, ein freisinniges, mit vielem Humor und großer Lebendigkeit geschriebenes Volksblatt.

glück hatte ihn gebessert, aber auch seine Kraft gebrochen. Er starb 1791.

Seine Dichtungen, welche nur lyrischer Natur sind, verrathen wohl hin und wieder lebendiges Gefühl und kräftige Phantasie, ermangeln aber aller künstlerischen Ausbildung. Sie gehören theils der Klopstock'schen Richtung an, theils dem Sturm und Drange, und schwanken zwischen sentimentaler Weiche und unbändigem Kraftgefühl. Letzteres spricht sich in übersprudelnder Weise aus in den Oden, Hymnen und Dithyramben, von denen „die Fürstengruft", 1783, „der ewige Jude", eine lyrische Rhapsodie, 1783, ein Bruchstück aus einer großen epischen Dichtung, welche unvollendet blieb, und „Friedrich der Große", 1786, am bekanntesten geworden sind. Die vielen geistlichen Lieder Schubart's erscheinen gemacht, wahre Innigkeit fehlt ihnen. Die Volkslieder sind mit wenigen Ausnahmen poesielos.

3. Die Göttinger Dichter.

Um dieselbe Zeit, als jene Bewegung im westlichen Deutschland sich kund that, vereinigten sich auf der Universität Göttingen, deren auf's Verständige und Praktische gerichteter Geist idealen Bestrebungen eben nicht günstig war, zur Förderung der Poesie einige poetisch begabte Studirende, welche in dem seit 1770 durch Boie — das erste Jahr in Verbindung mit Gotter — redigirten „Göttinger Musenalmanach"[1]), dem ersten Deutschlands, ein erwünschtes Mittel fanden, ihre Gedichte zu veröffentlichen.

---

1) Der Göttinger Musenalmanach ward von Boie redigirt bis 1775. 1776 übernahm ihn J. H. Voß und gab ihn, 1780—88 gemeinschaftlich mit Göckingk, zu Hamburg bis zum Jahre 1800 heraus, unter dem Titel: Musenalmanach von den Verfassern des bisherigen Göttinger Musenalmanachs. In Göttingen setzten den Musenalmanach fort Göckingk von 1776—78, Bürger von 1779—94, Karl Reinhard von 1795—1802; im Ganzen, mit einigen anderswo erschienenen Fortsetzungen, 35 Bändchen.

Diese poetischen Blumenlesen fanden außerordentlichen Beifall, bekamen eine Menge Dichter aus allen Gegenden Deutschlands zu Mitarbeitern — auch Klopstock, Ramler, Gleim, Kretschmann, Gerstenberg, Thümmel, Maler Müller, Lenz, Goethe rc. betheiligten sich daran — und wurden von außerordentlicher Wirksamkeit, indem sie der lyrischen Poesie große Verbreitung gewannen und den Sinn dafür weckten.

Eine bestimmte Tendenz hatten anfänglich die Bestrebungen der Göttinger Dichter nicht; selbst Wieland war noch befreundet; bald aber machte sich unter ihnen eine Gesinnung geltend, welche den Tendenzen der Originalgenies in der Hauptsache entsprach. Natur und Freiheit vom Regelzwange ward auch hier die Losung; Homer's, Ossian's, Shakspeare's Dichtungen galten für die echtesten Quellen der Poesie; man schwärmte für Klopstock, den man zum eigentlichen Vorbilde nahm [1]), schätzte aber auch Ramler, Kleist, Geßner, Herder, insbesondere Goethe. Vaterland und Freiheit, Natur und Freundschaft, Religion und Tugend sollte ihr Gesang verherrlichen und fördern, der eine Fülle von Sentimentalität und — wie es bei poetisch gehobenen Jünglingen nicht zu verwundern — nicht selten Ueberschwenglichkeit und Excentricität offenbart. Alles französische und frivole Wesen wurde verachtet, daher waren insbesondere Voltaire und Wieland gehaßt.

Von diesen jungen Dichtern schlossen sich Boie, Bürger, Hölty, J. M. Miller, dessen Vetter G. D. Miller, Wehrs und Friedr. Hahn (aus Zweibrücken) enger an einander an. Bürger verließ bald darauf Göttingen und ward Justizbeamter im nahen Altengleichen; Ostern 1772 aber trat J. H. Voß hinzu, der schon durch einige Gedichte im Musenalmanach bekannt war,

---

1) Man kann daher die Göttinger Dichter eine zweite Schule Klopstock's nennen, welche jedoch nicht, wie die erste, den eigentlichen Bardengesang anstimmte.

und brachte reges Leben unter die Freunde. Sie kamen wöchentlich einmal zusammen, lasen ihre Gedichte vor, beurtheilten und verbesserten sie, wobei besonders Boie's Kritik maßgebend war. Aus diesem literarischen Vereine ging der berühmte Göttinger Dichterbund, gewöhnlich Hainbund [1]) genannt, hervor. An einem schönen Abende im Spätsommer (12. Septbr. 1772) gingen Voß, Hölty, Fr. Hahn, J. M. Miller, G. D. Miller und Wehrs (letztere beide nicht als Dichter, sondern nur als Gesinnungsgenossen Theilnehmer am Vereine) nach dem benachbarten Dorfe Wehnde. Als es schon spät geworden war, schweiften sie im Felde umher, gaben sich ganz ihren Empfindungen hin und redeten über Natur und Freundschaft. Sie waren indessen in einen kleinen Eichengrund gekommen, und plötzlich fiel ihnen ein, einen feierlichen Bund der Freundschaft zu schließen, welcher „der Religion, Tugend, Empfindung und dem unschuldigen Witze" gewidmet sein sollte. Sie bekränzten sich mit Eichenlaub, faßten sich bei den Händen, tanzten um einen Eichbaum und riefen Mond und Sterne zu Zeugen ihres Gelübdes an. Zugleich ward beschlossen, jährlich ein Bundesfest zu begehen. Voß ward durch's Loos zum Aeltesten erwählt. Von ihm aufgefordert, trat Boie als Rathgeber bei. — Nach einigen Wochen kamen die beiden Grafen Stolberg nach Göttingen und gesellten sich dem Bunde zu. Durch sie ward K. Fr. Cramer, Sohn des Joh. Andreas, eingeführt. Noch gehörte Ewald dem Bunde an und einige bloße Dilettanten, wie Seebach († 1773), Esmarch, v. Closen, Hahn's Landsmann, und Clauswitz, Hofmeister der Grafen Stolberg. Nicht lange vor Auflösung des Bundes ward noch Leisewitz Mitglied, 1774. Bürger galt als Freund; der Pfarrer Brückner [2]) in Mecklenburg, Vossens Freund, nahm durch Brief-

---

1) Weil er in einem Haine geschlossen ward, und man wohl an den Bardenhain der Klopstock'schen Poesie dachte.

2) Verf. der „Idyllen aus einer Unschuldswelt."

wechsel Theil, und Claudius in Wandsbeck, Gerstenberg, später Sprickmann [1]), Overbeck, Ueltzen [2]) und Andere standen in naher Beziehung. Nicht alle der früheren Mitglieder des literarischen Vereines waren in den eigentlichen Bund eingetreten, aber man blieb mit ihnen in freundschaftlichem Verkehr.

Die Versammlungen wurden jetzt ernster genommen; man kam jeden Sonnabend-Nachmittag um vier Uhr zusammen. Zuerst trug einer eine Ode von Klopstock, auch wohl von Ramler deklamatorisch vor, und man sprach über die Schönheiten des Gedichts und den Vortrag. Darauf wurde, was der Eine oder der Andere die Woche über gedichtet, vorgelesen, beurtheilt und einem der Mitglieder mit nach Hause gegeben, der am nächsten Versammlungstage eine eingehende Kritik darüber lieferte. Die gebilligten Gedichte wurden in das Bundesbuch eingetragen. Die Poesie, zu deren Pflege sie sich verbunden, suchten die Jünglinge auch ins Leben zu führen; an schönen Sommertagen versammelte man sich gern in entlegenen Dörfern bei einem Gastwirthe, oder in einer Bauernstube, oder auf dem Rasen eines blühenden Baumgartens. Man schwärmte auch wohl einmal eine warme Mondnacht hindurch im Freien umher und zerstreute sich eine Weile, damit Jeder ein Gedicht mache. Bei Festgelagen bekränzte man sich mit Laub und Blumen, benannte sich mit poetischen Namen und gefiel sich in allerlei poetischem Scherz. Dies Treiben wurde denn bald durchs Gerücht vergrößert und entstellt; man spottete darüber, und selbst einige Universitätslehrer übten ihren schalen Witz an den Jünglingen. Andere Professoren dagegen waren ihnen freundlich gesinnt, wie Kästner, der besonders mit Hölty gern verkehrte.

---

1) Verfasser der „Eulalia.“

2) Unter seinen Gedichten die bekannten: „Namen nennen dich nicht“ — „Im Arm der Liebe ruht sich's wohl, wohl auch im Schooß der Erde.“

Durch die Stolberge war der Bund mit Klopstock, welcher die Ideen seiner „Gelehrtenrepublik“ durch ihn realisiren zu können meinte, in Verkehr gekommen. Er sandte den Bundesgliedern Zeichen seiner Zufriedenheit und Liebe und ward nun als Patron des Bundes verehrt. Am 2. Juli 1773 ward sein Geburtstag festlich begangen. Nachmittags versammelten sich alle in Feierkleidern auf Hahn's Zimmer und setzten sich um eine gedeckte, mit Blumen geschmückte Tafel. Am obern Ende stand ein Lehnstuhl mit Rosen und Levkojen bestreut, auf welchem Klopstock's Werke lagen; unter dem Stuhle lag Wieland's Idris zerrissen. Aus dem Messias und den Oden ward vorgelesen. Hernach tranken sie in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's und Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit, Ebert's, Goethe's, Herder's. Klopstock's Ode „der Rheinwein“ wurde vorgelesen. „Vater Klopstock und Vater Rhein (so erzählt Voß) machten die Unterhaltung warm; man schwebte in Höhen der Begeisterung; man blickte mit edlem Unwillen auf den Leichtsinn, der damals Ernst und Gefühl für Großes hinwegtändelte. Der verständige Boie suchte Entschuldigung; man ward heftiger. Einer trug die komischen Erzählungen (Wieland's) herbei. Verbrannt! rief es umher; und sogleich loderte die Flamme auf. Hier auch, rief ein Anderer, das Fratzengesicht aus dem Taschenbuch [1]). Ein Jubel entstand, da dreimal das arme Bild von der Hitze wieder auffuhr. Der plötzliche Vorfall, der nichts als jugendlicher Muthwille gegen den Mißkenner des Desipere in loco (zu rechter Zeit ausgelassen sein) war, endigte damit, daß Boie lachend die Unbändigkeit verwies [2]).“ — Um Michaelis des Jahres 1774 wurde den Hainbündnern die höchste Freude zu Theil: Klopstock besuchte

1) Wieland's Porträt, das Titelkupfer des mit dem Göttinger rivalisirenden Leipziger Almanachs.

2) Voß in der Vorrede zu der von ihm besorgten Ausgabe der Gedichte Hölty's, 1804.

sie auf seiner Durchreise und widmete sich ihnen ausschließlich zwei Tage. Schon im Frühlinge hatte er in einem durch Boie ihnen überbrachten Brief erklärt, daß er ihnen angehören wolle, und großartige Hoffnungen ausgesprochen, die er an den Bund knüpfte: aus demselben sollte mit Herbeiziehung anderer Dichter eine fest begründete dauernde Verbindung werden, welche sich bestrebe, der Unsittlichkeit und Verkehrtheit entgegen zu wirken, („den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten,") der Poesie eine würdigere Stellung zu verschaffen, den schlechten Geschmack zu vertilgen u. dergl. 1) Aber diese Hoffnungen blieben unerfüllt: die akademische Zeit war verflossen, die Jünglinge mußten Göttingen verlassen; die Stolberge hatten schon vor einem Jahre schmerzlichen Abschied genommen, jetzt zerstreuten sich auch die übrigen Freunde, und der Bund war gesprengt. Einige starben früh (Hölty, Hahn ꝛc.); die übrigen hielten noch eine Zeit lang die Freundschaft und Bundesgesinnung fest; auch blieben der Musenalmanach von Voß und „das deutsche Museum" von Boie und Dohm (1776—1791) noch länger ein Vereinigungsmittel; aber nicht lange, so war bei den meisten die Jugendbegeisterung verflogen, bald fiel der Eine und der Andere ab: Bürger artete ganz anders, als es dem Bundesgeiste gemäß war; Friedr. Stolberg ward später katholisch und zerfiel darüber gänzlich mit Voß; Leisewitz und andere wurden ganz vom Berufsleben hingenommen und entsagten den idealen Bestrebungen. Am treusten und längsten bewahrte Voß die Erinnerung an jene schönen glücklichen Zeiten.

Wurden also auch die großen Erwartungen, welche sich an den Bund knüpften, nicht realisirt, so ist er doch nicht ohne Segen

---

1) Besonders dachte man an Goethe, dessen Wesen jedoch mit dem Geiste des Bundes wenig Verwandtschaft hatte, was der scharfe Merck deutlich erkannte, indem er äußerte, daß Goethe's unablenkbare Richtung sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, während die Andern suchten, das sogenannte Poetische, das Imaginative, zu verwirklichen, was nur dummes Zeug geben könne.

gewesen, und verdienen seine Leistungen Beachtung. Sie gehören meistens der Lyrik an, und wir finden in ihnen zwei Hauptrichtungen: theils strömen pathetische Oden sittliches Vaterlands- und Freiheitsgefühl aus, theils feiern sanfte Gesänge, Lieder, Oden, Elegien und Idyllen Freundschaft, Unschuld und Natur, oder ertönen muntre Weisen in voller Jugendlust. Halten sich gleich jene nicht immer frei von Uebertreibung, Affektation und Schwulst, herrscht in diesen auch hin und wieder übertriebene Sentimentalität, so finden wir doch manche einer begeisterten Seele entsprungene echte Poesien. Und sieht man auf das, was einige Bundesglieder, besonders Bürger und Voß, später leisteten, wozu doch wohl der Bund Anregung gegeben, so ist Manches davon so bedeutend, daß es zur Weiterbildung unsrer poetischen Literatur mitwirkte. Vieles ist so echt volksthümlich gehalten, daß es zum Eigenthum der Nation ward und so dem allgemeinen Streben der Zeit sich anschloß. Besonders waren es die Ballade und das Idyll, welche, und zwar zuerst, mit Glück kultivirt wurden; auch das weiche und das fröhliche Lied gelang Einigen vorzüglich. Das Verdienst Vossens als Verfasser der ersten die gebildete Welt wirklich ansprechenden Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter ist sehr hoch anzuschlagen.

Die bedeutendsten Persönlichkeiten, welche dem Göttinger Bunde angehörten, oder mit ihm in Verbindung standen, sind folgende:

Heinr. Christian Boie. Geb. 1744 zu Meldorp in Ditmarschen, studirte seit 1763 in Göttingen die Rechte und hielt sich hier mit einigen Unterbrechungen bis 1775, in den letzten Jahren als Hofmeister, auf; ward 1776 Sekretär in Hannover, 1781 dänischer Justizrath und Landvogt in Süderditmarschen, 1790 Etatsrath und starb 1806 in seinem Geburtsorte. — Seine poetische Kraft war nicht groß; aber seine bedeutende Kenntniß der Literatur, sein feiner Geschmack und verständiger ruhiger Sinn machten ihn geschickt, poetische Talente

zu wecken und zu fördern, weßhalb er der Mittelpunkt der Göttinger Dichter ward, deren Jugendhitze er oft zu mäßigen suchte. Nachdem er die Redaktion des Göttinger Musenalmanachs Voß übergeben hatte, gründete er 1776 mit Dohm das „deutsche Museum" (bis 1791 bestehend), welches eine der angesehensten Zeitschriften ward. — Seine Gedichte, von denen nur eine mäßige Anzahl gesammelt ist, sprechen, ohne bedeutend zu sein, ein mildes freundliches Gemüth aus.

Gottfr. August Bürger wurde 1748 zu Molmerswende im Halberstädtischen geboren, entwickelte sich langsam, bis sein Großvater Bauer seine Erziehung übernahm und ihn aufs Pädagogium nach Halle schickte. In seinem 17. Jahre bezog er die dortige Universität, wo er Theologie studiren sollte, was seiner Neigung zuwider war, da ihn nur die schönen Wissenschaften anzogen, in welche ihn Klotz [1]) einführte, dessen leichtfertiger Charakter zugleich verderblich auf ihn einwirkte. Seines wüsten Lebenswandels wegen ward er vom Großvater zurückgerufen, auf seine Bitten jedoch nach Göttingen geschickt, um die Rechte zu studiren. Aber auch hier setzte er sein früheres Leben fort und gerieth, da der Großvater die Hand von ihm abzog, in große Noth, bis Boie, der sein Talent erkannte, sich seiner annahm, ihn wieder zu einem thätigen Leben führte und ihm 1772 die Stelle eines Amtmanns in Altengleichen verschaffte. Zwei Jahre später verheirathete sich Bürger mit Dorette Leonhart; indessen ihr Glück ward bald gestört, da er die jüngere Schwester Auguste (Molly) liebte. Zu diesen häuslichen Leiden gesellten sich äußere; er gerieth in Schulden, glaubte sich an seiner Ehre gekränkt, legte sein Amt nieder und ging 1784 als Privatdocent nach Göttingen. Kurz vorher war seine Gattin gestorben; im nächsten Jahre vermählte er sich mit Molly, durch deren schon 1786 erfolgenden Tod er seinen ganzen Halt ver-

---

1) Siehe bei Lessing.

lor. — Einige Jahre später ward er außerordentlicher Professor ohne Gehalt, und beging bald darauf die Thorheit, mit einem Schwabenmädchen, Elise Hahn, welche, von seinen Gedichten entzückt, aus der Ferne ihm ihre Hand angeboten hatte, die dritte eheliche Verbindung einzugehen, welche ihm das Leben aufs äußerste verbitterte und 1792 mit einer Scheidung endigte. Krank, mit gebeugtem Geiste, in zerrütteten Verhältnissen, durchlebte er nur noch zwei trübe Jahre und starb 1794. — Bürger's Charakter war nicht unedel; ein ehrlicher, biederer Sinn ist ihm nicht abzusprechen; seine Verirrungen gingen aus großem Leichtsinn hervor, welcher gern die Leidenschaft für Forderung der Natur halten möchte.

Obgleich Bürger mit dem Göttinger Bunde in Verbindung stand, hatte er doch, außer dem allgemeinen Berührungspunkte, dem Streben nach Natur, keine weitere Verwandtschaft mit ihm, sondern verfolgte seinen eignen Weg. — Nachdem er in Halle sich vorzugsweise dem Studium griechischer und römischer Dichter ergeben hatte, welches ihn zu dem Versuche führte, einige Gesänge der Ilias metrisch zu übersetzen, begeisterten ihn in Göttingen Shakspeare und Ossian, indem zugleich Herder's Abhandlungen über Volkspoesie und Percy's Sammlung englischer Volksballaden ihm zur Klarheit brachten, was ihm dunkel vorgeschwebt, und ihn in seinem Bestreben, ein Volksdichter im vollsten Sinne zu werden, bestärkten. Aber er verwechselte — wie Schiller in seiner Recension der Bürger'schen Gedichte von 1791 scharf und schlagend nachwies — das Volksthümliche mit dem Trivialen, ja selbst mit dem Gemeinen und Pöbelhaften, indem er jede Aeußerung des Volkslebens für poetisch hielt und in aller Nacktheit, statt in idealer Rückspiegelung, wiedergab. Er blieb indessen stets schwankend in seiner Richtung: bald gefiel er sich darin, das Niedrigste in plattester Weise darzustellen, bald suchte er Hohes und Edles in kunstmäßiger Form zur Er-

scheinung zu bringen, was sich zum Theil aus dem Mangel an Harmonie in seinem Leben erklären läßt.

Daß sein Talent, besonders für Volkspoesie, nicht unbedeutend war, beweisen einige Meisterwerke der Balladendichtung, welche in allen Kreisen des deutschen Volkes beliebt wurden. Kann seine Phantasie gleich nicht sehr schöpferisch genannt werden, so war sie im höchsten Grade lebendig, wurde durch das feurigste, wenn auch nicht ebenso tiefe, Gefühl getragen und unterstützt durch die Gabe der leichtesten, lebendigsten Darstellung, der nie der treffendste Ausdruck fehlte. Durch Korrektheit und Wohllaut der Sprache und des Verses zeichnet er sich vor den meisten Dichtern aus.

Am glücklichsten war er in der Ballade, welche, nachdem sie längst in der alten Volksdichtung geblüht hatte, verkümmert war und durch ihn zuerst wieder mit poetischem Gehalt in die moderne Poesie eingeführt ward. Damit sind freilich nur die edlern Gestaltungen: „Lenore", „das Lied vom braven Manne", „die Kuh", „der Kaiser und der Abt", „der wilde Jäger" gemeint, zu denen auch noch die eine oder die andere gerechnet werden könnte, wenn nicht durch widerwärtige Stellen die sonstige Schönheit beeinträchtigt würde; — nicht aber jene travestieartigen Gedichte, welche sich in Gemeinheiten ergehen und im Bänkelsängerton gehalten sind, wie „Frau Schnips", „die Historie von der Prinzessin Europa". — In jenen erstern ist die Komposition höchst einfach; die Personen sind ausgeprägte Charaktere, die Situationen wahr, frisch und lebendig geschildert und von gewaltiger Wirkung. Unübertrefflich ist die Darstellung des Schauerlichen. Die Sprache hat den höchsten Wohllaut. Jedes Gedicht erscheint wie aus einem Gusse, wie kunstlos hingeworfen, obgleich Bürger langsam arbeitete und sorgfältig feilte. Die Mängel, welche sie allerdings hin und wieder haben, werden durch jene glänzenden Eigenschaften überstrahlt, und als die „Lenore" 1774 er-

schien, ward sie mit Enthusiasmus aufgenommen, und Bürger's Name im Fluge durch ganz Deutschland getragen.

Unter den rein lyrischen Gedichten sind nur wenige volksthümlich gehalten. Doch ist der Ton meistens frisch und keck. Viele sind zu sehr von der affektvollen Gemüthsstimmung, aus der sie hervorgegangen, beherrscht, als daß sie eine ideale Abspiegelung der Empfindung sein könnten, welche ohne Ruhe nicht möglich. Doch finden sich auch unter ihnen einige vortreffliche, z. B. „das Blümchen Wunderhold“, „Lied an den lieben Mond“, einige Liebeslieder ꝛc. — „die Nachtfeier der Venus“ dagegen, worauf der Dichter selbst so viel Gewicht legte, ist nicht von großer Bedeutung. Einige andere sind beachtenswerth als Ausdruck ehrenhafter männlicher Gesinnung, wie „Mannstrotz“ „Männerkeuschheit“. — Seine Sonette, besonders die elegischen, sind von wunderbarem Wohlklang.

Gedichte. Göttingen 1778. — Sämmtliche Werke. Das. 1829—33. 8 Bde.

Ludw. Heinr. Christoph Hölty. Geb. 1748 zu Mariensee, einem hannoverschen Dorfe, wo der Vater Prediger war. Lernbegierde, stille Heiterkeit und Liebenswürdigkeit bezeichneten schon in der Kindheit sein Wesen und blieben ihm stets eigen. Nachdem er zuerst vom Vater, dann auf dem Gymnasium in Celle vorgebildet war, ging er 1769 nach Göttingen, um Theologie zu studiren, wobei ihm noch Zeit übrig blieb, sich mit neuern Sprachen zu beschäftigen und viel zu lesen. Von seiner Theilnahme am Göttinger Bunde ist die Rede gewesen; am engsten schloß er sich an Miller und Voß an. Nach vier Jahren verließ er die Universität, verweilte eine Zeitlang in Leipzig bei Miller und kehrte nach seinem Geburtsorte zurück. Ein Brustleiden bewog ihn, ärztliche Hülfe bei Zimmermann in Hannover zu suchen, der ihn jedoch nicht retten konnte. Hölty starb 1776.

Hölty war in der sentimentalen Richtung ein echter Schüler Klopstock's, und das idyllisch-lyrische Gebiet das ihm heimische, auf welchem er mit vielem Glücke sich bewegte. Eine innig fromme, sittlich reine Natur, deren zarte, sanfte Stimmung keine unruhvolle Leidenschaft aufkommen ließ, besingt er in seinen Liedern und Oden die Reize der Frühlingsnatur, deren Schönheiten, welche ihm sein Gottesbewußtsein erhöht, er in den kleinsten Offenbarungen zu finden weiß, und die Seligkeit der Liebe. Hindurch zittert die Wehmuth über die Vergänglichkeit des Irdischen und die Ahnung frühen Todes, wodurch viele zur elegischen Klage werden, welche jedoch stets mild und gehalten bleibt und ein gottergebenes Gemüth durchblicken läßt, dessen Frieden nicht gestört werden kann. Die Sentimentalität tritt hin und wieder, besonders da, wo er Klopstock nachahmt, stark hervor, wird aber selten zur Zerflossenheit und Ueberschwenglichkeit. — Er versteht sich jedoch auch auf den Ton reiner Freude, die selbst wohl einmal im Scherze sich übermüthig zeigt. Die Sprache hat meistens frisches Leben, und der Versbau ist in den Liedern wie in den antiken Oden voll Wohlklang. — Die Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, der einfache natürliche Ausdruck, die Lebendigkeit der Sprache und der melodische Vers haben seinen Wunsch in Erfüllung gehen lassen, bei der Nachwelt im Andenken zu bleiben: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit", — „Tanzt dem schönen Mai entgegen", — „Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute", — „Ein Leben wie im Paradies", — „Rosen auf den Weg gestreut", — „Wer wollte sich mit Grillen plagen" sind noch heutiges Tages im Volke lebendig.

Die wenigen Balladen Hölty's haben keine Bedeutung; sie sind verfehlt wegen der damals herrschenden verkehrten Ansicht von dieser Dichtung [1]), wonach später ihm selbst — wie er schrieb

---

1) Man behandelte darin antike oder romantische Stoffe in ironisirender Weise, so daß sie zum Theil wie Travestien aussehen.

— „ein Balladensänger wie ein Harlekin, oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten“ vorkam. —

„Gedichte“ besorgt durch F. L. Stolberg und Voß. Hamburg 1783. Vermehrt von Voß, 1804 und öfter. Neueste Ausgabe von Fr. Voigts, 1857.

Joh. Martin Miller. Geb. 1750 zu Ulm, studirte 1770—74 in Göttingen Theologie, ward Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt, später Prediger, bekleidete verschiedene geistliche Aemter und starb als Dekan und geistlicher Rath zu Ulm 1814. — Seine Lieder, von denen einige hie und da sich lebendig erhalten haben, — „Das ganze Dorf versammelt sich“, — „Was frag' ich viel nach Geld und Gut“, — „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei“ — haben eine ähnliche Richtung, wie wir sie bei Hölty finden, aber nicht gleiche poetische Bedeutsamkeit. — In seinen Romanen ist die übertriebene Empfindsamkeit der Zeit koncentrirt abgeschildert: „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit, aus den Briefen zweier Liebenden“, 1776, — „Briefwechsel dreier akademischer Freunde“, 1777 ꝛc. Vom „Siegwart“ ist unten beim Romane die Rede.

„Gedichte“, Ulm 1783.

Johann Heinrich Voß. Geb. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, ward nach vollendeter Gymnasialbildung Hauslehrer, um die Mittel zu gewinnen, eine Universität zu beziehen. Durch einige Gedichte, welche er für den Musenalmanach eingesandt hatte, ward er Boie bekannt, welcher es ihm möglich machte, 1772 nach Göttingen zu gehen, wo er die Seele des Bundes ward und mit großem Eifer Philologie studirte. 1775 ging er nach Wandsbeck, übernahm von Boie die Redaktion des Musenalmanachs und begann die Uebersetzung der Odyssee. Nachdem er sich zwei Jahre darauf mit Boie's Schwester Ernestine verheirathet hatte, ward er 1778 Rektor in Otterndorf, 1782 Rektor in Eutin und 1786 Hofrath. 1802 legte er sein Schul-

amt nieder, indem ihm eine Pension von 600 Rthlr. bewilligt ward, ging nach Jena und folgte 1805, indem Goethe ihn vergeblich zu halten suchte, dem Rufe des Kurfürsten von Baden nach Heidelberg, wo er, bei einem ansehnlichen Jahrgehalte, sich ganz seinen Studien und literarischen Arbeiten, Uebersetzungen und Alterthumsforschungen („Mythologische Briefe", 1794, — „Antisymbolik", 1824—26 2c.) widmen konnte. Er starb 1826.

Sittliche Reinheit, offner Sinn für alles Edle und Schöne, entschiedene Gesinnung, Energie des Willens und Selbstbewußtsein bezeichnen Vossens Natur, deren Ursprünglichkeit durch frühen Kampf mit einem ungünstigen Geschick und dadurch errungene frühe Selbständigkeit, wie später durch zurückgezogenes Leben bewahrt und verstärkt und durch kein Umtreiben in der Welt modificirt ward. Daher zeigt sein Charakter später manche Schroffheiten; bei starkem Selbstbewußtsein hatte er, befangen in der seiner Natur gemäßen Anschauungsweise, nicht das Vermögen der objektiven Auffassung; und indem er Andere nur nach sich beurtheilte, ward er, ohne es zu wissen und zu wollen, oft hart, eigensinnig und sündigte selbst gegen die Toleranz, welche er so nachdrücklich predigte. Der entschiedenste Feind alles Dunklen, Mystischen und Phantastischen, der Tyrannei und des Obskurantismus, „des Junkerthums und Pfaffenthums", zog er, wo er Aeußerungen desselben witterte, heftig dagegen zu Felde; daher sein Auftreten gegen die romantische Schule, gegen Creuzer's Symbolik [1]) in der „Antisymbolik" 2c. und sein heftiger Angriff auf Fr. Stolberg bei dessen Uebertritt zum Katholicismus, in welchem er freilich als Vertheidiger des Protestantismus laut werden zu müssen glaubte: „Wie ward Fritz Stolberg

1) Creuzer wollte in seiner „Symbolik" die Mythologie der Griechen aus dem Oriente ableiten und ihr einen symbolischen und allegorischen Charakter beilegen.

ein Unfreier", 1819, — „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhange über persönliche Verhältnisse", 1820.

Bedeutendes poetisches Talent besaß Voß nicht; idealer Aufschwung, echte Sentimentalität, romantischer Schmelz waren ihm fremd; seine Natur war eine rein verständige, man könnte sagen, hausbackene. Mit schwachen Kräften strebte er Klopstock nach und erging sich in einer Odenpoesie, welche weit mehr in kräftiger, edler Gesinnung und kunstvoller Technik, als in poetischem Gehalt ihre Bedeutung hat. Das höher gehaltene Lied gelingt ihm nur hin und wieder; in völlige Plattheit aber versinken die meisten Gedichte, welche Volkslieder sein sollen. Hier fehlt alle Unmittelbarkeit und Phantasie, und überall offenbart sich die Absicht, „dem Volke die Poesie nutzbar zu machen". Es ist daher auch Nichts von ihnen ins Volk übergegangen, obgleich manche derselben durch das Hoppenstedtsche Liederbuch weit verbreitet worden sind.

Aber das tief eindringende Studium griechischer Dichter, insbesondere Homer's und Theokrit's [1]), leistete seiner Neigung zum Malen idyllischer Scenen Vorschub und kräftigte sein Vermögen dazu, und so ward Voß Schöpfer des eigentlichen Idylls, welches statt einer eingebildeten Welt wirkliches Leben darstellt. Den 18 kleineren Idyllen, 1774—81, von welchen „der siebzigste Geburtstag" die ansprechendste und bekannteste, folgte die „Luise", 1784, welche zu einem idyllischen Epos in 3 Gesängen herangewachsen war. Sie schildern sämmtlich, der Natur des Idylls gemäß, das befriedigte Leben in der Beschränkung, und zwar das Treiben, die Charaktere und Sitten der Landleute Norddeutschlands — in ihren verschiedenen Verhältnissen, der Bauern, Knechte und Mägde, Pächter, Gutsbesitzer, Lehrer und

1) Theokritos aus Syrakus, um 280 vor Chr., vornehmster griechischer Idyllendichter.

Prediger, — waren also Dichtungen, welche dem Sinn des Dichters für Natur und stilles Familienleben am meisten entsprachen, und deren Stoffe ihm aus Erfahrung aufs genaueste bekannt waren. Sie zeichnen sich daher durch die lebendigste, bis ins kleinste Detail gehende Malerei kleiner Thätigkeiten, Scenen, Situationen, Dinge u. dgl. und durch unübertreffliche Schilderung der Natur zu allen Jahreszeiten aus. Aber, wenngleich man nicht sagen kann, daß die rechte Mitte zwischen dem Wirklichen und Idealen nicht getroffen wäre, so fehlt doch der poetische Hauch; sie sehen zu derb, zu niederländisch aus; die Handlung fehlt fast gänzlich, es geht alles in Schilderei auf. Diese letzte Ausstellung trifft besonders die Luise, deren größerer Umfang eine bestimmte Idee und eine bedeutendere Handlung erfordert hätte. Sie wurde indessen mit Bewunderung aufgenommen und ist bis zur Gegenwart ein beliebtes Buch geblieben. Auch Goethe war davon hingenommen und ward dadurch zu seinem idyllischen Epos „Hermann und Dorothea“ angeregt. Voß hielt seine Luise für bedeutender, welche jedoch schwerlich sich mit dem Goethe'schen Produkte vergleichen läßt, sondern, man mag auf epische Haltung und Einheit oder auf Bedeutsamkeit der Idee und tiefe Auffassung der Charaktere sehen, weit hinter demselben zurücksteht.

Zwei der kleinen Idyllen: „de Winterawend“, — „de Geldhapers“, sind in plattdeutscher Sprache geschrieben, welche an bezeichnenden Ausdrücken, für die sich im Hochdeutschen oft keine entsprechende Wörter finden, sehr reich ist. Die Sprache schmiegt sich in diesen Dichtungen dem Inhalte ganz vorzüglich an. — Mit diesen Gedichten ward also wieder der Anfang gemacht, Dialekte zu poetischen Darstellungen zu gebrauchen.

Die größten und unbestreitbarsten Verdienste [1]) hat sich

---

1) Angefochten sind sie freilich auch, z. B. von Wolfgang Menzel, der viel andere Verdienste angefochten hat.

Voß erworben um die Sprache und poetische Form durch die vorzüglichen Uebersetzungen des Homer, — Odyssee 1781 [1]) und Ilias 1793, — und anderer griechischen und römischen Dichter in den Versmaßen der Originale. Mag auch die Voß'sche Uebertragung des Homer Unvollkommenheiten haben, vielleicht auch schon übertroffen sein, durch ihn ist Homer, den früher nur die Gelehrten kannten, aber oft nicht zu würdigen wußten, zuerst Gemeingut der Gebildeten und somit erst wirksam geworden, und von Vossens Homer datirt sich erst die deutsche Uebersetzungskunst. Er hat die Sprache bereichert durch Herbeiziehung von Idiomen, durch neue Wortbildungen und Wendungen und ihr eine Biegsamkeit gegeben, durch welche sie im Stande ist, in alle fremden Formen sich zu schmiegen. Daß er in spätern Uebersetzungen, besonders der Oden des Horaz, zu weit ging und der Sprache Gewalt anthat, kann sein Verdienst nicht schmälern. Durch seine Schrift „Zeitmessung der deutschen Sprache", 1802, erhielt die deutsche Prosodie und Metrik eine sichere Basis.

Außer dem Homer übersetzte Voß Virgil's Gedicht vom Landbau, 1789, dessen Hirtengedichte und Aeneide, 1797—99, Ovid's Verwandlungen, 1798, Horaz' Oden, Episteln und Satiren, 1806, Hesiod's [2]) Werke, 1806, die Idyllen des Theokrit, Bion und Moschos [3]), 1808, die Elegien des Römers Tibull [4]), 1810, Aristophanes' [5]) Komödien, 1821, die griechischen Lehr-

---

1) Diese erste Ausgabe ist die beste.

2) Hesiodos soll um 900 vor Chr. in Böotien gelebt haben. Sein bekanntestes Gedicht ist die „Theogonie", von den Kämpfen der Götter und dem Ursprunge der Welt.

3) Bion und Moschos, griechische Idyllendichter nach Theokrit, ersterer aus Smyrna, der andere aus Syrakus.

4) Tibull und Propertius um 30 vor Chr., römische Elegiker.

5) Aristophanes, der unübertreffliche Lustspieldichter der Griechen, lebte zur Zeit des peloponnesischen Krieges in Athen. Von seinen 54 Komö-

gedichte des Aratos [1]), 1824, die Gedichte des Propertius, 1830 ꝛc. — Die Uebersetzung Shakspeare's, welche er mit seinen Söhnen unternahm, ist nicht gelungen.

Sämmtliche Gedichte. Königsberg, 1802. 6 Bde. — Sämmtliche poetische Werke, herausgegeben von Abraham Voß in einem Bande. Leipzig, 1835.

Fr. Leop. Graf zu Stolberg wurde 1750 zu Bramstedt in Holstein geboren. Nach vollendeten Studien in Göttingen ging er nach Kopenhagen, ward dänischer Kammerjunker und machte etwas später eine Reise nach der Schweiz, auf welcher er mit Goethe, der ihn begleitete, näher bekannt wurde und mit Lavater in freundschaftliche Beziehungen kam. 1777 ward er Fürstbischöflich-Lübeckischer Minister zu Kopenhagen, lebte aber auch hin und wieder in Eutin, wo er mit seinem Göttinger Freunde Voß noch den freundlichsten Verkehr hatte, welcher bei schon hervortretender Verschiedenheit der Meinungen, zunächst in religiöser, späterhin auch in politischer Hinsicht, durch die Frauen beider erhalten und gefördert wurde, nach dem frühen Tode der Gräfin Agnes aber (1788) sein Ende erreichte. 1789 ging Stolberg als dänischer Gesandter nach Berlin, wo er sich wieder verheirathete, machte im folgenden Jahre Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien und kehrte 1791 als Regierungspräsident nach Eutin zurück. Seine dem Autoritätsglauben zugewandte religiöse Richtung und der Umschlag seiner politischen Gesinnung, den die unerwartete schlimme Wendung der Revolution in Frankreich bei ihm hervorbrachte, ließen jetzt keine Harmonie zwischen ihm und Voß mehr aufkommen. 1800 legte er sein Amt nieder, ging nach Münster und trat mit

---

dien sind uns 11 überliefert worden, unter diesen „die Wolken", „die Vögel", „die Frösche".

1) Aratos aus Cilicien um 270 vor Chr., Verfasser eines astronomischen Lehrgedichtes.

seiner Familie, die älteste Tochter ausgenommen, zur katholischen Kirche über. Seit 1812 lebte er in der Nähe von Bielefeld, zuletzt auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück, wo er 1819 starb.

Eine edle, für alles Gute empfängliche Natur läßt sich Stolberg nicht absprechen; aber der Mangel an Klarheit und Schärfe des Verstandes und Urtheils, bei einem reizbaren überwallenden Gemüthe und lebhafter Phantasie ließen seinen Charakter zu keiner Sicherheit und Festigkeit gelangen. Früher Freiheitsschwärmer, — freilich wohl ohne sich eines bestimmten Zieles klar bewußt zu sein und ohne sein aristokratisches Selbstgefühl aufzugeben, — und Verehrer des klassischen Alterthums, beklagt er später die Anzeichen einer politisch freiern Zeit und den Untergang der Standesprivilegien, schmäht er auf Schiller's „Götter Griechenlands" und Goethe's „Wilhelm Meister", verliert sich in Pietismus und sucht endlich, geängstigt durch die Zeichen der Zeit, allen Muth und alle Hoffnung verlierend, im Schooße der alleinseligmachenden Kirche Rettung.

Sein poetisches Talent war nicht unbedeutend, ist aber im ganzen wenig zu rechter Entwickelung gekommen. Ein inniger Verehrer Homer's, Ossian's und seines unmittelbaren Vorbildes Klopstock, war er ganz dem Geniedrange der siebziger Jahre hingegeben und stürmte seine Vaterlands- und Freiheitsgefühle in antik gebildeten O d e n aus, mit ungezügelter Phantasie und nicht selten künstlich empor geschraubter Empfindung, wodurch er mitunter in bombastische Darstellung gerieth, wie im „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert", der „Natur" u. s. w. Einige seiner Oden sind dagegen erhabener Ausdruck wirklicher Empfindung, z. B. „Der Felsenstrom", „Hymne an die Sonne", „An das Meer", Elegie an den Grafen von Reventlow, „An Homer". Andere Gedichte sind mild und sanft und erinnern mitunter an Hölty's Elegien: „An den Abendstern", „Der Abend" an J. M. Miller; ihr Ton ist oft

einfach und herzlich wie im Volksliede; dahin gehören z. B. das allbekannte Lied „Süße heilige Natur“, „Der Mond“ u. s. w. Gern vertieft sich Stolberg in Liedern und Balladen in die Zeiten des mittelalterlichen Ritterthums: — „Sohn, da hast du meinen Sper“, „Mein Arm wird stark und groß mein Muth“, „In der Väter Hallen ruhte“, „Das Herz im Leibe thut mir weh“, — und leitete dadurch schon auf die spätere Romantik hin, mit welcher er überhaupt manche Berührungspunkte hat.

Die „Jamben“, 1784, siebzehn scharfe Spottgedichte über Zeitgebrechen, drücken edle Gesinnung aus, haben aber geringen poetischen Werth. „Die Insel“, 1788, ist ein politischer Roman, welcher in Gesprächsform das Gemälde eines idealen, auf Abgeschiedenheit, Gleichheit und Reinheit der Sitten beruhenden Staates darstellt. Er ist längst vergessen, eben so wie die „Schauspiele mit Chören“, 1785, 87, verfehlte Nachahmungen des griechischen Dramas, welche schon bei ihrer ersten Erscheinung wenig Beifall fanden. Außerdem giebt es von Stolberg Uebersetzungen von Homer's Ilias, 1778, einigen Gesprächen des Platon, 1796, 97, vier Tragödien des Aeschylos [1]), 1802, und den Gedichten Ossian's; eine Beschreibung seiner Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien, 1794, Geschichte der Religion Jesu, 1807, u. s. w.

Christian Graf zu Stolberg, der ältere Bruder des vorigen, geb. 1748 zu Hamburg, lebte bis 1777 mit Friedr. Leop. zusammen, ward dann Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein, legte 1800 sein Amt nieder und zog sich als dänischer Kammerherr und Landrath auf sein Gut Wiedebye in Schleswig zurück, wo er 1821 starb.

1) Aeschylos aus Eleusis, 525—456 vor Chr., der erste der drei großen griechischen Tragiker. Von seinen 70—80 Trauerspielen sind nur 7 auf uns gekommen: „Der gefesselte Prometheus“, „die Perser“, „die Sieben gegen Theben“, „Agamemnon“, „die Choephoren“, „die Eumeniden“, „die Danaiden“.

Seine Gedichte — das größte ist die Ballade „Die weiße Frau“, in 7 Abth., 1814, — sind in ähnlichem Geiste wie die seines Bruders, aber unbedeutender. Er übersetzte auch aus dem Griechischen: Sophokles, Einiges von Theokrit, Anakreon u. s. w. Die meisten seiner Schriften sind mit denen seines Bruders zusammen herausgegeben:

Gedichte der Brüder Christian und Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg, herausgegeben von Boie, 1779 und öfter. Gesammelte Werke der Brüder u. s. w. Hamburg, 1820—25, 20 Bde.

Joh. Anton Leisewitz. Geb. 1752 zu Hannover, studirte seit Michaelis 1770 in Göttingen die Rechte, war den jungen Dichtern befreundet, trat aber erst im Sommer 1774, ein Vierteljahr vor seinem Abgange von der Universität, in den Bund. 1775 ließ er sich in Braunschweig als Advokat nieder, ward darauf Sekretär der Landschaft, 1780 Lehrer des Erbprinzen, später Geh. Justizrath und starb 1806 als Präsident des Obersanitätskollegiums.

Außer dem Trauerspiele „Julius von Tarent“, 1776, ist von ihm nichts Poetisches erschienen. Der Stoff desselben, der florentinischen Geschichte entnommen, ist dem ähnlich, welchen Klinger in seinen „Zwillingen“ behandelte: Die Söhne des Fürsten von Tarent Guido und Julius lieben beide die Blanca; aus Eifersucht ermordet Guido seinen Bruder und fällt der Gerechtigkeit des Vaters zum Opfer. Wiewohl es dem Stücke an rechter Entwickelung der Handlung fehlt, ist es doch nach Anlage und Charakterzeichnung eins der besten der damaligen Zeit.

Matthias Claudius. Geb. 1740 zu Reinfeld in Holstein, studirte in Jena und lebte darauf als Privatmann in Wandsbeck bei Hamburg in freundschaftlichem Verkehr mit Klopstock, Voß u. s. w, und gab den „Wandsbecker Boten“ heraus.

1776 als Oberlandkommissär nach Darmstadt berufen, kehrte er, da ihm hier die Verhältnisse nicht zusagten, schon nach einem Jahre nach Wandsbeck zurück und bekam 1788 durch Vermittelung des Grafen Bernstorf die Stelle eines Revisors bei der holsteinschen Bank in Altona, behielt aber seinen Wohnsitz in Wandsbeck, bis er in höherm Alter zu seinem Schwiegersohne, dem bekannten Buchhändler Perthes, nach Hamburg zog, wo er 1815 starb.

Christlich-fromme Stimmung, innige Liebe zur Natur, welche geheiligt ist durch die Gegenwart Gottes, und herzliche Freude am idyllischen Naturleben, Begeisterung fürs Vaterland und für das Heil der Menschheit, — das sind die Grundtöne aller seiner Dichtungen, welche, fern von Weichlichkeit und krankhafter Sentimentalität, überall nach Volksthümlichkeit streben und öfter den Ton naiver Unbefangenheit, Herzlichkeit und echter Poesie treffen: „Mein Neujahrslied“ — „Bei dem Grabe meines Vaters“ — „Lied vom Reif“ — „Abendlied: Der Mond ist aufgegangen“ — „Der Frühling, am ersten Maimorgen“ — „Die Sternseherin Lise“ — Rheinweinlied“. Zuweilen ist indessen dieser Ton erzwungen, und die Darstellung bekommt etwas Manirirtes, was indessen häufiger in den prosaischen Aufsätzen als in den Liedern der Fall ist. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß einige Lieder zu trivial sind, um auf poetischen Werth Anspruch zu machen — auch die bessern sind selten ganz poetisch durchgeführt und sinken hie und da herab —, ja daß selbst wohl einmal der Gegenstand ganz außerhalb des Bereiches der Poesie liegt (Lied für Schwindsüchtige), ein Irrthum, welcher aus einer unklaren Auffassung des Wesens der Volkspoesie hervorging. — Die sogenannten Romanzen sind auf ähnliche Weise verfehlt, wie die Hölty's und anderer Dichter jener Zeit. Einige seiner Fabeln sind gelungen, z. B. „Der Esel“, — „Der Mann im Lehnstuhl.“

Die prosaischen Aufsätze: Briefe, Betrachtungen, Abhand-

lungen, Recensionen, sind theils in volksmäßiger, humoristischer, theils in höherer Sprache geschrieben. Unter jenen ist Manches, was durch Treuherzigkeit, tiefes Gefühl und Humor anspricht. In den spätern Schriften aber wich der gesunde fröhliche Sinn, welcher harmonisch Irdisches und Himmlisches umfaßte, einem trüben Ernste, welcher der freien Geistesentwickelung abhold war.

Seine im Wandsbecker Boten, im Musenalmanach, oder einzeln erschienene Aufsätze und Gedichte gab er gesammelt heraus in

Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Hamburg, 1775—1812, 8 Bde. Zuletzt 1844, 4 Bde.

Christian Adolf Overbeck. Geb. 1755 zu Lübeck, studirte die Rechte in Göttingen, wo er mit den Dichtern des Bundes in Verkehr stand, ward Advokat in seiner Vaterstadt, zuletzt Bürgermeister und Syndikus des Domkapitels. Er starb 1821. Von seinen wohllautenden, theils weichen, theils muntern Liedern sind einige allgemein bekannt geworden: „Warum sind der Thränen unterm Mond so viel“, — „Das waren mir selige Tage“. — Seine Kinderlieder (Fritzchens Lieder, 1781) erscheinen nicht natürlich genug.

An die obige Dichtergruppe und namentlich an Voß lassen sich theils die etwas spätern Verfasser von Idyllen, welche ihn zum Muster nahmen, theils die Dichter anreihen, welche nach seinem Vorgange sich des Dialektes bedienten.

Ludw. Theobul Kosegarten. Geb. 1758 in Grevismühlen in Mecklenburg, ward Prediger zu Altenkirchen auf Rügen, später Professor der Geschichte und Theologie und Konsistorialrath zu Greifswalde, wo er 1818 starb. — Sein nicht großes, aller Originalität entbehrendes Talent lehnt sich an Klopstock, Herder, Voß, Schiller, an die Romantiker, an englische Dichter und versucht sich ohne sonderliches Glück in fast

allen Gattungen und Tonarten. Seine sonst vielgelesenen idyllischen Epen, „Die Inselfahrt", 1805, — „Jucunde", 1808, sind schwache Nachahmungen von Vossens Luise; die Legenden haben die Herder'schen zum Vorbilde. Die lyrischen Dichtungen: Lieder, Oden, Rhapsodien, erscheinen selten als Ausdruck wahrer Empfindung und verlieren sich häufig in übertriebenen Pathos und Schwulst. Auch ein Drama dichtete er (Ebba v. Medem), schrieb Romane (z. B. Ida v. Plessen) und übersetzte die Clarissa des Richardson und Anderes. — Dichtungen, Greifswalde 1824—27. 12 Bde.

Jens Baggesen. Geb. 1754 zu Korsör auf Seeland, machte Reisen durch Frankreich und Italien, hielt sich längere Zeit in der Schweiz, Deutschland und Paris auf, ward Professor in Kopenhagen und Justizrath, und starb 1826 in Hamburg. — Bei wenigstens bedeutenderem Talente, als Kosegarten besaß, konnte er auch keinen festen Halt gewinnen und ahmte bald Voß, bald Klopstock, bald Schiller nach, welchen letztern er hoch verehrte. Am bekanntesten ist er geworden durch sein idyllisches Epos „Parthenais oder die Alpenreise", (1795) 1802, dessen dem Idyll nothwendige Einfachheit durch Einmischung phantastischer Elemente bedeutend beeinträchtigt wird. Die Naturschilderungen darin sind von großer Lebendigkeit. Außerdem verfaßte er ein humoristisches Epos „Adam und Eva", ein ernsthaftes „Oceania" (nicht vollendet), satirische Lustspiele gegen die Romantiker und lyrische Gedichte, 1803. 8.

Amalie v. Helwig, welche mit ihren „Schwestern auf Lesbos" hierher gezogen werden könnte, läßt sich passender unten einreihen.

Bei dem allgemeinen Streben nach Natur und der Ausdehnung, welche das Natürlichkeitsprincip in Vossens Dichtung bekommen, war das Idyll und die idyllische Lyrik am meisten

in Gefahr, zur Prosa herabzusinken, wovon die nächste Zeit Beispiele in Menge darbietet, wie unter andern die Idyllen von Chr. Ludw. Neuffer (1769—1839, Prediger in Ulm) und die Naturlieder von F. W. A. Schmidt (1764—1838, Pfarrer in Werneuchen in der Mark), welcher Letztere am bekanntesten geworden ist durch die wider seine Manier gerichtete Satire Goethe's „Musen und Grazien in der Mark.“ —

Zu echter, origineller Poesie erhebt sich dagegen die idyllische Dichtung des

Joh. Peter Hebel. Geb. 1760 zu Basel, Sohn eines armen Gärtners, fand, früh verwaiset, Freunde, welche ihn ausbilden ließen und es ihm möglich machten, in Erlangen Theologie zu studiren. Nach vollendeten Studien ward er Gymnasiallehrer, 1808 Direktor des Lyceums zu Karlsruhe, später auch Mitglied des Konsistoriums und Prälat. Er starb auf einer Reise in Schwetzingen 1826.

Seine im allemannischen Dialekt geschriebenen erzählenden und lyrischen Gedichte sind volksthümlich im edelsten Sinne, indem sie bei aller Natürlichkeit und Einfachheit nie die ideale Haltung verlieren. — Aus einem freundlichen liebevollen Gemüthe entsprungen, führen sie die Natur in ihren mannigfachen Erscheinungen und das Leben des Landmanns mit seiner Freude und seinem Weh uns vor die Augen, überall sittliche und religiöse Beziehungen hervorhebend, ohne Absichtlichkeit erblicken zu lassen. Die Gemüthlichkeit und Innigkeit, die Naivetät und Kindlichkeit, welche Alles durchdringt, und der freundliche Humor, der darüber schwebt, sind stets ungezwungen, natürlich und wahr, wodurch — was bei absichtlichen Volksliedern selten — alle Affektation fern gehalten wird. Die Fülle seiner poetischen Anschauungen zeigt sich besonders in seiner Naturschilderung, in welcher er jedem Dinge auf die ungezwungenste Weise Leben und Persönlichkeit zu geben versteht. — Herzlichkeit, Humor und naive volksthümliche Darstellung zeichnen auch seine prosaischen Schrif-

ten, Erzählungen und belehrende Aufsätze in dem „Rheinländischen Hausfreunde", 1808—11 und „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes", 1811, aus, welche zu den besten deutschen Volksschriften gehören.

Sämmtliche Werke, Karlsruhe 1832—34, 8 Bde., 1842; 43, 5 Bde. — Allemannische Gedichte, Karlsruhe 1803. 1842 8. Aufl. Ins Hochdeutsche übersetzt von Adrian, 1814, Freih. v. Budberg, 1827, R. Reinick, 1851.

Joh. Martin Usteri. Geb. 1763 zu Zürich, machte als Maler Reisen durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich und nahm nach seiner Rückkehr an den Handelsgeschäften seines Vaters Theil. Später gab er diese auf, widmete sich der Kunst, bekleidete Staatsämter, ward zuletzt Mitglied der Regierung und starb 1827. — Er schrieb in schweizerischem Dialekte Idyllen, Balladen und andere Gedichte, welche durch liebenswürdige Einfalt, Natur und Innigkeit, wie durch lebendige Anschaulichkeit ansprechen. Von seinen hochdeutschen Liedern hat „Freut euch des Lebens" allgemeine Verbreitung gefunden. — Dichtungen in Versen und Prosa. Berlin 1831. 3 Bde.

Joh. Konrad Grübel — geb. 1736 zu Nürnberg, Flaschner (Klempner) daselbst, starb 1809 — schildert in seinen Gedichten, welche in der Mundart seiner Vaterstadt abgefaßt sind, das Thun und Treiben des kleinstädtischen Bürgerthums, was ihm, besonders in der komischen Erzählung, wohl gelingt. (Von ihm „Peter in der Fremde".) — Gedichte in Nürnberger Mundart, Nürnberg 1802 und öfter.

II. Joh. Wolfgang (v.) Goethe.

Es war das günstigste Geschick für unsre Literatur, daß gerade in der Zeit, als der deutsche Geist die seit der Reformation erstrebte Freiheit sich völlig aneignete und dadurch zur allseitigen Entwickelung gelangte, ein Genius erschien mit einer Fülle von schöpferischer Kraft, wie sie vor ihm noch keiner besessen hatte.

Eine große, allgemein gültige poetische That war noch nicht geschehen, noch kein Kunstwerk geschaffen, welches das menschliche Leben nach seinen höchsten Tendenzen im nationalen Geiste und in vollendeter Form zur individuellen Erscheinung gebracht hätte. Alle bisherigen Bestrebungen waren eigentlich nur Vorbereitungen zu einem noch unerreichten Höchsten gewesen, hatten aber den Weg dazu gezeigt und geebnet: Klopstock hatte die Idee einer selbständigen nationalen Dichtung mit Klarheit und Entschiedenheit erfaßt; Lessing das Verkehrte in den bisher befolgten Grundsätzen aufgedeckt und die wahren Gesetze der Schönheit nachgewiesen; Wieland hatte der sinnlichen Erscheinung wieder ihr Recht vindicirt und der Sprache Leichtigkeit, Gewandtheit und Grazie gegeben; Herder endlich zur verloren gegangenen Natur und Wahrheit zurückgeführt und die höchsten Muster der alten und neuern Welt verstehen und lieben gelehrt. Alles das kam Goethe zu Gute, dessen Genie die moderne Dichtkunst auf ihren Höhepunkt führte, indem es griechischen und germanisch-christlichen Geist, Klassisches und Romantisches in einander verschmelzte.

Die Natur hatte Goethe mit ihren reichsten Gaben ausgestattet, welche ihn vorzugsweise auf eine poetische Wirksamkeit hinwiesen. Die erste und nothwendigste Eigenschaft, um das Schön-Menschliche darzustellen, besaß er darin, daß er selbst ein Mensch im schönsten Sinne des Wortes war, daß er die Fähigkeit und das rastlose Streben hatte, das Edle in sich immer völliger herauszubilden, daß Natur und Wahrheit die steten Angelpunkte seines Wesens waren. Mit der zartesten, erregbarsten Seele, mit der tiefsten Gemüthsinnigkeit und der idealsten Anschauung verband er klassische Ruhe, klaren Verstand und die Kunst der sichersten, plastischen Darstellung. Seine Dichtungen waren durchgehend die Resultate des von ihm selbst Erlebten und Empfundenen, was sich bei den meisten nachweisen läßt, und seine eigne bekannte Aeußerung bestätigt: „daß er das, was ihn freute, oder quälte, oder beschäftigte, in ein Bild,

ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich abzuschließen suchte"; oder: „daß seine Gedichte nur die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens wären". Demnach also der subjektivste unsrer Dichter war er zu gleicher Zeit der objektivste, indem er seine Anschauungen und Empfindungen gleichsam von sich abzulösen und als etwas außer ihm Vorhandenes zu betrachten und in individuellen Bildern und Gestaltungen darzustellen vermochte, was voraussetzt, daß er bei seinem Produciren sowohl in der Empfindung sein, als über derselben stehen mußte. Aus jener objektiven Subjektivität folgt, daß das vorwiegende Element seiner poetischen Natur das lyrische sein mußte. Stellt er das handelnde Leben dar, so neigt er vermöge seiner ruhigen Betrachtung mehr zum Epos, als zum Drama. Wählt er aber die letztere Form, so interessiren ihn mehr die Individuen und ihre Schicksale, als das Volk in seinen historischen Beziehungen, mehr wieder das innere Leben jener als die Handlung. Er nimmt daher zu seinen Dramen lieber rein menschliche als historische Objekte; selbst in geschichtlichen Stoffen vertieft er sich nicht in ihre Erscheinung, sondern läßt das Historische hinter die Schicksale der Individuen zurücktreten, und statt rasch sich bewegende Handlung darzustellen, erschließt er, wie kein anderer Dichter, die Tiefen des Gemüthes der vorgeführten Personen und läßt die bewundernswürdigsten Seelengemälde entstehen. In der Kunst des Motivirens und der Zeichnung der Charaktere ist er unerreicht; in den männlichen stellt er die verschiedenen Seiten seiner eignen Natur in den individuellsten Gestaltungen dar, und in den vollendeten Bildern seiner Frauen sind alle Züge zum Ideal des Menschlichen vereinigt. — So wenig aber auch Goethe in seinen Dichtungen sich unmittelbar betheiligt an den politischen Fragen der Zeit, weßhalb seine Gegner seinen Patriotismus haben verdächtigen wollen, so sehr gebührt ihm der Ruhm des nationalsten Dichters, wenn Der so genannt werden muß, in dessen Werken sich ohne Ausnahme

deutscher Geist und deutsches Gemüth aussprechen, und der die Pflichten gegen das Vaterland darin suchte, „daß jeder Einzelne nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes mehre, stärke und nach allen Seiten hin durch dasselbe verbreite, damit sein Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, sondern fähig bleibe zu jeder großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbreche."

Das Ziel, auf welches die Dichtung Goethe's, wie aller bedeutenden modernen Dichter, hinausgeht, ist: die streitenden Naturen im Menschen zu versöhnen, das sinnliche Element mit der geistigen Freiheit, das Reinmenschliche mit dem Göttlichen in Uebereinstimmung zu bringen. Aber indem sie diese Aufgabe löset, spiegelt sie zugleich seine Zeit ab in ihrem Kämpfen und Ringen, die Macht der traditionellen Autoritäten zu überwinden und der Freiheit des Geistes, der Sittlichkeit und Humanität den Sieg zu verschaffen. —

Bei seinem Bilden und Schaffen brauchte Goethe nicht, wie philosophische Dichter, von der Idee auszugehen und dann den Körper dazu zu suchen, wobei die Gefahr nahe liegt, Abstraktionen, statt sinnlicher Gestalten zu geben, sondern seiner genialen Anschauung sprang gleichsam die Gestalt entgegen; er bildete nach der Natur und trug die Idee hinein; er gestaltete Individuen, welche zugleich den Charakter der Gattung, also allgemein menschliche Bedeutung haben.

Ueber die Sprache übt Goethe die vollkommenste Herrschaft, ihr ganzer Reichthum steht ihm zu Gebote. Leicht und natürlich, ohne Anstrengung, ohne überflüssigen Aufwand, ohne Pomp, weiß sie mit gleicher Sicherheit das Sanfte und Schöne, wie das Erhabene und Gewaltige auszudrücken; sie ist gleichsam der durchsichtige Körper der Idee, und in jeder Gestalt, die sie annimmt, anmuthig und musikalisch.

Bei Goethe trifft fast Zug für Zug die Beschreibung zu,

welche Wieland von der Natur des echten Dichters entwirft, welche deßhalb, und weil sie überhaupt vortrefflich, hier stehen möge: Der Dichter soll besitzen „scharfe Stimmung aller äußern Sinne, daß jede Empfindung die Melodie des Objekts im reinsten Einklang verschönert zurückgiebt; ein Gedächtniß, in dem Nichts verloren geht, in dem sich Alles zu jener feinen bildsamen Masse amalgamirt, aus der dann die Schöpfungen hervorgehen einer Einbildungskraft, die durch unfreiwilligen Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet, und dem bloßen Zeichen immer die Sache selbst, oder ein ähnliches Bild unterschiebt; die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt; eine zarte und warme Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes und Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer ihren Ueberschwang an Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen mittheilt, stets mit der behendesten Leichtigkeit Andere in sich und sich in Andere verwandelt; eine erklärte Liebe zu allem Wunderbaren, Schönen und Erhabnen, ein Herz, das bei jeder edlen That emporschlägt, vor jeder schlechten schaudert; zu all diesem bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut einen angebornen Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, und bei der geselligsten Gemüthsart einen vorschlagenden Hang zur Einsamkeit."

Da Goethe's innere Entwickelung und literarische Thätigkeit mit seinem äußern Lebensgange in genauem Zusammenhange steht, ist es am zweckmäßigsten, die Darstellung beider mit einander zu verbinden.

Joh. Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt a/M. geboren. Sein Vater, — der Sohn eines aus dem Mansfeldischen stammenden Schneiders, welcher sich in Frankfurt niedergelassen und später sein Handwerk mit der Gastwirthschaft vertauscht hatte — war Doktor der Rechte und kaiserlicher Rath; seine Mutter die Tochter des Frankfurter Stadt-

schultheißen Textor. Einer etwas jüngern Schwester Cornelia (1773 verheirathet mit Joh. Georg Schlosser, gestorben 1777) und der noch jugendlichen Mutter, einer muntern, liebenswürdigen Frau von reichem kräftigem Gemüthe, schloß der Knabe sich mit inniger Liebe an, weniger dem ernsten, strengen und förmlichen Vater, der jedoch Sinn für Bildung und Kunst hatte und unterrichtend und anregend sich viel mit seinen Kindern beschäftigte. In eine Schule wurde Goethe nie geschickt und nur durch Privatunterricht gebildet. — Schon früh ergötzte ihn die Lektüre deutscher Dichter, entzückte ihn Klopstock's Messias und zog ihn das alte Testament an; das bunte Treiben der reichen Handelsstadt, in welchem sich umzuschauen er Neigung und Gelegenheit hatte, die französische Einquartierung während des siebenjährigen Krieges, besonders der im Goetheschen Hause einquartierte Graf Thorane, die französischen Schauspieler in ihrem Gefolge, Bekanntschaften mit originellen Persönlichkeiten, kleine Abenteuer, bunte Scenen, wie die Kaiserkrönung Josephs II. ꝛc. machten auf seinen erregbaren Sinn bedeutenden Eindruck und führten seiner Phantasie eine Menge von Anschauungen zu. Vor allem reizte ihn das Schauspiel, was für längere Zeit den französischen Geschmack bei ihm festsetzte. An poetischen Versuchen der verschiedensten Art fehlte es nicht; sein ältestes gedrucktes Gedicht ist „die Höllenfahrt Christi“ von 1765.

Nach vollendetem sechzehnten Jahre bezog er 1765, mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, aber noch ohne Klarheit und Sicherheit, die Universität Leipzig, um dem Wunsche seines Vaters gemäß die Rechte zu studiren, während seine Neigung ihn zu den schönen Wissenschaften zog. Er begann, juristische und philosophische Kollegien zu hören; da indessen die trocknen, reizlosen Vorträge pedantischer Lehrer ihn nicht zu fesseln vermochten, vernachlässigte er jene Studien bald, schweifte auf andere Gebiete hinüber, fuhr fort zu dichten, wie Anläße und Laune ihn trieben, ohne eine bestimmte Richtung finden zu

können, zeichnete, stach in Kupfer und verbrachte einen großen Theil seiner Zeit in mannigfaltigen Zerstreuungen. Dennoch reifte sein Urtheil und sein Geschmack immer mehr heran; das klassische Alterthum, Lessing's und Winckelmann's Schriften hatten bedeutenden Einfluß auf ihn, Wieland dagegen, welcher alle Welt entzückte, ließ ihn kälter. Keineswegs aber vermochte er schon bei den sich kreuzenden Richtungen der Zeit und den Gegensätzen des Alten und Neuen sich zurechtzufinden und einen klaren Blick für das zu gewinnen, was der deutschen Poesie vor allem noth that; aus seiner Unsicherheit rissen ihn erst später Herder's Unterweisungen in Straßburg. Seine dramatischen Versuche aus dieser Zeit „die Laune des Verliebten" und „die Mitschuldigen", (1768) 1769, sind noch nicht von Bedeutung, wenngleich seine Kunst, Charaktere zu schildern, schon in ihnen sichtbar wird.

Anhaltende Kränklichkeit nöthigte ihn 1768 die Universität zu verlassen und ins elterliche Haus zurückzukehren, wo er unter dem Einfluß der liebenswürdigen, pietistischen Klettenberg mystisch-religiöse Schriften las und sich mit chemischen und alchymistischen Studien und Experimenten befaßte.

Nach seiner völligen Genesung bezog er 1770 die Universität Straßburg, um sich zum juristischen Examen vorzubereiten. Obgleich er hier seinen Hauptzweck, das Rechtsstudium, wenn es ihn auch nicht eigentlich anzog, nicht aus den Augen verlor, so befaßte er sich doch vielfach mit andern Dingen, trieb Anatomie, Naturgeschichte, Chemie; die alte Baukunst im Straßburger Münster zog ihn mächtig an; vor allem aber beschäftigten ihn Literatur und Kunst, und auf diesem Gebiete ging ihm, im Kreise strebsamer, zum Theil genialer Jünglinge, besonders durch Herder's Anleitung, im Studium Homer's und Shakspeare's und durch die Bekanntschaft mit Ossian und der Volkspoesie eine neue Welt auf. Die Liebe kam hinzu (Friederike Brion in Sesenheim), und dem von ihr mächtig bewegten Gemüthe entström-

ten Klänge, so melodisch, so rein und zart, so rührend und tief ergreifend, und doch so klar und bestimmt, wie man sie bis dahin nimmer gehört. So wird denn Goethe schon jetzt eine bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Poesie, und kann die nächste Zeit als

1. Periode seiner poetischen Wirksamkeit betrachtet werden, deren Charakter man passend genug als Naturpoesie bezeichnet hat. 1770—75.

Die Erwähnung jener Lieder führt zunächst auf die lyrische Poesie Goethe's hin, von welcher gleich zu Anfange der Beschreibung seines Dichterlebens die Rede sein kann, da sich kaum sagen läßt, daß sie später sich erst entwickelt, sondern nur, daß sie nach den veränderten Empfindungs- und Anschauungsweisen sich verschieden gestaltet habe. Goethe's Lieder waren eine ganz neue Erscheinung, daß man von ihnen eigentlich erst die Entstehung der neuern deutschen Lyrik datiren kann. Sie sind idealer Ausdruck wahren Gefühles; denn was sie aussprechen, hatte der Dichter selbst empfunden, und er besaß die Fähigkeit, das Gefühl in seinem höchsten Momente, befreit von allen stürmischen Bewegungen der Leidenschaft, gleichsam in Handlung verwandelt, in einem sichern, klaren Bilde darzustellen. Sie erinnern an das Schönste im Volksliede, und die in die Sphäre desselben gehörenden können füglich ideale Volkslieder heißen. Wie der alte Minnegesang berühren Goethe's Lieder vielfach die Natur; aber niemals finden wir darin Naturmalerei, sondern sie sind vom Naturhauche nur durchduftet, vom Glanze der Natur nur verklärt; oder, könnte man sagen, nur der harmonische Zusammenklang der Töne der Natur und der Töne des Herzens ist es, was uns so wohlthuend daraus anspricht. So lieblich und innig die Lieder, in welchen das Gefühl auf melodischen Wellen getragen wird, so mächtig und gewaltig sind die Oden und Hymnen, welche, in klassischer Ruhe einherschreitend, die Idee gleichsam in plastische Gestalt verwandeln. Einige der

vorzüglichsten sind: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg", — „Haidenröslein", — „Nähe des Geliebten", — „An die Entfernte", — „Willkommen und Abschied", — „Auf dem See", — „Schäfers Klagelied", — „Trost in Thränen", — „Nachtgesang", — „Sehnsucht", — „An den Mond", — „Wandrers Nachtlied", — „Ein gleiches", — „Mignon", — „Wandrers Sturmlied", — „Prometheus", — „Mahomet's Gesang", — „Harzreise im Winter", — „Meine Göttin", — „Das Göttliche", — „Gesang der Geister über den Wassern", — „Ganymed", — „Grenzen der Menschheit" rc. rc.

Gegen Ende des Sommers 1771 kehrte Goethe als Doktor der Rechte nach Frankfurt zurück, machte auf einem Ausfluge nach Darmstadt die Bekanntschaft des ihm durch ausgezeichnete Persönlichkeit imponirenden Merck, — welcher bald zügelnd, bald anspornend, den größten Einfluß auf ihn gewann, indem Keiner, wie er, die Natur des Goetheschen Genie's durchschaute; — ging darauf nach Wetzlar, um den Reichsprozeß praktisch kennen zu lernen, und im Herbst 1772 finden wir ihn wieder in der Heimat. Hier mußte er unter der Anleitung des Vaters sich mehrfach mit juristischen Arbeiten beschäftigen, nichts destoweniger ward seine literarische Thätigkeit immer bedeutender: er lieferte Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen, sandte Beiträge für den Musenalmanach an den Göttinger Dichterverein, mit welchem er durch Gotter in Verbindung getreten war, und 1773 erschien sein „Götz von Berlichingen" (1772), dem 1774 der Roman „Leiden des jungen Werther's" (1773) folgte.

„Götz von Berlichingen" — zu welchem die zufällige Lektüre der Selbstbiographie des alten Reichsritters Goethe angeregt hatte — stellt den letzten Kampf des untergehenden Ritterthums mit dem modernen Staatswesen dar und schildert zu gleicher Zeit den trostlosen Zustand, in welchem sich das Reich zu Goethe's Zeit befand. Der alte Götz ist Repräsentant der alten Zeit in ihrem freilich derben, gewaltthätigen, aber kräf-

tigen und biedern Elemente, das es nicht ertragen kann, daß nicht mehr Gewalt gebraucht werden soll, um die schreienden Ungerechtigkeiten der sogenannten loyalen Zustände zu ahnden. — In diesem Drama ist nach Form und Inhalt Shakspeare's Einfluß unverkennbar, und es gehört der Sturm- und Drangperiode an, welche eben dadurch eröffnet wurde. Indessen den Dichter bewahrte seine Besonnenheit vor den Verkehrtheiten und Verzerrungen, in welche die meisten andern seiner kraftgenialen Genossen sich verirrten. Sind auch die alten Regeln im Götz sämmtlich über den Haufen geworfen, erscheint es auch in jeder Hinsicht formlos, so schließt das doch eine planmäßige Oekonomie des Stückes, in dem alles Abgerissene und Zerstreute zum Ziele führen muß, nicht aus, und die kräftige Zeichnung echt deutscher Charaktere und das lebendige, treu und doch ideal gehaltene Bild der alten Zeit verrathen schon den künftigen Meister. Aber das Drama läßt auch schon erkennen, daß Goethe für die Behandlung historischer Stoffe keinen eigentlichen Sinn hatte und sich lieber in die Darstellung der Individuen und ihres innern Lebens vertiefte; denn obgleich der Inhalt einer Zeit entnommen ist, in welcher in gewaltigem Kampfe ein neuer Geist sich geltend machte, tritt doch das Historische in den Hintergrund.

In dem Charakter der Dichtung, wie in dem Geiste der Zeit war es begründet, daß das Stück von der außerordentlichsten Wirkung war und mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen ward. Auch rief es eine Menge seichter Nachahmungen hervor, und die historischen und Ritterschauspiele kamen für längere Zeit in Mode. Die französisch Gebildeten freilich wandten sich mit Abscheu davon weg und fürchteten die Wiederkehr des rohsten Geschmackes.

Noch zündender wirkte „Werther" [1]. Der Roman schil-

---

1) Goethe schrieb ihn in vier Wochen. — Er ward fast in alle europäische Sprachen übersetzt und wurde selbst in China bekannt.

dert, wie ein talentvoller, liebenswürdiger Mensch, der nicht über seine Empfindungen wacht, sondern in einer Phantasie- und Gefühlswelt schwelgt, durch unglückliche Liebe und gekränktes Ehrgefühl zum Selbstmorde geführt wird. — Eine heftige Neigung des Dichters für Charlotte Buff, die Verlobte des hannoverschen Legationssekretärs Kestner, und die einige Monate später sich zutragende traurige Geschichte, daß der junge Jerusalem theils aus Liebe zu einer verheiratheten Frau, theils weil er als Bürgerlicher von der aristokratischen Gesellschaft Demüthigungen hatte erdulden müssen, sich erschoß, waren die Veranlassung zu dieser Dichtung gewesen, durch welche Goethe sich von seiner krankhaften Stimmung zu befreien suchte. Mit einer solchen Wahrheit und doch idealen Gestaltung, wie hier, waren Gefühl und Leidenschaft noch nie geoffenbart, auf so romantische Weise noch nie die Natur in ihren innigsten Beziehungen zum menschlichen Herzen geschildert worden: kein Wunder also, wenn bei der großen Geneigtheit jener Zeit zur Sentimentalität, die Leser auf allen Bildungsstufen für „Werther's Leiden" schwärmten. Es fehlte indessen auch nicht an Gegnern, welche eine Apologie des Selbstmordes in dem Romane fanden und den Verfasser vom religiösen und moralischen Standpunkte aus angriffen, wie der Hamburger Göze und der Berliner Nicolai, welcher letztere durch ein plumpes Gegenstück „Freuden des jungen Werther" die Dichtung Goethe's lächerlich zu machen suchte, was dieser mit einem satirischen Gedichte „Nicolai am Grabe Werther's" vergalt. — Daß auch dieser Goethe'schen Produktion eine Reihe von Nachahmungen folgte, braucht kaum erst erwähnt zu werden.

Obgleich mannigfaltige Zerstreuungen, Reisen, neue Bekanntschaften und in Folge derselben häufige Besuche den immer berühmter werdenden jungen Dichter in Anspruch nahmen, welcher fast Jeden, der mit ihm in persönliche Berührung kam, ent-

zückte [1]): so wurde doch außer jenen beiden Werken noch manches Andere in Angriff genommen. Er machte Entwürfe zu großartigen Dramen: Mahomet, Julius Cäsar, Prometheus, Ahasverus, Faust, welche zum Theil schon begonnen wurden, später aber, bis auf den Faust, welcher ihn fast sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, unausgeführt blieben. Er schrieb kecke Satiren, meist in dramatischer Form, in welchen er nie mit Bitterkeit, aber mit treffendem, muthwilligem Witze über Thorheiten und Lächerlichkeiten herfiel, oder seinen Gegnern zu schaffen machte: „Pater Brey", „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", „Götter, Helden und Wieland", alle 1774. Letztere, hervorgerufen durch die Aufführung von Wieland's „Alceste", macht die darin herrschende Mattherzigkeit in der Darstellung der alten Mythenwelt lächerlich. Er verfaßte kleinere ernsthafte Dichtungen, wie „Künstlers Erdenwallen", „Hans Sachsens poetische Sendung", den „König in Thule" ꝛc., zwei Lustspiele mit Gesängen: „Erwin und Elmire", „Claudine von Villa bella" [2]), 1775; er ließ neue Lieder ertönen, welche meistens die Liebe zu Lili [3]) eingegeben, und endlich stammen aus dieser Zeit zwei Familiendramen, welche flüchtig hingeworfen sind und das Bühnenrepertoir bereichern sollten, auf poetischen Werth aber keinen großen Anspruch haben: Clavigo, 1774, in welchem ein Charakter, dem Weislingen im Götz ähnlich, den Mittelpunkt bildet, und Stella, (1774) 1776, (angeblich in acht Tagen verfertigt), welche mit dem Werther Aehnlichkeit hat, aber weder in ästhetischer noch moralischer Hinsicht befriedigt.

Von einer Schweizerreise, welche er mit den Grafen Stol-

1) Stilling, Lavater, F. H. Jacobi, Heinse, Wieland, Klopstock, Stolberg, Knebel, Zimmermann ꝛc.

2) Wurden später rhythmisch umgearbeitet, 1787.

3) Anna Elisab. Schönemann.

berg angetreten, zurückgekehrt, bekam Goethe eine Einladung vom Herzoge von Weimar Karl August, dem Sohne der die vormundschaftliche Regierung führenden Herzogin Anna Amalia, dem er schon früher durch Knebel, den Erzieher des zweiten Prinzen Constantin persönlich bekannt geworden war, nach Weimar. Goethe folgte und traf am 7. Nov. 1775 dort ein.

2. Uebergang von der Naturpoesie zur klassischen Kunstdichtung. 1775—86.

Goethe's Verhältnisse gestalteten sich in Weimar, wo der Hof für ein freies frisches Geistesleben sehr empfänglich war und Genialität hoch schätzte, überaus günstig. Es entwickelte sich bald das innigste Freundschafts-Verhältniß zwischen ihm und dem Herzoge, welcher kurz vorher mündig geworden war und die Regierung angetreten hatte; dieser suchte ihn in Weimar festzuhalten, und da Goethe seinen Wünschen entsprach, ernannte er ihn zum Geh. Legationsrathe mit Sitz und Stimme im Geh. Rathe 1776; später, 1779, zum wirklichen Geh. Rathe, 1782 zum Kammerpräsidenten (Minister) und veranlaßte zugleich seine Erhebung in den Adelstand. Goethe unterzog sich seinen neuen, ihm bis dahin ganz fremd gewesenen, höchst mannigfaltigen und verschiedenartigen Geschäften (Politik, Verwaltung, Staatsökonomie, Finanzwesen, Rekrutirung, Wegbau ꝛc.) mit großem Eifer und außerordentlichem Geschicke; aber Zeit und Kräfte wurden dadurch übermäßig in Anspruch genommen. Dazu kamen noch die Festlichkeiten bei Hofe, welche er verschönern helfen mußte, Parkanlagen und ähnliche Geschmack erfordernde Dinge, welche man ihm übertrug, zahlreiche Besuche, welche ihm oder dem Hof galten, Reisen u. dgl., daß ihm wenig Muße und Sammlung übrig blieb. Daher ist die nächste Zeit verhältnißmäßig nicht sehr fruchtbar. Die meisten Erzeugnisse dieser Jahre sind dramatische Gelegenheitsgedichte zu Geburtstagsfestlichkeiten der herzoglichen Familie, wie: „Die Geschwister", Schauspiel, 1776, — „Lila", Singspiel, — „Triumph der Empfindsamkeit",

komische Oper, 1777, welcher das etwas früher entstandene Monodrama „Proserpina“ eingeschaltet ward, — „Jery und Bätely“, Operette, 1779, auf einer Schweizer Reise entstanden, welche er 12. Septbr. 1779 — 13. Jan. 1780 mit dem Herzoge machte, — „Die Vögel“, Lustspiel in Aristophaneischer Weise, 1780, — „Die Fischerin“, Singspiel, 1782 ꝛc. — Die kleine Oper „Scherz, List und Rache“, welche 1785 vollendet war, sprach wenig an. Indessen wurden auch bedeutende Dichtungen in dieser Periode begonnen, welche, wie „Wilhelm Meister“, 1777, später fortgesetzt wurden, oder, wie das Drama „Elpenor“, 1781, und eine Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar unvollendet liegen blieben; andere wurden vollendet, aber später wieder umgearbeitet: „Iphigenia“, 1779, — „Tasso“, 1781, — „Egmont“, 1782 (schon 1775 begonnen). Auch viele Gedichte entstanden in dieser Zeit: „An den Mond“, — „Nachtlied“, — „Meine Göttin“, — „Harzreise im Winter“, — „Ganymed“, — „Grenzen der Menschheit“, — „Das Göttliche“, — „Gesang der Geister über den Wassern“; — ferner einige Balladen: „Der Fischer“, — „Der Sänger“, — „Erlkönig“. Das Stürmische der vorigen Periode tritt in diesen Dichtungen nicht mehr hervor; die Sentimentalität ist überwunden, und Ruhe, Klarheit, plastische Gestaltung und reine Form bezeichnen den Uebergang zur klassischen Kunstpoesie.

Aber Goethe fühlte sich nicht befriedigt; der vielfach gehemmte schöpferische Trieb rief häufig Zweifel in ihm hervor, ob er seine Lebensaufgabe wirklich erfülle. Er griff zu verschiedenartigen Beschäftigungen, die ihn früher angezogen hatten: er zeichnete und malte, er befaßte sich mit der Baukunst, er studirte die Philosophie des Spinoza und kehrte zuletzt immer wieder zu den Naturwissenschaften zurück, von welchen ihn jetzt besonders Botanik, Mineralogie und Geologie fesselten. Das Alles

konnte indessen seine Mißstimmung, welche durch mancherlei Unannehmlichkeiten, die seine Stellung mit sich brachte, genährt wurde, nicht überwältigen; seine Sehnsucht nach völliger Unabhängigkeit und Freiheit ward immer größer; da entschloß er sich rasch, das sicherste Mittel, sich wieder aufzuhelfen, zu ergreifen: er begab sich nach Italien; am 3. Septbr. 1786 trat er von Karlsbad aus, wo er der Kur wegen sich einige Wochen aufgehalten hatte, seine Reise an. Seinen eigentlichen Wohnsitz nahm er in Rom, besuchte indessen auch Neapel und Sicilien. Mit dieser italienischen Reise beginnt die

3. Periode der Entwickelung Goethe's, welche bis zu seiner Verbindung mit Schiller gerechnet werden kann, also von 1786 bis 1794.

Unter dem Einfluß der reizenden Natur, angeregt durch die römischen Kunstwerke, im Umgange mit Künstlern, in völliger Freiheit und der glücklichsten Sammlung reifte des Dichters Talent seiner höchsten Vollendung entgegen; das Streben nach dem Idealen wird immer sichtbarer in den jetzt entstehenden klassischen Kunstwerken. — Die zeichnenden und bildenden Künste nahmen ihn freilich noch immer in Anspruch, auch blieb er seinen naturwissenschaftlichen Forschungen getreu; allein er gelangte doch zu der Ueberzeugung, daß die Dichtkunst sein vornehmstes, von der Natur ihm angewiesenes Feld sei. Neues entstand in Italien freilich nur wenig; Plane und Entwürfe wurden wohl gemacht, jedoch leider nicht ausgeführt: „Iphigenia auf Delphi", „Nausikaa"; — aber ältere Dichtungen wurden metrisch umgearbeitet und zum Theil zu den vollendetsten Kunstwerken umgeschaffen: „Iphigenia" und „Tasso", und die geistige Auffrischung und künstlerische Weiterbildung Goethe's ließ jetzt noch Großes von ihm erwarten.

Die in Italien ausgeführten Umdichtungen sind: „I p h i g e n i a", 1786, — „T a s s o", zum völligen Abschluß gebracht erst 1789, — „E r w i n und E l m i r e", — „C l a u d i n e von

Villa bella", 1787. Vollendet ward der vor zwölf Jahren begonnene „Egmont", 1787, in welchem die Prosaform blieb. Neu geschaffen wurden nur das kleine Werk: „Künstlers Apotheose" und einige Scenen zum „Faust", dessen erster Anfang ins Jahr 1774 hinaufreicht.

Iphigenia.

Inhalt: Vom Opfertode durch Diana gerettet, weilt Iphigenia in Tauris als Priesterin der freundlichen Gottheit, voll Sehnsucht nach der schönen Heimat und voll Hoffnung, daß sie einst mit reiner Hand ihr frevelvolles Haus entsühnen werde. Ihr Friede wird gestört durch die Bewerbung des Königs, welcher sie nicht nachgeben kann, weil dieselbe ihrer ganzen Lebensaufgabe entgegentritt. Der König, dem die langgehegte Hoffnung zunichte geworden, ist verletzt, er fällt in seinen strengen Sinn zurück und gebietet, die alten Opfer, zu welchen die ins Land verirrten Fremdlinge verfallen, nachdem sie seit Iphigeniens Ankunft durch ihren Einfluß unterblieben, wieder aufzunehmen: mit zwei Männern, welche man eben entdeckt und gefangen, soll sie als Priesterin den Anfang machen. Die Fremden werden in den heiligen Hain der Iphigenia zugeführt; sie erkennt in ihnen Griechen, und aus ihren Erzählungen ergiebt sich bald, daß sie ihren Bruder Orestes vor sich sieht, welcher, begleitet von seinem Freunde Pylades, auf die Weisung des Orakels hierher gekommen ist, um durch Entführung des Bildes der Diana sich zu retten von den Furien, welche ihn unablässig verfolgen, nachdem er seine Mutter Klytämnestra, an ihr den Mord seines Vaters rächend, erschlagen hat. Iphigenia giebt ihm sich zu erkennen, nachdem er sein Unglück und seine Schuld erzählt; aber er kann in seinem der Freude unzugänglichen Gemüth die Seligkeit des Wiederfindens der Schwester nicht erfassen, der Wahnsinn ergreift ihn mächtiger, er sieht neue Greuel herannahen, durch welche in ihm das Haus des Tantalus gänzlich vernichtet werden

soll. Zuletzt sinkt er ermattet nieder; der verzweiflungsvolle Schmerz hat ausgetobt, um nicht zurückzukehren; er verfällt in einen sanften Schlaf; die heilenden Nachwirkungen der vernommenen frohen Botschaft offenbaren sich in beruhigenden Träumen; — er erwacht und ist genesen, die Furien haben ihn verlassen. Aber die Gefahr, die ihnen aus des Königs grausamem Befehl erwachsen, droht jetzt näher. Pylades giebt klug ersonnenen Rath, wie Iphigenia den Thoas täuschen und ihnen dadurch Raum schaffen soll, den Raub des Bildes und die Flucht ins Werk zu setzen. Schwer ist sie zu bewegen, ihren Wohlthäter zu hintergehen; endlich giebt sie der vermeinten Nothwendigkeit nach. Kaum aber hat Pylades sie verlassen, und läßt Thoas nach dem Grunde forschen, warum das Opfer aufgeschoben werde, so empört sich ihre reine Seele wider die geheißene Lüge, und wenngleich Alles auf dem Spiele steht, und im Falle des Mißlingens ein Abgrund des grenzenlosesten Elends sich vor ihr aufthut: sie beschließt nach heftigem innern Kampfe, durch Wahrheit die Lösung aller Wirren herbeizuführen. Sie gesteht dem Könige Alles; sie zittere vor seiner Entscheidung; aber mit Undank und Täuschung ihm zu lohnen, vermöge sie nicht. Von solch edlem reinem Sinn bezwungen, weicht allmählich des Königs Zorn; die edle Erscheinung und der kühne Muth des eben auftretenden, zu Flucht und Kampf gerüsteten Orestes zieht ihn an, und er ist nicht abgeneigt, sie zur Heimat ziehen zu lassen: doch die Entführung des Gottesbildes kann er nicht dulden. Da erklärt Orest, auf das Bildniß leiste er Verzicht, denn jetzt erkenne er, daß der Gott (Apollo), indem er ihm Befreiung von den Eumeniden verheißen, wenn er die Schwester aus Tauris nach Griechenland entführe, nicht, wie sie sich's damals ausgelegt, Apollo's Schwester Diana, sondern die Schwester des Orest Iphigenia verstanden habe. Sie trennen sich darauf in Frieden.

In der Iphigenia ist antiker und moderner Geist bis zur völligsten gegenseitigen Durchdringung vereinigt. Antik ist das

Drama nicht allein und nicht hauptsächlich dem der griechischen Mythe entnommenen Stoffe und dem dadurch bedingten griechischen Kostüme nach, sondern weil griechischer Geist sich darin offenbart in der sichern Ruhe, im schönen Maßhalten, in der vollendetsten Abrundung und plastischen Gestaltung. Zugleich aber ist es der neuern Weltanschauung gemäß gehalten, indem die Motive der Handlungen in die Freiheit des Menschen gelegt sind, und die Lösung des Knotens aus dem Charakter hervorgeht, nicht gestört und nicht gefördert durch gewaltsame äußere Einwirkung des Schicksals oder eines hervortretenden Gottes; modern, deutsch und christlich ist es ferner durch die die ganze Dichtung durchziehende Innigkeit, und nach der im Schauspiele sich aussprechenden Idee: In Reinheit, Hoheit und Liebe übt die weibliche Seele große Gewalt; sie veredelt, was ihr nahe kommt, heilt Seelenschmerzen, versöhnt und sühnet Frevel.

Dieser Gedanke, wie er in der ganzen Offenbarung der menschlichen Natur durch die Poesie nicht ansprechender gefunden werden kann, ist in dem vollendetsten Kunstwerke zur Erscheinung gebracht: die Komposition, die Charaktere, die Sprache, Alles ist tadellos. Was die Komposition anbetrifft, so zeigt sich überall organische Gliederung. Kein Ereigniß ist zufällig und willkürlich, sondern jeder Vorgang erscheint als Resultat eines frühern und wird wieder Motiv eines spätern. Die Exposition, mit welcher — wie nothwendig — die eigentliche Handlung beginnt, und in der nirgend etwas dem Drama Fernliegendes sichtbar wird, macht uns auf die einfachste und natürlichste Weise mit den Verhältnissen der Personen, und um diese hervortreten zu lassen, mit allen der Handlung voraufgehenden und sie begleitenden zum Verständniß nothwendigen Begebenheiten bekannt: mit dem Schicksale Iphigenia's und ihrer jetzigen Lage, ihrer Sehnsucht nach der Heimat, ihrem segensreichen Einfluß in Tauris, der Geschichte ihres Hauses, dem in ihrer Familie fortwuchernden Frevel und dem jammervollen Geschicke des

Orest rc. Eben so folgerichtig, einfach und natürlich ist die ganze Verwickelung der Handlung. Der eigentliche Mittelpunkt derselben: die Rückkehr der Iphigenia nach Mycene und die Entsühnung ihres schuldbelasteten Hauses durch ihre von allen Flecken rein erhaltene Seele, kündigt sich schon in der ersten Scene an. Zugleich zeigen sich die Hindernisse, zunächst in der Werbung des Königs, und es beginnt der Kampf in ihrer Seele. Aber bald kommen weitere Verwickelungen, und immer heftiger wird das Gemüth der Jungfrau bestürmt: der durch ihre Weigerung, ihm ihre Hand zu reichen, gereizte König befiehlt den Opfertod von zwei eben gefangenen Fremdlingen; der eine derselben ist ihr Bruder, dazu ist dieser der furchtbarsten Seelenqual verfallen [1]. Nachdem er sein Geschick erzählt, und die Schwester sich ihm nun zu erkennen gegeben, erreicht durch die lebendige Rückerinnerung an seine That und durch die Furcht, daß die Greuel seines Hauses noch fortgesetzt werden sollen durch seinen Tod von der Schwester Hand, der Wahnsinn den höchsten Grad. Aber der heftigste Ausbruch desselben ist zugleich die Krisis; die physische Kraft bricht zusammen, er sinkt in Ohnmacht; aber in der Seele wirket nach der Eindruck von der göttergleichen Erscheinung der Schwester, die er längst verloren geglaubt; die Ohnmacht geht in sanften Schlaf über; Träume von Versöhnung und Frieden umschweben ihn, und er erwacht geheilt. Alle geben sich wieder der Hoffnung hin und regen sich in frischem Lebensmuthe. Pylades macht kluge Anschläge zur Flucht, und die beiden Männer eilen, die Vorbereitungen zu treffen. Da entsteht ein neues Hinderniß: Iphigenia kann sich nicht entschließen,

1) Wie das Eine immer das Andere bedingt, tritt auch hier deutlich hervor; ohne jenen Befehl des Königs wäre Orest nicht mit der Iphigenia in Berührung gekommen. Die Vorsicht des Pylades, das Unglück und der offne, jeder Verstellung ferne Charakter des Orest führen auf die natürlichste Weise die Erkennungsscene herbei.

Verrath gegen ihren Wohlthäter zu üben und ihn zu täuschen, sie kann es nicht über sich gewinnen, ihrer schönen Hoffnung zu entsagen, mit einer von aller Schuld rein erhaltenen Seele der Segen ihres Hauses zu werden. Aber das Leben des Bruders und des edlen Freundes steht auf dem Spiele. Da fühlt sie plötzlich sich von Muth beseelt, sie entschließt sich zur kühnsten That und theilt dem Könige die volle Wahrheit mit. Der Einfluß der reinsten Seele macht sich geltend, der König wird zur Milde gestimmt, und nachdem auch das letzte Hinderniß, der beabsichtigte Raub des Bildes der Göttin, nach der glücklichsten Umgestaltung des Mythus durch den Dichter, beseitigt ist, wird den Geschwistern die Heimkehr in ihr Vaterland gestattet.

Meisterhaft sind die Charaktere geschildert, überall wahr, ideal, konsequent und in plastischer Festigkeit. Nirgend findet man eine Rede einer Person, welche nicht dem Charakter derselben gemäß wäre und dazu diente, diesen in ein helleres Licht zu stellen. Mit großer Kunst ist jede individualisirt, zu einer Persönlichkeit gestempelt, wie sie nur einmal in der Wirklichkeit vorhanden sein kann. Sittlich und verständig sind alle, mit den edelsten Eigenschaften aber ist die Hauptträgerin der Handlung, die immer im Mittelpunkte bleibt, ausgestattet, ohne daß der Dichter dadurch verleitet worden wäre, sie zum reinen Ideale zu bilden. Mit besonderer Kunst ist Orest behandelt, dessen Verbrechen so motivirt werden mußte, daß es dem Interesse an ihm keinen Abbruch that. — Hinsichtlich des Thoas ist wohl behauptet, er sei so sehr idealisirt, daß er kein Barbarenkönig mehr heißen könne; indessen wenn Thoas ideal erscheint, so betrifft das die *sittliche* Seite des Menschen, und diese kann nicht mit Nothwendigkeit durch die sonstige Kulturstufe bedingt sein; es giebt auch in der Wirklichkeit auf niedern Kulturstufen die edelsten Charaktere; und sodann ist das Edle im Charakter des Königs im Stücke selbst motivirt durch den veredelnden Einfluß der Iphigenia.

12. Endlich steht auch die Form des Dramas in vollkommner Harmonie zu den hervorgehobenen vorzüglichen Eigenschaften desselben. Die Sprache schmiegt sich überall dem Stoffe an, ist mild und weich und wieder kräftig und gewaltig, wo es erforderlich, höchst malend; der Dialog steht in solchem logischen Zusammenhange, daß man schwerlich das Geringste davon streichen könnte, und mitunter, wo es dem Inhalte gemäß, ist er rasch, bündig und sententiös. In gehobenen Stellen wechselt der fünffüßige Jambus mit einem andern dem Inhalte gemäßen Versmaße.

Von Euripides besitzen wir ein Drama, welches denselben Stoff behandelt. Damit sich beide Stücke hinsichtlich der Anlage vergleichen lassen, möge hier der Inhalt der Iphigenia des Euripides in ganz kurzen Zügen angedeutet werden.

1. Scene. Iphigenia erzählt, durch einen Traum veranlaßt, die Geschichte ihres Hauses. Sie glaubt, Orest sei gestorben, und will ihm daher ein Todtenopfer bringen. 2. Orest und Pylades besprechen sich, wie sie den Auftrag des Orakels ausrichten können. 3. Monolog der Iphigenia: das Todtenopfer ist bereitet. 4. Chor und Iphigenia: Klage über das Unglück der Atriden und der Iphigenia. 5. Nachricht eines Hirten, daß zwei Griechen seien gefangen worden; der König hat befohlen, sie der Göttin zu opfern; sie werden herbeigeführt. 6. Iphigenia erfährt von den Gefangenen das Schicksal der Ihrigen. Sie will einen retten, wenn dieser ihr einen Brief in die Heimat bringe. 7. Wettstreit zwischen Orest und Pylades, jeder will für den andern sterben. 8. Iphigenia bringt den Brief, den Pylades befördern soll; sie theilt ihm den Inhalt mit auf den Fall, daß der Brief etwa bei Schiffbruch verloren gehe; dadurch wird die Erkennung herbei geführt. 9. Chor: Sehnsucht nach dem Vaterlande. 10. Thoas kommt und wird mit dem bekannten Vorwande getäuscht. Iphigenia geht mit dem Bilde der Göttin und den Gefangenen ans Meer. 11. Lobgesang auf den Apollo. 12. Sie werden verrathen. 13. Thoas will die Entflohenen ver-

folgen. 14. Pallas erscheint und gebietet dem Könige, die Griechen ziehen zu lassen.

Egmont.

Schon in Frankfurt 1775 war dies Drama begonnen, und in Weimar 1782 wieder vorgenommen; aber erst in Italien, in den ersten Tagen des Septembers 1787, brachte Goethe es zum völligen Abschluß, nachdem er es theilweise wieder umgearbeitet hatte. Nicht so völlig, als bei Iphigenia ließ sich im Egmont der ungleiche Charakter der verschiedenen Perioden, in welchen er geschaffen war, in einen ganz übereinstimmenden verwandeln; es würde indessen doch schwer sein, anzugeben, was aus dieser oder jener Zeit herstamme. Die größere Formmäßigkeit aber, wodurch das Stück sich auffallend vom Götz unterscheidet, hatte es gewiß schon bei seiner ersten Anlage, denn der Sinn für schöne Form war zu tief in der Goethe'schen Natur begründet, als daß er lange von der Ungebundenheit der Genieperiode hätte beherrscht werden können. Auch durch eine idealere Haltung, welche mit dem Fortschreiten des Schauspiels zunimmt, unterscheidet sich Egmont von Götz.

Eben so wenig, wie Götz, ist Egmont ein eigentlich historisches Drama, denn nur der freilich mit unübertreffbarer Wahrheit und Lebendigkeit gemalte Hintergrund ist historisch, aber eine geschichtliche Begebenheit bildet nicht den Mittelpunkt; dieser ist überhaupt keine außerordentliche Handlung, keine Verwickelung der Begebenheiten, keine gewaltige Leidenschaft, sondern eine Reihe von Situationen, in denen der Charakter des Helden, welcher keine tragische Figur im eigentlichen Sinne ist, in verschiedenen Nüançen geschildert wird, machen den Inhalt aus. Auch diese dramatische Dichtung ist also ihrem eigentlichen Wesen nach Schilderung innerer Zustände.

Schiller tadelte die Umgestaltung des historischen Charakters des Egmont. Indessen nach dem Charakter des ganzen Stückes, in welchem das Geschichtliche nicht das Wesentlichste,

trug diese nichts aus. Goethe wollte keinen hochtragischen Helden, sondern einen liebenswürdigen Charakter, in den er Etwas von seiner eignen Individualität legen konnte, darstellen; daher sagte ihm auch der eigentlich tragische Ausgang nicht zu, — er liebte ohnehin keine heftige Gemüthserschütterungen — und er suchte daher auf eine allerdings eigenthümliche, fast opernartige Weise zu einem mildern beruhigendern Abschluß zu kommen, was ihm — wenn jene Weise überhaupt berechtigt ist — auf das vollkommenste gelang.

Tasso.

Abgesehen von dem Unterschiede unter den Menschen hinsichtlich der Kultur und Sittlichkeit, machen sich zwei verschiedene Geistesrichtungen bemerkbar. Der eine und wohl bei weitem größere Theil der Menschen läßt sich durch die Wirklichkeit bestimmen, sucht in ihr sich zurecht zu finden, mit ihr sich zu befreunden, widmet ihr seine Thätigkeit und ist bemüht, sie zu seinem Glücke sich zu gestalten; ihr Verstand, ihr Gemüth hat eine vorzugsweise praktische Richtung. (Realismus.) Andere, denen die Natur ein leicht erregbares und tiefes Gefühl und eine lebendige Phantasie gegeben, bauen sich „in des Herzens heilig stillen Räumen" eine eigne schönere Welt auf, die von der Wirklichkeit weit verschieden ist, und ihre mit Begeisterung gebildeten und mit Liebe geschmückten Ideale übertragen sie auf die Welt außer ihnen. (Idealismus.) Es sind dies nicht blos die Dichter, denen „ein Gott gab", auch auszusprechen und äußerlich zu gestalten, was in ihnen lebt, sondern die unendlich größere Anzahl dichterischer Seelen, denen jene Gabe gebricht, und die in stummer Freude, in verschwiegener Sehnsucht und unausgesprochenem Schmerz gewiß nicht minder tief empfinden, als jene. Wird jene Anlage und die dadurch gebildete Gemüthsstimmung auch getragen durch ein erregbares starkes sittliches Gefühl, so wird eine so organisirte Seele die menschliche Natur von ihrer liebenswürdigsten Seite zeigen. Aber eine große Gefahr liegt ihr nahe.

Die Ideale, welche sie in sich trägt, sucht sie auch in den wirklichen Verhältnissen und findet sie nicht; da fühlt sie bitter sich getäuscht; ein Glanz erblaßt ihr nach dem andern an Allem, was ihr früher so herrlich erschien. Ja, sie gewahrt, daß sie selbst den Anforderungen, die sie an sich stellen mußte, nicht genügt, — und war sie vorhin mit der Welt zerfallen, so entsteht jetzt Zwiespalt in ihr selber.

Seinen Frieden kann der Mensch daher nur bewahren, wenn er mit klarem Blick die Welt erfaßt, wenn er die Wirklichkeit nicht zu hoch schätzt und nicht zu viel von ihr erwartet, aber eben so wenig sie verachtet. Mag er nach dem Ideale emporstreben — und er soll es zu seiner Erhebung über das Gemeine — er verliere nie den Rückweg zum Wirklichen. Dazu aber ist vor allem nöthig, daß der Mensch stets Herr seiner selbst sei, daß er seine Empfindungen und Neigungen bewache, sich von ihnen nie weiter führen lasse, als Vernunft und sittliches Gesetz es gut heißen. Was daher am höchsten steht in der menschlichen Natur, was das dringendste Erforderniß zu Frieden und Glück, was die Bedingung jeder Pflichterfüllung, jeder segenvollen Benutzung des Lebens, — das ist Selbstbeherrschung und die Bewährung derselben in Selbstverleugnung.

Diese kurz angedeuteten Ideen wollte Goethe zur poetischen Anschauung bringen. Er mußte daher aus den tausendfach verschiedenen Gestaltungen, in welchen sie im Leben vorkommen, einen konkreten Fall herausheben, und dazu schien ihm die Geschichte des unglücklichen Tasso[1]) den passendsten Stoff zu liefern, welche er daher, soweit es sein Plan zuließ, benutzte.

---

1) Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorrento, vollendete am Hofe des Herzogs Alfons von Ferrara sein berühmtes Epos „Das befreite Jerusalem". Sein Schicksal war traurig: höchst reizbaren Gemüthes und schwankender Stimmung zerfiel er nicht ohne seine Schuld mit seinem Beschützer, welcher ihn jetzt als einen Wahnsinnigen einsperren ließ. Erst nach 7 Jahren erhielt der Unglückliche seine Freiheit wieder.

In einem noch ausgedehnteren Sinne als alle übrigen Goethe'schen Dramen ist Tasso ein Seelengemälde, in welchem die innern Vorgänge den fast gänzlichen Mangel an äußerer Handlung ersetzen müssen. Aber auch in keinem andern Stücke hat Goethe in demselben Grade mit der schärfsten Beobachtungsgabe und dem feinsten Takte die innerlichsten Regungen des Gemüthes, die alle Handlungen und Erscheinungen motivirenden Züge des Charakters erforscht und zur schönen festen Gestaltung gebracht; in keinem andern tritt auf so wohlthuende Weise das Anmuthige und Schöne wahrer Herzens- und feiner, man könnte sagen, vornehmer Weltbildung hervor. Der tiefe Gehalt der Dichtung verräth sich schon in der Menge der schönsten Sentenzen (sogen. klassischer Stellen), welche in dem meist ruhig und sanft sich bewegenden Dialoge vorkommen.

Die Aufgabe dieses Dramas, welches als psychologisches Gemälde an Fülle der tiefsten das Verhältniß des Lebens zum Menschen betreffenden Wahrheiten und an Schönheit der Form Alles übertrifft, was die neuere dramatische Kunst geschaffen hat, ist die Darstellung des schmerzlichen Konfliktes, in welchen der nur im Phantasie- und Gemüthsleben heimische Dichter, oder — allgemeiner ausgedrückt — der idealistische Mensch mit der Wirklichkeit geräth, wenn er das Leben nicht zu verstehen und zu würdigen, das eigene Herz nicht zu beherrschen und den Forderungen, welche das Leben an ihn macht, nicht zu genügen sucht. Der Träger des einseitigen Idealismus ist Tasso. Er lebt am Hofe des Fürsten von Ferrara, wo man ihn schätzt und liebt und selbst seine Wunderlichkeiten, die Aeußerungen seiner überreizbaren Natur mit Schonung erträgt, wenngleich man ihn davon zu heilen sucht. Jetzt befindet er sich mit der fürstlichen Familie in Belriguardo, einem schönen Landsitz unweit Ferrara; er hat sein nachmals so berühmtes Epos vollendet und übergiebt es dem Fürsten, und dieser läßt ihn von den Frauen, seiner Schwester, der hochgebildeten, sanften, tief gemüthlichen Leonore

v. Este und der feinen, lebensfrohen, welterfahrenen Leonore Sanvitale, mit einem Lorbeerkranze krönen. Tasso ist auf dem Gipfel seines Glückes. In diesem Augenblicke kehrt der Staatssekretär Antonio Montecatino — im Drama der Repräsentant des Realismus — von einer wichtigen diplomatischen Sendung zurück, deren Zweck er zur großen Befriedigung des Herzogs glücklich erreicht hat. Sogleich tritt der Gegensatz zwischen ihm und Tasso hervor. Antonio kann eine Anwandlung von Neid über die Auszeichnung Tasso's, besonders von den Frauen, nicht unterdrücken; er behandelt den Dichter kalt und vermeidet sorgfältig jedes Wort der Anerkennung. Tasso, welcher ihm warm entgegen getreten war, ist verstimmt, und da er dem Antonio eine hohe Tüchtigkeit und Bedeutsamkeit in praktischem Wirken, was ihm nun plötzlich als das Höchste erscheint, zugestehen muß, so wird er jetzt an seinem eignen Werthe irre. Indessen die Prinzessin, welcher er diese Zweifel mittheilt, weiß ihn zu beruhigen, und aus ihren verständigen zurechtweisenden Worten leuchtet die innigste Theilnahme für ihn hervor. Die schwärmerischste Liebe zur Prinzessin hat längst seine Seele erfüllt, und in ihren herzlichen Worten glaubt er die Erwiederung seiner Empfindung durchklingen zu hören, und er geräth, als die Prinzessin ihn verlassen, in Entzückung. Da begegnet ihm Antonio; die Prinzessin hatte den Wunsch ausgesprochen, daß er mit demselben in freundschaftlichem Vernehmen stehen möge, er trägt ihm daher sein volles Herz entgegen. Dieser weicht kalt aus, wird schneidend gegen den verletzten Tasso, bis dieser, immer heftiger gereizt, zuletzt im höchsten Zorne auffährt und den Degen gegen ihn zieht. Jetzt tritt der überraschte Herzog hinzu und forscht nach dem Grunde ihres gesetzwidrigen Beginnens, und da Tasso der thatsächliche Uebertreter des Gesetzes ist, so gebietet er ihm, als Strafe für den verletzten Burgfrieden in mildester Form, für kurze Zeit sein Zimmer nicht zu verlassen. Da Tasso sich für unschuldig hält und den Antonio für den allein

Strafbaren ansieht, ist er aufs tiefste verletzt und empört, indem er sich ungerecht und despotisch behandelt glaubt. Der Herzog wird besorgt um ihn und trägt dem Antonio auf, Tasso seine Freiheit anzukündigen und sich mit ihm zu versöhnen, nachdem Leonore Sanvitale versucht, ihn zu besänftigen. Diese, welche in kurzem abreisen will und den Dichter für sich zu gewinnen wünscht, benutzt diesen Zwischenfall und beschließt, ihn zu bereden, für einige Zeit den Hof von Ferrara zu verlassen und mit ihr zu gehen. Der um Tasso liebevoll besorgten Prinzessin weiß sie diesen Plan als zweckmäßig für die Heilung des früher schon so reizbaren, nun tief verwundeten Gemüthes des Tasso darzustellen, daß diese, wiewohl schmerzlich bewegt, ihre Einwilligung giebt. Tasso hat sich indessen ganz seinen finstern Phantasien hingegeben, und als nun Leonore ihm ihren Vorschlag macht, so sieht er darin, ohne von der wahren Absicht desselben Etwas zu ahnen, einen von seinen bisherigen Freunden, jetzt, wie er argwöhnt, Feinden, versteckt angelegten Plan, ihn aus ihrer Mitte zu entfernen; selbst an der Prinzessin verzweifelt er. Sein Gemüthszustand wird dadurch noch trostloser; indessen er beschließt, Nichts davon hervortreten zu lassen und sich zu verstellen. Er lehnt den Antrag der Leonore scheinbar ruhig ab, und als nun Antonio erscheint, um des Herzogs Auftrag auszurichten, ersucht er diesen, den Herzog zu bitten, ihm sein Gedicht wiederzugeben und ihm Urlaub zu gestatten, damit er nach Rom reisen und seine dortigen der Poesie kundigen Freunde bei Verbesserung seines Werkes zu Rathe ziehen könne. Antonio sucht ihm wohlmeinend mit verständigen Worten seinen Vorsatz auszureden; doch vergebens; denn kurz darauf geht Tasso selbst den Herzog mit seiner Bitte an. Auch in dessen abmahnenden Worten verkennt er die Wahrheit und das Wohlwollen und verharrt bei seinem Entschlusse. Als aber jetzt die Prinzessin erscheint und in ihrer herzlichen Weise zu ihm redet, da vermag er die erheuchelte Ruhe nicht zu bewahren, es übermannt ihn die Wehmuth

und der Schmerz des Scheidens; immer höher schwillt der Strom seiner Empfindung, und als in den Worten der Prinzessin sich erneut ihre innige Theilnahme und Schmerz über seinen Verlust ausspricht, da entsteht der leidenschaftlichste Sturm der Gefühle in seiner Brust, der ihn fortreißt, daß er Alles vergißt und die Fürstin in die Arme schließt. Diese stößt ihn zurück, und indem sie entflieht, treten Leonore, Alfons und Antonio, welche Zeugen dieser Scene gewesen sind, auf. Leonore folgt der Prinzessin, der Herzog überträgt dem Antonio die Sorge für Tasso. Verzweiflung bemächtigt sich jetzt des schnell zum völligen Bewußtsein gekommenen Dichters, und er bricht aus in die bittersten Reden wider den Fürsten und die Prinzessin, wie gegen Antonio; denn er sieht in Allem angelegten Plan, ihn zu verderben. Antonio setzt den Ausbrüchen dieses wahnsinnigen Schmerzes und Zornes sanfte Ruhe entgegen, bis bald Tasso's Stimmung milder wird. Er erkennt jetzt sich selbst als Ursache alles Unheils; tiefe Wehmuth und Sehnsucht nach den Schwergekränkten erfaßt ihn. Und als nun der verkannte Antonio als treuer Freund sich ihm zur Seite stellt, da ermannt er sich wieder und hofft, durch seine Kunst dereinst sich Trost zu schaffen.

Nachdem Goethe zu Ende Aprils 1788 schmerzlichen Abschied von Rom genommen hatte, wo er sich so überaus befriedigt und glücklich gefühlt, langte er den 18. Juni wieder in Weimar an. Er trat hier wieder in seine frühere Stellung zurück, befreit indessen von allen ihm lästigen Geschäften. Nur solche Arbeiten, welche seinen Neigungen entsprachen, fielen ihm zu, hauptsächlich war ihm die Leitung der Institute der Kunst und Wissenschaft übertragen.

In Italien war Goethe zu einer künstlerischen Reife gelangt, welche noch viel Großes von ihm erwarten ließ. Alles Schwankende und Unruhige war völlig aus seinem Wesen entfernt; Ruhe und Klarheit sind jetzt seine hervortretendsten Eigenschaften. Daher ziehen ihn nicht die stürmischen Leidenschaften

des Menschen an, sondern die Natur in ihrer Größe und ewigen Gesetzmäßigkeit und der Mensch in seiner harmonischen Entwickelung. Es war daher in seiner innersten Natur begründet, wenn er sich nicht, wie viele Andere, welche sanguinischen Hoffnungen sich hingaben, für die bald folgenden gewaltigen Zeitereignisse begeistern konnte.

Seine Verhältnisse und seine Stellung zur Gesellschaft in Weimar gestalteten sich bald nach seiner Rückkehr, nicht ohne seine Schuld, mehrfach unangenehm, was nicht ohne verstimmenden und erkältenden Einfluß auf sein Gemüth blieb; dazu kam, daß er durch die jetzt ausbrechende französische Revolution sich höchst unangenehm berührt fühlte, und so wird es erklärlich, daß die nächste Zeit an bedeutenden poetischen Produktionen nicht reich war.

Goethe hatte, nachdem in Weimar ein stehendes Theater errichtet worden war, 1791 die Oberdirektion desselben übernommen, und das war wohl die Veranlassung zu den dramatischen Arbeiten der nächsten Jahre, einigen satirischen Lustspielen, von denen er selbst sagt, daß sie aus Verdruß und Unmuth über den gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden entstanden seien, denen man indessen diesen Unmuth zu sehr ansieht, indem sie geringe Bedeutung haben und in gar großem Mißverhältnisse zu dem stehen, was man von Goethe zu erwarten berechtigt war.

In eine etwas frühere Zeit gehört noch

„Der Großcophta" (mit welchem der großartige Betrüger Cagliostro, eigentlich Guiseppe Balsamo gemeint ist), (1789) 1792, ein ironisch-polemisches Schauspiel, (ursprünglich Oper) dem die berüchtigte französische Halsbandgeschichte von 1786 zu Grunde liegt.

„Der Bürgergeneral", 1793, will die „Freiheit und Gleichheit" der französischen Revolution parodiren. (Ein Schalk, Barbier in einem Dorfe, macht den Bauern weiß, er stehe mit den Jakobinern im Bunde.)

„Die Aufgeregten", 1793, gegen den Hochmuth der Aristokraten, wie gegen die demokratischen Umwälzungen gerichtet. — Endlich gehören noch dieser Richtung an die

„Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", 1793—95, Erzählungen in der Novellenform des Boccaccio.

Bedeutendere Dichtungen dieser Zeit, welche wieder die Klarheit des künstlerischen Genius offenbaren, sind

„Die römischen Elegien", 1790, Liebesgedichte, in welchen sich hell und klar römische Natur und römisches Leben abspiegelt. Sie wurden bald nach seiner Rückkehr aus Italien in sehnsüchtiger Rückerinnerung gedichtet (1788).

„Venetianische Epigramme", 1790; sie wurden durch eine neue Reise nach Venedig, der aus Italien zurückkehrenden Herzogin entgegen, veranlaßt.

Eine Uebertragung des alten „Reineke Vos" in Hexametern, 1793, in einer Zeit, in welcher Goethe, trotz seines Widerwillens gegen die Zeitereignisse, mitten in die Unruhen hineingerissen wurde, wie er es uns selbst erzählt in seiner „Kampagne in Frankreich", 1792 [1]).

Am liebsten vertiefte sich Goethe in dieser ihm so unbehaglichen Zeit in das Studium der Natur, und es entstanden daraus mehre wissenschaftliche Abhandlungen: „Ueber die Metamorphose der Pflanze", 1790, — „Optische Beiträge", 1792—93.

4. Goethe mit Schiller in regem Verkehr und gemeinsamer Thätigkeit. Zweite Hälfte der klassischen Periode, 1794—1805.

Zu neuer künstlerischen Thätigkeit ward Goethe geweckt durch die Freundschaft mit Schiller, durch welche ihm, wie er selbst gesteht, „ein neuer Frühling aufging, eine zweite Jugend wurde". Schon 1788 hatten sie sich kennen gelernt, waren sich jedoch

1) Goethe wohnte der Kanonade bei Valmy, 1792, und der Blokade von Mainz, 1793, bei.

fremd geblieben, ja in einer halben Antipathie hatte sich Jeder von dem Andern fern gehalten. Da traten sie sich bei einer Anwesenheit Goethe's in Jena näher; Schiller's Geist und häusliches Leben zog Goethe mächtig an, weßhalb er sich nun Schillern in seiner eigentlichen liebenswürdigen Gestalt gab. Von da an entwickelte sich das schönste Freundschaftsverhältniß, und sie blieben bis zum Tode Schiller's eng verbunden. Wie sie sich gegenseitig anregten und förderten, davon giebt ihr Briefwechsel Zeugniß genug. Ihr literarisches Bindemittel wurden gleich anfangs die von Schiller herausgegebenen „Horen", 1795—97, und der „Musenalmanach", 1796—1800. In beiden Zeitschriften erschienen die nächsten Arbeiten Goethe's, die schon oben genannten „Venetianischen Epigramme", 1795, und eine Uebersetzung der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini [1]), 1796 bis 1803; der Musenalmanach für 1797 brachte die berühmten „Xenien", welche ungeheure Sensation hervorriefen, Distichen, theils von Goethe, theils von Schiller, welche in der keckſten Weise, mit der schärfsten Satire, — „mordbrennerische Füchse unter den Philistern" — die schlechten, seichten und mittelmäßigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und deren Verfasser, oft mit Nennung des Namens, angriffen. Sie sind nicht als bloße Aeußerungen eines kecken Uebermuthes zu betrachten, sondern es ist darin — wie Schiller selbst sich darüber ausließ — ein lebhaftes „Streben nach einem festen Punkt" nicht zu verkennen. Sie haben, wenngleich ihr ästhetischer Werth nicht immer von großem Belang, eine erhebliche Bedeutung in der Literaturgeschichte, indem sich von ihnen her eine schärfere, das Verkehrte rücksichtslos verurtheilende Kritik datirt [2]). Sie

---

1) B. Cellini, florentinischer Goldschmied und Bildhauer im 16. Jahrh., der seine Lebensgeschichte selbst geschrieben hat.

2) Es darf aber auch nicht verhehlt werden, daß diese Kritik bis auf unsre Zeit herab vielfach ist mißbraucht worden, indem sie nicht immer von vorur-

zogen den Dichtern viel heftige Erwiderungen, ja Schmähungen zu, indessen diese verharrten dabei auf Goethe's Rath — Schiller hätte wohl Lust gehabt zu antworten — in tiefem Schweigen, und zeigten nur durch Meisterwerke, welche sie in der nachfolgenden Zeit lieferten, daß sie zu einem rücksichtslosen kritischen Gerichte wohl berechtigt gewesen.

Außer einigen kleinern Gedichten ist die nächste Produktion Goethe's das anmuthige Idyll: „Alexis und Dora", 1796, welches den Uebergang bildet zu

Hermann und Dorothea, 1796 Septbr. — 1797 März.

Durch die Bekanntschaft mit der ihn ansprechenden „Luise" von Voß, 1795, zuerst für die idyllische Dichtung gestimmt, ward Goethe durch die Zeitereignisse zu diesem Werke veranlaßt. Züge von französischen Emigrirten zerstreuten sich über das Weimar'sche Land und lenkten des Dichters Interesse auf die frühern Auswanderungen der ihres Glaubens wegen vertriebenen Salzburger, in deren Geschichte [1]) er einen Stoff fand, den er vollständig für seinen Zweck gebrauchen konnte.

An einem Rhein-Städtchen kommt ein Zug deutscher Auswanderer vorbei, welche die französische Revolution aus ihrem Wohnorte vertrieben hat. Der Wirth zum goldenen Löwen, der das Elend selbst nicht ansehen mag, hat seinen Sohn mit einem Wagen voll Lebensmittel und alter Kleidungsstücke fortgeschickt, um den Unglücklichen einige Hülfe zu gewähren. Dieser kehrt bald zurück und vertraut der Mutter an, daß er unter den Fremden ein herrliches Mädchen gefunden; wenn diese nicht seine Lebensgefährtin werde, wolle er nie heirathen. Er fürchtet, der Vater werde seine Einwilligung nicht geben, und will daher

---

theilslosen, frei und klar um sich schauenden Geistern geübt ward, sondern häufig von beschränkten Köpfen, welchen alles ihrer Anschauung Widerstrebende für Verkehrtheiten galt.

1) In dem Buche: Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten, 1732.

lieber seine Heimat verlassen und als Krieger sich seinen Beruf suchen. Die Mutter spricht ihm Muth ein; dem Vater wird Hermann's Wunsch vorgetragen; allein, so sehr er auch früher unzufrieden gewesen ist, daß der Sohn keine Anstalt zum Heirathen machte, so ist ihm doch diese Partie zu wenig genehm; er wünscht, daß sein Sohn ein angesehenes und reiches Mädchen heimführe. Zwei Hausfreunde, der Prediger und der Apotheker, legen sich ins Mittel und machen zuletzt den Vorschlag, daß man vorerst nach dem Charakter des Mädchens sich erkundige. Der Wirth giebt halb wider Willen nach, und jene fahren sogleich mit Hermann nach dem Dorfe hinaus, wo die Auswanderer noch weilen. Hier hören sie von dem Richter der vertriebenen Gemeinde nur Vorzügliches über Dorothea, und eilen, dem Vater die befriedigende Nachricht zu bringen. Hermann bleibt zurück, um selbst um das Mädchen zu werben; da ihm aber der Muth gebricht, gleich mit seiner Absicht hervorzutreten, so macht er ihr den Antrag, in seiner Eltern Haus zu kommen, um der Mutter durch häusliche Dienste beizustehen. Sie geht darauf ein, und beide langen erst spät Abends in Hermann's Hause an, wo die Freunde noch bei den Eltern sind. Der Wirth begrüßt die Eintretende, deren Erscheinung ihm zusagt, als Braut des Sohnes, was von dieser für Spott gehalten wird und so zu Mißverständnissen führt, die sich jedoch bald zu Aller Befriedigung lösen.

Die Absicht des Gedichtes war, nach Goethe's eigner Erklärung, die Darstellung des rein Menschlichen in beschränkt bürgerlichen Kreisen in idealer Gestaltung, mit Hinblick auf die gewaltigen Erscheinungen der Zeit, auf die französische Revolution. Diese bleibt stets im Hintergrunde, gestaltet freilich die Handlung ernster, empfängt aber selbst wieder ein milderndes Licht durch die an der Erzählung sich aufbauende Hoffnung, daß durch Entwickelung des Adels der menschlichen Natur, durch Streben nach allem Guten und Schönen das Schlimme überwunden, und Friede und Ordnung wieder zurückkehren werde.

Das Gedicht gehört zu den vollendeten Meisterwerken Goethe's, deren Lektüre für jeden unverdorbenen Geschmack die vollkommenste Befriedigung zurückläßt. A. W. v. Schlegel nennt es „ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend [1]". Goethe selbst liebte es vor allen seinen Dichtungen; als er einmal bei der Vorlesung desselben zugegen war, vergoß er Thränen der Rührung, und im höhern Alter äußerte er, daß von seinen größern Werken Hermann und Dorothea das einzige sei, woran er noch rechte Freude habe.

Aus einfachern Elementen und mit einer geringern Anzahl von Personen kann kein Epos zusammengesetzt sein; auch der Gang der Handlung ist höchst einfach und scheint sich von selbst ergeben zu haben; und dennoch findet man bei genauerer Betrachtung den künstlerischen Takt, welcher Alles so gestellt hat, wie es von der größten Wirkung war. Auch durch die lebendige Vergegenwärtigung der Lokalität, deren Beschreibung höchst natürlich, ohne daß man die Absicht des Dichters merkt, durch die handelnden Personen selbst gegeben wird, gewinnt die Darstellung außerordentlich. Zugleich ist die Natur auf das glücklichste benutzt, daß sie in harmonischer Beziehung zu den verschiedenen Stimmungen der Personen erscheint, was besonders bei der Abgrenzung der Stadien der Handlung nach den verschiedenen Zeiten des Tages (heißer Mittag, milderer Nachmittag, kühler Abend, Mondschein, finstre Gewitternacht) hervortritt.

Die Charaktere des Gedichtes sind sämmtlich mit sichrer Meisterhand gezeichnet; mit Vorliebe aber, wie es natürlich war, ist die Hauptperson behandelt; Dorothea gehört zu den edelsten und individuellsten Frauengestalten, welche unsere Dich-

---

1) „Hermann und Dorothea von Goethe" in den Charakteristiken und Kritiken, 2. Bd. 1801.

ter geschaffen. Die Ausstellung, welche man wohl gemacht hat, daß der Vater, als Wirth eines kleinen Landstädtchens, seinem Stande nach zu wenig individuell gehalten sei, ist schwerlich begründet, da solche Züge nicht nothwendig waren und wohl nicht zu der idealen Haltung des ganzen Gedichtes gepaßt haben würden.

Uebrigens tritt auch in dieser epischen Dichtung, ähnlich wie im Drama, die Eigenthümlichkeit Goethe's hervor, daß ihn mehr das innere, als das äußere Leben anzog. Bedeutende Handlung finden wir daher nicht, dafür werden die Charaktere zu vollständigerer Erscheinung gebracht, als es sonst im Epos der Fall ist. Damit hängt denn der schon berührte höchst einfache Gang der Handlung und die geringe Anzahl der vorgeführten Personen zusammen; auch die einfache, fast bilderlose Sprache wird dadurch bedingt [1]).

Kurz vor der Entstehung des Hermann und der Dorothea war ein anderes Werk Goethe's zum Abschluß gekommen, welches ihn schon viele Jahre beschäftigt hatte, der Roman

Wilhelm Meister's Lehrjahre, 4 Thle.

Schon 1777 angefangen, öfter bei Seite gelegt und wieder aufgenommen, ward endlich 1795 das Buch vollendet und erschien 1796.

Da Goethe auch in dieser Dichtung großentheils eigne innere und äußere Lebenserfahrungen niederlegte, so konnte es wohl nicht anders sein, als daß Ungleichheiten, welche bei der Zusammenstellung des Ganzen nicht mehr zu vermitteln waren, im Buche zurückblieben. — Die Urtheile über den Roman sind von jeher sehr verschieden und oft geradezu entgegengesetzt gewesen, je nachdem man ihn auffaßte, woraus denn wohl hervorgeht, daß die eigentliche Bedeutung desselben nicht voll-

1) Eine tief eingehende Charakteristik von Goethe's Hermann und Dorothea gab Wilhelm v. Humboldt, Aesthetische Versuche, 1. Th. 1799.

kommen klar heraustritt; ja Goethe äußert selbst, daß es ihm Mühe gekostet habe, den ungeheuren Aufwand, den er dabei gemacht, zu entsprechenden Resultaten hinauszuführen; — daß es nach den sonderbarsten Schicksalen, welche die Produktion von innen und außen gehabt, kein Wunder wäre, wenn er selbst ganz und gar konfus darüber würde; — daß wegen der langsamen Gestaltung des Buches es eine der inkalkulabelsten Produktionen bleibe, möge man sie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten, zu deren Beurtheilung ihm beinahe selbst der Maßstab fehle.

Die Hauptabsicht des Romanes geht wohl dahin, zu zeigen, wie ein nach Bildung strebender, idealistisch gestimmter und das reale Leben nie richtig ergreifender Mensch, der im Romane als ein zum Handelsstande bestimmter junger Mann, Namens Wilhelm Meister aufgeführt wird, dem es an sittlicher Haltung fehlt, und der fast überall Unheil anrichtet, wo er eingreift, durch mannigfache Irrthümer und Verirrungen bis zu einem Wendepunkte geführt wird, von welchem ein erfolgreiches Streben nach wahrer Humanität möglich ist. Mag man aber den Hauptgedanken des Buches auch anders fassen können, es bleibt ein Werk, welches an Fülle und Mannigfaltigkeit der Ideen und Anschauungen seines Gleichen nicht hat. Das gesammte menschliche Leben in den verschiedensten Formen und buntesten Färbungen kommt darin zur Erscheinung; wir begegnen den mannigfaltigsten Charakteren, welche mit den schärfsten Zügen zu den lebenvollsten, wahrsten und doch idealsten Persönlichkeiten ausgebildet sind; alle Richtungen und Stimmungen, wie sie im Kulturzustande des Menschen vorkommen, sind vertreten, wenngleich der Dichter Einiges mit besonderer Vorliebe behandelt und weiter ausdehnt, als man nach der Stellung, die es im Romane einnimmt, erwarten könnte, z. B. die dramatische Kunst und das Schauspielerwesen.

Daß endlich der Roman hinsichtlich seiner Darstellung: in

dem sichersten Maß, in der plastischen Gestaltung, in dem klaren durchsichtigen Stil und der wohllautendsten Sprache die klassische Höhe erreicht, haben auch die Gegner desselben zugestanden.

Eine Schweizerreise Goethe's, 1797, veranlaßte, außer einigen kleinen Gedichten, den Plan zu einem größern Epos „Wilhelm Tell“, der aber leider nicht ausgeführt wurde. Dasselbe Schicksal hatte ein anderes, welches gewissermaßen Homer's Ilias fortsetzen und den tragischen Ausgang Achill's darstellen sollte: „die Achilleis“; nur einige hundert Verse wurden davon fertig. Noch ein drittes, „die Jagd“, blieb unausgeführt und gestaltete sich zuletzt zu einer bloßen Novelle, „das Kind mit dem Löwen“, 1826.

Goethe war überaus thätig und arbeitete viel; aber es nahmen zu mannigfaltige Studien und Forschungen, vorzüglich immer wieder naturhistorische, ihn in Anspruch; und obgleich diese nicht ohne erhebliche literarische Resultate blieben, zu welchen, außer den schon oben genannten, noch ganz besonders die „Farbenlehre“ gehörte, die ihn von 1790—1810 beschäftigte, so ist doch zu beklagen, daß das vollendetste poetische Genie, welches wir gehabt haben, nicht alle Kraft der Dichtkunst zuwandte. Auch die Reisen gaben eine Fülle von Stoff zur Verarbeitung; wir verdanken ihnen „die Briefe aus der Schweiz“, in drei Abtheilungen, 1780, 1796, 1797, die Schweizerreise mit den Grafen Stolberg, 1775, mit dem Herzoge, 1779, und mit dem ihm befreundeten Maler Meyer, 1797, betreffend; die umständliche Schilderung des „römischen Karnevals“, 1789, und die vortreffliche Beschreibung der „italienischen Reise“, 1814—1817, welcher 1828 u. 29 Berichte über den zweiten Aufenthalt Goethe's in Rom hinzugefügt wurden. — Vielfach war ihm auch ein Mangel an Stetigkeit, wenn ein Werk sich weiter ausdehnte und längere Zeit in Anspruch nahm, hinderlich, wie die vielen Fragmente gebliebenen

Arbeiten bezeugen, und so wurde denn auch in dieser Zeit, trotz der mannigfachen Aufforderung Schiller's, verhältnißmäßig wenig Größeres geleistet; denn außer einigen kleinern Gedichten: dem Idyll „der neue Pausias und sein Blumenmädchen", der Elegie „Metamorphose der Pflanze", und den Balladen: „der Schatzgräber", „die Braut von Korinth", „der Gott und die Bajadere", „der Zauberlehrling", „das Blümlein Wunderschön" 2c. finden wir nur kleinere dramatische Arbeiten, welche seine Sorgfalt für die Weimarsche Bühne zu Wege brachte: „den zweiten Theil der Zauberflöte", eine Oper, 1798, „Paläophron und Neoterpe", ein symbolisches Maskenspiel, Uebersetzungen von Voltaire's „Mahomet" und „Tankred", 1800; das Vorspiel „Was wir bringen", 1802; ferner kleine Novellen, durch Zwischengespräche verbunden, „die guten Frauen"; „die Weissagungen des Baki's", theils scherzhafte, theils sinnreiche, mitunter räthselhafte Distichen, und endlich die „Helena" zum Faust.

Indessen bald veranlaßte die Rührigkeit Schiller's Goethe zum Wetteifer, und ganz unerwartet wurde 1803 das eben vollendete Drama

„Die natürliche Tochter" („Eugenie")

zur Aufführung gebracht. Den Stoff dazu entnahm Goethe dem Wesentlichsten nach den Memoiren der Stephanie Louise v. Bourbon-Conti, und das Stück sollte der Anfang einer Trilogie sein, in welcher er die Revolutionszeit zur poetischen Anschauung zu bringen versuchen wollte. Es enthält eigentlich nur die Exposition zum Ganzen, das nicht vollendet worden ist, und läßt in der äußersten gesellschaftlichen Zerrüttung das furchtbare Herannahen der Revolution ahnen. Das Drama sollte aber keineswegs als ein historisches auftreten; um das rein Menschliche stärker hervorzuheben, vermied der Dichter selbst alle historische

Anspielungen und unterließ sogar alle individuelle Bezeichnungen der Personen.

Der Inhalt des Dramas ist sehr einfach. Der Herzog hat eine natürliche Tochter, welche er um so inniger liebt, als sein rechtmäßiger Sohn, ein roher, gewaltthätiger Mensch, ihm keine Freude macht. Er läßt ihr die sorgfältigste Erziehung geben und beabsichtigt, sie später legitimiren zu lassen. Der Sohn erfährt dies und sucht es zu hintertreiben; er weiß vom Könige einen Verbannungsbefehl wider die Schwester zu erwirken, deren Hofmeisterin bewogen wird, die Intrigue in Ausführung zu bringen. Nachdem man sie entführt und dem Vater als todt ausgegeben hat, läßt man ihr die Wahl, Europa zu verlassen oder in niederer Sphäre sich zu vermählen. Um den Verfolgungen zu entgehen, willigt sie in eine Schein-Verbindung mit einem Gerichtsrathe.

Daß dies Schauspiel nicht dasselbe Interesse zu erregen vermochte, wie die frühern Dramen, lag theils in der Natur desselben, als eines Werkes, welches blos den Eingang zu einem größern bildete, theils in der ruhigern, leidenschaftslosern Weise, in der es durchgeführt war. Indessen hat auch diese Dichtung, besonders hinsichtlich der dramatischen Anlage und plastischen Gestaltung so viel Vorzügliches, daß sie Goethe's klassischen Werken zugezählt werden muß.

Nicht lange darauf, noch im Jahre 1803, brachte Goethe — was für die Geschichte des deutschen Theaters von Interesse ist — zum erstenmal Shakspeare'sche Stücke in unverkürzter Form nach Schlegel's Uebersetzung, zuerst „Julius Cäsar", auf der Weimarschen Bühne zur Aufführung. — Einige der ältern Dramen Goethe's, Götz von Berlichingen und Stella, wurden um diese Zeit einer neuen Redaktion und theilweisen Umarbeitung unterzogen, damit sie sich besser für die Bühne schicken möchten. — Von wissenschaftlichen Arbeiten aus dieser Periode

sind besonders hervorzuheben die Abhandlungen über antike Kunst in dem Werke „Winckelmann und sein Jahrhundert“, 1805. Auch die Uebersetzung eines Werkes von Diderot „Rameau's Neffe“ fällt in diese Zeit, 1805.

5. Von Schiller's Tode bis zum Tode Goethe's 1805—1832. Vorzugsweise wissenschaftliche Thätigkeit. In den poetischen Werken vorwaltende didaktische Richtung.

Nach dem herben Verluste seines Freundes Schiller 1805 vereinsamte Goethe immer mehr; 1807 starb auch die Herzogin Amalie, 1808 verlor er seine Mutter, 1816 seine Frau [1]); die ältern Freunde waren theils todt, theils war das Verhältniß zu ihnen lauer geworden.

Am meisten verkehrte er mit dem Maler und Archäologen Heinr. Meyer aus Zürich, welchen er in Rom kennen gelernt und nach Weimar gezogen hatte, und lebhaften Briefwechsel unterhielt er von 1796 bis zu seinem Tode mit dem ihm befreundeten K. Fr. Zelter in Berlin [2]). Sein Wesen gegen Fremde war schon längst kalt, abgemessen und feierlich gewesen, jetzt zog er sich noch mehr in sich zurück. Die politischen Ereignisse beklemmten ihn, später ließen sie ihn bei seiner sich immer mehr herausbildenden universellen Natur gleichgültig, und er suchte Befriedigung und Erhebung, welche ihm die äußere Welt nicht gewährte, indem er sich wiederum ganz in naturhistorische Studien vertiefte [3]). Selbst bedeutsame Erscheinungen in seinem äußern Leben, wie 1808 die Audienz bei Napoleon in

---

1) Geborne Christiane Vulpius, welche er 1806 geheirathet.

2) Karl Friedr. Zelter, 1758—1832, Maurermeister in Berlin, berühmter Liederkomponist, ward 1809 vom König von Preußen zum Professor der Tonkunst bei der Berliner Akademie der Künste und Wissenschaften ernannt und war Stifter der ersten Berliner Liedertafel. Zu seinen Schülern gehörte Mendelssohn-Bartholdy.

3) Mit seinem Aufenthalte wechselte er nach seinem Bedürfnisse zwischen Weimar und Jena; in der Kurzeit pflegte er Karlsbad zu besuchen.

Erfurt, der ihn bewegen wollte, nach Paris zu kommen, und ihm den Orden der Ehrenlegion ertheilte, konnten ihn nur für kurze Zeit erregen. Im Jahre vorher hatte Goethe die Bekanntschaft der Bettina gemacht, wodurch diese zu dem vielbesprochenen „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" veranlaßt ward. (S. unten.) — Aus den naturwissenschaftlichen Studien ging die Vollendung der schon oben erwähnten Farbenlehre hervor, welche ihn von 1790—1810 beschäftigt hatte. Auch die Biographie des Malers Philipp Hackert gehört in diese Zeit, 1811.

Indessen darüber wurden die poetischen Arbeiten nicht ganz vergessen. Zunächst kam das Hauptwerk Goethe's, die Faust-Tragödie, dem ersten Theile nach, zum Abschluß, 1806. Das Theater beschäftigte ihn fortwährend [1]), aber erhebliche dramatische Arbeiten für die Bühne lieferte er nicht mehr, denn „das Vorspiel", 1807, und „Epimenides Erwachen", 1814, waren nur Kleinigkeiten, und die „Pandora", in welcher er den Mythus von Prometheus wieder aufnehmen wollte, blieb unvollendet. Die um diese Zeit gedichteten Novellen „St. Joseph der Zweite", — „die neue Melusine", — „die pilgernde Thörin", — „die gefährliche Wette", — „der Mann von 50 Jahren", — „das nußbraune Mädchen", 1807 u. 10, wurden später den „Wanderjahren" eingereiht. — 1809 erschien der rasch geschriebene Roman „die Wahlverwandtschaften", und 1811 der erste Theil der vortrefflichen Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben", welche bis 1831, bis zur Vollendung des 4. Theiles, fortgesetzt ward. „Der westöstliche Divan", 1814—19, zeigte, daß die lyrische Poesie Goethe bis ins Greisenalter treu blieb. Er enthält eine Menge Gedichte in den mannigfachsten Tonarten:

1) Dem Weimar'schen Theater stand Goethe vor bis 1817. Da veranlaßte ihn „der Hund des Aubry", dessen Aufführung der Hof wünschte, wozu aber Goethe nicht die Hand bieten wollte, die Direktion aufzugeben.

echt lyrische Klänge, tiefsinnige Betrachtungen, treffende Parabeln 2c. in orientalischem Kostüm, theils Bearbeitungen persischer und arabischer Stoffe, theils selbständige Dichtungen. Doch tritt die Vorliebe fürs Didaktische stark hervor, welche Goethe überhaupt auf diese orientalische Poesie hingeführt hatte. Aehnlich verhält es sich mit andern Sammlungen von Sprüchen und Epigrammen, welche Betrachtungen über das Leben und seine Erscheinungen und Aehnliches enthalten: „Zahme Xenien", 1821—23 2c. Noch mehr ist dies der Fall in den spätern und letzten Dichtungen, den „Wanderjahren", 1820—29, und in dem zweiten Theile vom „Faust", 1825—1831. Die Idee geht nicht mehr auf in der Erscheinung, sie tritt in den Vordergrund, und die Figuren sind nur ihre Träger; selbst zur Allegorie greift der Dichter, um sie zur Erscheinung zu bringen. Auch die kleinern Gedichte dieser Periode, wie die Balladen: „Johanna Sebus", „der Todtentanz", „der getreue Eckart", „die wandelnde Glocke", „die Kinder die hören es gerne", kommen den frühern an Frische, Anschaulichkeit und poetischem Schmelz nicht mehr gleich.

Faust.

Sowohl hinsichtlich der Großartigkeit des Stoffes, des Reichthums an tiefen Ideen, der Mannigfaltigkeit der Bilder und der Fülle der Töne, in welcher alle Empfindungen des menschlichen Herzens ausklingen, als auch hinsichtlich der poetischen Schönheit ist diese Dichtung stets für das größte Meisterwerk Goethe's gehalten worden und als solches von ganz Europa bewundert. Auf den ersten Blick erscheint sie im höchsten Grade formlos; bei genauerer Betrachtung aber erkennt man den Zusammenhang und das Hinstreben der einzelnen Theile zu einem Ganzen. Die gewöhnlichen Begriffe von dramatischer Einheit muß man freilich fahren lassen.

Früh schon begonnen und wieder bei Seite gelegt, gerieth dies Drama nicht, wie manches Andere in Vergessenheit, sondern

Goethe nahm es stets wieder auf, und es hat ihn fast vom Beginn seiner Dichterlaufbahn bis zu seinem Tode beschäftigt. Den ersten Entwurf machte er 1773 in Straßburg und war dazu angeregt worden durch die tiefsinnige Sage vom Doktor Faust, welche er schon als Knabe kennen gelernt hatte, und die in Leipzig wieder in ihm aufgefrischt war durch das früher beliebte, jene Fabel freilich auf die rohste Weise zur Erscheinung bringende, aber doch den Grundgedanken festhaltende Puppenspiel. 1790 erschien das Gedicht als „Fragment“ bezeichnet, 1807 „als Faust, erster Theil“. Manches war geändert, eingeschoben und hinzugefügt worden: der Prolog, die erste Scene mit dem Mephistopheles, der Vertrag, die Tödtung Valentin's, die Walpurgisnacht und was darauf folgt; — das Fragment endete mit der Scene im Dom.

Faust ist der Repräsentant der Menschheit auf einer gewissen Kulturstufe, aber nicht als allegorische Figur, sondern als die individuellste Persönlichkeit gehalten.

Das menschliche Geschlecht in seiner Jugend war noch nicht zum vollen Bewußtsein der Freiheit erwacht; die Triebe der sinnlichen Natur und die Forderungen des Geistes standen in einem größern Einklange, der Mensch wurde fast instinktartig geleitet. Hatte dieser Instinkt viel von seiner Ursprünglichkeit bewahrt, so ergab sich daraus eine harmonische Natur, eine veredelte Sinnlichkeit, wie wir sie nur bei dem griechischen Volke finden. Aber die Menschheit mußte andere Erziehungsphasen durchmachen, damit das Höhere in ihr zu vollkommnerer Entwickelung gelange: das Christenthum nahm es in seine Schule, und mächtig traten jetzt die Gegensätze hervor zwischen den Forderungen des sittlichen Gesetzes und der irrenden Natur. Um das Christenthum zur gesicherten Existenz zu bringen, gründete sich die Kirche, und bald nahm sie die ganze germanische Welt unter ihre Herrschaft. Sie wehrte der Freiheit des Geistes, sie legte die sinnliche Natur in Fesseln, wiewohl sie auch wieder das

durch Widersprüche des Handelns mit dem Sittengesetz beunruhigte Gewissen zu beruhigen wußte. Von dieser Herrschaft befreite die Reformation, der Gedanke erhielt seine Freiheit, die Natur ihre Rechte wieder. Aber im Gebrauch dieser Freiheit verließ die entfesselte Forschung oftmals allen sichern Boden und führte zur maßlosesten Subjektivität, in welcher man alle Wahrheit aufgab, und die Anerkennung der Rechte der Natur ward zur Zügellosigkeit.

Diese Erscheinung, welche sich in der Faustsage abspiegelt, kehrte in veränderter Gestalt im 18. Jahrh. wieder und trat besonders in den siebziger Jahren in der oben geschilderten Sturm- und Drangperiode hervor, also in der Zeit, in welcher Goethe seinen ersten Entwurf zum Faust machte, in dem er also wiederum, was er selbst innerlich durchlebt, künstlerisch gestalten wollte.

Aber jene Stimmungen und Bestrebungen gehören nicht blos gewissen Zeiten an, und Faust ist daher nicht ein bloßes Zeitbild, sie sind auch allgemein menschliche. Faust ist der Mensch, welcher im Bewußtsein seiner Freiheit keine Grenzen seines Erkennens und Handelns gelten lassen will, und indem er jene Schranken zu vernichten sucht, sich selbst zerrüttet. Nachdem er alle Wissenschaften durchforscht, ohne das Wesen der Dinge zu erkennen, also nicht befriedigter, sondern nur gequälter sich fühlt, verliert er den Glauben an alles Edle, Hohe und Göttliche, er ergiebt sich dem Teufel, dem Geist, der stets verneint, der also gleichsam die zweite Seite seiner eignen Natur bezeichnet, und stürzt sich, um dem Ekel zu entgehen, um seine eigne Leere zu vergessen, in das Getreibe der Welt, in den sinnlichen Genuß, zu dem ihm der Teufel Gelegenheit und Mittel schaffen muß. Daß er nicht Befriedigung finden wird, weiß er vorher; aber er will wenigstens seinen Zustand verändern. Noch einmal tritt das Bessere ihm nahe in Gretchens Liebe und scheint das Edlere in seiner Natur wieder wecken zu wollen, aber nur

vorübergehend; er ist der reinen Liebe nicht mehr fähig; er frevelt, verbreitet Verderben um sich und fühlt sich elender als je.

Man darf das Gedicht nicht tadeln, weil es die Geschichte des Faust nicht weiter führt, nicht darstellt, wie er sich wieder erhebt, das Problem also ungelöst läßt. Der Dichter machte es sich nicht zur Aufgabe, zu lehren, sondern nur eine Erscheinung zur poetischen Gestaltung zu bringen, die in sich vollendet ist. In mehren andern Werken Goethe's, im Werther, Wilhelm Meister, den Wahlverwandtschaften, im Tasso finden wir dasselbe Verhältniß.

Das Gedicht beginnt mit dem

Prolog im Himmel, welcher an den Eingang zum Buche Hiob erinnert: Der Teufel empfängt von Gott die Erlaubniß, den Faust zu versuchen. Die große Schwierigkeit, welche hier die Darstellung bot, überwand der Dichter, indem er, nach der Weise der mittelalterlichen Mysterien, die Scene naiv auffaßte.

Erste Scene. Faust's Monolog. Geist. Wagner. Faust allein. Faust hat alle Wissenschaften durchforscht, aber die Wahrheit, welche er mit glühendem Eifer suchte, ist ihm darin nicht erschienen; daher hat er sich der Magie ergeben, ob sie vielleicht das Wesen der Dinge ihm enthülle. Aber schon hat ihn Ekel erfaßt an seinem ganzen bisherigen Treiben, an seinen Büchern und Instrumenten, und ein modriger Kerker erscheint ihm sein Studierzimmer. Da erwacht in ihm eine tiefe Sehnsucht nach der Natur und dem frischen Leben, das er verachtet hat. Er schlägt sein Zauberbuch auf und beschwört den Erdgeist; aber durch den Ausspruch: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir“, wirft dieser ihn in Verzweiflung zurück. — Da erscheint Faust's Famulus Wagner, ein trockner langweiliger Pedant, der nur nach Gelehrsamkeit strebt, ohne in den Geist der Wissenschaft zu dringen, der das Wissen nicht als Mittel, sondern als Zweck selbst ansieht. Er ist der Gegensatz zum Faust: wie

dieser in Verzweiflung, daß all sein Forschen Nichts erreicht, ist er voll Selbstgefälligkeit und Eigendünkel. Faust erwiedert Wagner's fade Reden mit Derbheit oder Spott, was diesen indessen nicht anficht. — Nachdem Wagner ihn verlassen, kehrt die frühere Stimmung mit aller Gewalt zurück, und Faust beschließt, dem irdischen Leben zu entfliehen, vielleicht daß ein künftiges glänzendere Bahnen dem Menschen aufschließe. Er setzt die Giftschale an den Mund: doch in diesem Augenblicke tönen von der nahen Kirche die feierlichen Chorgesänge, die das Osterfest einleiten. („Christ ist erstanden" 2c.). Da ergreift ihn gewaltige Sehnsucht nach der entschwundenen harmlosen, gläubigen Jugendzeit, seine Thränen fließen, und er beschließt, zu leben.

Scene vor dem Thor. Ein Bild deutschen Volkslebens, mit großer Kunst gezeichnet, wird vorgeführt. Handwerksbursche, Studenten, Soldaten, Bürger, Dienstmädchen, Bürgertöchter, Bauern gehen, da es Sonntag ist, spazieren und unterhalten sich auf ihre Weise. Faust und Wagner mischen sich unter die Menge, ersterer des bunten Treibens und der Lust des Volkes sich erfreuend, letzterer wenig davon erbaut. Als Faust bemerkt wird, treten Viele herzu, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und ein alter Bauer dankt ihm für die Hülfe, welche er früher bei einer Pest den Leuten geleistet. Faust kann das nicht erfreuen, er denkt an die Vielen, die unter seiner Kur gestorben sind, und fühlt nur seine Nichtigkeit. Der Anblick der Natur erhebt ihn wieder, weckt aber neue Sehnsucht, und er bricht in die Worte aus:

„Betrachte, wie in Abendsonne-Glut
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstral
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,

Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir der Tag, und hinter mir die Nacht,
Der Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht!
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Wagner begreift das nicht, er kennt nur Sehnsucht nach den Büchern, die alle seine Wünsche befriedigen. — Indessen bemerken sie einen Pudel, der sie umkreist, beim Heimgange ihnen folgt und mit Faust in dessen Zimmer läuft.

Faust's Studierzimmer. Faust, dessen Gemüth sich besänftigt und wieder von Liebe zu Gott und den Menschen gehoben fühlt, beginnt, die Bibel zu übersetzen. Dazwischen knurrt und heult der Pudel, dessen Natur Faust jetzt erkennt; er beschwört ihn, und aus des Thieres Hülle tritt Mephistopheles, der sich als „Geist, der stets verneint“, zu erkennen giebt, dessen poetische Darstellung der Dichter durch Herbeiziehung des humoristischen Elementes ermöglichte. — Der Teufel bietet Faust seine Dienste an, und dieser, bei welchem aller Ueberdruß an seinem bisherigen Leben wieder erwacht und sich zur Verzweiflung steigert, will unter jeder Bedingung seinen Zustand ändern;

er nimmt den Antrag des Teufels an, wenngleich er keine wirkliche Befriedigung, sondern nur Betäubung im Strudel des Lebens erwartet, und verschreibt ihm dafür seine Seele, die ihm verfallen sein solle, wenn je der Zeitpunkt komme, daß er sich glücklich fühle.

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!"

Da kommt ein Student, um den berühmten Faust kennen zu lernen; dieser fühlt sich nicht zur Unterhaltung aufgelegt, daher empfängt ihn Mephisto, der sich für Faust ausgiebt, und es entwickelt sich ein Gespräch, in welchem der Teufel den Schüler mit seinem ironischen Spott über alle Schulweisheit ganz konfus macht.

Auerbach's Keller in Leipzig. Der seine Grenzen durchbrechende Mensch sinkt nun plötzlich von seiner idealen Höhe herab und stürzt sich in den Strudel der Welt, Genuß und Betäubung suchend. — In Auerbach's Keller tritt uns ein Bild der sinnlichen Roheit und völligsten Fadheit entgegen. Da Faust sich angewidert fühlt, wendet Mephistopheles durch einen Zauber die widerwärtige Scene ins Lächerliche. Dann führt er ihn in die

Hexenküche mitten in die tollste Hexenwirthschaft, wo Faust sich bewegen läßt, den von der Hexe ihm bereiteten Zaubertrank zu trinken, welcher ihn wieder jung und kräftig macht.

Bald darauf sieht Faust Gretchen, welche aus der Kirche kommt, und nun beginnt die in allen Beziehungen mit vollkommenster Meisterschaft, bald unendlich lieblich, bald erschütternd dargestellte Liebesgeschichte, in welcher in Gretchen ein Charakter geschaffen ist, wie er vielleicht in der ganzen dramatischen Poesie nicht wiedergefunden wird; Unschuld, Einfachheit, Anmuth, Leidenschaft kommen hier zur idealsten Erscheinung,

und die spätere Zerrüttung ist mit der ergreifendsten Wahrheit geschildert. In Faust kämpfen eine Zeit lang zwei entgegengesetzte Gewalten, die Liebe scheint mit heiligender Kraft ihn berührt zu haben; doch der Teufel siegt; Arglosigkeit und Leidenschaft führen Gretchens Fall herbei, und es folgen jetzt die ihren baldigen Untergang furchtbar andeutenden Scenen beim Brunnen, vor der mater dolorosa, im Dome. Vor der letzten Scene ist Gretchens Verhängniß schon weiter vorgeschritten. Ihr Bruder Valentin hat von der Schwester, die vordem sein Stolz war, entehrendem Verhältnisse gehört; als er in der Nacht vor ihrer Thür seinem Schmerze nachhängt, geräth er mit Faust, der in Mephisto's Begleitung auftritt, um ein Ständchen zu bringen, in Kampf und wird erstochen. Sterbend macht er den zusammenströmenden Leuten die Schande seiner Schwester bekannt. Faust muß flüchten, um dem Blutgerichte zu entgehen.

Jetzt mußte der Dichter Zeit gewinnen zur Entwickelung der Katastrophe; er läßt daher den Faust vom Mephistopheles auf den Blocksberg führen, wo die Hexen die Walpurgisnacht begehen. Vielleicht sollte die Darstellung des uns entgegentretenden Gemeinen, Tollen und Häßlichen, in welches Faust sich stürzt, um sich zu übertäuben, die Dunkelheit und Zerrüttung in seinem Gemüthe offenbaren. — Darauf folgt das komische Intermezzo „der Walpurgisnachttraum" mit satirischen Beziehungen.

Unter der Zeit hat die Tragödie sich entwickelt; Faust erfährt, daß Gretchen dem Gesetz verfallen, weil sie ihr Kind umgebracht hat. Er tobt seine Verzweiflung und seine Wuth gegen Mephisto aus, der ihn in den abgeschmacktesten Zerstreuungen umhergetrieben habe, um ihm Gretchens Geschick zu verheimlichen. Mephisto muß ihn zurückführen, um sie zu retten. Ihr Weg führt am Rabensteine vorbei, wo Zurüstungen zu Gretchens Hinrichtung gemacht werden. Faust gelangt in Gretchens Kerker. Sie hat den Verstand verloren, aber die Erinnerung der Ver-

gangenheit ist ihr geblieben, welche nun in erschreckend lebendigen Bildern ihr durch die Seele zieht. Faust will sie aus dem Kerker führen; da erblickt sie Mephisto, vor dem sie stets ein Grauen empfunden; sie schrickt zurück, sie will nicht gerettet werden: „Gericht Gottes, dir hab' ich mich übergeben!" — Da ruft triumphirend Mephisto: „Sie ist gerichtet!" — „Ist gerettet!" erschallt eine Stimme von oben. Mephistopheles verschwindet mit Faust.

Faust, zweiter Theil, 1800. 1825—31.

Da Goethe später ein dramatisches Gedicht unter dem Titel: „Faust, der Tragödie zweiter Theil" dichtete, so wird man erwarten, daß es sich eng an das obige anschließe und das dort ungelöste Problem zur Lösung bringe. Indessen man findet sich getäuscht; wir sehen uns auf ein völlig fremdartiges Gebiet versetzt, wo wir uns nicht orientiren können; Faust und Mephistopheles erscheinen wieder und haben die Hauptrollen, aber Faust entbehrt aller Individualität, und Mephistopheles ist kein rechter Teufel mehr. Dem Ganzen fehlt Einheit und Zusammenhang; Alles ist allegorisch und zum Theil so dunkel und geheimnißvoll, daß schwerlich der größte Scharfsinn Alles enträthselt.

Erster Akt. Faust liegt unruhig, schlafsuchend auf blumigem Rasen; Geister umschweben ihn und werden von Ariel aufgefordert, ihn einzuschläfern, sein Herz zu besänftigen und von erlebtem Graus zu reinigen. Sie singen:

„Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran,
Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu." rc.

Faust entschläft. Der Gesang tönt fort und ermuntert ihn zuletzt zu rüstigem Handeln. Die Sonne geht auf; Faust erwacht

erquickt: „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig, Aetherische Dämm'rung milde zu begrüßen" rc.

Am Hofe des Kaisers. Hier wird über Noth und Verwirrung im Reiche geklagt; Mephisto als Hofnarr macht Vorschläge zur Abhülfe derselben, wird aber, da er von Natur und Geist redet, vom Kanzler der Ketzerei beschuldigt. — Ein Maskenspiel wird zur Unterhaltung des Kaisers aufgeführt. Unterdessen hat Faust Papier in Gold verwandelt, worüber Alles jubelt. — Faust entfernt sich aus dem Getümmel; er hat dem Kaiser versprochen, Helena und Paris heraufzubeschwören; Mephistopheles soll es ins Werk richten, aber der weiß keinen Rath, das Heidenvolk geht ihn nichts an. Endlich überreicht er Faust einen kleinen Schlüssel und giebt ihm einige mystische Andeutungen, worauf dieser versinkt. Mephisto ist neugierig, ob er wiederkommt. Während Faust's Abwesenheit treibt Mephisto am Hofe allerlei Zauberkünste, bis endlich Faust wieder aus der Erde hervorsteigt und Helena und Paris erscheinen läßt. Er ist vor Entzücken über Helena's Schönheit außer sich, er kommt der Erscheinung zu nah, eine Explosion erfolgt, die Geister gehen in Dunst auf, Faust stürzt zu Boden und wird besinnungslos von Mephistopheles fortgetragen.

Zweiter Akt. Faust schläft in seiner alten Studierstube, Mephistopheles ist zugegen. Es erscheint der Schüler aus dem ersten Theile, jetzt Baccalaureus, und kramt mit großer Selbstgefälligkeit philosophischen Unsinn aus. „Original, fahr' hin in deiner Pracht!" ruft ihm Mephistopheles nach, als jener abgeht. Darauf besucht Mephisto den Wagner, der sich auf alchymistische Studien geworfen hat, in dessen Laboratorium, als dieser gerade in einer Phiole aus viel hundert gemischten Stoffen einen homunculus fabricirt hat. Mephistopheles erklärt das für nichts Neues, er habe schon früher kristallisirtes Menschenvolk gesehen. — Klassische Walpurgisnacht, als Gegenstück zu der auf dem Blocksberge im ersten Theile, welche toll

und bunt genug ist: Chiron, Proteus, Nereus, Galatea, Peneios, Nymphen, Sirenen, Sphinxe, schnarrende Greife, kolossale Ameisen, die Kraniche des Ibykus und eine Menge anderer Gestalten kommen vor. — Faust erkundigt sich beim Chiron nach der Helena, — dieser hat sie noch in ihrer Jugend gekannt — und beschließt, sie mit Hülfe des Manto aus der Unterwelt zu holen.

Als dritter Akt ist ein Gedicht aus früherer Zeit, Helena, welches als klassisch-romantische Phantasmagorie zu einem Zwischenspiele zum Faust bestimmt war, eingeschaltet. Es stellt allegorisch die Vereinigung des klassischen und romantischen Geistes in der Poesie dar, woraus der Charakter der neuern Dichtkunst hervorgegangen. Helena ist die klassische, Faust die mittelalterliche Kunst, ihr Sohn Euphorion der englische Dichter Byron, als Repräsentant der modernen Poesie.

Helena wird durch Zauber der Rache ihres Gatten, welcher sie nach der Rückkehr von Troja tödten will, entzogen und nach einer mittelalterlichen Burg entrückt, wo Faust sie empfängt und sich mit ihr vermählt. Ihr Sohn ist Euphorion, der rasch sich entwickelt, in maßloser Lebenslust und ungebändigtem Muthe von der Erde aufwärts strebt. Er wirft sich in die Lüfte, schwebt eine Zeit lang und stürzt dann entseelt zu den Füßen seiner Eltern nieder. Helena bereitet sich, ihm zur Unterwelt zu folgen; sie umarmt Faust und verschwindet. Diesen tragen Wolken, in welche Helena's Kleider sich aufgelöset haben, hinweg.

Vierter Akt. Die Wolke hat sich auf ein Felsengebirge gesenkt; Faust tritt aus ihr hervor, auf Sieben-Meilen-Stiefeln kommt Mephistopheles. Faust läßt sich aus über den Thätigkeitsdrang, der ihn jetzt beseelt: er möchte dem Meere fruchtbares Land abgewinnen, Mephisto soll darin ihm beistehen. Ihr Gespräch wird durch Kriegsgetümmel unterbrochen: der Kaiser ist bedrängt; Mephistopheles vertreibt das feindliche Heer durch

Vorspiegelung von Wasserstürzen; dafür belehnt der Kaiser Faust mit der Küste des ganzen Reiches.

Fünfter Akt. Hier beginnt jetzt Faust sein beabsichtigtes Werk. Aber er ist alt geworden und trübsinnig; mit dem Wohlstande erwachen Habsucht und Unzufriedenheit; mit Härte treibt er Philemon und Baucis aus ihrem kleinen Besitzthum, was ihm im Wege ist. Da kommen um Mitternacht vier alte Weiber vor seinen Palast: Mangel, Schuld, Sorge, Noth. Vergebens suchen sie Eingang, nur die Sorge dringt durchs Schlüsselloch; Faust weist sie fort und will ihre Macht nicht anerkennen; da haucht sie ihn an, und er erblindet. Er will indessen ein neues, schon begonnenes Werk, einen Kanalbau, noch vollenden, um einen Sumpf in bewohnbares Land zu verwandeln. Er vertieft sich in die segensreichen Folgen:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen!
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

So ist das verhängnißvolle Wort gesprochen, — Faust sinkt todt nieder, und Mephistopheles bereitet sich, mit seinen Teufeln die Seele in Empfang zu nehmen. Allein die Engel steigen hernieder und führen, indem die Teufel weichen müssen, Faust's Unsterbliches zu den Seligen empor:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Will man aus dem ganzen Gedichte die Idee entnehmen, welche sich am ungesuchtesten darbietet, so ist es die: Der Mensch, in welchem einmal das Göttliche erwacht ist, kann, wenn er auch irrt und fehlt, nicht ganz und nicht für immer zu Grunde gehn.

Die Wahlverwandtschaften.

Der Inhalt dieses Romanes, welcher vollkommene Einheit hat und mit großer Sorgfalt ausgearbeitet ist, wird durch den Titel, ein chemische Verhältnisse bezeichnendes Wort [1]), angedeutet. Zwei durch die Ehe ohne eigentliche Liebe verbundene Personen, Eduard und Charlotte kommen in Berührung mit

1) Eine Wahlverwandtschaft offenbart sich, wenn je zwei chemisch verbundene Körper a, b und c, d, indem sie zusammengebracht werden, ihre Verbindung aufgeben und kreuzweis eine neue eingehen, a sich mit c, und b sich mit d vereinigt.

zwei andern, dem Hauptmann und Ottilie; als verwandte Naturen ziehen sich Eduard und Ottilie, und der Hauptmann und Charlotte an, und da sie weder durch Auflösung der Ehe, noch durch Besiegung ihrer Leidenschaft die Konflikte beseitigen, so wird Aller Lebensglück vernichtet. Am meisten nimmt die leidenschaftliche, entsagende Ottilie unsere Theilnahme in Anspruch, wiewohl alle Personen vorzüglich gezeichnet sind.

Das Thema der tragischen Dichtungen Goethe's ist vielfach die Darstellung des Konfliktes der Naturgewalt mit konventionellen Lebensverhältnissen; auch in diesem Romane ist eine verwandte Idee zur Erscheinung gebracht, denn er schildert ja den Kampf der Leidenschaft der Liebe, welche durch die Ehe sich gehemmt fühlt. — Unsittlich, wie man hin und wieder das Buch genannt hat, ist es nimmer, denn obgleich die Moral nicht ausgesprochen wird, sind die unseligen Folgen der Verkehrtheit, welche offen dargelegt werden, Lehre genug. Allein, obgleich der Roman in vielen Hinsichten vorzüglich zu nennen ist, kann man doch schwerlich umhin, „die schwüle Atmosphäre" zu empfinden, welche über die Erzählung ausgebreitet ist.

Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung,

eine der bedeutsamsten Selbstbiographien in unserer Literatur, in welcher Goethe sein inneres und äußeres Leben von der frühsten Kindheit an bis zu seinem Eintritt in die Weimarschen Verhältnisse darstellt, und damit zugleich seine Zeit in ihren Hauptrichtungen und Bestrebungen und eine Menge interessanter Persönlichkeiten schildert. Die ersten drei Theile erschienen von **1811—14**, der letzte wurde erst **1831** vollendet, woraus der Unterschied im ganzen Tone der Erzählung zwischen diesem und jenen erklärlich wird. Da der Verfasser unmöglich alle Erscheinungen seines reichen Lebens und noch weniger alle Stimmungen und Anschauungen fern liegender Jahre klar im Gedächtniß haben konnte, so half er mit seiner dichtenden Phantasie nach und er-

reichte auf diese Weise eine solche Lebendigkeit der Darstellung, daß es uns erscheint, als läsen wir Schilderungen von eben Erlebtem.

Zu den autobiographischen Werken gehören außer der schon erwähnten „italienischen Reise“, „die Kampagne in Frankreich und Belagerung von Mainz“, 1822, welche er aus ältern Papieren redigirte; — „die Annalen oder Tag- und Jahreshefte“, 1819—29, schließen sich an die Lebensgeschichte an.

Des Epimenides Erwachen,

ein allegorisches Festspiel für die Berliner Bühne, feiert das Wiedererwachen Deutschlands und die Befreiung von der Fremdherrschaft.

Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden

ist keine eigentliche Fortsetzung von den Lehrjahren, sondern nur äußerlich damit verknüpft. Ueberhaupt kann das Buch nicht als vollendeter Roman betrachtet werden, denn es fehlt ihm Einheit und Abrundung. Mehre von einander ganz unabhängige, obengenannte Novellen sind eingeflochten, und häufig treten die didaktischen Stoffe, wie z. B. die eigenthümlichen Ideen über religiöse und sittliche Erziehung des Menschen ꝛc. ohne alle poetische Einkleidung hervor.

So begleitete also die produktive Kraft den Dichter bis ins höchste Alter, was daher so schön war, wie es dem Menschen nur verliehen werden kann. Dazu erfreute ihn Liebe und Verehrung, die ihm von nah und fern entgegen gebracht wurde und sich besonders glänzend an seinem funfzigjährigen Jubiläum (1825) kund gab. Das Ausland sandte ihm Zeichen der Anerkennung; Gelehrte und Künstler kamen nach Weimar, um ihn kennen zu lernen; Fürsten suchten ihn auf; 1827 führte ihm der Großherzog den König Ludwig von Baiern zu, der ihm seinen Hausorden überbrachte.

Aber auch harte Schläge trafen ihn. Sein langjähriger Freund, der Großherzog, ging vor ihm dahin 1828; zwei Jahre später folgte ihm die Großherzogin Luise. Sein einziger Sohn starb im kräftigsten Mannesalter in Italien 1830. Da war es denn einsam um ihn geworden, und eine fremde Welt schaute ihn an. Tief erschütterten ihn die herben Verluste, aber sie beugten ihn nicht; seine Thätigkeit und die Freundschaft — von den ältern Freunden waren ihm noch Zelter und H. Meyer geblieben — richteten ihn stets wieder auf und waren sein Trost, bis die Ruhe auch ihn umfing. Nach kurzer Krankheit entschlief er sanft am 22. März 1832 im 83sten Lebensjahre [1]). Seine letzten Worte waren: Mehr Licht!

Goethe's Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, 1827—30, 40 Thle. — Poetische und prosaische Werke, 1836—37, 2 Bde. — 1840—41, 40 Bde. ꝛc.

Zur Kenntniß Goethe's liefern seine Briefe die wichtigsten Beiträge. Unter ihnen sind hervorzuheben sein Briefwechsel mit Schiller, Zelter, Knebel, Fr. H. Jacobi, an Lavater, Aug. v. Stolberg, Frau v. Stein, H. Meyer ꝛc. Goethe's Briefe in den Jahren 1768—1832, herausgegeben von H. Döring, Leipzig, 1836. (1092 Briefe.)

Friedrich (v.) Schiller.

Obgleich ein Gegensatz von Goethe hinsichtlich seiner ganzen geistigen Organisation und seines durch ungünstige Verhältnisse erschwerten Lebensganges, gelang es Schiller, einen Platz neben Goethe zu gewinnen auf der Höhe unsrer Literatur und, wie kein anderer Dichter, als Lehrer und Erzieher zur Sittlichkeit und Humanität die Verehrung und Liebe seines Volkes zu erwerben.

1) Im Laufe desselben Jahres starben auch seine beiden Freunde Zelter und Meyer.

Seit Klopstock wieder zu der ihr gebührenden Würde gelangt, übt die Poesie durch Schiller insbesondere den größten Einfluß auf die Gestaltung der Kultur und des Lebens, und mehr als Wissenschaft, Philosophie und Beredsamkeit hat sie die Nation gehoben und gekräftigt.

Hinsichtlich des in der Kunst zu erstrebenden Zieles: Herausbildung des Menschlichen, mit Goethe völlig übereinstimmend, suchte er auf einem entgegengesetzten Wege seine Aufgabe zu lösen. Während Goethe die Natur offenbarte, verkündete Schiller die sittliche Freiheit des Menschen [1]); denn der Mittelpunkt seines Wesens war Sittlichkeit, und er fand „den Geschlechtscharakter des Menschen" im freien Willen, und meinte, „eben das mache den Menschen zum Menschen, daß er bei dem nicht stille stehe, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitze, die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen." Goethe fand daher im Besondern das Allgemeine, erblickte in der Wirklichkeit die Idee, erhob sich von der Natur zum Ideale, und indem er also von der Gestalt, mit der sich unmittelbar die Idee verband, ausging, hatte er gleich die völligste Anschauung (Intuition). Schiller's Dichten dagegen beginnt mit der Abstraktion: er geht von der Idee aus, bildet diese zur höchsten Klarheit und sucht dann nach einem Körper, einem Träger derselben in der Wirklichkeit. Während Goethe also das Ideal in der Natur herausbildet, ist Schiller genöthigt, die Natur zu gestalten, daß sie Trägerin seiner Ideen werden könne, die Wirklichkeit zu idealisiren. Man hat daher Goethe den realistischen und objektiven, Schiller den idealistischen und subjektiven Dichter genannt, was nach dem eben kurz Angedeuteten natürlich nicht heißen soll, daß Goethe das Ideale, und Schiller das Reale

1) Schiller predigte immer das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Goethe.

fehle; und was die Objektivität jenes und die Subjektivität dieses anbetrifft, so bezieht sie sich auf die Gestaltung der Idee, denn hinsichtlich der dargestellten Ideen ist Schiller objektiver als Goethe, indem er stets die der ganzen sittlichen Menschheit wichtigen, Goethe aber vielfach auch die auf individuelle Gemüthsstimmungen und besondere Verhältnisse sich beziehenden darstellt. — Goethe, genialer als Schiller, fand von vorn herein das Richtige; man kann seine frühern Werke in poetischer Hinsicht nicht unbedingt schwach nennen gegen die spätern; das Vorzüglichste seiner Lyrik stammt aus seiner Jugend, und „Werther's Leiden" stehen an Vortrefflichkeit der Darstellung hinter keinem spätern Romane zurück; die spätern Dichtungen übertreffen die frühern nur durch größere geistige Reife und, in der dramatischen Gattung, durch vollendete Form; in den spätesten gewinnt sogar die Reflexion die Oberhand, und Manches nimmt einen allegorischen Charakter an. In Schiller dagegen sehen wir den immer mehr sich herausbildenden Dichter. Unsicher und voll Irrthum begann er seine poetische Laufbahn; ein Spätling der Sturm- und Drangperiode brachte er sie noch einmal zur vollkommensten Erscheinung; er riß sich empor, rang nach Klarheit und Gestaltung der Idee; er verzagte, ermuthigte sich wieder und erreichte endlich mit Aufbietung aller Kräfte das Höchste. Zwischen seinen Jugenddichtungen und denen des reifern Alters ist daher ein bedeutender Unterschied. — Goethe bedurfte zu seiner Entwicklung besonders der Naturwissenschaften und der Anschauung der plastischen Kunst; Schiller der Philosophie, um in seine Ideen Klarheit zu bringen, und der Geschichte, um Stoffe zu gewinnen, jene zu verkörpern; nur zu letzterm Zwecke war die Natur ihm wichtig. — „Den Menschen das Herrliche eines wahren und edlen Daseins zum Gefühle zu bringen," war Goethe's Ziel; Schiller wollte durch die Kunst den Menschen zur sittlichen Freiheit heranbilden und in dem Schönen die beiden Naturen im Menschen zur Versöhnung bringen. In Goethe's

Dichtung daher im allgemeinen mehr Befriedigung, in Schiller's mehr Sehnsucht.

Aus diesen Grundeigenthümlichkeiten gehen die Hauptunterschiede ihrer poetischen Schöpfungen hervor. Da bei Schiller die Reflexion im Vordergrunde steht, hat seine Sprache große Wortfülle, ist seine Darstellung schwungvoll, bilderreich und geht oft in ein rhetorisches Pathos über; bei Goethe erscheint sie mehr naiv und gestaltet sich plastischer [1]). War Goethe am meisten für die reine (Empfindungs-) Lyrik und das Epos befähigt, so neigt Schiller vorzüglich zur reflektirenden (Gedanken-) Lyrik und zum Drama und zwar zur Tragödie. Erstere unterscheidet sich aber gänzlich von der frühern Reflexions- oder didaktischen Poesie; die tiefsten Ideen aus dem reichen Thema von der sittlichen Natur des Menschen, ihrem Entwicklungsgange, ihren Leiden und Freuden, ihrem Sehnen und Hoffen, wie von Kunst und Poesie, sind hier nicht allein mit hoher Begeisterung vorgetragen, sondern zur sinnlichen Anschaulichkeit, zu echt poetischer Erschei-

---

1) Goethe besitzt unleugbar die größere Sprachgewalt, ja eine so seltene und vorragende, daß insgemein kein andrer unsrer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleich thut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebot und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht, mit dem er Thaten ausrichtet und Siege davon trägt; Goethe aber vermag der schon entsandten Fülle seiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalte, wie es ihm beliebt, nachrücken zu lassen. Man könnte sagen, Schiller schreibe mit dem Griffel in Wachs, Goethe halte in seinen Fingern ein Bleistift zu leichten, kühn schweifenden Zügen. — Eben darin, daß Schiller in etwas engerem Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mitbegründet, denn seine Rede weiß Alles, was er sagen will, zierlich, ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verstanden. (Jacob Grimm.)

nung gebracht, und einige Dichtungen dieser Art (das Lied von der Glocke, der Spaziergang ꝛc.) sind vielleicht die unübertreffbarsten und unvergänglichsten seiner Werke. Die Schiller'sche Tragödie hat einen ideal-sittlichen Charakter, indem sie den Konflikt der Freiheit und der Nothwendigkeit (des Schicksals) darstellt, und soll beitragen, die Gemüther aus Weichlichkeit und Schlaffheit empor zu reißen und zu sittlicher Erhebung zu kräftigen. Das Nationale ist darin nicht ausgeschlossen, aber immer dem Reinmenschlichen untergeordnet. Seine Schauspiele mit geschichtlichen Stoffen sind daher nicht in dem Sinne historisch zu nennen, wie die Shakspeare'schen, indem sie nicht sowohl die aus der Geschichte hervortretenden Gedanken, als vielmehr die in die Geschichte hineingetragene Idee zur Erscheinung bringen, wobei die historischen Beziehungen, welche dieser Idee nicht dienen können, im Hintergrunde bleiben. Geschickt in der dramatischen Anlage, ist er weniger Meister in Schilderung der Charaktere; diese haben, den Goethe'schen gegenüber gehalten, meistens geringere Individualität; am wenigsten gelingen ihm die Frauengestalten, welche bei Goethe gerade die vollendetsten sind; naive Charaktere fehlen bei ihm ganz; und weil er, ganz erfüllt von seiner Idee, leicht seine Anschauungen und Empfindungen auf seine Figuren überträgt, bieten diese lange nicht die Mannigfaltigkeit dar, welche wir bei Goethe finden. Dafür aber haben Schiller's Dramen größere theatralische Wirkung durch reiche spannende Handlung, kräftige Darstellung allgemein ansprechender Ideen und überall sich offenbarende hohe Begeisterung für das Edle.

In der ganzen Art und Weise, wie Schiller die sittliche Idee zur Erscheinung bringt, unterscheidet er sich auffallend von Goethe. Führt uns dieser die Welt in den mannigfachsten buntesten Bildern vor die Augen und malt er uns die Menschen in den verschiedensten Nüançen ihres Wesens mit den individuellsten Zügen, alle Charaktere mit gleicher Liebe behandelnd, selten

ganz ideale Gestalten, noch seltener gänzliche Bösewichte zeichnend: so zeigen uns die Schiller'schen Gemälde die starken Gegensätze des Lebens, den Kampf des Guten mit dem Bösen. Goethe giebt uns das Leben in seinen wirklichen Erscheinungen, welche er objektiv hinstellt, zeigt uns die Konflikte darin zwischen dem Rechten und Verkehrten, führt es aber nicht immer bis zu einer völligen Lösung des angeregten Problems, z. B. in Werther, Wilhelm Meister, den Wahlverwandtschaften, Tasso, Faust I. [1]) Die sittliche Idee ist also nicht in der Dichtung ausgesprochen, läßt sich aber leicht daraus entnehmen. Diese Eigenthümlichkeit ist der Grund gewesen, daß man ihn häufig ganz falsch aufgefaßt und sogar das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte, aus ihm herausgelesen hat. In Schiller's Dichtungen tritt die sittliche Idee stark hervor, denn der Dichter ist von ihr ausgegangen; ihre künstlerische Offenbarung war sein eigentlicher Zweck. (Vergl. Goethe's Epilog zu Schiller's „Glocke".)

Wie Goethe ist auch Schiller vielfach angefochten worden. Nachdem man ihn eine Zeitlang über Goethe erheben wollte, suchte eine Partei in den dreißiger Jahren die Meinung zu verbreiten, Schiller sei gar kein Dichter. Doch diese ungereimten Urtheile, welche wahrlich nicht zu unsrer Ehre unsre größten Geister herabzuziehen suchten, sind verstummt, und wie hoch Schiller im Andenken seines Volkes in Deutschland und in der Zerstreuung auf der ganzen Erde steht, hat die Feier seines hundertjährigen Geburtstages herrlich genug verkündet.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung und Charakteristik Schiller's haben wir von Karl Hoffmeister, 1838—42, 5 Thle.; völlig gewürdigt ist er schon von Goethe, Wilh. v. Humboldt 2c.

---

1) Anders verhält es sich in der Iphigenia, Hermann und Dorothea, Faust II.

und mit großer Begeisterung von dem Engländer Thomas Carlyle (1825).

In der Entwickelungsgeschichte Schiller's lassen sich drei Perioden unterscheiden:

1. Schiller's Jugend. Sturm und Drang, 1780—85.

Den 10. November 1759 ward Schiller zu Marbach in Würtemberg geboren. Da sein Vater 1765 als Hauptmann und Werbeofficier nach Lorch versetzt wurde, so bekam der als höchst liebenswürdig geschilderte Knabe dort seinen ersten Unterricht vom Pastor Moser, den er verehrte und liebte. 1768 kam der Hauptmann Schiller in die Garnison zu Ludwigsburg. Von jeher ein Freund des Gartenbaues und der Baumzucht, legte er hier eine Baumschule an, welche vorzüglich gedieh und Veranlassung ward, daß der Herzog Karl ihm die Oberaufsicht über die Gärten und Baumplantagen, welche um die eben erbaute Solitüde bei Stuttgart angelegt werden sollten, übertrug. Da die Eltern deßhalb hierher ziehen mußten, blieb der Knabe in Ludwigsburg zurück, um die Schule zu besuchen Als aber der Herzog Schiller's Vater den Antrag machte, den Sohn auf der seit kurzem von ihm errichteten militärischen Pflanzschule auf der Solitüde kostenfrei erziehen zu lassen, und diese Gnade nicht füglich abgelehnt werden konnte, so ward 1773 der junge Schiller dieser Anstalt übergeben, wobei man den bisherigen Plan, ihn Theologie studiren zu lassen, opfern mußte, da die Schule auf den geistlichen Stand nicht vorbereitete. Schiller entschied sich zuerst für die Rechtswissenschaft, später für die Medicin. Zwei Jahre darauf ward die Anstalt nach Stuttgart verlegt und hieß nun Militärakademie, später Karlsschule. Ihr Einfluß auf Schiller war kein günstiger: seine wissenschaftliche Ausbildung blieb mangelhaft, und die pedantische, streng militärische Form und das moralische Abrichtungswesen konnte keine Veredlung des Herzens zu Wege bringen. Für die Medicin hatte er keine

große Neigung, wie überhaupt nicht für die Naturwissenschaften, und später als praktischer Arzt machte er oft grobe Mißgriffe.

Mit desto größerer Lust beschäftigte er sich mit der schönen Literatur, welche ihm in Stuttgart in reicherem Maße zugänglich war, als auf der Solitüde. Klopstock, Lessing, Maler Müller, Gerstenberg, Leisewitz, Werther und Götz von Berlichingen waren ihm schon früher bekannt geworden; jetzt lernte er auch Shakspeare kennen, welcher, wie auf die ganze damalige Jugend, auch auf Schiller den gewaltigsten Eindruck machte. Auch die übrigen Repräsentanten der Genieperiode, Klinger, Lenz, Schubart, wurden ihm vertraut und bestärkten ihn noch mehr in der ihm schon eigenthümlichen Richtung auf das Grelle und Ungeheuerliche, welche sich zur Genüge kund giebt in dem schon 1777 begonnenen, 1780 vollendeten Trauerspiele „die Räuber“, und in kleinern Gedichten dieser Zeit.

1780 hatte Schiller seine medicinischen Studien vollendet, ward von der Akademie entlassen und als Militärarzt bei dem Regimente in Stuttgart angestellt. Im Sommer 1781 erschieben „die Räuber“, welche ungemeines Aufsehen erregten, und wurden, in etwas veränderter Gestalt, zuerst in Mannheim, auf Dalberg's Veranstaltung, bald auch auf andern Bühnen zur Aufführung gebracht. Ein zufälliger Umstand nahm den Herzog gegen das Stück und den Dichter ein, und diesem ward der Befehl, künftig nichts Anderes, als Medicinisches drucken zu lassen. Durch dies despotische Verbot sah sich Schiller plötzlich in seinen vornehmsten Bestrebungen gehemmt, und da er keinen andern Ausweg entdecken konnte, entschloß er sich zur Flucht (den 17. Septbr. 1782), welche, so gewagt sie auch sein mochte, ihn aus den schlimmsten, seiner geistigen Entwickelung und seiner Sittlichkeit Gefahr drohenden Verhältnissen errettete, und daher als ein glücklicher Wendepunkt in seinem Leben betrachtet werden kann. Die nachtheiligen Einflüsse, unter welchen er bisher gestanden, gaben sich hinreichend in der um diese Zeit veröffent-

lichten Anthologie kund, deren zum großen Theil von Schiller verfaßte Gedichte weder von seinem Geschmack, noch von seinem sittlichen Zustande ein günstiges Zeugniß ablegen.

Schiller wandte sich zunächst nach Mannheim und Sachsenhausen. Sein zweites Drama „Fiesko“ war vollendet, und er bemühte sich, wiewohl vergebens, demselben Aufnahme auf der Mannheimer Bühne zu verschaffen. Aus der drückenden Lage, in welche er jetzt gerieth, befreite ihn die Einladung der Frau von Wolzogen, auf deren Gute Bauerbach bei Meiningen Schiller für längere Zeit die freundlichste Aufnahme fand, 7. Decbr. 1782. Hier dichtete er zunächst das Trauerspiel „Luise Millerin“, später „Kabale und Liebe“ genannt, welches im Febr. 1783 vollendet ward. Als Schiller im Sommer dieses Jahres der Aufführung seiner Dramen wegen sich wieder in Mannheim befand, ließ er sich von dem Intendanten des dortigen Theaters, dem Freiherrn v. Dalberg, bewegen, die Stelle eines Theaterdichters mit dem kärglichsten Gehalte anzunehmen. Da auch seine Verleger ihm nur sehr dürftige Honorare zahlten, gerieth er bald wieder in finanzielle Bedrängniß. Um diese etwas zu erleichtern, entschloß er sich zur Herausgabe einer Zeitschrift, welche zu Ende des Jahres 1784 als „Rheinische“, später „neue Thalia“, erschien und durch ihren Namen ihre Haupttendenz bezeichnete. Zu Anfange des nächsten Jahres bekam Schiller einen nicht unerheblichen Anhaltspunkt durch die Bekanntschaft mit Karl August von Weimar, der ihn zum herzoglich Weimarschen Rath ernannte.

Ohne Hoffnung, seine äußere Lage in Mannheim zu verbessern, und voll Unmuth über die Verdrießlichkeiten, welche seine Stellung zur Bühne mit sich brachte, gab Schiller im März 1785 sein Amt auf und ging zunächst nach Leipzig, wo er Körner, der ihm schon früher Freundlichkeit erwiesen hatte, persönlich kennen lernte und an ihm den treusten Freund gewann,

dem er bald darauf nach Dresden folgte, wohin dieser als Oberappellations-Rath versetzt war.

Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe.

Die Freiheitsidee Schiller's, von welcher oben die Rede war, liegt schon den genannten drei ersten Schauspielen zu Grunde, ist aber in dem noch gewaltig gährenden Gemüthszustande des Dichters noch nicht zur klaren Bestimmtheit entwickelt und äußert sich nur erst auf negative Weise durch Anstürmen gegen verkehrte Verhältnisse, gegen die zu Verbrechen gemißbrauchte Gewalt bevorzugter Stände, gegen die Ungerechtigkeiten der staatlichen Einrichtungen. Sie sind daher mit Recht revolutionäre Gemälde genannt worden, in welchen Schiller für seinen Unmuth, seine Zerfallenheit mit dem Bestehenden einen Ausdruck suchte. Jene bekämpften Verhältnisse aber waren keine Phantasiegebilde, sie existirten in der Wirklichkeit, und der Dichter hat viele Züge zu seinen dunklen Bildern und manche der darin dargestellten Persönlichkeiten aus dem Leben gegriffen. Es haben diese Dichtungen daher kulturhistorische Bedeutung, indem sie einmal den verderbten gesellschaftlichen Zustand, andererseits den wachsenden Unmuth der mittlern Stände über den frevelhaften Druck, den die höhern ausübten, schildern; sie sind Vorzeichen der herannahenden Revolution. Aber auch hinsichtlich der Kunst sind sie nicht unbedeutend. Erscheinen sie gleich noch vielfach ungeheuerlich und haben noch krasse Auswüchse, die über die Grenzen einer schönen Darstellung hinausgehen, so kann man sie doch nicht roh nennen, wie manche andre Produkte der Sturm- und Drangzeit; — haben sie auch in der Komposition hin und wieder Verfehltes, leiden sie gerade in den die Verwickelung herbeiführenden Partien an Unwahrscheinlichkeit, so wird man doch das bedeutende dramatische Talent des Dichters deutlich durchscheinen sehen, der überall große Kraft und Hoheit der Gesinnung entwickelt.

Die Charaktere sind allerdings oft schwach gezeichnet, be-

sonders den Frauen fehlt Individualität; aber wir treffen auch schon auf ausgeprägte Persönlichkeiten, denen manche in spätern Stücken nicht gleich kommen, z. B. Schweizer, Roller, Spiegelberg in den Räubern; Verina in Fiesko; den Stadtmusikus und dessen Frau in Kabale und Liebe.

„Die Räuber" sind ein Angriff auf den ganzen Gesellschaftszustand und waren daher von großer Wirkung, welche verstärkt wurde durch die Leidenschaftlichkeit, welche in dem ganzen Drama herrscht, von der fast sämmtliche Personen ergriffen sind, daß fast durchgehend nur die Sprache des Affektes geredet wird. Die Hauptschwäche der Komposition liegt wohl in der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit Carl Moor von seinem Bruder sich täuschen läßt.

„Kabale und Liebe" ist nach Schiller's eignen Worten (in einem Briefe an Dalberg) „eine vielleicht allzufreie Satire und Verspottung einer vornehmen Schurken- und Narrenwelt", womit, wie man aus dem Drama ersieht, tyrannische Fürsten, gewaltthätige hohe Staatsbeamte und übermüthiger Adel gemeint sind. Auch dies Stück erntete außerordentlichen Beifall, da es mit Wärme darstellte, was Tausende empfanden.

„Fiesko" hat eine geschichtliche Basis, wiewohl der Held des Stückes mit dem historischen Fiesko nur den Namen gemein hat, und stellt Herrschsucht in Konflikt mit Freiheitsliebe dar. Es fand weniger Anklang beim Publikum, weil man für rein politische Verhältnisse keinen Sinn hatte und republikanische Freiheit als etwas Fremdartiges erschien; vielleicht auch, weil der Dichter dies Drama nicht durch die eigne Subjektivität auf gleiche Weise hatte erwärmen können, wie die vorigen. Es übertrifft dagegen die beiden andern durch die Kunst des Planes; aber die Charaktere sind meistens schwach, die weiblichen gänzlich verfehlt [1]).

---

1) Von den Räubern und Fiesko giebt es mehre, in einigen Partien bedeutend von einander abweichende Bearbeitungen.

Von demselben Geiste, welcher sich in den Dramen kund thut, sind auch die lyrischen Produktionen dieser Periode durchdrungen. Auch in ihnen offenbart sich ungestümer Freiheitsdrang, dazu eine Unbefriedigtheit und Zerrissenheit des Gemüthes, ein Hadern mit der unverstandenen Weltordnung und ein Vordrängen der Sinnlichkeit. Aber in diesen freien Schöpfungen der Subjektivität erscheint das Alles viel schroffer, als in der Vermittelung durch die handelnden Personen des Drama's; dazu herrscht in ihnen ein übertriebenes Pathos und ein Redeschwulst, daß ein gebildeter Geschmack keine Freude daran haben kann. Die wildesten dieser Gedichte, welche in der oben genannten Anthologie 1782 erschienen, sind in die Sammlung der Gedichte nicht aufgenommen worden.

Auf der Grenze dieser ersten Periode steht „Don Carlos", welcher, schon 1784 in Mannheim begonnen, erst in Dresden, auf Körner's Weinberge bei Loschwitz, zur Vollendung kam, und seiner Tendenz nach sich den frühern Dramen anschließt und sie gewissermaßen ergänzt. Ursprünglich als tragisches Familiengemälde aus dem Hause des spanischen Königs angelegt, ward es nachher zu einer politischen Tragödie umgearbeitet, die eigentlich nicht für die Bühne bestimmt war, über deren Zeitgrenze sie weit hinausging. Bei dieser Umgestaltung erlitt während der fortschreitenden Bearbeitung auch der Plan bedeutende Veränderungen; zuerst war entschieden Don Carlos als Hauptfigur gehalten, in den spätern Akten wurde es der Marquis Posa. Noch ehe das Drama in metrischer Form ganz vollendet war, ließ sich Schiller von ihm befreundeten Schauspielern in Leipzig zu einer bühnengerechten Umarbeitung in Prosa bewegen, und in dieser ward es dort 1785 aufgeführt. Später wurde indessen auch das metrische Stück noch wieder verändert, abgekürzt und für die Darstellung auf der Bühne zugerichtet 1786.

Die dem Don Carlos mit den vorigen Dramen gemeinsame Basis ist freilich auch die Idee der Freiheit; aber er hat

nicht den negativen, destruirenden Charakter, wie jene, sondern er läßt eine ideale Welt vor unsern Augen entstehen, welche auf Freiheit und Menschenliebe gegründet ist. Das Gedicht schildert den Kampf idealer Bestrebungen mit dem durch Despotismus verderbten Staatszustande, um ein auf politische und religiöse Freiheit und echte Menschenliebe gebautes Glück der Gesellschaft herbeizuführen, in welchem Kampfe aber die Feinde der Freiheit einstweilen den Sieg davon tragen.

Schon in der metrischen Form, wie in der ganzen Haltung des Dramas zeigt sich ein bedeutender Fortschritt des Dichters und Streben nach Maß und Schönheit. Es leidet dagegen, weil die Reflexion und das Streben, philosophische Ideen zur Erscheinung zu bringen, überwog, an Breite der Darstellung und hat daher eine mehr rhetorische als poetische Sprache. Die Charakterzeichnung ist schwach, denn die Personen sind ganz subjektiv gebildet und großentheils nur Formen für die Ideen des Dichters. Die unvollkommne Anlage des Stückes, der nicht immer klare, folgerechte Gang der Handlung, in der man zuweilen vergebens nach den eigentlichen Motiven sucht, woher Dunkelheiten und Räthsel entstehen, erklärt sich aus der allmählichen Entstehung des Dramas und der öftern Veränderung des Planes.

Der Tadel der Kritik, welchen das Stück hin und wieder erfuhr, veranlaßte Schiller zu einer eingehenden, umständlichen Erörterung der Komposition desselben in den „Briefen über Don Carlos“, 1788.

Auch die lyrischen Produkte Schiller's klären sich von der trüben Gährung; das Gedicht „An die Freude“, 1785, ist trotz seiner Ueberkraft eins der ersten, welche wohlthuend wirken.

2. Historisch-philosophische Periode. 1785—94.

Die Ausarbeitung des „Don Carlos“ hatte Schiller zu geschichtlichen Studien genöthigt, und diese zogen ihn so mächtig

an, daß sie in den nächsten Jahren ihn hauptsächlich beschäftigten; ja sie nahmen für einige Zeit seine Thätigkeit fast ausschließlich in Anspruch, da er durch Goethe's Vermittelung 1789 Professor in Jena ward und historische Vorlesungen halten mußte. Die letzten Jahre hatte er sich in Weimar, Rudolstadt und Volkstedt aufgehalten, und kurz vor seiner Uebersiedelung nach Jena sich mit Charlotte v. Lengefeld verlobt, mit welcher er sich 1790, nachdem er vom Herzoge von Meiningen zum Hofrathe ernannt worden war und vom Herzoge von Weimar eine Pension von 200 Rthlr. zugesichert bekommen hatte, verheirathete.

Aus den Geschichtstudien gingen Schiller's historische Schriften hervor, welche, wenngleich sie an gründlichem Quellenstudium leicht übertroffen werden können, in einer zweifachen Beziehung bedeutend sind; denn einmal erscheinen sie als Offenbarungen von Ideen, die dem Verfasser besonders am Herzen lagen, ohne daß diese willkürlich wären hineingetragen worden, und sodann herrscht in ihnen eine so lebendige schöne Darstellung, wie die Geschichtschreibung sie bis dahin nicht gekannt hatte. — Für Schiller's Entwickelung waren diese Studien von bedeutendem Belang, indem sie einigen Ersatz gaben für die ihm abgehende eigne Lebenserfahrung.

Die hier einschlagenden Werke sind folgende:

„Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", 1788, ein mit Begeisterung für bürgerliche und religiöse Freiheit geschriebenes Werk, welches leider nur bis zu Alba's Ankunft fortgeführt ist. Aus der spätern Geschichte sind nur einige kleinere Partien bearbeitet und als Anhänge hinzugefügt: „Prozeß und Hinrichtung des Grafen von Egmont und von Hoorne". — „Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma".

Diesem Werke folgten einige historisch-philosophische Abhandlungen: „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde". — „Die Sendung

Moses". — „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon", 1789.

Andere geschichtliche Arbeiten entstanden bei Gelegenheit einer von Schiller begonnenen, von Andern bis zu 33 Bänden fortgesetzten Sammlung historischer Memoiren, denen sie als Einleitungen und Uebersichten dienen sollten: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter". — „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges"; ist Fragment geblieben. — „Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I."; ist ebenfalls unvollendet und enthält nur die Geschichte Lothar's von Sachsen und Einiges von Konrad III. — „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen, bis zum Tode Karl's IX."; ist ebenfalls von Schiller nicht beendigt und von Andern fortgesetzt.

Endlich die zweite größere historische Arbeit:

„Geschichte des dreißigjährigen Krieges", 1790—92, ein seinem erstern Theile nach mit großer Liebe ausgearbeitetes lebenvolles Gemälde; die Begebenheiten nach Wallenstein's Tode sind dagegen kurz zusammengedrängt.

In derselben Zeit entstanden noch einige andere Werke, welche auf irgend eine Weise mit den geschichtlichen Forschungen zusammenhingen: die Erzählungen: „der Verbrecher aus verlorner Ehre", 1786 — „Spiel des Schicksals", 1789 — „der Geisterseher", 1786—89, ein unvollendeter, aber höchst spannender, trefflich geschriebener Roman, welcher einen religiös unklaren Prinzen vorführt, der ein Opfer von künstlich angelegten Intriguen wird; Mystifikationen in der Weise Caglioſtro's spielen dabei eine Hauptrolle; — endlich die „philosophischen Briefe", 1786.

Das Interesse Schiller's für die Geschichte wurde nach einigen Jahren überwogen durch die Neigung für die Philosophie, welche noch verstärkt wurde, als er mit der Kant'schen

Philosophie bekannt und vertraut geworden war, 1792. Besonders die Aesthetik zog ihn an, und in einer Reihe von Abhandlungen, welche besonders das Wesen der Kunst und der Schönheit betreffen, legte er seine selbständigen Forschungen dar: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", — „Ueber die tragische Kunst", — „Ueber Anmuth und Würde", 1793, — „Ueber das Pathetische", — „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände", — „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", — „Ueber das Erhabene", — „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen", — „Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten", — und vor allem die in der Aesthetik Epoche machende Schrift „Ueber die naive und sentimentalische Dichtung", in welcher Schiller zuerst den Gegensatz zwischen klassischer und romantischer oder moderner Poesie mit vollkommner Klarheit darstellte und der letztern ihre Berechtigung neben der erstern darzuthun sich bemühte. — Veröffentlicht wurden die meisten dieser Abhandlungen zuerst in den gleich zu erwähnenden Horen, 1795—97.

Die philosophische Richtung ließ in dieser Periode die Poesie nicht aufkommen, läuterte aber Geist und Gemüth für künftige vollendetere Kunstwerke. Pläne wurden hin und wieder gemacht, aber entweder wieder aufgegeben, wie zu einer Epopöe, in welcher Friedrich der Große, oder Gustav Adolph der Held sein sollte, und zu einer Tragödie „der Tod des Themistokles", — oder noch aufgeschoben, wie der „Wallenstein", den die Bearbeitung des dreißigjährigen Krieges ihm lieb gemacht hatte. Einiges wurde gleichsam zur Uebung vorgenommen, wie die „metrische Uebersetzung zweier Bücher der Aeneide", 1791. Das Studium der griechischen Dichter, dem Schiller sich jetzt mit Eifer hingab, wenngleich er sie nur aus der zweiten Hand genießen konnte, rief das Gedicht „die Götter Griechenlands", 1788, hervor, und ein Resultat seiner Untersuchungen

über das Wesen des Schönen war das reflektirende (didaktische) Gedicht „die Künstler“, 1789. — In diese Zeit gehört auch die „Resignation“, 1787.

Zu Anfange des Jahres 1791 ward Schiller's produktive Thätigkeit durch eine heftige Krankheit unterbrochen, welche den Grund zu der sein ganzes übriges Leben begleitenden Kränklichkeit gelegt zu haben scheint. Die Vorlesungen mußten ausgesetzt werden; es entstand bald große Geldnoth, und mit schwerer Sorge blickte er in die Zukunft. Da kam unerwartet, vermittelt durch den dänischen Dichter Jens Baggesen, eine mit der größten Zartheit und Herzlichkeit gebotene Unterstützung vom Grafen Schimmelmann und dem Herzoge Christian Friedrich v. Holstein-Augustenburg, welche dem Dichter auf drei Jahre eine Pension von jährlich 1000 Rthlr. zusicherten. Da der Herzog von Weimar ihm gestattete, auf längere Zeit Jena zu verlassen, so unternahm Schiller nach seiner Genesung eine Reise in die Heimat, hielt sich längere Zeit in Heilbronn, dann in Ludwigsburg und Stuttgart auf und kehrte erst im Mai 1794 nach Jena zurück, wo er Wilhelm v. Humboldt vorfand, der sich mit seiner Gattin hier niedergelassen hatte. Zwischen beiden Familien entstand das innigste fürs ganze Leben dauernde Freundschaftsverhältniß.

Auf der Reise hatte Schiller den Buchhändler Cotta kennen gelernt und mit ihm die Herausgabe einer neuen Zeitschrift, „die Horen“, 1794—97, welche an die Stelle der „Thalia“ treten sollte, verabredet. Die bedeutendsten Schriftsteller, wie Wilh. v. Humboldt, Goethe, Fichte, Hufeland, Woltmann, Engel, Gotter, Herder, Lichtenberg, Garve, die Brüder Jacobi, Pfeffel, Gleim, Voß, Thümmel, Matthisson, Salis 2c. versprachen ihre Mitwirkung, und mit dem folgenden Jahre wurde das Unternehmen ausgeführt. — In dieser Zeit (1794) entstand auch das nähere Verhältniß Schiller's zu Goethe, welches später zur innigsten Freundschaft wurde.

3. Zeit der gereiften Kunstpoesie. 1795—1805.

Zugleich mit dem Plan zu den „Horen" hatte Schiller den Entschluß zur Herausgabe des „Musenalmanach" gefaßt, welcher 1795 ins Leben trat und bis 1801 fortgesetzt ward. Er sollte eine poetische Sammlung sein, die jener größtentheils prosaischen in den Horen vortheilhaft zur Seite stehen könnte. Beide Zeitschriften nahmen die nächsten lyrischen Produktionen Schiller's auf, als dieser jetzt, der Spekulation müde, nach einer Pause von 6—7 Jahren, um die Befriedigung zu finden, welche ihm die Philosophie nicht völlig hatte gewähren können, mit neuer Lust und veredelter Kraft (1795) zur Poesie zurückkehrte. Noch im Sommer desselben Jahres entstanden an 40 lyrische Gedichte, welche sämmtlich als Resultate der philosophischen Studien, als poetischer Ausdruck des in den ästhetischen Abhandlungen Niedergelegten anzusehen sind. Der Charakter der Schiller'schen Lyrik war also und blieb größtentheils auch später reflektirend. Rein lyrische Gedichte („des Mädchens Klage", 1788, „die Begegnung", 1797, „die Erwartung", 1799, 2c.) finden sich nur wenige; denn die poetische Natur Schiller's war nicht in dem Sinne subjektiv, wie die Goethe'sche, daß sie durch eigne Erlebnisse wäre geweckt worden; sehr selten berühren seine Gedichte Ereignisse seines Lebens, und geschieht es einmal, so suchte er sie zum Allgemeinen zu erheben, indem er das Individuelle zurücktreten ließ.

Schon die Gedichte dieses Jahres zeichnen sich vortheilhaft vor den frühern aus. Waren jene oft in überwiegender Reflexion schwerfällig, mitunter dunkel oder gekünstelt, so erscheinen diese natürlich, einfach, klar und anmuthig. Sie bezeichnen die Fortschritte der sittlich-ästhetischen Bildung und den zur schönsten Humanität emporringenden edlen Sinn des Dichters, deren Offenbarungen sie sämmtlich sind. Hin und wieder zeigt sich wohl noch ein Ringen mit der Form, indem er, vom Allgemeinen ausgehend, die Idee nicht immer zur sinnlichen Anschauung,

zur konkreten Gestalt zu bringen wußte; aber bald verschwinden auch diese Unvollkommenheiten; er lernte von Goethe, mit welchem er jetzt in immer lebhaftern persönlichen und schriftlichen Verkehr trat, vom Individuellen zum Allgemeinen zu gelangen und das Allgemeine völlig im Konkreten darzustellen, und jetzt brachte er in dieser Gattung Meisterwerke hervor, denen sich nichts Aehnliches an die Seite setzen läßt.

Die vornehmsten Gedichte von 1795 sind: „Poesie des Lebens", — „Ideal und Leben", — „die Macht des Gesanges", — „die Sänger der Vorwelt", — „Würde der Frauen", — „der Genius", — „der Tanz", — „die Ideale", — „der Spaziergang". Die Fabeln und Parabeln: „das verschleierte Bild zu Sais", — „Pegasus im Joche", — „die Theilung der Erde". — Von 1796: „die Geschlechter", — „das Mädchen aus der Fremde", — „Klage der Ceres", — „Herkulanum und Pompeji". — Von 1797: „Hoffnung", — „die Worte des Glaubens". — Von 1798: „das Glück", — „das Eleusische Fest". — Von 1799: „Nänie", — „die Glocke". — Von 1800—1804: „An Goethe, als er den Mahomet auf die Bühne brachte", — „die deutsche Muse", — „der Antritt des neuen Jahrhunderts", — „Sehnsucht", — „die vier Weltalter", — „die Gunst des Augenblicks", — „An die Freunde", — „der Pilgrim", — „der Jüngling am Bache", — „Berglied".

1796 erschienen im Musenalmanach auf 1797 die oben erwähnten, mit Goethe verabredeten Xenien und eine Menge anderer Epigramme, welche allgemeinere Beziehung und so bedeutenden Inhalt haben, daß man von ihnen sagen kann, sie sprechen Schiller's ethische, philosophische und poetische Weltanschauung aus.

Das folgende Jahr, 1797, ist besonders reich an Balladendichtung. Der Musenalmanach brachte den „Taucher", — den „Handschuh", — den „Ring des Polykrates", — „Ritter Toggenburg", — „die Kraniche des Ibykus", — den „Gang

nach dem Eisenhammer". 1798 entstanden: „die Bürgschaft", — „der Kampf mit dem Drachen". Von 1801—4: „Hero und Leander", — „Kassandra", — „das Siegesfest", — „der Graf von Habsburg", — „der Alpenjäger".

Gehörten die Balladen Goethe's der lyrischen Gattung an und waren Darstellungen einer ganz mit der Empfindung aufgefaßten Handlung, in welcher der epische Stoff gleichsam in Empfindung aufgelöst war, so sind die Schiller'schen dagegen epischer Natur; die Handlung ist bedeutender, und ihre kunstmäßige, an dramatische Komposition erinnernde Darstellung ist Hauptsache; das lyrische Element tritt, mit einigen Ausnahmen, nur wenig hervor. Während in Goethe's Balladen die Personen meistens nur als Träger der Handlung erschienen, sind sie hier wirkliche Charaktere, was dadurch bedingt wird, daß jene meistens Darstellungen des mit der Natur zusammenhängenden und von ihren Kräften beherrschten Menschenlebens, diese Offenbarungen der sittlichen Freiheit des Menschen sind.

Zu gleicher Zeit wandte sich Schiller auch wieder einem größern Werke zu und nahm im März 1796, nach langer Verzagtheit und Unentschiedenheit den schon seit 1790 beabsichtigten „Wallenstein" in Angriff. Da der Stoff unter der Arbeit sich für den Umfang eines Dramas zu weit ausdehnte, so vertheilte Schiller ihn auf drei Stücke, und so entstanden „Wallenstein's Lager", „die Piccolomini", „Wallenstein's Tod", von welchen das erstere eine höchst zweckmäßige Einleitung zu dem eigentlichen Trauerspiele bildet und als ein Vorspiel betrachtet werden kann, aber auch als für sich bestehend vollkommne Bedeutung hat. „Die Piccolomini" dagegen haben keinen dramatischen Abschluß und erscheinen als Exposition zu Wallenstein's Tod, welches letztere wieder auch ohne die Piccolomini verständlich ist.

Anderweitige Arbeiten, körperliche Leiden und ein gewisses

Mißtrauen gegen seine dichterische Fähigkeit verzögerten die Vollendung des Ganzen bis in den März 1799.

Im Sommer 1797 wurde Schiller mit

„Wallenstein's Lager"

fertig, welches, zu einem selbständigen Stücke umgearbeitet, im Oktober 1798 in Weimar aufgeführt wurde. Das Drama schildert in der idealsten Haltung, mit den lebendigsten Farben und individuellsten Zügen den Geist des Wallenstein'schen Heerlagers, mit Bezugnahme auf die historischen Verhältnisse, auf die Spannung zwischen dem Kaiser und Wallenstein, wodurch dieser veranlaßt wird, seine Abdankung in Aussicht zu stellen. Eben darum dreht sich das Stück, und die eigentliche Handlung ist das Bestreben des intelligenteren Theiles der Soldaten, sich zu einer Bittschrift an den Feldherrn zu vereinigen, daß dieser das Kommando behalte. Dabei fehlt es auch nicht an Hindeutungen auf die Welt außerhalb des Lagers, als deren Repräsentanten der Bauer, der Bürger und der Kapuziner erscheinen, wodurch — wenngleich das Alles nur als Hintergrund angedeutet werden konnte — das Gemälde so erweitert wird, daß es ein Bild des ganzen Zustandes von Deutschland während des Krieges darstellt.

Die Personen des Stückes sind sämmtlich objektiv aufgefaßt und so plastisch herausgearbeitet, wie man es in dem Maße in keinem andern Schiller'schen Drama wiederfindet. Zugleich sind sie, um ihren Zweck als historische Figuren zu erreichen, als Repräsentanten von Gattungen vorgeführt, und es lassen sich verschiedene Abstufungen und zugleich Beziehungen zu den in der eigentlichen Tragödie vorkommenden Generalen erkennen. So bezeichnet der Kroat den rohsten Theil des Heeres und hat Beziehung zum Isolani; der erste Jäger vertritt die Glücksritter und Abenteurer in der Armee, der Dragoner die unzuverlässigen Fremden und erinnert an Buttler; der Arkebusier spricht die Gesinnung der dem Kaiser treu ergebenen Deutschen aus und weiset auf Tiefenbach hin; der Trom-

peter ist Repräsentant der dem Wallenstein unbedingt Ergebenen und dem Terzky parallel; im ersten Kürassier, welcher den edelsten Soldaten darstellt, finden sich Anklänge zum jungen Piccolomini, und zwischen ihnen bewegt sich auf ergötzliche Weise die komische Figur des Wachtmeisters, welcher den Wallenstein zu kopiren sucht.

„Die Piccolomini und Wallenstein's Tod."

Was das Vorspiel erwarten ließ, erfüllt das Drama im hohen Grade: es giebt ein mit hoher Kunst ausgeführtes großes historisch-politisches Gemälde aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welchem der Dichter Gelegenheit zu finden wußte, die tiefsten Gedanken zu offenbaren. — „Ueber die blassen Tugendgespenster (die faden Bühnenstücke) jener Zeit" — sagt Tieck in den dramaturgischen Blättern — „trat Wallenstein's mächtiger Geist, groß und furchtbar. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder heraufgerufen habe. Als ein Denkmal ist dieses tiefsinnige, reiche Werk für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, um zu wissen, was wir sind und vermögen."

Die Idee des Dramas: Wer mit dem Teufel spielt, dessen wird er Meister; oder: Wer nicht sein Leben von jeder Unwahrheit, von jedem Truge und Zweideutigen frei hält, der wird oft wider eigentlichen Willen zum Frevel fortgerissen — ist trefflich durchgeführt und wird nicht nur im Hauptcharakter, sondern auch im Buttler und Octavio sichtbar. Ob aber Wallenstein eine echt tragische Figur sei, ist öfter in Frage gestellt worden, da sein Sturz fast nur aus seinen frevelhaften Bestrebungen hervorgeht, weniger aber durch ein feindliches Geschick bedingt wird. Wallenstein geht unter, weil die Macht des Kaisers, welche er

zu erschüttern dachte, in der Idee zu fest begründet dasteht, und freilich — das ist der einzige Fall, wo das feindselige Geschick sich offenbart — weil er den Verräther für den treusten Freund hielt. Vom Einfluß der Sterne wird mehr geredet, als daß er wirklich sichtbar würde. Wallenstein's Charakter fehlt es an Energie; seine Bedeutsamkeit wird mehr vorausgesetzt, als daß sie im Schauspiele hervorträte. Dazu kommt, daß das Verderben ihn so umgarnt, daß ein rechter Kampf dagegen nicht möglich wird [1]).

Da Schiller des zu sehr heranwachsenden Stoffes wegen die Handlung auf zwei Stücke vertheilen mußte, die doch wieder nur ein Ganzes ausmachen, so ging dadurch das Drama zu breit auseinander, die Handlung rückt langsam fort und, statt gegen das Ende die größte Kraft zu entwickeln, wird sie allmählich matter, was seinen Grund jedoch nur in der Anlage des Ganzen, nicht in einer Erschöpfung der dichtenden Kraft hat.

Da Schiller vollkommen begriffen hatte, wie seine Weise, vom Idealen auszugehen, zu keiner realen Gestaltung des Dramas führen könne, strebte er in dieser Dichtung nach objektiver Darstellung, welche ihm bei den meisten männlichen Charakteren vollkommen gelang. Indessen konnte er nicht umhin, auch seinem subjektiven Drange Genüge zu thun, und so brachte er die Episode von Max und Thekla hinein, welche allerdings in der einschmeichelndsten Sprache eine edle Humanität zur Erscheinung bringt und vielleicht dem Stücke die meisten Freunde erworben hat. Aber dennoch ist dies die schwächste Partie der Dichtung, denn sie greift zu wenig in die Handlung ein, mit der sie nur lose zusammenhängt, ist in mancher Hinsicht nicht natürlich gehalten und — so schön und rührend die Rede auch erscheint —

---

1) Großentheils erklären sich diese Mängel aus der spätern Umgestaltung der ursprünglichen Idee des Wallenstein, welchen Schiller zuerst ganz anders aufgefaßt hatte.

enthält sie doch mehr Reflexion als unmittelbares Gefühl, was nach der Situation zur Offenbarung kommen mußte.

Gleich nach der Aufführung des Wallenstein ging Schiller an eine neue Schöpfung und entwarf den Plan zu „Maria Stuart", der ihm schon vor 17 Jahren vorgeschwebt hatte.

Ehe das Stück vollendet wurde, gingen in seinem äußern Leben bedeutende Veränderungen vor durch seine Uebersiedelung nach Weimar im December 1799. Seine Verhältnisse gestalteten sich hier angenehmer, da er nun mit Goethe, der ihn immer mehr schätzen gelernt hatte, an einem Orte wohnte, Verwandte, wie seinen Schwager, Wilhelm von Wolzogen, und dessen liebenswürdige Frau Caroline, Schiller's Freundin von Rudolstadt her, und ältere Freunde wiederfand. Der bedeutenden Männer und Frauen gab es hier viele, indessen nicht von allen fühlte er sich angezogen. Mit Wieland, so sehr ihre Ansichten auch auseinander gingen, blieb er stets auf freundschaftlichem Fuße; Herder, Jean Paul, die Brüder Schlegel sagten ihm auf die Dauer nicht zu; sehr befreundet ward er dagegen mit dem Geh. Rath v. Vogt, Friedr. v. Einsiedel, Amalia v. Imhof, Frau v. Stein, Charlotte v. Kalb u. s. w. Die herzogliche Familie behandelte ihn mit großer Freundlichkeit, am wohlsten aber fühlte er sich in den Zirkeln der Herzogin Amalia. — Daß endlich die Nähe des Theaters höchst erfreulich und anregend für den dramatischen Dichter sein mußte, versteht sich von selbst, und Schiller machte dasselbe zu einem Hauptgegenstande seiner Sorgfalt und Thätigkeit.

Im Sommer 1800 vollendete Schiller auf dem herzoglichen Schlosse Ettersburg sein Trauerspiel Maria Stuart. Inzwischen war noch der Plan zu einer großartigen Tragödie in griechischem Stile mit Chören „Der Maltheser" ausgearbeitet worden, welcher leider unausgeführt geblieben ist.

„Maria Stuart.“

„Der Soldaten, Helden und Herrscher herzlich satt“, wurde Schiller nach Vollendung des Wallenstein durch Neigung und Bedürfniß zu einem blos menschlichen und leidenschaftlichen Stoffe gezogen, und wenn er dazu die Geschichte einer historischen Persönlichkeit wählte, so mußte doch das Welthistorische in den Hintergrund treten. Von der Geschichte wurde in wesentlichen Punkten abgewichen, der Charakter der beiden Königinnen in einigen Beziehungen verändert, und nirgend wurden weltgeschichtliche Ideen zur Erscheinung gebracht. Die Maria, nicht sowohl als Königin, sondern vielmehr nur als Weib, ist nicht nur der Mittelpunkt, sondern auch der höchste Impuls aller handelnden Personen, und der Dichter wollte weiter nichts in dem Stücke darstellen, als das menschliche und vorzugsweise weibliche Herz in seinen mannigfachen Regungen. — Die Komposition dieses Dramas ist vollendeter, als in den bisherigen Stücken; alles greift in einander, ist sorgfältig motivirt, und die Handlung schreitet sicher ihrem Ziele entgegen. Die Charaktere sind objektiv gehalten, und in der Maria tritt uns die erste bedeutende Frauengestalt Schiller's entgegen, welche mit großer Kunst gezeichnet ist. In ihr ist eine glückliche Mischung von Fehlern und Tugenden, daß sie hinreichend das Mitleid in Anspruch nimmt, und doch ihr Untergang nicht zu herben Eindruck macht. Trefflich sind ihre Gemüthszustände geschildert, überall psychologisch motivirt und mit einer Unmittelbarkeit hervorgehoben, welche alle Reflexion, in welche sonst die Frauen Schiller's verfallen, ausschließt.

Das Theater gab Schiller einen interessanten Wirkungskreis, indem Goethe ihm einen Theil der Direktionsgeschäfte abtrat, und wurde durch ihre vereinten Bemühungen das erste in Deutschland, sank jedoch nach Schiller's Tode, und als auch Goethe sich zurückzog, von seiner Höhe wieder herab. — Die Sorge für die Bühne veranlaßte Schiller zu einer Bearbeitung

des Shakspeare'schen „Macbeth", 1800, welche jedoch durch mancherlei Auslassungen und Veränderungen bedeutend hinter dem Originale zurückblieb.

In der Mitte des Jahres 1800, einige Wochen nach Vollendung der Maria Stuart, begann Schiller ein neues Drama „Die Jungfrau von Orleans," welches schon im März 1801 fertig war. Der um diese Zeit entstandene Plan zu einer Tragödie, in welcher Bernhard von Weimar die Hauptfigur sein sollte, blieb unausgeführt. — In der

„Jungfrau von Orleans"

schuf Schiller in dem Bemühen, dem Drama durch Verdrängung der gemeinen Naturwahrheit eine höhere Bedeutung zu geben, eine neue Kunstform, indem er den Stoff vom Boden der reinen Geschichte aufs romantische Gebiet versetzte und den religiösen Wunderglauben zum Hauptmotiv der Handlung machte. In historischer Beziehung hat das Stück dadurch bedeutend verloren, wofür indessen — wenn man diese Gattung überhaupt gelten lassen will — der vollkommene Organismus, die einschmeichelnde Lyrik und die wunderbar schöne musikvolle Diktion reichlich entschädigen. Der Charakter der Jungfrau ist freilich nicht durchaus echt dramatisch; denn bis zu ihrem Zusammentreffen mit Lionel erscheint sie durchaus passiv, nur getrieben von einer höhern Macht, also ohne alle Individualität. Später bleibt in ihrem Wesen und Geschick manches räthselhaft; es läßt sich schwer erklären, warum es ein Verbrechen ist, daß sie den Lionel nicht tödtet; denn daß sie ihn beim Erblicken liebt, ist unwillkürlich und kann daher keine Schuld zu Wege bringen; man sieht keinen rechten Grund, warum sie die Beschuldigung, durch Teufelskünste ihre Thaten verrichtet zu haben, durch ihr Schweigen zu rechtfertigen scheint, denn die versuchte Motivirung befriedigt nicht. Es ist indessen dies Drama durch die oben angedeuteten Vorzüge und durch die scenische Pracht eine Zeit lang das beliebteste

in Deutschland gewesen, dagegen von manchen Kunstrichtern heftig, oft unbillig getadelt worden.

Um von angestrengter Arbeit sich zu erholen, machte Schiller gegen Ende des Sommers mit seiner Familie eine Reise nach Dresden zu seinem Freunde Körner und kehrte erst nach sieben Wochen nach Weimar zurück. Vielfache Beweise von Verehrung und Liebe waren ihm auf seiner Reise entgegen getreten und thaten kund, daß Schiller ins Volk gedrungen und der Lieblingsdichter desselben geworden war. Auch in solchen Kreisen, in welchen seine Jugenddichtungen ungünstigen Eindruck gemacht hatten, war man durch seine reifern Werke gänzlich mit ihm ausgesöhnt, und überall trug seine persönliche Erscheinung dazu bei, ihm die Herzen noch mehr zu gewinnen. — Die Apotheose Schiller's, welche Kotzebue, um Goethe zu kränken, den 5. März 1802 zu veranstalten beabsichtigte [1]), ward glücklicher Weise durch die Freunde beider verhindert. In demselben Jahre ward er auf Betrieb des Herzogs von Weimar vom Kaiser in den Adelstand erhoben. 1804 erging an ihn eine Berufung nach Berlin — wo er kurz vorher sich vierzehn Tage aufgehalten und einige seiner Tragödien durch Iffland hatte aufführen sehen — mit einem Gehalte von 3000 Thlrn. Er lehnte sie ab, um dem Fürsten, welchem er seine Unabhängigkeit verdankte, mit einer Pension von 800 Thlrn. treu zu bleiben.

Um das Repertoir der Weimar'schen Bühne zu bereichern, ging Schiller 1802 an die metrische Bearbeitung eines Lustspieles des italienischen Dichters Gozzi, der „Turandot“. Allgemein bekannt sind die darin vorkommenden von Schiller erfundenen Räthsel (die italienischen würden auf der deutschen

1) Auf dem Saale des Stadthauses in Weimar sollte Schiller's Glocke aufgeführt werden, und bei den Worten: „Schwingt den Hammer, schwingt, bis der Mantel springt“ unter der zerschlagenen Form Schiller's Büste hervortreten und von Frauen mit dem Lorbeer bekränzt werden.

Bühne nicht interessirt haben), welche, da er bei neuen Aufführungen des Stückes neue einlegte, auf 14 herangewachsen sind. Sie können wohl das Beste genannt werden, was wir von wirklich poetischen Räthseln besitzen. — Später übersetzte Schiller noch drei französische Dramen, zwei Lustspiele von Picard, 1803: „Médiocre et rampant, ou le moyen de parvenir,“ und „Encore des Menechmes“, ersteres unter dem Titel: „Der Parasit, oder die Kunst, sein Glück zu machen“, letzteres „der Neffe als Onkel“, benannt, und 1804 die „Phädra“ des Racine.

Die Hauptarbeit des Jahres 1802, welche im Februar 1803 zur Vollendung gelangte, war

„Die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder.“

In dem Streben, das Drama immer idealer zu gestalten, ließ sich Schiller durch seine Reflexionen über das Wesen desselben verleiten, das Schicksal und die Chöre der antiken Tragödie in neuere Stoffe einzuführen. Indem nun das herbe Schicksal schonungslos verwüstend in eine romantische Gefühlswelt eingreift, wird dadurch allerdings das Tragische auf den höchsten Gipfel gebracht; aber dies Schicksal erscheint, da es keinen mythischen Hintergrund hat und haben kann, in den christlichen Verhältnissen nicht allein als etwas durchaus Fremdes, Ungeheuerliches und Abstoßendes, sondern es ist auch etwas rein Willkürliches, ein bloßer abstrakter Begriff von etwas Wesenlosem. Daher führt denn auch die Verbindung von so gänzlich widerstrebenden Elementen zu manchen Erscheinungen im Drama, welche unmotivirt sind und unwahrscheinlich vorkommen müssen. Die Tragödie macht daher keinen vollkommen befriedigenden Eindruck, wenngleich sie mit großer Kunst ausgeführt ist, die Handlung in der strengsten Form fortschreitet, und die Diktion ihren höchsten Glanz entfaltet. Letzteres gilt ganz besonders von den Chören, welche zu dem Schönsten zu rechnen sind, was die reflektirende Lyrik Schiller's hervorgebracht hat, sowohl was den

tiefen, weitfassenden Inhalt, als was die poetische Form anlangt. — Indessen die Anwendung der Chöre der alten Tragödie, deren Bedeutung darin bestand, die reinmenschliche Theilnahme an der Handlung auszudrücken, ist wohl im neuern Drama bei dessen verändertem Wesen überhaupt nicht zulässig, und Schiller verfehlte es noch darin, daß er die Chöre aus untergeordneten, zwei verschiedenen Parteien angehörenden Leuten bestehen ließ, welche daher ihrer Stellung nach aufhörten, unparteiische Beobachter zu sein.

Eine individualisirende Charakterzeichnung ist in diesem Drama weniger zu finden, als in irgend einem andern Stücke Schiller's; hier sind indessen die Personen, ähnlich denen der griechischen Tragödie, absichtlich ideal gehalten, weil eigentlich individuelle Gestalten dem Dichter in dieser dramatischen Gattung nicht zu passen schienen.

In ununterbrochener poetischer Thätigkeit begann Schiller schon zu Anfange des Sommers desselben Jahres den

„Wilhelm Tell“,

welcher im Februar 1804 vollendet ward. — Die erste Idee dazu kam ihm von Goethe. Als dieser 1797 von einer Schweizerreise zurückkehrte, machte er den Plan zu einem epischen Gedichte, in welchem er die Fabel vom Tell behandeln wollte. Da er seinen Vorsatz nicht ausführte, nahm Schiller den Gegenstand auf und schuf daraus sein Drama.

Im Wilhelm Tell kehrte Schiller zur Darstellung einfacher, natürlich-menschlicher Verhältnisse zurück, wodurch jede Einmischung eines Schicksals ausgeschlossen blieb, und schuf aus dem überlieferten Stoffe, welchen er hauptsächlich aus Tschudi's Chronik und Joh. v. Müller's Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft schöpfte, ein dramatisches Gedicht, in welchem er in schlichtem, natürlichem Tone, wie der naive Charakter des Naturvolkes es verlangte, den Geist und das Wesen des alten Schweizervolkes und die Natur ihres Landes, in idealer Haltung

treu abspiegelte, als ob er eine unmittelbare Anschauung davon gehabt hätte. Bei aller Objektivität, welche der Dichter in der Behandlung des Gegenstandes erreichte, mußte er doch auch hier seiner idealen Richtung Genüge thun, was, nicht eben zum Vortheile des Stückes, besonders in dem Verhältniß zwischen Ulrich von Rudenz und Berta von Bruneck hervortritt.

Den Mittelpunkt dieses letzten Schauspiels bildet, wie in den Jugenddramen, die Idee der Freiheit und des Rechtes, nur mit dem Unterschiede, daß dort verkehrte Zustände vernichtet, hier bestehende rechtmäßige gewahrt und vertheidigt werden sollen. Aber es ist ein Naturvolk, welches hier auftritt, daher darf man keine eigentlich politische Idee suchen, welche es beseelt; die Handlungen der Schweizer gehen aus persönlichen Kränkungen und Mißhandlungen hervor, und instinktmäßig ergreifen sie den rechten Weg zur Abwehr derselben. Die Personen sind allerdings individuell gezeichnet, aber zugleich haben sie einen typischen Charakter, ähnlich denen in Wallenstein's Lager; so weit sie dem Lande angehören, repräsentiren sie das Schweizervolk nach seinen verschiedenen Ständen, Beschäftigungen, nach Alter und Geschlecht. Am reinsten ist der Volkscharakter im Tell dargestellt. Wenngleich er daher in den Vordergrund treten muß, so ist er deßhalb doch nicht der Mittelpunkt, den bildet das ganze Volk. Dadurch ist denn der Vorwurf, welchen man dem Stücke gemacht hat, daß ihm die Einheit fehle, beseitigt, denn die Katastrophe ist nicht die Tödtung Geßler's, sondern die Befreiung des ganzen Landes von den Vögten. Nicht der vierte Akt also giebt den Abschluß, sondern erst der fünfte, und wenn die übrigen Freiheitsthaten hier nicht so dramatisch, wie Geßler's Tod, hervorgehoben, sondern meistens nur erzählt werden, so lag der Grund in der Großartigkeit des Stoffes, der sich schwerlich anders bewältigen ließ; auch durfte Tell's That vor den andern hervortreten, weil sie die wichtigste war, ohne welche die Freiheitsbestrebungen der Andern vielleicht nicht gelungen wären. So

kann denn auch Tell's Absonderung von den Rütli-Verschworenen und seine isolirte Stellung nicht auffallen, und nicht befremden, daß seine That aus Privatrücksichten hervorgeht und als Nothwehr erscheint, denn aus demselben Grunde handeln eigentlich alle Uebrigen; zu einer rein politischen Handlung sollte die That Tell's nicht gestempelt werden. — Mit größerem Rechte ist die Einführung Johanns von Schwaben getadelt worden, indem sie die Absicht zu haben scheint, Tell's That durch Vergleichung mit der des Kaisermörders zu rechtfertigen; aber dessen bedurfte es nicht, und gerade diese Vergleichung führt zu einem sittlichen Raisonnement, welches die Dichtung verhüten mußte. Auch die andern Episoden: der Tod des Freiherrn von Attinghausen und das Verhältniß zwischen Berta und Rudenz hängen nur lose mit der Haupthandlung zusammen. Der opernartige Abschluß und die Verlobung untergeordneter Personen ist wohl der Würde des Schauspiels nicht vollkommen gemäß.

Im November desselben Jahres veranlaßte die Ankunft der jungen Großfürstin von Rußland, Gemahlin des Erbprinzen von Weimar, daß Schiller, zu ihrer Begrüßung im Theater, (in vier Tagen) das liebliche Vorspiel

„Die Huldigung der Künste“

dichtete, in welchem er die bedeutsamsten Ideen über Kunst und Poesie auf so echt poetische, allgemein ansprechende Weise offenbarte, wie es kein anderer Dichter vermocht hat.

Zwei Entwürfe zu Tragödien, von denen der eine, zum „Warbeck“, schon aus dem Jahre 1801 herstammte, der andere, zu den „Kindern des Hauses“ aus späterer Zeit war, wurden verdrängt durch den Plan zum „falschen Demetrius“, den wohl der durch Weimars Verbindung mit Rußland auf russische Verhältnisse und Geschichte gelenkte Blick Schiller's zuwege gebracht hatte. Trotz seiner immer hinfälliger werdenden Gesundheit begann er mit allem Eifer das neue Werk — da überraschte ihn der Tod, und so blieb eine Dichtung Schiller's

unfertig, welche, wie sich aus ihren Fragmenten schließen läßt, vielleicht sein vollendetstes Drama geworden wäre.

Schiller starb den 9. Mai 1805, betrauert von ganz Deutschland, welches in ihm seinen Lieblingsdichter, einen tiefen Denker und einen der edelsten Menschen verloren hatte.

Sämmtliche Werke, Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1812—15, 12 Bde. — 1819 18 Bde. — 1836 12 Bde. — 1830 1 Bd. — 1844 10 Bde. — 1847 12 Bde. ꝛc. ꝛc.

Briefwechsel mit Goethe, s. oben, — mit Wilh. v. Humboldt, 1830, — mit Körner, 1847 ꝛc. — Auserlesene Briefe von 1781—1805, herausg. v. H. Döring — sehr vermehrt 1835.

Schiller's und Goethe's Verhältniß zum Christenthum.

Bei einer, wenn auch noch so kurzen Charakteristik unsrer beiden größten Dichter läßt sich die Frage nach ihrem Verhältniß zum Christenthum nicht wohl vermeiden. Das Christenthum ist die Basis des geistigen Lebens der neuern Welt geworden; es bildet, verschmolzen mit der ihm entgegenkommenden germanischen Innerlichkeit und Gemüthstiefe den Kern unsrer Bildung. Ein Dichter also, welcher von diesem Elemente Nichts in sich aufgenommen hätte, oder ihm gar feindlich entgegen träte, käme in Widerspruch mit dem Geiste seines Volkes, könnte unmöglich auf dessen Bildung Einfluß haben, und, gewänne er ihn, nur nachtheilig wirken. Goethe's und Schiller's Bedeutung steht und fällt daher mit der Entscheidung jener Frage. Gar oft ist sie daher schon in Anregung gebracht worden, aber sehr verschieden beantwortet. Die Widersacher beider haben ihnen alles Christenthum abgesprochen von Pustkuchen, Novalis, Stolberg und Andern bis auf die Evangelische Kirchenzeitung und die Prediger einer Gegend im westlichen Deutschland, welche in neuster Zeit bei Gelegenheit einer Sammlung von Beiträgen zu dem Goethe-Schiller-Denkmal erklärten, bei ihnen kenne man keinen

Goethe und keinen Schiller. Die **Freunde** dagegen haben allerlei Stellen aus den Schriften oder aufbewahrte mündliche Aeußerungen zusammengesucht, um daraus einen nothdürftigen Beweis für die christliche Anschauungsweise der beiden Dichter, welche sie wenigstens in den letzten Lebensjahren gehabt, zusammen zu setzen. Das aber kann schwerlich nützen; es würde doch mit dem Christenthum schlecht aussehen, welches durch einen so mühselig herbeigebrachten, und doch durch andere Aeußerungen, welche die Gegner dawider anführen könnten, sehr leicht zu erschütternden Beweis gestützt werden müßte. Darauf aber kommt es auch nicht an; die Frage nach ihren Glaubenssätzen läßt sich nicht mit vollkommner Sicherheit beantworten, sie hätten sonst, in der letzten Lebensperiode wenigstens, genaue Beichte darüber ablegen müssen, — kommt uns auch nicht zu: hier leidet das Wort der Schrift Anwendung: Was richtest du einen fremden Knecht! er stehe oder falle, so steht und fällt er seinem Herrn.

Es kann uns nur darauf ankommen, ob in **ihren Schriften** ein Geist herrscht, der aus dem Geiste des Christenthums hervorgegangen, oder doch mit ihm verwandt ist.

Um darauf zu antworten, muß denn freilich zuerst bestimmt werden, **was Christenthum und christlicher Geist** sei. Die Frage wird verschieden beantwortet.

Die beschränkteste, geistloseste Auffassung, welche jedoch in neuster Zeit sich wiederum geltend gemacht hat, ist, das Christenthum nach konfessionellen Formen zu bemessen, wie sie in den symbolischen Schriften einer jeden Kirche niedergelegt sind. Sie sind hervorgegangen aus dem Bestreben, die Bibel in ein System zu bringen, welches besonders die scholastische Philosophie des Mittelalters zu vollenden suchte; man wollte auf solche Weise das lebendige Wort Gottes in vom Verstande gebildete Formeln bannen, wodurch dem Geiste und Leben desselben nicht wenig Abbruch geschehen mußte. Bald aber entstand Uneinigkeit und Streit über diese Auffassungsweise, besonders seitdem die Re-

formation erst den großen Riß in der Kirche hervorgebracht und sodann mehrfache Zerwürfnisse veranlaßt hatte, und jede Partei bildete sich jetzt ihre eigenen Lehrsätze und Symbole. Vielleicht mochte das, nach der Natur des Menschen, und um jeder Kirche etwas Festes zu geben, nicht anders möglich, und an und für sich nicht als ein Unglück der Kirche anzusehen sein: — aber eine ungeheure Anmaßung liegt darin, wenn eine Kirche, eine Partei den andern gegenüber behauptet, sie allein habe die richtige Auffassung, und die andern nur Irrthum, — und eine unerhörte Verkennung der Lehre Jesu, wenn sie sogar den andern allen Segen des Christenthums abspricht. Dem christlichen Sinne ist jede Auffassung des Christenthums berechtigt, wenn sie aus redlichem Suchen nach der christlichen Wahrheit hervorgegangen ist und zu wahrhaft christlichem Leben führt.

Wenn wir also von einem konfessionellen Christenthum bei unsern Dichtern Nichts vernehmen, so kann für den Unbefangenen nicht der geringste Anstoß darin liegen.

Aber, könnte man sagen, wenn Jemand auch noch so freisinnig über kirchliche Unterschiede denkt, zum Christenthum wird doch erforderlich sein die Annahme der ganzen neutestamentlichen Lehre, d. h. nicht bloß der Unterweisungen, sondern auch der Thatsachen, mit einem Worte des ganzen historischen, positiven Christenthums; — und auch davon finden wir bei Goethe und Schiller keine Spur.

Hierauf genügt die einfache Antwort, daß wir dergleichen Andeutungen oder gar Belehrungen von einem Dichter nicht erwarten, der sich nicht als einen specifisch christlichen giebt. Vom christlichen Glauben durchdrungene Charaktere schildern beide; ihre subjektive Ansicht verlangen und erwarten wir nicht. Fällt es uns doch auch bei andern Dichtern und Schriftstellern nicht auf, wenn sie ihren Glauben an das positive Christenthum nirgend hervortreten lassen.

Es giebt indessen noch etwas Höheres, als den Glauben

an das historische Christenthum, und das ist der Geist, den es in dem Menschen weckt, der ihn wieder zu dem machen soll, wozu der Ewige ihn schuf, zum Ebenbilde Gottes. Reine Menschlichkeit oder Gottähnlichkeit — beides ist eins — zu schaffen, ist das Ziel des Christenthums, und wo sie walten, da wirkt christlicher Geist.

Gehen darauf nicht die Weisungen und dringenden Ermahnungen des Heilands hinaus, indem er den Glauben an ihn und das Bekenntniß seiner für nichts achtet, wenn nicht Reinheit des Herzens, in dem die Liebe wohnt, seinen Jünger kenntlich mache? Können seine Worte anders gedeutet werden, wenn er sagt: Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. — Oder: Selig sind, die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen. — Oder: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. — Oder: Die Erfüllung des Gesetzes besteht in Liebe zu Gott und den Menschen und wahrer Selbstliebe. — Und sind die Worte der Apostel, vor allen des Johannes, nicht von denselben Ideen erfüllt, wenn es heißt: Wer seinen Bruder liebet, der bleibet im Lichte (welches durch Christum in die Welt gekommen ist). — Oder: „Lasset uns unter einander lieb haben, denn die Liebe ist von Gott“. — „Wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennt Gott“. — „Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns unter einander lieb haben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns“. (Vgl. Paulus über die Liebe, 1. Cor. 13.)

Finden wir nun etwas von diesem Geiste in Goethe's und Schiller's Schriften, so sind sie christlich zu nennen und auf christlichem Boden erwachsen, sie mögen nun bewußt oder unbewußt, unmittelbar oder mittelbar es vom Christenthum empfangen haben. Daß aber bei ihnen Wahrheit und Liebe, Reinheit des Sinnes und Veredlung des Herzens das wirkliche Ziel ihres Lebens, ihres ganzen Wirkens und Schaffens gewesen, das kann

Niemand leugnen, der mit ihren Werken vertraut ist. Bei Schiller mag das in die Augen fallender hervortreten, denn in allen seinen Schriften kommt eine sittliche Idee zur klarsten Erscheinung, daß man [1]) das Gewissen seine eigentliche Muse genannt hat, und sein edler Charakter ist auch von keinem Widersacher angetastet worden. Daß das aber auch von Goethe gilt, dazu bedarf es ebenfalls keines scharfen Blickes, wenn man nur sehen will auf den Geist, der in der „Iphigenia", in „Hermann und Dorothea", in „Faust" waltet. Zum Ueberfluß könnte man an Aussprüche, welche sich in seinen Werken zerstreut in Menge finden und jenen Geist manifestiren, erinnern, von welchen hier einige stehen mögen: „Ich glaube einen Gott. Dies ist ein schönes löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden". — „Die ewige Liebe ist der große Mittelpunkt unsers Glaubens". — „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren". — „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten". — „Alles Gute und Sittliche soll nicht wie eine Arznei angesehen, sondern zu einer Diät, zu einer Lebensregel werden". — „Wer recht will thun immer und mit Lust, der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust". — Ueber das Christenthum äußert er irgendwo: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze".

Christlichen Geist vermissen wir also nicht in Goethe's, nicht in Schiller's Schriften; es findet sich in ihnen eine Idee, welche dem Christenthum entspricht, die den Menschen erziehen kann

1) Frau von Staël.

zur reinen Menschlichkeit und Gottähnlichkeit. Will man aber das Alles ohne Verkündigung des positiven Christenthums und Anknüpfung an dasselbe nicht gelten lassen: dann muß man beide Dichter, Schiller sowohl wie Goethe, für Heiden halten, sie bei Seite lassen und vor ihnen warnen, als könnten sie dem christlichen Sinne gefährlich werden.

Das Drama
im letzten Viertel des 18. Jahrh.

Nachdem durch Lessing die Autorität der französischen Kunstregeln vernichtet worden war, bemächtigte sich der durch Herder's Lehre geweckte Sturm und Drang des Dramas, um darin den Kampf der Natur und Freiheit gegen alle Ausartungen der Kultur, gegen Despotismus und Verkehrtheit im Staate, in den socialen Verhältnissen und im Familienleben darzustellen. Eine ideale Auffassung wurde gänzlich bei Seite geschoben, man wollte nur die schlimme Wirklichkeit in ihren grellsten, übertriebensten, oft blos möglichen Erscheinungen abspiegeln. Ungeheure Verbrechen, peinigende Situationen, schneidende Kontraste sind daher der Inhalt der meisten Dramen von Klinger, Lenz, Wagner, L. Ph. Hahn rc.; den schlimmsten Bösewichtern sind abstrakte Tugendhelden gegenübergestellt; die Katastrophe ist meistens verletzend und bringt, statt Erhebung, Beängstigung hervor. Um künstlerische Form bekümmerte man sich am wenigsten, sie wurde für Beeinträchtigung des Genies gehalten.

Unmittelbaren Gewinn brachten also diese kraftgenialen Anstrengungen, mit wenigen Ausnahmen, der dramatischen Kunst nicht; aber es war zu erwarten, daß sich das Bessere daraus entwickeln werde, wenn man die Roheit zu überwinden, die Auswüchse wegzuschneiden gelernt haben würde; darauf deutete schon der den Sturm und Drang eröffnende Götz von Berlichingen

von Goethe hin: hier war der falsche Regelzwang thatsächlich beseitigt, die Natur zurückgekehrt, ohne die ideale Gestaltung auszuschließen, Shakspeare hatte Einfluß gewonnen, ohne sinnlos nachgeahmt zu werden, hier war vor allem nationaler Stoff und volksthümliche Behandlung; — Rückkehr zur kunstmäßigen Form konnte man von einem Talente, wie es sich hier aussprach, mit Sicherheit erwarten.

In der folgenden Zeit, dem letzten Viertel des 18. Jahrh. entfaltet sich nun das deutsche Drama zu seiner höchsten Blüte durch Goethe und Schiller. Das Hauptthema der Drangzeit, der Kampf gegen die Schranken der Freiheit bleibt großentheils der Vorwurf auch ihrer Schauspiele, erscheint aber in idealer Gestaltung. — Goethe's dramatische Dichtung nahm einen andern Gang, als nach seinem ersten Stücke zu erwarten war; nachdem er in einigen Singspielen und andern Kleinigkeiten und in den Familiendramen „Clavigo“ und „Stella“ dem Geschmack der Zeit gehuldigt hatte, ergriff er nur noch einmal im „Egmont“ einen Gegenstand der Geschichte, und wandte sich dann mit besonderer Vorliebe der Darstellung des innern Lebens zu und schuf in „Iphigenia“, „Tasso“, „Faust“ nicht eigentliche Bühnenstücke, welche ein größeres Publikum anziehen konnten, aber die vollendetsten Seelengemälde, wie sie kein anderer Dichter hervorgebracht. — Nachdem Schiller den Sturm und Drang, der ihn in den „Räubern“, „Kabale und Liebe“ und „Fiesko“ beherrschte, überwunden hatte, wählte er, nachdem er mit dem „Don Carlos“ seine erste Periode abgeschlossen, historische Stoffe und dichtete seine Meisterwerke, welche ihm die Liebe des ganzen deutschen Volkes erworben haben, „Wallenstein“, „Maria Stuart“, „die Jungfrau von Orleans“, „Wilhelm Tell“. Nur einmal, in der „Braut von Messina“, schlug er einen andern Weg ein und suchte den Geist der antiken Tragödie wieder zu beleben.

Unter Goethe's und Schiller's Pflege wurde das Weimar'-

sche Theater für einige Zeit das erste Deutschlands. Aber man darf deßhalb nicht erwarten, daß nur Bedeutendes zur Aufführung gekommen wäre, und was der Idee Schiller's, daß die Schaubühne nur der wirklichen Kunst dienen und eine Anstalt zur Hebung der sittlichen Bildung des Volks sein solle, entsprochen hätte; denn theils fehlte es noch gar sehr an guten Schauspielen, man mußte Alles nutzen, was nur über das ganz Gemeine sich erhob, und sah sich noch häufig genöthigt, zum Ausländischen zu greifen und außer Shakspeare, welcher immer weitern Eingang in Deutschland fand, französische, italienische, spanische Stücke für die Bühne zu bearbeiten; — theils stand es mit dem Geschmacke des Publikums, nicht blos des großen Haufens, sondern auch der Gebildeten, noch so schlecht, daß das wahrhaft Schöne und Erhabene ihm nicht zu oft geboten werden durfte, man mußte ihn auch durch andere Reizmittel befriedigen. Was aber eine Vermittelung des Geschmackes hätte herbeiführen können, ein Nationaldrama, konnte nicht aufkommen, weil es an Nationalgefühl und politischem Leben mangelte. Die Dichter faßten daher meistens das rein Menschliche ins Auge, was sie unter den verschiedensten Formen darzustellen suchten; das Vorzüglichste dieser Art sprach aber die Menge selten an, daher kam es denn, daß (ähnlich wie im Romane) so viel Mittelmäßiges und Schlechtes die allgemeinste Verbreitung finden, ja das Vorzüglichste in den Hintergrund drängen konnte. Um dem dramatischen Dichter Eingang zu verschaffen, dazu gehörte weniger poetisches Talent, als vielmehr Bühnenkunst und Kenntniß des Geschmackes des Publikums, dessen Gunst durch Theatercoups, welche heftige Erschütterungen oder tiefe Rührung, und Späße, welche herzhaftes Lachen hervorzubringen wußten, am leichtesten gewonnen wurde. Schauspieler, welche jene Kunstgriffe am besten kannten, erscheinen daher in dieser Zeit sehr häufig unter den dramatischen Dichtern, deren Anzahl in die Hunderte ging.

Während in den meisten dramatischen Produktionen, be-

sonders den tragischen, der 70ger und 80ger Jahre der Sturm und Drang in Formlosigkeit und Ungeheuerlichkeit sich ausspricht, suchten einige Dichter Lessing zu folgen und dessen strengere Form festzuhalten, ja einige kehrten noch einmal wieder zu französischen Mustern zurück. Zu den ersteren gehört der schon genannte Leisewitz mit seinem „Julius von Tarent"; ferner A. M. Sprickmann — geb. 1749 zu Münster, gest. nach 1826 als preußischer Regierungsrath und Professor in Berlin — mit dem ehemals berühmten Trauerspiele „Eulalia", 1777. Es hat Aehnlichkeit mit Lessing's Emilia, hinter der es jedoch weit zurück steht, obgleich es die Katastrophe stärker zu motiviren sucht, und ist nicht frei von den Uebertreibungen der Drangzeit. — Zu den letztern gehört vor allen

Friedr. Wilh. Gotter. — Geb. 1746 in Gotha, gestorben 1797 als Geh. Sekretär daselbst. — Er war entschiedener Anhänger des französischen Geschmackes und hielt diesen noch in einer Zeit fest, in welcher die Herrschaft desselben gebrochen war. Korrektheit der Sprache, Eleganz der Form und Gewandtheit in der Behandlung der Stoffe machten seine Dichtungen eine Zeitlang beliebt. Seine zahlreichen Tragödien, Lustspiele und Operetten sind größtentheils Bearbeitungen französischer Originale. Er schrieb auch Episteln und lyrische Gedichte. Daß er mit Boie den Göttinger Musenalmanach begründete, ist oben erwähnt.

Die zahllosen Theaterstücke dieser Zeit lassen sich auf vier Hauptgattungen zurückführen: „Ritterschauspiele" (und Räuberstücke), „bürgerliche Trauerspiele", „Familiengemälde" (Schauspiele und Lustspiele) und eigentliche „Lustspiele" (und Opern).

Goethe's Götz hatte den Sinn für das historische Drama geweckt, und man beeiferte sich, Aehnliches zu leisten, was freilich, da die Dichter bei geringen poetischen Kräften meistens nicht einmal Sinn für historische Auffassung hatten, größtentheils

mißlingen mußte. — Unter den bessern Stücken dieser Art, welche durch richtigere Erfassung der historischen Verhältnisse, oder durch lebendigere Darstellung sich auszeichnen, sind einige der bekanntesten: „Agnes Bernauerin", 1780, und „Caspar der Thorringer", 1785, von Jos. Graf von Törring-Cronsfeld (1754—1826, Präsident des Staatsraths zu München), — „Otto von Wittelsbach", 1781, von Franz v. Babo (1756—1822, Professor, nachher Theaterintendant zu München), — „Der Sturm von Boxberg", 1777, und „Fust von Stromberg", 1782, von Jacob Maier (1739—1784, Kammerrath in Mannheim). Meistens aber machte man es sich bequemer, man umkleidete einen fürs Mittelalter sich schickenden Stoff mit den Aeußerlichkeiten des Ritterthums, am liebsten aus den Zeiten des Faustrechts, und suchte durch stereotype Figuren, welche wüste Roheit, pfäffische Hinterlist, teuflische Bosheit, unerschrockene Tapferkeit, engelreine Unschuld repräsentirten, und durch die wirksamen Ingredienzien des Mittelalters: Zweikämpfe, Trinkgelage, Vehmgerichte u. dgl. Effekt zu machen, und so entstanden die „Ritterschauspiele", welche sich über vierzig Jahre auf der Bühne erhalten haben. Leicht war von hier der Uebergang zu den „Räuberstücken", für welche Schiller's Räuber das Vorbild waren. Unter ihnen ist keins berühmter geworden, als Zschokke's „Abällino der große Bandit", 1795, welches noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrh. aufgeführt ward, nachdem sein rührendes Trauerspiel „Julius von Sassen", was seiner Zeit auch eine Rolle spielte, schon längst vergessen war.

Die bürgerlichen Trauerspiele, welche vornehmlich durch Lessing's „Emilia" eingeführt waren und durch Schiller's „Kabale und Liebe" neuen Vorschub bekommen hatten, wurden wach erhalten durch die immer lauter werdende Opposition gegen die Unterdrückung des Bürgerstandes durch die höhere Gesell-

schaft. Sie heben auf die grellste Weise die Gegensätze zwischen Lasterhaftigkeit und Sittenreinheit hervor, zu Trägern jener Hof- und Staatsbeamte, dieser Personen des Bürgerstandes wählend. Doch behandeln sie, wie früher schon „Miß Sara Sampson", und später „Clavigo" und „Stella", auch andere Themate und grenzen nahe an die besonders Ueberhand nehmenden Familiengemälde. Das Schreckliche konnte man doch nicht immer ertragen, man sehnte sich nach mildern Stoffen, welche sanfte Rührung weckten, wie sie der sentimentalen Stimmung der Zeit besonders zusagte; und ließ man sich auch im Stücke viel Jammer gefallen, es mußte wenigstens einen glücklichen Ausgang haben. Vorbereitet war diese Gattung schon durch die rührende Komödie, welche, durch Gellert eingeführt, noch zu Anfange dieser Periode bearbeitet ward, z. B. von Joh. Jac. Engel, dessen „dankbarer Sohn", 1771, und „Edelknabe", 1774, hierher gehören. Das häusliche Leben in seiner trivialsten Gestalt, mit seinen Leiden und Freuden, seinen Tugenden und Lastern wurde jetzt auf der Bühne abgeschildert, und eine hausbackene Moral sollte die Stelle der Idee vertreten [1]). Ein paar der ersten tonangebenden Stücke dieser Art

---

1) In Schiller's Satire „Shakspeare's Schatten" werden diese Schauspiele auf die treffendste Weise charakterisirt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? (so fragt Shakspeare's Schatten) So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?" —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk! Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt."
Ja, ein derber und trockener Spaß, Nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia

waren „der deutsche Hausvater", 1782, von O. H. v. Gemmingen (1739—1822, badenscher Minister), und „Nicht mehr als sechs Schüsseln", 1780, von G. F. W. Großmann (1746—1796, früher Legationssekretär, nachher Schauspieler). — Die Familiengemälde erscheinen meistens in der Gestalt des Schauspiels, aber auch die meisten Lustspiele dieser Zeit sind zu dieser Gattung zu rechnen, oder sie gehören der Posse an. Im eigentlichen Lustspiele, dessen Bedeutung man nicht erkannte, wurde am wenigsten geleistet. Was davon auf die Bühne kam, war meistens aus dem Französischen, Englischen, Italienischen übersetzt oder bearbeitet. — Immer größern Beifall fanden Oper und Singspiel, womit selbst bedeutendere Dichter, sogar Goethe, sich befaßten, was mit dem außerordentlichen

---

Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?" —
Keines von beiden! Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?" —
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?" —
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?" —
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja Alles bequemer und besser zu Hause,
Warum entflieht ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?" —
Nimm's nicht übel, mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus,
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euern
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?" —
Der Poet ist der Wirth, und der letzte Actus die Zeche:
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Aufschwung, den die Opernmusik durch Gluck, Mozart ꝛc. nahm, zusammenhing.

Von allen dramatischen Dichtern aus der Goethe-Schiller-schen Zeit beherrschte Niemand die Bühne mehr, als Schröder, Iffland und Kotzebue, letzterer in einem Maße, wie nie ein anderer Dichter. In ästhetischer Hinsicht sind ihre Produktionen nicht hoch anzuschlagen; aber Schröder und Iffland erwarben sich bedeutende Verdienste um die dramatische Kunst; Kotzebue ist merkwürdig, weil seine allgemeine Beliebtheit zeigt, wie schlecht es noch mit dem Geschmack des Publikums stand.

Friedr. Ludw. Schröder ward 1743 zu Schwerin geboren. Da nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Organisten in Berlin, seine Mutter auf die Bühne ging und den schon erwähnten Ackermann heirathete, begleitete er seit seinem dritten Jahre die Schauspielertruppe auf ihren Wanderungen durch Rußland, Polen, Schweiz, Deutschland, mußte im Schauspiel und Ballet mitwirken und verlebte seine Kindheit und Jugend unter drückenden Verhältnissen und einer harten Zucht seines Stiefvaters. 14—15 Jahre alt, ward er in Königsberg zurückgelassen und einer Erziehungsanstalt übergeben. Da aber die Eltern, vielleicht aus Noth, sich nicht um ihn bekümmerten, ward er aus dem Institut entlassen; von einem armen Schuhflicker aus Mitleid aufgenommen, würde er bei diesem physisch und moralisch zu Grunde gegangen sein, wenn nicht der Seiltänzer Stuart, dessen Frau nicht ohne Bildung war, ihn gerettet hätte. Endlich ließen die Eltern wieder von sich hören und schickten ihn nach Lübeck zu einem Verwandten, in dessen Handlung er als Laufbursche dienen sollte, wozu er aber nicht die entfernteste Lust bezeigte, weßhalb er Lübeck wieder verließ und seine Eltern aufsuchte, welche damals mit ihrer Truppe in der Schweiz umherzogen. Er ging hier wieder auf die Bühne, gerieth aber in ein unordentliches, wüstes Leben, in welchem ihn jedoch nie das energische Willenskraft verrathende Streben verließ, in seiner

Kunst das Höchste zu leisten. Seit 1764 mit der Ackermann'schen Gesellschaft meistens in Hamburg, wirkte er als Balletmeister und trat mit Erfolg im Lustspiele auf, wandte sich dann aber tragischen Rollen zu, für die er von Natur kein besonderes Geschick zu haben schien, und erwarb hierin bald den Ruhm des größten Künstlers seiner Zeit. Unterdessen zu einem gediegenen, sittlich-ernsten Charakter herangereift, übernahm er nach dem Tode Ackermann's gemeinschaftlich mit seiner Mutter die Direktion der Hamburger Bühne (1771—1780), unablässig bemüht, den Geschmack des Publikums zu heben und besonders für Shakspeare zu gewinnen. 1780 verließ er Hamburg, machte Kunstreisen durch Deutschland, besuchte Paris und nahm dann ein Engagement am Hoftheater zu Wien an, von wo er 1786 wieder nach Hamburg zurückkehrte, um auf's neue die Leitung des jetzt immer mehr aufblühenden Theaters zu übernehmen. Indessen häufig mit Undank belohnt, zog er sich 1798 auf das von ihm angekaufte kleine Landgut Rellingen bei Hamburg zurück, ließ sich jedoch bewegen, 1811 wieder an die Spitze der sinkenden Bühne zu treten, um ihr wieder aufzuhelfen. Indessen die Verhältnisse waren zu ungünstig; schon nach einem Jahre mußte er, nachdem er einen bedeutenden Theil seines Vermögens geopfert, sein Unternehmen wieder aufgeben. Er wandte seine Thätigkeit jetzt Untersuchungen und Arbeiten auf dem Gebiete der Freimaurerei zu und beschäftigte sich gern mit astronomischen Forschungen. Er starb 1816, allgemein betrauert, da er mit hoher künstlerischer Bildung die größte Ehrenhaftigkeit des Charakters verbunden hatte.

Schröder hat sich um das deutsche Theater die größten Verdienste erworben, indem er nach Eckhof die mimische Kunst auf eine bis dahin noch nie erreichte Höhe brachte, und indem er Shakspeare auf der deutschen Bühne heimisch machte [1]), freilich

1) Während seiner ersten Direktion brachte er in den Jahren von 1776—80 zur Aufführung: Hamlet, — Othello, — Der Kaufmann von Venedig, — Maß

in verkürzten und mitunter verstümmelten Bearbeitungen, welche jedoch für das damalige Publikum vielleicht am besten Verständniß und Aufnahme vermittelten. Auch andere englische Dramatiker, wie Beaumont und Fletcher, zog er herbei. Seine eigenen dramatischen Produktionen sind theils fremden Originalen nachgebildet, theils sind es selbständige Arbeiten, welche in die Klasse der Familiengemälde und Lustspiele gehören. Wenngleich sie ohne bedeutenden poetischen Werth sind, so waren sie doch wirksame Bühnenstücke und verleugnen niemals sittlichen Geist, welcher den Kotzebue'schen fehlt. Einige der bekanntesten sind: „Das Portrait der Mutter“, — „Der Fähndrich“, — „Das Testament“, — „Der Vetter aus Lissabon“, — „Der Ring“, — „Stille Wasser sind tief“, — „Das Blatt hat sich gewendet,“ — „Amtmann Graumann“, — die meisten zwischen 1785 und 90.

August Wilhelm Iffland wurde 1759 zu Hannover geboren und war der jüngste Sohn einer angesehenen, wohlhabenden Familie. Von frühester Jugend an hatte er für Nichts mehr Sinn, als für das Schauspiel, und da er nicht hoffen konnte, die Einwilligung seines Vaters zu erlangen, verließ er, 18 Jahre alt, heimlich das elterliche Haus und ging nach Gotha, wo er sich als Mitglied der Seiler'schen Gesellschaft aufnehmen ließ und unter der Leitung Eckhof's und Gotter's sich zu einem der ersten Schauspieler Deutschlands heranbildete. Als bald nach Eckhof's Tode das Gothaer Hoftheater einging, übersiedelte er sich mit der Seiler'schen Truppe nach Mannheim, wo durch den Kurfürsten von der Pfalz Karl Theodor eine Nationalbühne errichtet war, welcher er, in Verbindung mit Beil und Beck, unter der Intendanz des Freiherrn Wolfgang Heribert v. Dalberg (Bruders des Kurfürsten von Mainz Karl v. D.), bald den größten

---

für Maß, — Die Komödie der Irrungen, — König Lear, — Richard II., — Heinrich IV., — Macbeth, — Viel Lärm um Nichts.

Glanz verlieh. Als der Krieg diese Gegenden heimsuchte, verließ Iffland Mannheim, gab Gastspiele in Weimar, Hannover, Hamburg, wodurch sein Ruhm sich noch weiter verbreitete, und ward 1796 Direktor des Nationaltheaters in Berlin, 1811 Generaldirektor aller königlichen Schauspiele. Er starb 1814.

Nach einem verunglückten Versuche im Ritterschauspiele (Albert v. Thurneisen, 1781), verließ Iffland diese Gattung gänzlich und wandte sich dem rührenden Familiengemälde zu, welches durch ihn erst in Aufnahme kam, in welchem sich weniger poetisches Talent, als sittlicher Charakter ausspricht. Iffland's Schauspiele sind getreue Schilderungen der Wirklichkeit und haben zur Hauptabsicht; durch Vorführung braver Charaktere und des Sieges, welchen meistens die Unschuld erringt, Rechtschaffenheit und Tugend zu predigen. Wenngleich sie selten eigentlich poetisch genannt werden können, so haben sie doch manche Vorzüge, hin und wieder gelungene Charakterschilderung, ansprechende idyllische Scenen, daß sie bei ihrer sittlichen Haltung ihre Wirkung auf die nicht ästhetisch gebildete Menge gewiß nicht verfehlt haben. Sonst leiden sie an den Gebrechen der meisten dramatischen Erzeugnisse jener Zeit, sind schleppend und gedehnt und bei ihrer großen Menge doch eigentlich nur Variationen eines und desselben Themas. — Unter den sehr zahlreichen Schau- und Lustspielen hier nur einige: „Verbrechen aus Ehrsucht“, 1784, — „Die Mündel“, 1785, — „Die Jäger“, 1785, — „Liebe um Liebe“, 1785, — „Der Herbsttag“, 1792, — „Die Hagestolzen“, 1793, — „Die Aussteuer“, 1795.

August (v.) Kotzebue, 1761 zu Weimar geboren, ward als vielversprechender Knabe, den Goethe gern um sich hatte, auf dem dortigen Gymnasium gebildet, an welchem sein Oheim Musäus Professor war. Nachdem er zu Jena und Duisburg die Rechte studirt und sich schon mehrfach in dramatischen Dichtungen versucht hatte, ward er 1781 Sekretär des Generalgou-

verneurs von Bauer in Petersburg, 1783 Assessor beim Appellationsgerichte und 1785 Präsident des Gouvernementsmagistrats von Estland, mit dem Range eines Oberstlieutenants, womit der Adel verbunden war. Das Schauspiel „Menschenhaß und Reue", 1789, begründete seinen Ruhm, der weithin sich verbreitete. Aus Gesundheitsrücksichten nahm er 1795 seine Entlassung, kehrte nach Deutschland zurück und lebte, nachdem er zwei Jahre in Wien die Stelle eines Theaterdichters bekleidet hatte, bald in Jena, bald in Weimar. 1801 machte er eine Reise nach Rußland, ward, wahrscheinlich in Folge eines Mißverständnisses, auf Befehl des Kaisers verhaftet und nach Tobolsk in Sibirien transportirt, nach vier Monaten jedoch wieder frei gelassen, mit einem Gute in Lievland beschenkt und mit dem Charakter eines Hofraths als Theaterdirektor in Petersburg angestellt. Er nahm jedoch noch in demselben Jahre seinen Abschied und zog als russischer Kollegienrath mit einer ansehnlichen Pension nach Weimar, ging, da er hier nicht aufkommen konnte, nach Berlin, wo er mit Merkel und Spazier den „Freimüthigen" herausgab, machte 1804 eine Reise nach Paris, welches er, unmuthig, von Napoleon nicht beachtet zu werden, wieder verließ, und hielt sich dann mehrere Jahre bald in Deutschland oder Italien, bald in Lievland auf. Seit 1806 lebte er in Rußland, trat wieder in Staatsdienste, ward 1813 Staatsrath und russischer Generalkonsul in Preußen, zugleich mit der artistischen Leitung des Theaters in Königsberg beauftragt. 1817 kehrte er nach Weimar zurück, von wo er sich nach Mannheim übersiedelte, machte sich durch seine unpatriotischen und illiberalen Schriften verhaßt und veranlaßte selbst den Verdacht, daß er ein Spion der russischen Regierung sei, was einen politischen Schwärmer, den Kandidaten der Theologie Karl Sand bewog, ihn am 23. März 1819 zu erdolchen.

Kotzebue ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller Europa's; die Anzahl seiner dramatischen Stücke allein beläuft sich auf mehr

als 200. In ihm vereinigen sich alle oben angedeutete Richtungen, welche das Drama dieser Zeit einschlug: er schrieb Tragödien in höherm Stile: „Octavia", 1801; historische Dramen: „Gustav Wasa", 1801, — „Die Hussiten vor Naumburg", 1803, — „Rudolph von Habsburg und König Ottokar von Böhmen", 1816; Ritterschauspiele: „Johanna von Montfaucon", 1800, — „Die Kreuzfahrer", 1803; Familiengemälde: „Menschenhaß und Reue", 1789, — „Der alte Leibkutscher Peter des Dritten", 1799, — „Sohn der Wahrheit", 1801, — „Die Stricknadeln", 1805; Lustspiele und Possen: „Die Indianer in England", 1789, — „Die Unglücklichen", 1798, — „Der hyperboreische Esel", 1799 (gegen die Romantiker), — „Das Epigramm", 1801, — „Die beiden Klingsberge", 1801, — „Die deutschen Kleinstädter", 1803, — „Der Wirrwarr", 1803, — „Pagenstreiche", 1804, — „Die Zerstreuten", — „Der häusliche Zwist", — „Pachter Feldkümmel", 1811, — „Der Rehbock oder die schuldlosen Schuldbewußten", 1815, — „Der gerade Weg der beste". Die letztere Gattung, die Posse, war sein eigentliches Gebiet, indem leichter Witz, drastische Späße darin die Hauptsache sind, wirkliche Poesie aber nicht in Betracht kommt [1]).

Kotzebue's ursprünglich nicht unbedeutendes Talent ist nie zur Entwickelung gekommen. Seine sämmtlichen Dichtungen sind ohne künstlerische Bedeutung; Alles läuft in ihnen hinaus auf Effekthascherei; nirgend ist echt dramatische Anlage, motivirte Handlung, Eingehen in wahre menschliche Empfindung und wirkliche Charakterschilderung. Tiefer noch stehen seine

1) Unter den Gedichten Kotzebue's sind einige Lieder aus dem „Freimüthigen", oder den Dramen eingelegt, allgemein bekannt geworden, z. B.: „Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond", — „Ueber die Berge mit Ungestüm vor der Liebe ein Jüngling floh", — „Komm, fein's Liebchen, komm ans Fenster."

Produktionen in sittlicher Beziehung: der Indifferentismus, die Haltungslosigkeit und unsittliche Weltanschauung ihres Verfassers (von dem Jean Paul sagte, das Gewissen finde in seinem Breiherzen keinen Punkt, um einzuhaken) spiegeln sich darin ab; das Unsittliche wird verdeckt, entschuldigt, soll wohl gar als Edles erscheinen; ihr Einfluß auf's Publikum konnte daher nur nachtheilig sein, sie konnten nur entsittlichend wirken.

Eben so gehaltlos und unsittlich sind Kotzebue's Romane und Novellen, welche nicht den Beifall fanden, wie seine dramatischen Sachen. Auch von seinen übrigen Schriften, Reisebeschreibungen, historischen und politischen Werken, läßt sich nichts Vortheilhaftes sagen; überall ist die leichtfertigste Manier sichtbar, überall tritt das Streben hervor, Vortreffliches herabzusetzen, um sich zu erheben. Seine Eitelkeit und sein Hochmuth, in dem er es Shakspeare und Schiller gleich zu thun meinte, waren die Hauptmotive seines Handelns. Da ihm in Weimar nicht gelungen war, Goethe durch Schiller zu demüthigen, richtete er gegen ersteren im „Freimüthigen" die gehässigsten Invektiven; aber den höchsten Gipfel erreichte seine Gemeinheit und Schamlosigkeit in der berüchtigten, gegen ehrenhafte Männer gerichteten Satire „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne", 1790, einer der abscheulichsten Schriften, mit welcher er unsre Literatur befleckte und seinen Namen mit Schande überhäufte. — Seine undeutsche Gesinnung, in seiner „Geschichte des deutschen Reiches", 1814—15, und in dem „literarischen Wochenblatte", 1818, 19, zur Schau getragen, und sein wirklicher oder ostentirter Verrath am Vaterlande brachten ihm den Tod.

Zum Schlusse mögen noch einige der fruchtbarsten oder damals beliebtesten Theaterdichter, von deren Stücken sich einige lange erhalten haben, genannt werden: die Schauspieler Chr. G. Stephanie, 1734—1798, und dessen Bruder Gottlieb St., 1741—1800: „Doktor und Apotheker", — „Der Deserteur aus Kindesliebe", Brandes, 1735—99, Beil, 1754

bis 94, Beck, 1769—1803, Hensler, 1761—1825: „Das Donauweibchen", 2 Thle. 1792, Fr. Ludw. Schmidt, 1772—1841, Theaterdirektor in Hamburg; – ferner Bretzner, 1748—1807, Kaufmann: „Belmont und Constanze", oder „die Entführung aus dem Serail", 1781; J. Fr. Jünger, 1759—1797, Hoftheaterdichter in Wien, schrieb auch komische Romane, z. B. „Huldreich Wurmsamen", 1781—87, 3 Thle.; endlich die Wiener Schauspielerin Joh. v. Weissenthurn, 1773—1847, die Verfasserin zahlreicher Schauspiele und Lustspiele der rührenden moralischen Art.

Der Roman
von ca. 1750 bis ca. 1800.

Die anfangs spärlichen Erscheinungen auf diesem Gebiete mehrten sich bald und wuchsen endlich zu einer außerordentlichen Masse heran, welche sich beständig vergrößerte. In keiner poetischen Gattung aber — selbst das Drama nicht ausgeschlossen, mit dem es sich allerdings ähnlich verhält — findet sich so viel Mittelmäßiges und völlig Unbedeutendes, als im Roman, weil hinter der freiern Form desselben gänzliche Kunstlosigkeit sich verbergen zu können glaubte, und das größere, Unterhaltung suchende Publikum an dem Mangel eines bedeutenden Inhaltes und schöner Darstellung keinen Anstoß nahm, wenn es nur Zerstreuung und Aufregung fand, seine Neugierde gereizt und seine Empfindung — je gewaltsamer, je besser, — in Anspruch genommen ward.

Aber auch unter den Leistungen besserer Dichter ist hier verhältnißmäßig wenig Ausgezeichnetes, wie denn überhaupt der deutsche Roman hinter dem anderer Völker, namentlich der Engländer, zurückgeblieben ist, indem er selten das wirkliche Leben zu einer künstlerischen Gestaltung bringt, weil es in Deutschland

an einem gemeinsamen Mittelpunkte desselben, (an einem eigentlichen Volksleben) und an Begebenheiten fehlt, die das ganze Volk ergreifen, und weil die deutsche Natur, vielleicht eben deßhalb, mehr zur Reflexion, als zur scharfen Beobachtung neigt. Am wenigsten konnte daher der historische Roman gedeihen, und die größte Ausdehnung gewann der didaktische. Im letztern ist manches Vorzügliche geleistet, was von keiner andern Nation erreicht worden ist. Aber häufig überwuchert das lehrhafte Element das epische, und die Breite der Reflexion läßt der Erzählung nicht ihr Recht.

Um die Mitte des 18. Jahrh. erschienen in Deutschland Uebersetzungen der weitschweifigen, empfindsam-moralischen Familienromane des englischen Dichters Richardson [1]); sie fanden trotz der Unwahrheit ihrer Charaktere ungemeinen Beifall, wurden häufig nachgeahmt und führten eine übertriebene Sentimentalität herbei, welche, etwas später, auch im Schauspiele sich abspiegelt. Bald wurden auch der liebenswürdige Goldsmith und der witzige, harmlos spottende Fielding in seinem „Tom Jones" eingeführt, der wahre Charaktere und wirkliches Leben, oft mit derber Natürlichkeit, schildert. Der satirische Swift war schon früher bekannt geworden, auch der sentimentale Humorist Sterne und der realistische Smollet wurden beliebt [2]). Alle trugen da-

---

1) Samuel Richardson, 1689—1761: Pamela, 1740, — Clarissa, 1748, — Sir Charles Grandison, 1753, zusammen 19 Bände.

2) Oliver Goldsmith, 1729—74: „Vicar of Wakefield", 1766.

Henry Fielding, 1707—54, s. oben.

Jonathan Swift, 1667—1745. Unter seinen satirischen Schriften sind die bekanntesten: „Beichte der Thiere", — und „Gulliver's Reisen", 1727.

Laurence Sterne (Yorik), 1713—68, s. oben.

Tobias Smollet, 1720—71. In seinen Romanen „Roderick Random", 1748, — „Peregrine Pickle", 1751, — „Humphry Clinker", 1771, 2c. herrscht ein kecker wirksamer Humor.

zu bei, den Familienroman in Deutschland einzubürgern, welcher von jetzt an am meisten kultivirt ward. Zunächst läßt sich darin der Unterschied des sentimentalen und komisch-satirischen wahrnehmen. Die Empfindsamkeit rief eine Reaktion hervor, welche es sich zur Aufgabe machte, jene Ueberschwenglichkeit der Empfindung, bald aber auch andere Thorheiten zu verspotten, oder eine entgegengesetzte Lebensrichtung geltend zu machen. Auch hier ist der Einfluß der Ausländer bemerkbar, jener eben genannten englischen Humoristen, der Franzosen Scarron, Le Sage [1]) 2c. und vor allen des schon öfter erwähnten Don Quixote von Cervantes [2]).

Im sentimentalen Familienroman machte einen der ersten Versuche

Joh. Mich. v. Loen — geb. 1694 zu Frankfurt, gestorben als preußischer Geh. Rath und Regierungspräsident — mit dem freisinnig geschriebenen moralischen Tendenz-Romane „Der redliche Mann am Hofe, oder die Begebenheiten des Grafen von Ribera", 1740, welcher nicht ohne Geschick durchgeführt ist. Viel bekannter ward

---

1) Paul Scarron, gest. 1660, Verfasser komischer Romane.

Alain René Le Sage, 1668—1747, hatte bei seinen komischen Romanen die picarischen der Spanier zum Vorbilde; sie zeichnen sich durch spannende Erzählung und feste Zeichnung wahrer Charaktere aus. Seine Hauptwerke sind: „Der hinkende Teufel" und die „Geschichte des Gil Blas v. Santillana".

2) Miguel de Cervantes Saavedra, 1547—1616, studirte zu Salamanca, trat in die Dienste eines päbstlichen Legaten, ward Seesoldat, verlor in der Schlacht bei Lepanto einen Arm, gerieth in algierische Sklaverei, ward, nach einigen Jahren losgekauft, aufs neue Soldat, nahm endlich seinen Abschied, verheirathete sich und schrieb fürs Theater, bis er eine Anstellung bekam, die ihn nothdürftig ernährte. Sein Hauptwerk ist der weltberühmte Roman „das Leben und die Thaten des sinnreichen Junkers Don Quixote aus der Mancha", 1605 ff., eine Verspottung der Romantik der Ritterromane, zugleich aber auch die Geschichte des zwischen Ideal und Wirklichkeit schwankenden Menschen.

Gellert's „Leben der schwedischen Gräfin von G.", 1746, welches mit ungemeinem Beifall aufgenommen und in viele Sprachen übersetzt wurde, aber als Roman dem vorigen bei weitem nachsteht. Das Moralisiren ist darin die Hauptsache, zu epischer Gestaltung hatte Gellert kein Talent.

Der Hauptvertreter dieser Gattung ist

Joh. Timotheus Hermes. Geb. 1738 zu Petznick bei Stargard, gest. 1821 als Superintendent zu Breslau. Unter seinen Romanen, deren erster, „Geschichte der Miß Fanny Wilkes", 1766, ganz dem Englischen nachgebildet ist, ward „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", 1769—73, 5 Bde., der berühmteste und galt für eins der vortrefflichsten Bücher. Die moralische Tendenz ist überall vorwaltend und läßt der Erzählung keinen Raum, sich frei zu entwickeln; auch nebenher, in den Gesprächen der Personen, ist Belehrung über Religion, Lebensklugheit, Erziehung u. dgl. angebracht. Aber als Sittengemälde der damaligen Zeit ist das Buch interessant, denn der Verfasser schildert deutsche Zustände, Sitten und Charaktere häufig nicht ohne Geschick.

An Hermes läßt sich anreihen

Joh. Jac. Dusch — aus Celle, 1725—1787, Gymnasiallehrer — mit der „Geschichte Karl Ferdiner's", 1777—80. — Er schrieb auch komische Heldengedichte und moralische Briefe und gehört noch der vorlessing'schen Periode an.

Idealer gehalten sind die Romane der

Sophie La Roche, geb. Gutermann, 1730—1807, Jugendfreundin Wieland's, Großmutter von Clem. Brentano und Bettina, — „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", 1771 ꝛc. Sind gleich die erzählten Begebenheiten mitunter zu abenteuerlich, so spricht die Darstellung doch durch die Frische und Zartheit des Gefühles an.

Den größten Vorschub leisteten der übertriebenen Empfindsamkeit, wiewohl ganz wider die Absicht des Verfassers,

„Die Leiden des jungen Werther's“, von Goethe, 1774. Sie waren von der außerordentlichsten Wirkung, welche aber vielmehr das Interesse an dem stofflichen Inhalte, als an dem Kunstwerke hervorbrachte. Während Goethe durch die Abfassung des Buches, welches er in vier Wochen vollendete, sich von einer krankhaften Stimmung befreien wollte, nahm man es für eine Vertheidigung derselben und des daraus hervorgehenden Selbstmordes, und orthodoxe Theologen, den Hamburger Goeze an der Spitze, und die moralischen Vernunftleute, wie Nicolai in Berlin, zogen dagegen zu Felde. Die Unbefangenen sahen darin eine individuelle Gestaltung der an Schwäche, Eitelkeit und Gefühlsschwärmerei krankenden Zeit, des Kampfes der maßlosesten Subjektivität, des unklaren Idealismus mit der wirklichen Welt, welcher zur Melancholie und Selbstvernichtung führt. Und in der ganzen Dichtung offenbart sich eine Sicherheit und Kunst, welche „die Wirklichkeit in Poesie zu verwandeln“ wußte; sie giebt das psychologisch wahrste Charaktergemälde, welches die tiefsten Regungen der Seele offenbart, für welche die Poesie bis dahin die Sprache nicht gewußt hatte. Die Darstellung ist meisterhaft, spannend und das Interesse bis zu Ende steigernd die Erzählung, unübertrefflich die Einflechtung der Natur, welche in ihren verschiedensten Gestalten mit den menschlichen Empfindungen harmonirt. Ohne allen pomphaften Aufwand ist die Sprache in ihrer Natürlichkeit und Einfachheit stets poetisch und musikalisch und hat oft lyrischen Schwung.

Unter den thränenreichen Romanen, welche der Werther hervorrief, war das Lieblingsbuch der damaligen Zeit, welches die sentimental-ideale Richtung derselben am treusten abspiegelt,

Joh. Martin Miller's (s. oben) „Siegwart, eine Klostergeschichte“, 1776, 2, später 3 Thle. Es stellt die

Geschichte eines Jünglings dar, welcher aus unglücklicher Liebe in ein Kloster geht, für welches er in seiner ersten Jugend sich schon bestimmt hatte. Die Geschichte ist breit und voll übertriebener Sentimentalität — der Verfasser schätzt sich glücklich über die vielen Thränen der Rührung, welche sein Werk hervorgerufen — aber nicht in dem Maße langweilig, in welchem sie heute verrufen ist. Als Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit hat das Buch nicht unbedeutendes Interesse.

In dies Gebiet gehört auch mit einigen seiner Werke

Joh. Heinr. Jung, gen. Stilling. Geb. 1740 zu Grund im Nassauischen, ward Schneider und, nachdem er sich selbst etwas gebildet, Schullehrer, studirte, 30 Jahr alt, in Straßburg, wo er mit Goethe und Herder bekannt ward, Medicin, wurde Arzt in Elberfeld und befaßte sich besonders mit Augenoperationen; nach einigen Jahren ging er als Professor der Kameralwissenschaften nach Kaiserslautern, dann nach Heidelberg, darauf nach Marburg, kehrte nach Heidelberg zurück und ward endlich Professor und Hofrath in Karlsruhe, wo er 1817 starb. — Seine Schriften sind Abdruck seines kindlichen, naiven, liebevollen Charakters, dessen Basis der unbedingte Glaube an Gottes selbst unmittelbare Hülfe war und das wärmste, an Mystik grenzende religiöse Gefühl. Sein Hauptwerk, „Heinrich Stilling's Leben", bestehend aus: „Heinrich Stilling's Jugend", 1777, „Jünglingsjahre", 1778, „Wanderschaft", 1778, „Häusliches Leben", 1789, „Lehrjahre", 1804, „Alter", 1817, ist eine Art Selbstbiographie, in der besonders die erstern Abtheilungen durch treffliche Charakterzeichnung und lebenvolle Darstellung idyllischer Scenen ansprechen. Aehnliches läßt sich auch von seinen Romanen rühmen: „Geschichte des Herrn von Morgenthau", 1779, „Florentins von Fahlendorn Geschichte", 1781—83 ꝛc. Seine übrigen Schriften sind zum Theil wunderlicher Art, wie die „Scenen aus

dem Geisterreiche", 1797—1801, — „Theorie der Geisterkunde", 1808 2c.

Als Verfasser

komischer und satirischer Romane

sind zu nennen:

Joh. Karl Aug. Musäus. Geb. 1735 zu Jena, starb als Professor am Gymnasium zu Weimar, 1787. Sein „Grandison der Zweite, oder Geschichte des Herrn von N.", in Briefen entworfen, 1760—62, 3 Thle., später umgearbeitet, „der deutsche Grandison", 1781—82, 2 Thle., ist eine Verspottung der hypersentimentalen Liebesgeschichten. Seine „Physiognomischen Reisen", 1778, sind gegen Lavater gerichtet. — Von

Wieland können hierher gerechnet werden, wenngleich ihre Einkleidung eine andere, „Don Sylvio von Rosalva", 1764, und die „Abderiten", 1776, ersterer Verspottung der Schwärmerei, letzterer kleinstädtischen Philisterthums.

Christoph Friedr. Nicolai (s. oben) kämpfte in seinen poesielosen Romanen: „Leben und Meinungen des Herrn Mag. Sebaldus Nothanker", 1773—76, „Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Körbe, nebst viel Liebe", 1794, und „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen", 1798, gegen Orthodoxie und Scheinheiligkeit, gegen sentimentale Poesie, gegen die Originalgenies und Kant'sche Philosophie. Seine „Freuden des jungen Werther's", 1775, waren eine klägliche Parodie auf Goethe's Roman, wofür er in den Xenien mit Spott überschüttet ward.

Nur im Vorbeigehen mögen erwähnt werden

Joh. Karl Wezel — 1747—1819, aus Sondershausen, Hofmeister, später Theaterdichter in Wien, verfiel in Wahn-

sinn — mit der „Lebensgeschichte Tobias Knaut's des Weisen, sonst der Stammler genannt", 1773—76, — „Belphegor oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne", 1776, — „Hermann und Ulrike", 1780 2c. und

Joh. Gottlieb Schummel, — 1748—1813, Professor am Gymnasium zu Breslau — Verfasser des „Spitzbart, eine tragikomische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert", 1779, einer Satire auf die Basedow'sche Erziehungsweise, und anderer Romane und Lustspiele.

Der berühmteste von allen war

Joh. Gottwerth Müller. Geb. 1744 zu Hamburg, Buchhändler, später privatisirend zu Itzehoe, wo er 1828 starb. Sein „Siegfried von Lindenberg", 1779, — seine übrigen Werke haben keine Bedeutung — mehre Jahrzehnte hindurch einer der gelesensten Romane, ist ein Seitenstück des deutschen Grandison und verspottet nebenher das derbe ungebildete Junkerthum. Die Darstellung komischer, lächerlicher Situationen kann gelungen heißen, poetische Auffassung und Kunstmäßigkeit darf man nicht suchen.

Um nichts höher stehen die Romane des Freiherrn

Adolph v. Knigge. Geb. 1752 in der Nähe von Hannover, bekleidete verschiedene Aemter, war Mitglied des Illuminaten-Ordens und starb 1796 als Oberhauptmann zu Bremen. — Unter seinen Romanen hat sich durch die darin herrschende derbe Komik die „Reise nach Braunschweig", 1792, am längsten erhalten. Die übrigen Schriften Knigge's, unter welchen „Ueber den Umgang mit Menschen", 1788, eine Menge Auflagen erlebt hat, sind im Geiste der nüchternen Aufklärer jener Zeit geschrieben. Eine glatte, leichte Darstellung ist ihnen nicht abzusprechen.

Indessen dauerten die
ernsten Familienromane mit moralischen und
moral-philosophischen Tendenzen
noch immer fort. Unter ihren Verfassern, welche der nächsten Zeit angehören, sind die bekanntesten folgende:

Friedr. Heinr. Jacobi, geb. 1743 zu Düsseldorf, Bruder des oben genannten Dichters, bis zu seinem dreißigsten Jahre Kaufmann, darauf Rath bei der Hofkammer, dann Geh. Rath und Ministerialreferent über das Zollwesen, später privatisirend auf seinem Gute Pempelfort bei Düsseldorf; seit 1804 Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, wo er 1819 starb. — Halb Dichter, halb Philosoph, vermochte er seinen Romanen „Woldemar", 1779, und „Eduard Allwill's Briefsammlung", (1775) 1792, weder poetische Gestaltung, — welche überhaupt bei der vorherrschenden Lehrtendenz nicht möglich war — noch philosophische Klarheit zu geben.

Joh. Heinr. Pestalozzi. Geb. 1746 zu Zürich, widmete sich, nachdem er erst Theologie, dann die Rechte studirt hatte, der Landwirthschaft, gründete aus Erziehungsdrang eine Anstalt für arme Kinder, wobei er sein Vermögen opferte, war später 20 Jahre lang Vorsteher einer Erziehungsanstalt und starb 1827. Er ist den edelsten Menschenfreunden zuzuzählen und stiftete durch eine naturgemäßere Erziehungsmethode viel Segen. — Seine einfache schlichte Erzählung „Lienhard und Gertrud", 3 Bde., 1781—85, durch welche er echte Volksbildung zu fördern suchte, ist eins der besten Volksbücher und kann als die erste Dorfgeschichte betrachtet werden, welche, überall den rechten Ton treffend, wahr, herzlich und bildend ist.

Christ. Friedr. Sintenis — 1750—1820, Pastor in Zerbst — schrieb moralisch-religiöse Romane, wie „Hallo's glücklicher Abend", 1783, — „Theodor's glücklicher Morgen", 1785 ꝛc., welche trotz ihrer redseligen, poesielosen Manier ein großes Publikum fanden.

Karl Philipp Moritz — 1757—93, Hutmacherlehrling, studirte, ward Gymnasiallehrer, bereiste England und Italien, lernte in Rom Goethe kennen, der sich für ihn interessirte, zuletzt Professor und Hofrath in Berlin — gab in seinem nicht uninteressanten psychologischen Romane „Anton Reiser“, 1785 bis 90, seine Lebensgeschichte. Bedeutendes Talent, Fülle von Phantasie, Scharfsinn, aber auch Unklarheit und Verworrenheit treten darin hervor. Er war auch auf andern Gebieten ein sehr fruchtbarer Schriftsteller.

Joh. Jacob Engel. Geb. 1741 zu Parchim, Gymnasialprofessor und Prinzenlehrer in Berlin, einige Jahre Oberdirektor des Theaters, darauf privatisirend in Schwerin; von Friedrich Wilhelm III. nach Berlin zurückberufen, starb 1802. — Sein Roman „Herr Lorenz Stark, ein Charaktergemälde“, 1795—1801 (in Schiller's Horen), galt lange für eins der vorzüglichsten Muster dieser Gattung, welchen Ruhm er durch kunstmäßige Anlage, feste Charakterzeichnung und lebendige Darstellung verdiente, während ihm zu einem eigentlichen Kunstwerke die höhere Idee und der poetische Glanz fehlte. — Der Lustspiele Engel's ist schon gedacht worden. — Unter seinen übrigen Schriften sind beachtenswerth: „Ideen zu einer Mimik“, 1785—86, besonders der „Philosoph für die Welt“, 1775, eine Reihe von interessanten, in korrektem, kunstvoll rhetorischem und dabei durchsichtig klarem Stil geschriebenen Abhandlungen, Erzählungen und Gesprächen, — und der freimüthige „Fürstenspiegel“, 1798. Engel's Schriften, Berlin, 1801. 12 Bde. und öfter.

Christoph Starke's — geb. 1762, Oberhofprediger zu Ballenstädt — „Gemälde aus dem häuslichen Leben“, 1793—98, machen, obgleich sie nicht poetisch genannt werden können, als freundliche Bilder häuslicher Tugenden angenehmen Eindruck.

August Lafontaine — 1758—1831, Feldprediger,

nachher als Kanonikus in Halle privatisirend — der bekannte Verfasser zahlreicher sentimentalen Familienromane, welche sich alle sehr ähnlich sehen: „Der Naturmensch", 1791, — „Der Sonderling", 1792, — „Klara du Plessis und Klairant", 1794, 2c. 2c. und lange Zeit vor allen andern das Entzücken der Lesewelt aller Stände waren, obgleich ihnen poetischer und echt sittlicher Gehalt und künstlerische Bildung gänzlich abgehen. Aehnliches läßt sich sagen von den Romanen des Vielschreibers

Gustav Schilling, — 1766—1839, Artillerieofficier, später privatisirend — dessen Schriften 80 Bde. füllen, und des leider noch fruchtbarern

Julius v. Voß — 1768—1832, früher Officier, nachher Schriftsteller von Profession — welche dazu noch zum Theil unsittlich und schamlos sind und die völligste Ausartung des Romanes bezeichnen.

Johanna Schopenhauer, geb. Trosina aus Danzig, 1766—1838, Mutter des philosophischen Schriftstellers Arthur Schopenhauer, — eine edlere Erscheinung und unter den literarischen Frauen jener Zeit eine der bedeutendern. Außer Romanen: „Gabriele", 1819, 2c. hat sie vielgelesene lebendig schildernde Reisebeschreibungen und eine werthvolle Monographie über „Johann van Eyck und seine Nachfolger"[1]), 1823, verfaßt.

Philosophische und historisch-didaktische Romane.

Wie die oben genannten komisch-satirischen Erzählungen die sentimental-ideale Richtung verspotteten, so stellten sich auch die meisten der

---

1) Johann van Eyck (Jan van Brügge), 1370—1441, (nach Andern erst 1470 gest.), berühmter niederländischer Maler, welcher die Oelmalerei einführte und die Perspektive ausbildete.

Wieland'schen Romane, 1766—1804, derselben gegenüber, indem sie eine entgegengesetzte Lebensanschauung verkündeten, welche darauf hinausläuft, daß der Mensch sich von idealer Schwärmerei fern zu halten habe und Befriedigung nur in veredelter Sinnlichkeit finden könne. Das didaktische Element überwuchert in ihnen die Handlung, welche daher dürftig ist, aber durchwebt mit einer Menge historischer Schilderungen. Die meisten haben ihren Schauplatz im alten Griechenland und sind größtentheils an die Geschichte griechischer Philosophen angeknüpft. (S. oben.)

Eigentliche Nachahmer fand Wieland wenig, Mehre aber schlossen sich in der einen oder andern Beziehung an ihn an; zu diesen gehört zunächst

Joh. Jac. Wilh. Heinse. Geb. 1749 im Thüringischen, Hofrath und Bibliothekar des Kurfürsten von Mainz, gest. 1803. — Seine Romane: „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse", 1774, — „Ardinghello und die glückseligen Inseln", 1787 — „Hildegard von Hohenthal", 1796, machen schöne Sinnlichkeit zum Lebensprincip; sie verrathen ungemeines, jedoch, weil es nicht auf sittlicher Basis beruht, verwildertes Talent. Die Erzählung dient nur als Rahmen, in welchen seine Lebens- und Kunstphilosophie eingefaßt ist. Die Reflexionen gehen tief, die eingewebten Schilderungen von Kunstwerken sind im höchsten Grade anschaulich, aber widerlich blickt Frivolität und Lüsternheit hindurch.

Den völligsten Gegensatz zu Heinse bildet der tief sittliche

Friedr. Maximil. (v.) Klinger. (S. oben.) Der Konflikt zwischen Ideal und Wirklichkeit, der Kampf des Guten mit dem Bösen, welcher sich in seinen Romandichtungen abspiegelt, wird auf das schroffste geschildert, gelangt nirgend zu einer Versöhnung und führt daher zum trostlosen Skepticismus. Da die sich über allen Kampf erhebende Klarheit und Ruhe des Geistes fehlt, ist Bitterkeit der Grundton der trüben, schauer-

lichen Gemälde, weßhalb das Bedeutende und poetisch Schöne darin nicht zu rechter Geltung kommen kann. „Orpheus, eine tragisch-komische Geschichte“, 1778—80, 5 Bde. — „Plimplamplasko, der hohe Geist“, 1780, — „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt“, 1791, — „Geschichte Giafar's des Barmeciden“, 1792, — „Geschichte Raphael's de Aquilas“, 1793, — „Reisen vor der Sündfluth“, 1795, — „Der Faust der Morgenländer“, 1797, — „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit“, 1798, u. s. w.

An Wieland lassen sich ferner anreihen die historisch-didaktischen Romane von

Aug. Gottlieb Meißner, — 1753—1807, Professor der Aesthetik in Prag, später Konsistorialrath in Fulda — „Alcibiades“, 1781, — „Bianka Capello“, 1785, — „Skizzen“, 1778—80, ꝛc. und von

Ignaz Aurelius Feßler, — 1756—1839, führte ein vielbewegtes Leben und war zuletzt Generalsuperintendent in Petersburg — „Mark Aurel“, 1790—92, — „Aristides und Themistokles“, 1792, — „Matthias Corvinus“, 1793—94, — „Attila, König der Hunnen“, 1794 ꝛc.

Endlich können noch an dieser Stelle genannt werden

Albrecht v. Haller's politische Romane, „Usong, eine morgenländische Geschichte“, 1771, — „Alfred, König der Angelsachsen“, 1773, — „Fabius und Kato“, 1774, in welchen die verschiedenen Regierungsformen, Despotie, beschränkte Monarchie und Aristokratie zur Besprechung kommen.

Ritter-, Räuber- und Geisterromane.

Hatte zu den historischen Romanen Wieland's und seiner Nachfolger größtentheils das klassische Alterthum den Stoff liefern müssen, so wandte man sich nun auch dem, wie man meinte,

leichter auszubeutenden deutschen Mittelalter zu, und bald, besonders nachdem Goethe in seinem Götz von Berlichingen, 1772, das Ritterthum zurückgerufen, brach eine ganze Flut von Ritterromanen herein, welche sich als historische gaben, wenn sie an geschichtliche Personen und Begebenheiten anknüpften, oder das Ritterthum zu schildern meinten, indem sie phantastische Gebilde, reich ausgestattet mit den Aeußerlichkeiten des Mittelalters, darstellten. Sie wandten sich fast nur an das stoffliche Interesse der Leser, das sie durch Seltsames, Wunderbares, Schreckliches und Schauerliches, wie durch Gegensätze vollkommenster Unschuld und teuflischer Bosheit, unbekümmert um historische und psychologische Wahrheit, zu reizen suchten. Sie stehen freilich auf verschiedenen Stufen, indessen Werthvolles ist verhältnißmäßig sehr wenig zu finden, obgleich sich hin und wieder auch nicht ganz talentlose Schriftsteller dieser Gattung zuwandten. Die Hauptvertreter derselben sind:

Friedr. Christ. Schlenkert: — 1757—1826, Professor der deutschen Sprache zu Tharand — „Friedrich mit der gebissenen Wange, eine dialogisirte Geschichte", 1785 ꝛc.

Heinr. Zschokke, 1771 — 1848 (s. unten): „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehmgerichts", 1795, ꝛc.

Christ. Heinr. Spieß: — 1755—99, Schauspieler — „Die Löwenritter" ꝛc.

Karl Gottlob Cramer, — 1758—1817, zuletzt Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker — Verfasser einer ungeheuren Menge der erbärmlichsten, rohsten, sittenlosesten, aber gelesensten Ritter- und Spitzbubengeschichten. „Hermann von Nordenschild", 1791, — „Hasper a Spada", 1792, ꝛc.

Gleichzeitig erschienen die ebenso niedrig stehenden Räu-

bergeschichten, für welche Schiller's Drama den Geschmack geweckt. Eine Menge Schriftsteller spekulirte darauf, und nachdem

Chr. Aug. Vulpius, — 1763—1827, Bibliothekar und Rath in Weimar, Goethe's Schwager — in seinem „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann", 1797, ihnen einen romantischen Anstrich gegeben, wimmelte es bald von Erzählungen von edlen, verliebten Räubern, in welchen eine gänzlich unwahre Welt geschildert ward.

Die Bearbeitung von Geschichten aus dem „finstern" Mittelalter hatte schon auf genug Geheimnißvolles, Geisterhaftes geführt. Es lohnte sich, dies Gebiet weiter zu verfolgen, auf den Beifall eines großen Publikums konnte man rechnen, und so ward nun auch die Zauberwelt und das Geisterreich ausgebeutet, besonders als Schiller sogar in seinem Geisterseher, 1786—89, diesem Geschmack das Wort zu reden schien. Der bekannteste und fruchtbarste Erfinder von Geisterromanen ist wieder

Spieß, dessen „Der Alte Ueberall und Nirgends", 1792, — „Das Petermännchen", 1793, — „Hans Heiling, vierter und letzter Regent der Erd-, Luft-, Feuer- und Wassergeister", 1798, sehr beliebte Bücher waren.

Mehr Kenntniß des Alterthums verrathen

Leonhard Wächter's (ps. Veit Weber) — 1762 bis 1837, Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Hamburg — „Sagen der Vorzeit", 1787—99. 7 Bde.

Ungleich bedeutender sind

Joh. Karl Aug. Musäus' — 1735—87, Professor am Gymnasium zu Weimar — „Volksmärchen der Deutschen", 1782—86, 5 Thle. Den Stoff sammelte er großentheils aus dem Munde des Volkes, wußte ihn farbenreich einzukleiden, verfehlte es aber darin, daß er, nach Wieland's Vorgange, die Naivetät des Märchens durch unpassend angebrachte Ironie zerstörte.

Seine talentvolle Nachfolgerin

Benedikte Naubert, geb. Hebenstreit — geb. 1756 in Leipzig, gestorben daselbst 1819 — schrieb, durch gründliches historisches Studium und reiche Phantasie befähigt, ihre gemüthvollen, sittlich basirten geschichtlichen Romane und anmuthigen Volksmärchen, welche letztere besonders sich großen Beifalls zu erfreuen hatten. „Geschichte Emma's und Eginhard's", 1785, — „Walther von Montbarry, Großmeister des Tempelordens", 1786, — „Hermann von Unna", eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte, 1788, — „Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn" aus der Zeit des 30jährigen Krieges, 1788, — „Neue Volksmärchen der Deutschen", 1789—93, 5 Bde. 2c.

Humoristisch-satirische und ideale Romane.

Wie die Gegensätze des Lebens die oben berührten komischen Erzählungen veranlaßten, so riefen sie auch, wo sie mit größerm Ernste oder mit tieferm Geist und Gemüthe aufgefaßt wurden, den satirischen, humoristischen und idealen Roman hervor, je nachdem ihre Verfasser das verkehrte Treiben der Menschen mit witzigem Spotte strafen, oder über die Widersprüche der Welt, unter Thränen lachend, sich erheben, oder das Unerreichbare des erträumten Ideals beklagen. Diese Gattung wurde indessen am wenigsten kultivirt, da sie bedeutendere Kräfte erforderte und sich nur an einen kleinen Kreis von Lesern wenden konnte.

Als Satiriker ist aus dieser Zeit fast nur

Georg Christoph Lichtenberg zu nennen, — geb. 1742 zu Ober-Ranstädt in Darmstadt, Hofrath und Professor der Physik in Göttingen, gestorben 1799 — ein geistreicher, witziger Kopf, ein Feind aller Unklarheit und Schwärmerei. Er hatte indessen nicht lebendige, schöpferische Phantasie genug, um ein humoristischer Dichter werden zu können; er schrieb gelegentlich Satiren, aber kein größeres poetisches Werk, in welchem eine

dichterische Idee durchgeführt worden wäre. — „Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavater'schen Beweisgründe, und der Göttingen'schen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben", 1773, — „Ueber Physiognomik; wider die Physiognomen." Zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß, 1778, — „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche", 1794—99, — „Simple, jedoch authentische Relation von den curieusen schwimmenden Batterien, wie solche zu schwimmen aufgehört" rc. (Gedicht.) — „Vermischte Schriften", 1800—1805, 9 Bde.

Moritz August v. Thümmel. Geb. 1738 zu Schönfeld bei Leipzig, Geh. Rath und Minister in Coburg, bereiste mehre Jahre Holland und Frankreich, nahm 1783 seine Entlassung und starb 1817. — Sein Hauptwerk, welches er von 1791—1805 in 7 Bänden herausgab: „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahr 1785 bis 86" hat nicht die Einheit eines Romans, sondern führt eine Menge von Begebenheiten, Personen und Situationen vor, welche sich um den Reisenden gruppiren. Ein in der Gelehrsamkeit verkommener Hypochondrist begiebt sich auf Reisen und stürzt sich, ins vollkommenste Extrem gerathend, in den sinnlichen Genuß und fühlt sich wohl darin. Das ist der Inhalt der ersten Hälfte des Werkes, welche an Keckheit und Ueppigkeit mancher Scenen stark an Wieland erinnert. Nach einiger Zeit findet er sich an Gesundheit und Gemüth zerrüttet; er lenkt ein und sucht nun in dem wahrhaft Schönen und Edlen seine Befriedigung. Schiller, welcher über das Buch das Urtheil fällte, es fehle ihm die ästhetische Würde und erscheine dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich, gesteht doch, daß ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand das Buch schätzbar mache. — Es ist reich an den verschiedensten trefflich dargestellten Si-

tuationen und Charakteren, welche mit psychologischer Wahrheit geschildert werden; die heitersten Scenen wechseln mit rührenden, tief ergreifenden Darstellungen und ernsten gemüthvollen Betrachtungen, welche oft wahrhaft poetisch gestaltet sind und häufig in lyrische Ergüsse in Form von Oden und Liedern von großer Schönheit übergehen. Auch die Natur weiß der Dichter trefflich bei Schilderung der Gemüthszustände heranzuziehen. — In eine viel frühere Zeit gehören die erzählenden Gedichte Thümmel's, welche in die Gattung der sogen. komischen Heldengedichte und wohl zu dem Besten gehören, was darin geleistet worden ist: „Wilhelmine oder der vermählte Pedant", 1764, in Prosa — und „Die Inoculation der Liebe", 1771, in Versen.

Theodor Gottlieb v. Hippel. Geb. 1741 zu Gerdaunen in Ostpreußen, studirte Theologie, machte mit einem Freunde eine Reise nach Petersburg und ward in vornehme Kreise eingeführt; studirte Jura, um eine glänzendere Carrière machen zu können; ward Advokat, Beamter, erster Bürgermeister zu Königsberg, zuletzt Kriegsrath und Stadtpräsident, ließ den Adel seiner Familie erneuern und erwarb ein bedeutendes Vermögen; er starb 1796. Ein außerordentliches Talent, reich an Witz und Phantasie, aber ein Charakter voller Widersprüche, weßhalb er auch in seinen Dichtungen es nicht zu künstlerischer Vollendung bringt: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie", 1778—81, 3 Bde., — „Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z.", 1793—94, 2 Bde. Erstere ist eine humoristische Selbstbiographie, in welche Persönlichkeiten aus seiner Umgebung, eine Menge lehrhaften Stoffes, Kant'sche Philosophie ꝛc. hineingezogen, aber durch keine künstlerische Organisation zur Harmonie verbunden sind. — Die „Querzüge", in welchen die Handlung sehr dürftig ist, sind eine Satire auf die Thorheiten jener Zeit; sie richten sich gegen Ahnenstolz, Freiheitsschwindel, geheimnißvolles Ordenstreiben u. dgl. — Sein

berühmtes Buch „Ueber die Ehe“, 1774, und Anderes gehört nicht ins Gebiet der Poesie. — Man hat Hippel den Vorläufer Jean Paul's genannt, dem er in mancher Hinsicht ähnlich ist, z. B. in den häufigen Abschweifungen, dem Hin- und Herspringen, dem Einmischen wissenschaftlicher Dinge, in den oft wunderlichen Metaphern u. s. w.

Jean Paul Friedrich Richter

wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge, wo sein Vater Lehrer und Organist war, geboren. Hier, wie in Joditz und Schwarzenbach, wohin der Vater als Pfarrer versetzt wurde, verlebte er in tiefer Einsamkeit unter den Eindrücken einer romantischen Natur und der dort heimischen Sagen seine Kinderjahre, deren idyllische Erscheinungen, trotz des Druckes ärmlicher Verhältnisse, sich seiner Seele so tief einprägten, daß er sein ganzes Leben hindurch auf seine Kindheit, wie auf ein Paradies, zurückblickte, und seine poetische Thätigkeit großentheils auf ihre Verherrlichung gerichtet war. Nachdem er ein Jahr das Gymnasium zu Hof besucht hatte, bezog er 1780 ohne gründliche, zusammenhängende Vorbildung, welche durch seine grenzenlose Lesesucht und sein unermüdliches Excerptenmachen nicht gefördert werden konnte, die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Zu derselben Zeit starb sein Vater, dessen Tod ihn und seine Familie in die drückendste Noth versetzte. Wohl warf die Sorge des jetzt ganz auf sich verwiesenen Jünglings für sein Fortkommen und das Elend der Seinen für lange Zeit einen trüben Schatten auf sein Leben; aber er kämpfte sich rüstig durch, wo viele Andere würden unterlegen haben. — Das Studium der Theologie, zu dem ihn überhaupt keine große Neigung zog, blieb liegen, und die gewohnte Vielleserei nahm die Stelle eines gründlichen Studiums ein, jetzt überall mit Rücksicht auf ihre Nützlichkeit für eigne Produktionen; denn jetzt schon begann er aus Noth seine schriftstellerische Laufbahn und zwar mit dem für sein Alter unnatürlichsten Genre, mit der Sa-

tire, zu welcher ihn vielleicht seine bittre Stimmung über seine trostlose Lage, besonders aber die Lektüre von Pope, Swift, Sterne, Liscow, Hippel ꝛc. führte. Schon 1783 und 84 erschienen seine „Grönländischen Prozesse“, welche jedoch eben so wenig Glück machten, wie „die Auswahl aus des Teufels Papieren“, für welche er erst 1788 einen Verleger fand. Beide Werke sind herbe, meistens auf Ironie beruhende Satiren, welche nur kleinliche Verhältnisse berühren.

Aus Mangel an Subsistenzmitteln sah sich J. Paul 1784 genöthigt, Leipzig zu verlassen. Er wandte sich zunächst nach Hof, durch Schriftstellerei sich und seine Mutter dürftig ernährend, bis die zunehmende Noth ihn zwang, 1790 eine Lehrerstelle in Schwarzenbach anzunehmen, wo er bis 1794 blieb, in welchem Jahre er sich wieder nach Hof übersiedelte. Seine erleichterte Lage, die befreundete, mit idealen Erinnerungen aus der Kindheit ihn ansprechende Natur, der Umgang mit Kindern und andere freundliche Beziehungen stimmten ihn milder und führten ihn auf den idyllischen Standpunkt, der seiner Natur der gemäßeste war. „Die unsichtbare Loge, eine Biographie“, 1793, (unvollendet geblieben) eröffnete diese neue Epoche in seinem schriftstellerischen Leben und erwarb dem Dichter, dessen Ruhm jetzt schnell sich verbreitete und fortwährend stieg, viele Freunde unter ähnlich gestimmten Gemüthern. In rascher Folge erschienen jetzt: „Hesperus, oder 45 Hundposttage, eine Lebensbeschreibung“, 1795; enthält, wie der vorige Roman, eine Art Erziehungslehre und lehnt sich großentheils an Erlebtes an. Ferner: „Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin“, 1796; ist unbedeutender. „Leben Quintus Fixlein, aus funfzehn Zettelkasten gezogen“, 1796, schließt sich an das „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal“ an, welches der unsichtbaren Loge hinzugefügt ist, und schildert den Dichter und mit ihm in Berührung gekommene Persönlichkeiten. „Blu-

men-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armen-Advokaten Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel", 1796—97, nur von einem andern Standpunkte aus aufs neue des Dichters Leben schildernd. „Der Jubelsenior, ein Appendix", 1797, eine Predigeridylle.

Nach dem Tode der Mutter nahm J. Paul seinen Wohnsitz in Leipzig, und 1798 ging er auf Herder's Veranlassung nach Weimar. Nachdem er sich später eine Zeitlang in Gotha, Hildburghausen, Berlin, Meiningen und Koburg aufgehalten, ließ er sich 1804 dauernd in Baireuth nieder mit dem Titel eines Hildburghausenschen Legationsrathes und einem Jahrgehalte vom Fürsten-Primas Dalberg, welchen später der König von Baiern übernahm.

Innerhalb der Jahre 1797 bis 1803 entstand der „Titan", und 1805 waren die „Flegeljahre, eine Biographie", vollendet, die größten Dichtungen Jean Paul's, welche gleichsam seinen ganzen poetischen Gehalt zusammenfassen, aber wenig Neues bieten und vielfach an frühere Werke, besonders an den „Hesperus" erinnern. Die „Flegeljahre" zeichnen sich dadurch aus, daß sie gemäßigter und besonnener gehalten sind, als alle übrigen Schriften.

Die nächsten Arbeiten waren mehr wissenschaftlicher Natur. Schon 1797 war „das Kampanerthal, oder die Unsterblichkeit der Seele, nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus" entstanden; jetzt folgten: „Vorschule der Aesthetik", 1804, — „Levana, oder Erziehungslehre", 1807. Aus seinem Nachlaß wurde 1827 herausgegeben „Selina, oder über die Unsterblichkeit der Seele". Die Zeitverhältnisse riefen auch politische Schriften hervor: „Friedenspredigt an Deutschland", 1808, — „Dämmerungen für Deutschland", 1809, — „Mars und Phöbus,

Thronwechsel im Jahre 1814", — „Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche gehalten", 1817.

Die spätern Romane und satirischen Werke haben fast sämmtlich mit den frühern große Aehnlichkeit: „Dr. Katzenberger's Badereise", 1809, — „Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz, mit fortgehenden Noten. Nebst der Beichte des Teufels bei einem Staatsmann", 1809, beide reich an komischen Zügen, — „Leben Fibel's, des Verfassers der Bienrodischen Fibel", 1811, und endlich Jean Paul's letzter Roman, „Der Komet, oder Nicolaus Marggraf, eine komische Geschichte", 1820—22.

Aus früherer Zeit ist noch zu erwähnen das satirische Werk „Palingenesien, enthaltend Fata und Werke vor und in Nürnberg", 1798; ferner: „Briefe und bevorstehender Lebenslauf", 1799; endlich kann noch, mit Uebergehung mehrer kleineren Schriften, genannt werden: „Herbstblumine oder gesammelte Werke aus Zeitschriften", 1810—20. In den beiden zuletzt genannten Büchern sind die durch Anthologien bekanntesten kleinen Erzählungen Jean Paul's: „Der doppelte Schwur der Besserung", — „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen", — „Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten", enthalten.

Von seinem ersten Auftreten an ist Jean Paul auf die entgegengesetzteste Weise beurtheilt worden; denn während Einige ihn als den vollendetsten humoristischen Schriftsteller priesen, erklärten ihn Andere geradezu für ungenießbar. Der Grund so verschiedener Auffassung liegt in der außerordentlichen Originalität des Dichters, welcher die bedeutendsten poetischen Kräfte neben großen Schwächen besaß. Mit Tiefe und Innigkeit eines reichen Gemüthes verband er eine ungemein fruchtbare Phantasie, welche jedoch stärker im Malen, als im scharfen Zeichnen

war; seine Fülle von Ideen, von Witz und Laune war unerschöpflich. Aber er verstand nicht, „seinen Reichthum zu Rathe zu halten", ihm fehlte die Kunst der Mäßigung, welche dem Dichter so noth thut, er vermochte nicht, die angehäuften Stoffe zu einer organischen Einheit zu verbinden. Man hat daher nicht unpassend J. Paul's Werke Schlackenhaufen genannt, unter denen man Gold die Menge findet, das blos der Läuterung und des Gepräges bedarf, um mit den kostbarsten Werken in seiner Art wetteifern zu können.

Jean Paul's Jugend grenzt noch an die Zeit des Sturms und Dranges, und bei seiner tief sittlichen, weichen, dem Phantasie- und Gemüthsleben so viel Raum gestattenden Natur, in einem vom Weltverkehr zurückgezogenen Leben, wo er unter Büchern statt unter Menschen erwuchs und sich bildete, ward er der Repräsentant der deutschen Innigkeit, Unschuld und Liebe, gelangte aber nie dahin, die Unklarheit und Verworrenheit der unreifen Jugendperiode zu überwinden und zu klarer Weltanschauung zu gelangen. Eigentliche Entwicklungsperioden, wie bei Goethe und Schiller, sind daher auch in J. Paul's Werken nicht sichtbar, er blieb stets auf seinem jugendlichen Standpunkte, woraus es erklärlich wird, daß er gewöhnlich der Lieblingsdichter der schwärmerischen Jugend ist, oder vielmehr w a r; denn die gegenwärtige Zeit hat so wenig von Sentimentalität und Schwärmerei, daß J. P. heutigen Tages selbst unter der Jugend nur wenig Leser haben mag.

Der eigentliche Inhalt aller seiner Dichtungen ist der Streit des Idealen und Realen, der Idee und des Lebens; dieser bleibt bei ihm stets unvermittelt und ruft daher auf der einen Seite Sentimentalität und Wehmuth, selbst Ueberschwenglichkeit und Verschwommenheit, auf der andern Spott und Satire hervor; Weinen und Lachen grenzen immer unmittelbar an einander.

Seine Romane, meistens Biographien, wie sie auch großentheils benannt sind, haben mit den Goethe'schen die Aehnlichkeit,

daß sie sämmtlich innerlich Erlebtes schildern; während aber Goethe das innere Leben objektiv zu gestalten weiß, haben wir in J. Paul's Romanen immer die ganz subjektive Darstellung seines eignen Gemüthslebens. Die Gabe der objektiven Gestaltung fehlt ihm ganz und gar (welchen Mangel einige Kritiker theilweise von seiner geringen Bekanntschaft und Schätzung der alten klassischen Literatur ableiten); seine Charaktere sind daher stets schwach gezeichnet, mehr Umrisse, als wirkliche Gestalten, und die nicht jugendlichen oft ganz verfehlt. Handlung findet sich wenig; die eigentliche Erzählung läuft daher wie ein schwacher Faden durch eine weitschweifige Darstellung und scheint oft unter breiten Reflexionen, wunderlichen Einschiebseln und Gefühlsergüssen ganz zu verschwinden.

Ein hoher sittlicher Geist geht durch seine ganze Dichtung; seine Phantasie und sein Gemüth sind unerschöpflich, aber ohne Maß und Regel. Die Bilder der erstern sind bald lieblich, bald phantastisch, bald grell, bald schrecklich und kolossal furchtbar; die Empfindung ist wahr, innig und warm, aber auch wieder zerflossen, unklar und überschwenglich sentimental. — Aus einem Gusse ist keins seiner Werke; überall fehlt die Einheit, überall tritt dem Leser ein ungeheurer, großentheils aus Lektüre und Excerpten und Notizen zusammengebrachter, aber nicht völlig überwältigter Stoff entgegen; — daher kann denn auch keine seiner Dichtungen für ein vollendetes Kunstwerk gelten, wiewohl jede eine Menge schöner Stellen aufzuweisen hat, welche daher auch zu so vielen Auslesen Veranlassung gegeben haben.

Es hängt mit den eben angedeuteten Eigenschaften J. Paul's zusammen, daß er nie darauf ausging, großartige Handlungen und Erscheinungen darzustellen; sein Gebiet ist das thatenlose, oft träumerische Stillleben, und in der Schilderung idyllischer Zustände leistet er oft Vortreffliches und reißt den Leser unwiderstehlich fort. Gervinus sagt bei Gelegenheit der Beurtheilung

der „Flegeljahre“: „In die Brüder Walt und Vult hat sich Jean Paul's Doppelgesicht am schönsten getheilt: der Eine, das rührendste Abbild der träumerischen Jugendunschuld, ist mit viel naiveren Zügen ausgestattet, als seine sentimentalen Gestalten dieser Art, z. B. in der Loge; der Andere, dessen vagabundische Natur eine vortreffliche Figur in einem picarischen Romane abgab, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zustutzen hilft, ist ein Humorist, ohne die verzerrten Züge seiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieser Troubadourzeit im Menschen zu belauschen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in diesen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele so endlos groß zu schildern, wie es in dieser genügsamen Periode dem Menschen ist, den Jugendträumen, der Atmosphäre von Heimat, von Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit, und Allem, was daran hängt, so zarte und wahre Züge zu leihen, die schrankenlose Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftmuth, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum Eines Tages dieser durch Phantasie reichen Zeit abzubilden, die stillen sanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs“ zu entfalten, dies Alles ist von Niemanden und nirgends so geleistet worden, wie hier“. — Meistens aber bewegt sich J. Paul in Extremen: seine Phantasie schaut entweder durch das Fernrohr und verweilt in ätherischen Regionen, oder er betrachtet in idealer Gemüthsstimmung die kleinen hübschen Dinge und Verhältnisse der Erde durchs Mikroskop, daß sie hundertfältig vergrößert erscheinen und den wunderbarsten Glanz entfalten. Das wirkliche Leben aber, dessen ideale Verklärung ist Hauptaufgabe der Poesie, ist am wenigsten in seinen Schriften zu finden. Er schildert das selbst in der Vorrede zum „Quintus Fixlein“ („Billet an meine Freunde“), in welcher er eine Charakteristik seiner Dichternatur giebt: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist:

so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln. —

Das will ich jetzt den Menschen recht gut erklären.

Der Held, — der Reformator, — Brutus, — Howard, — der Republikaner, den bürgerliche Stürme, das Genie, das artistische bewegen — kurz jeder Mensch mit einem großen Entschluß oder auch nur mit einer perennirenden Leidenschaft (und wär' es die, den größten Folianten zu schreiben), alle diese bauen sich mit ihrer innern Welt gegen die Kälte und Glut der äußern ein, wie der Wahnsinnige im schlimmern Sinn: jede fixe Idee, die jedes Genie und jeden Enthusiasten wenigstens periodisch regiert, scheidet den Menschen erhaben von Tisch und Bett der Erde, von ihren Hundgrotten und Stechdornen und Teufelsmauern — — gleich dem Paradiesvogel schläft er fliegend, und auf den ausgebreiteten Flügeln verschlummert er blind in seiner Höhe die untern Erdstöße und Brandungen des Lebens im langen schönen Traume von seinem idealischen Mutterland .... Ach! wenigen ist dieser Traum beschert, und diese wenigen werden so oft von fliegenden Hunden [1]) geweckt!

Diese Himmelfahrt ist aber nur für den geflügelten Theil des Menschengeschlechts, für den kleinsten. Was kann sie die armen Kanzleiverwandten angehen, deren Seele oft nicht ein-

---

1) Vampyre.

mal Flügeldecken hat, geschweige etwas darunter — oder die gebundnen Menschen mit den besten Bauch-, Rücken- und Ohrenfloßfedern, die im Fischkasten des Staates stille stehen und nicht schwimmen sollen, weil schon der ans Ufer lang gekettete Kasten oder Staat im Namen der Fische schwimmt? Was soll ich dem stehenden und schreibenden Heere beladener Staat-Hausknechte, Kornschreiber, Kanzellisten aller Departements, und allen im Krebskober der Staat-Schreibstube auf einander gesetzten Krebsen, die zur Labung mit einigen Brennnesseln überlegt sind, was soll ich solchen für einen Weg, hier selig zu werden, zeigen? —

Blos meinen zweiten; und das ist der: ein zusammengesetztes Mikroskop zu nehmen und damit zu ersehen, daß ihr Tropfe Burgunder eigentlich ein rothes Meer, der Schmetterlingsstaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld und der Sand ein Juwelenhaufen ist. Diese mikroskopischen Belustigungen sind dauerhafter als alle theuern Brunnenbelustigungen .... Ich muß aber diese Metaphern erklären durch neue. Die Absicht, warum ich Fixlein's Leben in die Lübeck'sche Buchhandlung geschickt, ist eben, in diesem Leben — daher ichs in diesem Billet wenig brauche — der ganzen Welt zu entdecken, daß man kleine sinnliche Freuden höher achten müsse, als große, den Schlafrock höher als den Bratenrock, daß man Pluto's Quinterne seinen Auszügen nachstehen lassen müsse, einen Nd'or dem Nothpfennig, und daß uns nicht große, sondern nur kleine Glückzufälle beglücken. —— Gelingt mir das: so erzieh' ich durch mein Buch der Nachwelt Männer, die sich an allem erquicken, an der Wärme ihrer Stuben und ihrer Schlafmützen — an ihrem Kopfkissen — an den heiligen drei Festen — an bloßen Aposteltagen — an den abendlichen moralischen Erzählungen ihrer Weiber, wenn sie Nachmittags als Ambassadricen einen Besuch auf irgend einem Witwensitz, wohin der Mann nicht zu bringen war, gemacht hatten — am Ader-

laßtage dieser ihrer Novellistinnen — an dem Tage, wo eingeschlachtet, eingemacht, eingepökelt wird gegen den grimmigen Winter, und so fort. Man sieht, ich dringe darauf, daß der Mensch ein Schneidervogel werde, der nicht zwischen den schlagenden Aesten des brausenden von Stürmen hin und her gebogenen unermeßlichen Lebensbaumes, sondern auf eines seiner Blätter sich ein Nest aufnähet und sich darin warm macht. — Die nöthigste Predigt, die man unserem Jahrhundert halten kann, ist die: zu Hause bleiben.

Der dritte Himmelweg ist der Wechsel mit dem ersten und zweiten. Der vorige zweite ist nicht gut für den Menschen, der hier auf der Erde nicht blos den Obstbrecher sondern auch die Pflugschaar in die Hände nehmen soll. Der erste ist zu gut für ihn. Er hat nicht immer die Kraft, wie Rugendas, mitten in einer Schlacht nichts zu machen als Schlachtstücke, und wie Backhuysen im Schiffbruche kein Bret zu ergreifen, als ein Zeichenbret, um ihn zu malen. Und dann halten seine Schmerzen so lange an als seine Ermattungen. Noch öfter fehlet der Spielraum der Kraft: nur der kleinste Theil des Lebens gibt einer arbeitenden Seele Alpen, — Revolutionen, — Rheinfälle, — Wormser Reichstage, — und Kriege mit Xerxes, und es ist so fürs Ganze auch besser; der längere Theil des Lebens ist ein wie eine Tenne platt geschlagener Anger ohne erhabene Gotthardsberge, oft ein langweiliges Eisfeld ohne einen einzigen Gletscher voll Morgenroth.

Eben aber durch Gehen ruhet und holet der Mensch zum Steigen aus, durch kleine Freuden und Pflichten zu großen. Der siegende Diktator muß das Schlacht-Märzfeld zu einem Flachs- und Rübenfeld umzuackern, das Kriegtheater zu einem Haustheater umzustellen wissen, worauf seine Kinder einige gute Stücke aus dem Kinderfreund aufführen. Kann er das, kann er so schön aus dem Weg des genialischen Glücks in den des häuslichen einbeugen: so ist er wenig verschieden von mir selber, der

ich jetzt — wiewohl mir die Bescheidenheit verbieten sollte, es merken zu lassen — der ich jetzt, sag' ich, mitten unter der Schöpfung dieses Billets doch im Stande war, daran zu denken, daß wenn es fertig ist, die gebacknen Rosen- und Hollundertrauben auch fertig werden, die man für den Verfasser dieses in Butter siedet".

Dem ganzen Wesen J. Paul's entspricht seine wunderliche Darstellungsweise in Komposition und Stil. Wir treffen auf ein buntes Durcheinander des Verschiedenartigsten; eine Fülle von Gelehrsamkeit ist angebracht, ein Resultat der grenzenlosen Vielleserei und des Notizenmachens; Dunkelheiten, welche zum Theil wahre Räthsel werden, begegnen uns daher oft; Anspielungen, Vergleichungen, Antithesen, Witze häufen sich dermaßen, daß die poetische Form die Idee fast verdeckt; dazu sind Tropen, Metaphern und Vergleichungen, so entsprechend und schön Jean Paul sie zu finden weiß, oft so weit hergeholt, so seltsam und fremd, daß man sich nicht zurecht finden kann. Der Stil geht selten einen ruhigen Gang, gar häufig wird unterbrochen, abgesprungen, eingeschaltet, daß man ihn wohl chaotisch und formlos nennen kann. Aber der Dichter hat so viel Vorzügliches und Liebenswürdiges, daß das Urtheil Fr. Schlegel's hart und ungerecht erscheinen muß, wenn er J. Paul das blutrothe Himmelszeichen der vollendeten Unpoesie der Nation und des Zeitalters nennt.

Sämmtliche Werke, Berlin 1826—28. 60 Bde. — 1840—42, 33 Bde.

Endlich können noch einige jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathene, ehemals berühmte Romandichter der idealen Richtung genannt werden. Zunächst an J. Paul schließt sich als Humorist an

Karl Christ. Ernst Graf zu Benzel-Sternau, geb. 1767 zu Mainz, bekleidete hohe Staatsämter, lebte, in den

Privatstand zurückgetreten und protestantisch geworden, auf seinen Gütern und starb 1847. Seine zahlreichen Dichtungen, von welchen besonders die humoristische Biographie „das goldene Kalb", 1804, berühmt geworden ist, bewegen sich meistens in der vornehmen Gesellschaft, deren Gebrechen ein mehr von dem Verstande, als von dem Herzen gebildetes Ideal gegenüber gehalten wird, weßhalb seine Satire mehr spottend, als wehmüthig auftritt.

Wilhelm Friedrich Meyern, geb. 1760 zu Anspach, österreichischer Hauptmann, weit in der Welt umhergekommen, selbst in Asien; starb 1829 zu Frankfurt. Sein Hauptwerk, der Roman „Dya-Na-Sore, oder die Wanderer", 1787, dessen Schauplatz Indien und Tibet, „behandelt in lyrisch-traumhafter Verzückung freimaurerische Ideen" [1]). — Auch

Joh. Chr. Friedr. Hölderlin (s. unten) gehört mit seinem Romane „Hyperion, oder der Eremit in Griechenland", 1799, hierher. In demselben wird ein dem griechischen Leben entnommenes Ideal der Gegenwart vorgehalten, welche nach der Meinung des Dichters nur dadurch von ihren Gebrechen genesen kann, wenn sie dieses zum Ziele aller ihrer Bestrebungen macht.

Ulrich Hegner, geb. 1759 zu Winterthur, Doktor der Medicin, Rathsherr in seiner Vaterstadt, starb 1840. Am bekanntesten ist seine „Molkenkur", 1812, eine anmuthige heitere Erzählung, welche nicht auf eigentliche Tendenzen ausgeht.

Zeitgenossen Goethe's und Schiller's,

welche bisher noch nicht erwähnt worden sind.

Naturmalerei und sentimentale Lyrik.

Trotz der Abmahnung Lessing's im Laokoon und der echt

---

1) K. Gödecke.

poetischen Behandlung der Natur in Goethe's Liedern, kam auf dem Gebiete der Lyrik die Naturmalerei noch einmal wieder in Aufnahme. Freilich ist es nicht mehr die langweilige Miniaturmalerei Brockes', oder die schwülstige Haller's, — bei welcher die Phantasie nicht im Stande ist, die aufgezählten Einzelheiten in ein Ganzes zusammenzufassen, — auch nicht die reine, sich selbst zum Zweck habende Schilderung Kleist's, oder die oft prosaisch absinkende Voss'ens: sondern eine sentimentale, ahnungsvolle Auffassung der Natur, welche in einer so schönen, oft wahrhaft melodischen Sprache hervortrat, daß diese neue Dichtung außerordentlichen Anklang fand.

Der tonangebende Dichter dieser Richtung war

Friedrich (v.) Matthisson, geb. 1761 zu Hohenbodeleben bei Magdeburg, studirte in Halle Theologie, ward Privatlehrer in Dessau, 1794 Reisebegleiter der Fürstin Luise von Dessau, 1812, nachdem er schon früher in den Adelstand erhoben, Geheimer Legationsrath, Theaterintendant und Oberbibliothekar in Stuttgart, legte 1828 seine Aemter nieder und ging nach Wörlitz, wo er 1831 starb.

Der ungeheure Beifall, mit welchem M's. Gedichte aufgenommen wurden, welche selbst Schiller in einer Recension rühmend hervorhob, verlor sich mit der Zeit immer mehr, und der Dichter gerieth zuletzt fast in Vergessenheit. Es ist diese Erscheinung in den Gedichten selbst begründet, denn sie bestechen auf den ersten Anblick durch die außerordentliche Schönheit des Verses, an dem Alles vortrefflich ist, und durch das sich darin aussprechende weiche schwärmerische Gefühl. Bei genauerer Betrachtung aber erweisen sich seine elegischen Naturgedichte als eine willkürliche Häufung von Bildern, die keine innere Nothwendigkeit zusammenhält, und die keine klare Anschauung des geschilderten Gegenstandes in der Phantasie erwecken können. Von den rein lyrischen Gedichten, meist kontemplativer, schwermüthiger Natur, sind die aus der Jugendzeit mitunter wahr und

innig, wenn auch oft verschwommen, die spätern vielfach affektirt, wohlklingende Phrasen mit dürftigem Inhalte.

Lieder, 1781. Gedichte, 1787—1851, 15. Aufl. — Schriften, 1825—29.

Johann Gaudenz v. Salis-Seewis, geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, bis zur französischen Revolution Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles, dann nach seinem Vaterlande zurück, später in Chur Stadtvogt und Kantonoberst; gestorben 1834 zu Malans. — Freund Matthisson's, dessen Manier nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf seine Poesie blieb; indessen ist er bei aller Zartheit des Sinnes und trotz des elegischen, sehnsüchtigen Zuges seiner Natur doch frischer und männlicher, als jener, dem er an Anmuth der Sprache und Wohllaut des Reimes wieder nachsteht.

Gedichte 1793 und öfter. Neueste Aufl. 1845.

Christoph August Tiedge, geb. 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg, studirte in Halle die Rechte, ging auf Gleim's Veranlassung nach Halberstadt, wo er 1793 Domkommissär ward; lebte später in Magdeburg, Halle, Berlin, bis er 1801 mit Elise v. d. Recke bekannt ward, welche er auf ihren Reisen begleitete, und mit der er sich 1819 in Dresden dauernd niederließ, wo er 1841 starb.

Von seinen Dichtungen — er hat viel geschrieben, seine sämmtlichen Werke sind, außer dem Nachlaß, zu Leipzig 1841 in der 4. Aufl. in 10 Bden erschienen — haben ihn besonders seine Elegien und sein Lehrgedicht „Urania“ bekannt und eine Zeitlang sehr berühmt gemacht. Erstere zeichnen sich durch Wohllaut der Sprache aus, lassen aber selten wahre Empfindung zu lebendiger Erscheinung kommen, sondern sind weichlich-sentimental. Die Urania, welche 15 Auflagen erlebt hat, (Leipzig 1856. 15. Aufl.) ist ein Lehrgedicht über Gott und Unsterblichkeit, in welchem Kant'sche Ideen und religiöse Empfindsamkeit

mit einander vermengt und in tönender, schwunghafter Rede vorgetragen werden. Diese, zuerst blendend, bewährt sich bei näherer Betrachtung aber keineswegs als poetische Sprache, welche den abstrakten Gegenstand sinnlich anschaulich zu machen weiß (wie das z. B. Schiller vermag), sondern als oratorische Diktion, deren Glanz von der Geringfügigkeit der Gedanken absehen ließ.

Von den Dichterinnen jener Periode, welche eine ähnliche Richtung verfolgen, waren damals in einigen Kreisen beliebt:

Elise v. d. Recke, geb. Reichsgräfin von Medem, geb. 1756, gest. 1833, Tiedge's Freundin. Ihre Gedichte, zum Theil Tiedge nachahmend, sind ohne künstlerische Bedeutung.

Sophie Mereau, geb. Schubert, geb. 1768, gest. 1806. Nachdem sie von ihrem ersten Manne sich hatte scheiden lassen, heirathete sie 1804 Clemens Brentano. Unter ihren Schriften waren besonders ihre Gedichte eine Zeitlang berühmt.

Friedr. Brun, geb. Münter, geb. 1765, gest. 1835. Ihre Gedichte erinnern an die Weise Matthisson's, mit dem sie die Reise nach Italien machte.

Luise Brachmann, geb. 1777 zu Rochlitz, lebte in den Kreisen Hardenberg's (Novalis), Müllner's ꝛc., suchte nach einem sehr bewegten Leben ihren Tod in der Saale unweit Halle 1822. Sie ist bedeutender als die vorigen Dichterinnen. Ihre Gedichte haben ebenfalls sentimentale Richtung, sind aber wahrer Ausdruck eines schmerzerfüllten Gemüthes. Auserlesene Dichtungen v. L. B., Leipzig 1824—26. 6 Bde.

Noch können hier genannt werden:

Amalie v. Imhoff, geb. 1776 zu Weimar, Hofdame der Herzogin, daher im Verkehr mit Goethe, Schiller ꝛc. Später verheirathet mit dem schwedischen Obersten v. Helvig; starb zu Berlin 1834. Zuerst bekannt durch das idyllische Epos: „die Schwestern von Lesbos“, in Schiller's Musenalmanach

von 1800 veröffentlicht. Später: „die Schwestern auf Corcyra“, dramatische Idylle, 1812 2c.

Helmina v. Chezy, geb. v. Klenke, Enkelin der Karsch, geb. 1783 in Berlin, gest. 1856. Von ihr die Oper „Euryanthe“, 1824, Gedichte und Romane.

Siegfried August Mahlmann, geb. 1771 zu Leipzig, gründete nach Reisen, die er als Hofmeister eines jungen Lievländers durch das nördliche Europa machte, eine Buchhandlung in Leipzig; gab dieselbe wieder auf, ward Hofrath und Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“, nachher einer politischen Zeitung. Er starb 1826. Seine sämmtlichen Schriften sind 1840 in 8 Bänden erschienen; am bekanntesten ist er durch seine lyrischen Gedichte geworden. Wenn auch eben nicht tief, sind doch manche seiner Lieder leicht und ansprechend und daher noch heute bekannt. — Von ihm ist auch ein burleskes Drama, eine Verspottung der Rührungs-Poesie Kotzebue's: „Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister, ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel in 3 Aufzügen, als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg“. Leipzig 1803. — 5. Aufl. 1837.

Ignaz Heinrich Freiherr v. Wessenberg, geb. 1774 zu Dresden, Generalvikar des Bisthums Konstanz; mußte, wegen seiner freisinnigen reformatorischen Bestrebungen mit dem Pabste zerfallen, seinem Amte entsagen und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 1860. Seine eben nicht originellen „Gedichte“, 1800, zeugen von der edelsten Gesinnung. „Blüten aus Italien“, 1818.

Wie die obigen Dichter meistens durch sentimentale Richtung und Vorliebe für Naturmalerei an die Göttinger erinnern, so nähert sich Seume ihnen durch seinen Patriotismus.

Joh. Gottfr. Seume, geb. 1763 in einem Dorfe bei Weißenfels, wo sein Vater Bauer war; ward durch den Grafen Hohenthal erzogen, ging nach Leipzig, um Theologie zu studiren,

gab sein Studium wieder auf, und fiel auf der Reise nach Paris hessischen Werbern in die Hände, die ihn als Soldaten nach Amerika transportirten. Nach seiner Rückkehr den Hessen glücklich entflohen, ward er von preußischen Werbern aufgegriffen und mußte in Emden als Soldat eintreten; er desertirte, ward wieder eingefangen und erlangte endlich, nach großer Gefahr für sein Leben, auf Caution eines Bürgers, seine Freiheit. Er ging nach Leipzig, ward Magister, dann Sekretär des Grafen Igelström und bald darauf Lieutenant in russischen Diensten. Ohne Aussicht, zu avanciren, ging er wieder nach Leipzig, hielt Vorlesungen, machte Reisen nach Sicilien, Rußland und Schweden, und starb 1810 zu Teplitz.

Seine Gedichte, die ihn am bekanntesten gemacht haben, verrathen einen kräftigen, biedern Charakter, aber auch oft eine durch seine schlimmen Lebenserfahrungen, wie auch wohl durch Klinger's Einwirkung (mit dem er in Petersburg viel Verkehr hatte) erklärbare verbitterte Stimmung. Die Phantasie aber hat wenig Antheil an ihnen. — Er schrieb auch ein Trauerspiel „Miltiades". — Von seinen Prosa-Schriften ist sein „Spaziergang nach Syrakus", 1802, die Beschreibung seiner wirklich dorthin gemachten Fußreise, am bekanntesten.

An Klopstock's und Voss'ens Weise erinnern Neubeck und Conz.

Valerius Wilh. Neubeck, — geb. 1765 zu Arnstadt, Arzt in Liegnitz, nachher in Steinau in Schlesien, starb 1850, — ward besonders durch sein von A. W. Schlegel günstig beurtheiltes didaktisches Gedicht in 4 Gesängen „die Gesundbrunnen", 1796, bekannt. Will man überhaupt diese Dichtungsgattung gelten lassen, so ist jenes nicht unbedeutend. Von ihm auch Lyrisches: Oden, Lieder und Anderes.

Karl Phil. Conz, — geb. 1761 zu Lorch, Schiller's Jugendgespiele, Prediger, dann Professor in Tübingen, wo er 1827 starb, — Verfasser von Gedichten, für welche er größtentheils wieder antike Formen wählte.

Nach Klopstock'scher Erhabenheit strebte

Franz von Sonnenberg. Geb. 1779 zu Münster, studirte in Jena die Rechte, machte Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und lebte darauf meistens in Jena. Eine unglückliche Liebe und die Trauer über des Vaterlandes Schmach zerrüttete seine Gesundheit und seinen Geist; in einem Anfall von Wahnsinn stürzte er sich aus dem Fenster 1805. — Seine feurige, aber ungezügelte Phantasie ließ ihn einen gewaltigen Stoff ergreifen: er schildert in der Epopöe „Donatoa" 1806, in 12 Ges. das Weltende; da es ihm aber an Ruhe, Mäßigung und Klarheit fehlte, war er seiner Aufgabe nicht gewachsen, und das Gedicht kann bei manchen Schönheiten (gelungenen idyllischen Scenen, Schlachtgemälden) keinen befriedigenden Eindruck machen. Seine begeisterten dem Vaterlande gewidmeten Oden sind oft großartig angelegt, leiden aber meistens an denselben Gebrechen.

Von den vielen noch übrigen Dichtern der Goethe-Schiller'schen Zeit können noch genannt werden:

Joh. Christ. Friedr. Haug, geb. 1761 im Würtembergischen, Hofrath und Bibliothekar in Stuttgart, gest. 1829, durch seine Epigramme bekannt, deren er eine große Menge verfaßte; unter ihnen: 200 Hyperbeln auf Herrn Wahl's ungeheure Nase, 1822 ꝛc.

Joh. Daniel Falk, geb. 1770 zu Danzig, Sohn eines Perrückenmachers, der sich unter dem Drucke der Armuth emporarbeitete; starb als Legationsrath in Weimar 1826; bekannt als Stifter eines Vereines zur Rettung verlassener und verwilderter Knaben. Er schrieb vornehmlich Satiren, denen jedoch meistens ein fester wirklicher Mittelpunkt fehlt; unter diesen: „Die heiligen Gräber zu Rom" und „Die Gebete", 1796.

Noch verdienen vielleicht eine kurze Erwähnung die freilich nicht tiefen, aber ihrer Zeit berühmten Dichter:

Gerh. Anton v. Halem, geb. 1752 zu Oldenburg, gest. 1819 als Regierungsdirektor zu Eutin. „Jesus der Stifter des Gottesreiches", Epos in 12 Gesängen, 1810, &c. &c.

Georg Phil. Schmidt (Schmidt von Lübeck), geb. 1766 zu Lübeck, Bankdirektor in Altona, später privatis. in Hamburg; gest. 1849. Viel gesungene Lieder.

Joh. Friedr. Kind, geb. 1768 zu Leipzig, Advokat in Dresden, später Hofrath, nur der Schriftstellerei lebend; gest. 1843. — Gedichte, 1808, dramatische Dichtungen, (die Oper „der Freischütz", 1822), Novellen &c.

Karl Gottfr. Theod. Winkler (Theodor Hell), geb. 1775 zu Waldenburg im Schönburg'schen, Hofrath und Sekretär, später Vice-Direktor des königl. Theaters in Dresden, gest. 1858. Uebersetzungen, Gedichte, Novellen, bes. Dramatisches.

Joh. Stephan Schütze, geb. 1771 zu Olvenstädt im Magdeburgischen, Doktor der Philosophie und Hofrath in Weimar, wo er 1839 starb. Gedichte, Lustspiele, Novellen.

Zweiter Abschnitt.

Von 1800—1830.

Romantische Poesie.

Während zu Ende des 18. und Anfange des 19. Jahrh. bei politischer Theilnahmlosigkeit das geistige Leben in Deutschland in Kunst und Wissenschaft und Philosophie (Kant, Fichte, Schelling, Hegel) die schönsten Blüten trieb, zeigte sich doch dem Allen gegenüber viel Seichtheit und Ungeschmack. (S. oben.) Da ging eine neue Anregung aus von einigen jungen Literaten des Jenaer Kreises (Novalis, den Brüdern Schlegel, Wackenroder, Tieck), denen ihre Gegner den Namen der Romantiker gaben.

Die neue, durch Lessing und Herder auf dem Gebiete der deutschen Literatur mächtig hervortretende Aufklärung, welche, indem sie den Autoritätsglauben abwarf, auf allen Gebieten Forschungen anstellte und aus Vernunftprincipien Alles neu zu organisiren strebte, hatte eine stärkere Subjektivität hervorgerufen, welche, in der Genieperiode sich zu einer unbegrenzten steigernd, über Maß und Regel hinausging. Eine ähnliche Erscheinung tritt uns entgegen in der Richtung der neuen Schule: der poetische Geist sollte „die ganze Welt in dem Brennpunkte des freien Ich versammeln, um sie von hier aus wie ein Spiel der Willkür wieder vorzuführen", — wodurch denn auch der Ironie eine Hauptrolle ertheilt wurde. Ihre Mitglieder schlossen sich zuerst an Goethe und Schiller an und priesen des ersteren „rein poetische Poesie als die vollständigste Poesie der Poesie"; später gingen sie mit großer Keckheit ihren eignen Weg, blickten mitunter geringschätzig auf Schiller, dem sie den Namen eines wahren Dichters streitig machten, und glaubten noch über Goethe hinausgekommen. An dem Grundsatze jener, in der Kunst das Reale und Ideale in Uebereinstimmung zu bringen, hielten sie fest; sie steigerten ihn aber ins Maßlose und wollten alle Lebenserscheinungen und alle Wissenschaft mit der Poesie in solche Vereinigung bringen, daß die Poesie als das allein Wahre im Mittelpunkte stehe: „Alle tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst mit ihren unendlichen Reflexen sollten endlich in einen Brennpunkt zusammenstrahlen, und dieser werde auf die Stelle hinfallen, worauf der Dichter steht". Um aber den unendlich vielen prosaischen Erscheinungen der Welt eine poetische Seite abzugewinnen, sollte man zu einer symbolischen Anschauung alles Lebens zu gelangen suchen. Allein zur Realisirung solcher Bestrebungen fehlte es theils an genialen schöpferischen Kräften, theils war die dazu nothwendige Einheit des Lebens nicht zu entdecken. Um diese zu finden, versenkte man sich mit großer Liebe in das Mittelalter, dessen

Institutionen: Feudalwesen, Ritterthum, Hierarchie, sämmtlich von der Religion zusammengehalten und zu einer Einheit verbunden waren, beklagte die Reformation, als eine die Einheit des christlichen Lebens aufhebende Erscheinung; man haßte die Aufklärung der neuern Zeit, die allerdings oft genug in Flachheit auslief, und bedauerte, „daß sie keine Ehrerbietung vor dem Dunkel habe", daß sie den Glauben an Ahnungen, Astrologie und ähnliche geheimnißvolle Dinge verscheucht. Statt daher Leben und Poesie zu vermitteln, wandte man sich von der Gegenwart, welche freilich damals in ihren Zuständen wenig Befriedigendes bot, ab und entfremdete sich dem wirklichen Leben; und da man überdies mit den gesteigerten Forderungen an die Kunst die größte Willkür verband und die Phantasie ohne alle Fesseln walten ließ, — sollte doch der poetische Sinn Verwandtschaft mit dem Wahnsinn haben — so gefiel man sich in Unklarheit, vertiefte sich in eine Traumwelt, fühlte sich daher besonders von dem Märchenhaften angezogen und verlor sich nicht selten ins Abenteuerliche, Phantastische und Formlose, wobei dann der Uebergang zum Mysticismus nahe genug lag.

Darüber darf indessen nicht verkannt werden, daß die neue Schule nach manchen Seiten hin anregend gewirkt und viel Schönes zur Erscheinung gebracht hat. Ihre Thätigkeit war vorzugsweise kritisch, aber auch produktiv. Mit scharfer ironischer Polemik zogen sie gegen alles Philisterthum zu Felde, bekämpften alle Seichtheit und Plattheit auf dem Gebiete der Literatur, wie die neu aufkommende übertriebene Sentimentalität, als etwas Unwahres, und Nicolai und seine Anhänger, Lafontaine, Kotzebue, Iffland, Matthisson und die Verfasser der Geister-, Ritter- und Räuberromane waren nie vor ihren kecken Angriffen sicher. — Aber auch positiv (aufbauend) wirkten sie. Die beiden Schlegel sind eigentlich die Begründer der Literatur-Geschichte, und die durch Lessing aufgefundenen wahren Ansichten vom Wesen der Kunst wurden durch sie auf die scharfsinnigste

Weise weiter fortgeführt. — Ihre Organe waren zunächst die von den Brüdern Schlegel von 1798—1800 herausgegebene Zeitschrift „das Athenäum“, später kurze Zeit „die Europa“, und die von Spazier redigirte „Zeitung für die elegante Welt“, gegen welche der fade „Freimüthige“ der Kotzebue'schen Partei gerichtet war.

Ein großes Verdienst, welches die romantische Schule sich erwarb, besteht ferner darin, daß sie so viel Schönes aus der ältern Literatur wieder hervorrief und Fremdes uns aneignete, und so auf dem von Herder zuerst betretenen Wege („Stimmen der Völker“) weiter ging. Der Blick auf das deutsche Mittelalter führte natürlich auf dessen Poesie, und so ward das mittelalterliche Epos und das alte Volkslied wieder ins Leben gerufen, und der Blick in die alte Sagen- und Märchenwelt wieder eröffnet [1]).

Dann fand man die mittelalterliche Romantik besonders bei den spanischen Dichtern ausgeprägt, und die beiden Schlegel und Tieck, denen bald Andere, z. B. Gries, Kannegießer, Streckfuß, mit großem Geschicke folgten, übersetzten Calderon und Cervantes; dann kamen die Italiener Dante [2]), Boccaz,

---

1) Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht! (Tieck.)

In Folge dessen die Sammlungen alter Volkslieder (A. v. Arnim's und Cl. Brentano's Wunderhorn s. unten) und Märchen; von letzteren die unübertreffbaren „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Jacob und Wilh. Grimm. 1812—14. 2 Bde.

2) Dante Alighieri, geb. 1265 zu Florenz, gest. 1321 zu Ravenna nach einem sehr bewegten Leben, indem er zuerst als Krieger und Staatsmann glänzte, dann unstät und flüchtig umherirren mußte. Er ist der Verfasser des großartigen Gedichtes „die göttliche Komödie“, welches aus hundert Gesängen besteht und in drei Abschnitte: Hölle, Fegfeuer und Paradies zerfällt.

Petrarc, Tasso, Ariost an die Reihe, darauf der Orient und selbst das alte Indien mit seinen Sanskrit-Denkmälern. Die verdienstvollste That A. W. Schlegel's ist die leider nicht vollendete, aber von Tieck und Andern fortgesetzte meisterhafte Uebersetzung. Shakspeare's, der vor allen von den Romantikern in Ehren gehalten wurde, und den man in seiner universellen Poesie, neben Dante und Goethe, als den Meister der modernen Dichtkunst schätzte. — Später stellte man, namentlich Fr. Schlegel, Calderon Allen voran, welcher von den romantischen Dramatikern vielfach nachgeahmt wurde und daher von nachtheiligem Einfluß auf das deutsche Theater war, indem er, bei allen glänzenden dramatischen Eigenschaften, von Seiten der Vernunft und des moralischen Gefühls der deutschen Bildung unmöglich förderlich sein konnte. Mit den spanischen und italienischen Dichtern wurden nun auch die südlichen Formen [1]) allgemeiner in die deutsche Poesie eingeführt, welche jedoch oft zu Reimspielereien führten, bis die nähere Bekanntschaft mit dem alten Volksliede die einfachen Weisen wieder zur Geltung brachte [2]).

---

1) Sonett, Kanzone, Siciliane, Sestine, Ritornell, Glosse, Decime, Kancion, Stanze, Terzine; — Ghasel, pers. Vierzeilen.

2) Klingsonate von Voß. (Satire gegen diese neuen Formen.)

(Grave.)
Mit
Prall-
Hall
Sprüht
Süd
Trall-
Lall-
Lied.
Kling-
Klang
Singt;
Sing-
Sang
Klingt.
(Scherzendo.)
Aus Moor-
Gewimmel
Und Schimmel
Hervor
Dringt, Chor,
Dein Bimmel-
Getümmel
Ins Ohr.
O höre
Mein kleines
Sonett.
Auf Ehre!
Klingt deines
So nett?

Die poetischen Schöpfungen der romantischen Schule traten in dramatischer Form, besonders aber im Roman und im Liede hervor. Im letzteren ist viel Vortreffliches geleistet, und überhaupt kann man die Lyrik der neuen Romantiker als eine Fortsetzung und Entfaltung der Goethe'schen, welche zuerst die reinen Tönen anschlug, betrachten.

Auch auf andere Künste, besonders die Malerei und Musik, hatte die romantische Poesie unbestreitbaren Einfluß, wie auch die Weckung des deutschen Sprachstudiums (Gebr. Grimm) und die Ausbildung des deutschen Stils mit unter ihre Verdienste zu rechnen sind.

Aug. Wilh. (v.) Schlegel, Sohn des als lyr. Dichter bekannten hannoverschen Konsistorialrathes Joh. Adolph, geb. 1767 zu Hannover, studirte in Göttingen, wo er Bürger's Bekanntschaft machte, schöne Wissenschaften, ward, nachdem er einige Jahre in Amsterdam Hauslehrer gewesen, Professor in Jena und trat in Beziehung zu Goethe und Schiller. 1800 ging er nach Berlin und verband sich mit Tieck, verließ 1804 die Stadt wieder und führte von jetzt an ein unstetes Leben. Zuerst begleitete er die Frau von Holstein-Staël auf ihren Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien, Dänemark, Schweden; 1808 hielt er Vorlesungen in Wien; im folgenden Jahre ging er nach Stockholm und ward hier zum Legationsrathe ernannt; 1813 begleitete er den Kronprinzen von Schweden als geh. Kabinetssekretär nach Deutschland. Später lebte er bei der Frau von Staël auf deren Landgute Coppet in der Schweiz, ward 1818 Professor in Bonn, wo er sich für immer niederließ und 1845 starb.

A. W. Schlegel kann als Begründer und Stimmführer der neuen Romantik betrachtet werden, deren Sache er, mit freilich mehrfach modificirten Ansichten, in großem Selbstbewußtsein, oft nicht ohne Uebermuth und Eitelkeit führte. Obgleich ohne echte Produktivität und philosophischen Tiefsinn, ohne

Reichthum des Gemüthes und sittliche Energie, aber im Besitz einer großen Gewandtheit des Geistes, die ihn zu geistreicher Auffassung und Darstellung befähigte, vertraut mit dem Geiste des Alterthums, eingeweiht in die neue Philosophie (Fichte, Schelling), ausgerüstet mit den umfassendsten Sprachkenntnissen, von einer ungeheuren Belesenheit, Meister in Behandlung der Sprache — hat er Ausgezeichnetes geleistet sowohl in der Kunstkritik, welche er in ein neues Stadium geführt hat, als auch in seinen noch unübertroffenen Uebersetzungen.

Die vornehmsten literarhistorisch-kritischen Schriften Schlegel's sind: „Charakteristiken und Kritiken", 1801, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Friedrich, in welchen unter andern beurtheilt und gewürdigt werden: Lessing, Bürger's Werke, Voß' Homer, Shakspeare's Romeo und Julie, Goethe's römische Elegien, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea. — „Ueber dramatische Kunst und Literatur", 1809—11, ursprünglich Vorlesungen, welche ein umfassendes, anschauliches Bild der dramatischen Literatur aller Nationen geben. — „Kritische Schriften", 1828, — „Indische Bibliothek", 1823—30 ꝛc. Er schrieb auch über französische Literatur, zum Theil in französischer Sprache.

Uebersetzungen Shakspeare's: „Romeo und Julie", „Sommernachtstraum", „Jul. Cäsar", „Was ihr wollt", „der Sturm", „Hamlet", „Kaufmann von Venedig", „Wie es euch gefällt", „König Johann", „Richard II.", „Heinrich IV." 1., „Heinrich V.", „Heinrich VI.", Heinrich IV." 2. 3., 1797—1801, „Richard III.", 1810. — Spanisches Theater, 1803—9, Uebersetzung von 5 Schauspielen Calderon's. — „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie", 1804. — „Romantische Wälder", 1808 ꝛc.

Als selbständiger Dichter ist Schlegel nicht sehr bedeutend; er wußte indessen den Mangel an poetischer Kraft durch große Gewandtheit, geistreiche Ideen und besonders durch technische

Virtuosität zu verdecken. In formeller Hinsicht können seine Verse als Muster gelten, und kommt ihm darin vielleicht nur Platen gleich: vor allem gelingen ihm daher die fremden Formen, besonders das Sonett, worin er sich selbst für den größten Meister hielt. Seine Gedichte (Gedichte 1800. — Poetische Werke 1811), unter welchen wenig echte Klänge aus der Tiefe des Gemüthes, sind, außer einigen Romanzen und Balladen von zweifelhaftem Werthe, meistens reflektirender Natur. In seinem Schauspiele „Jon", 1803, zeigt sich, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war. Die Richtung auf das Romantische tritt in Schlegel's Dichtungen im ganzen nur wenig hervor. — Gesammtausgabe der Schlegel'schen Werke von Böcking 1846. —

Friedrich (v.) Schlegel, Bruder des Vorigen, geb. 1772 zu Hannover, gab seinen Vorsatz, Kaufmann zu werden, wozu er schon die ersten Vorbereitungen gemacht, wieder auf und studirte in Göttingen und Leipzig Philologie. Nach einem längern Aufenthalte in Berlin, wo er mit Schleiermacher verkehrte, ward er Docent in Jena, ging 1802 nach Paris, um Sanskrit zu studiren, und trat 1803 in Köln zur katholischen Kirche über. Seit 1808 Sekretär bei der Hofkanzlei in Wien, verfaßte er die östreichischen Proklamationen gegen Napoleon, begleitete 1809 den Erzherzog Johann nach Italien und ward darauf östreichischer Legationsrath beim Bundestage. 1819 verließ er seine politische Laufbahn und lebte seiner literarischen Thätigkeit, größtentheils in Wien. Er starb 1829 in Dresden.

Mit ähnlichen Talenten und Kenntnissen ausgerüstet und ähnlichen Bestrebungen hingegeben, wie sein Bruder, besteht sein Hauptverdienst ebenfalls in seinen Leistungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte und Kritik. („Geschichte der Poesie der Griechen und Römer", 1798, — „Geschichte der alten und neuern Literatur", 1812, — „Ueber die Sprache und Weisheit

der Inder", 1808 ꝛc.) Seine übrigen wissenschaftlichen Schriften, besonders Geschichte und Philosophie betreffend, („Vorlesungen über die neuere Geschichte", 1811, — „Geschichte der Jungfrau von Orleans", 1802, und „Geschichte der Margarethe von Valois", 1803, — „Philosophie der Geschichte", 1828, — „Philosophie des Lebens", 1829, ꝛc. ꝛc.) sind keineswegs von gleichem Werthe, wie überhaupt in seinen Werken eine große Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen sich ausspricht; denn Fr. Schlegel's Natur war voll Widersprüche, welche aus der Unruhe und dem beständigen vergeblichen Suchen nach Einheit des geistigen Lebens hervorgingen. Zuerst an Goethe und Schiller sich anlehnend, mit Lessing's Werken sich eifrig beschäftigend und dem Studium der Griechen und Römer ergeben, trat er schon 1799 mit dem berüchtigten Roman „Lucinde" hervor, von dem Schiller sagt, daß der Verfasser darin die Frechheit zu seiner Göttin gemacht habe, und verkündete 1800 in seinem „Gespräch über die Poesie" die Ideen der neuen Romantik, deren mystische Richtung er besonders verfolgte, bis er durch sie in den Schooß der römisch-katholischen Kirche gelangte.

Seine poetische Kraft ist nicht größer als die Aug. Wilhelm's, und wo er tiefer zu sein scheint, als jener, ist er nur mystisch. In der Behandlung der Form besteht auch seine vornehmste Kunst, wiewohl der Bruder darin ihm überlegen. Unter seinen Gedichten sind vielleicht seine patriotischen Lieder von 1809 das Bedeutendste. („Gedichte", 1809. — Der frivole Roman „Lucinde", in welchem Emancipation der Sinnlichkeit verkündet und Natur (Sinnlichkeit) an die Stelle der Unschuld gesetzt wird, erinnert an Wieland und Heinse, ohne den poetischen Reiz ihrer Werke zu haben. — Sein Trauerspiel „Alarcos", 1802, ist verfehlt und eine unglückliche Vermengung von Antikem mit Romantischem. — Einiges hat er gemeinsam mit seinem Bruder herausgegeben (Athenäum, Europa, Charak-

teristiken und Kritiken); bei der Bearbeitung alter Volksbücher: Lother und Maller, Merlin, Euryanthe, half ihm seine Frau Dorothea, geb. Mendelssohn.

Gesammt-Ausgabe, Wien 1822—25, 10 Bde. Neue Ausgabe, Wien 1846, 15 Bde.

Zu den Verkündern der Lehre der neuen Schule gehört auch der früh verstorbene Jugendfreund Tieck's

Wilh. Heinr. Wackenroder, — geb. 1772 zu Berlin, studirte in Halle die Rechte, widmete sich aber bald ganz der Poesie; starb 1798 — welcher besonders die religiös-mystische Seite derselben hervorhebt in seinen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", 1797, und den von Tieck weiter gebildeten „Phantasieen über die Kunst", 1799. In dem erstern Werke führt die Sehnsucht nach wahrer Poesie einen Künstler in den Schooß der katholischen Kirche, die alle Sehnsucht befriedigt und allen idealen Bestrebungen das würdigste Ziel giebt.

Was die eben Genannten gelehrt, das suchten nun die produktiven Talente der neuen Schule als poetische That darzustellen.

Unter ihnen ist obenan zu nennen

Friedr. Georg v. Hardenberg (nach einem Familien-Gute Novalis), geb. 1772 auf Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg Philosophie 2c., später in Freiberg Bergkunde, ward 1799 Salinenassessor in Weißenfels, gesellte sich dem Kreise der Romantiker in Jena zu, ward 1800 Amtshauptmann im Thüringschen und starb 1801.

Keiner suchte wie er die romantischen Ideen in ihrem ganzen Umfange zur poetischen Erscheinung zu bringen, denn in seinem unvollendet gebliebenen Romane „Heinrich von Ofterdingen" will er Poesie und Leben in Eins verschmelzen, will „mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe,

Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend die Welt erobern"; das Ganze soll „eine Apotheose der Poesie" sein.

Novalis ist eine hochpoetische Natur voll tiefen sehnsüchtigen Gefühls und reicher Phantasie, aber krankhaft überreizt durch ein angeerbtes Brustleiden, durch eine herrenhutische Erziehung, theosophische Studien (Jac. Böhme) und durch sein Gemüth tief verwundende Verluste, daher unklar, schwärmerisch und endlich in Mystik sich verlierend. Sein Roman ist großartig angelegt, aber der Dichter war seinen Intentionen nicht gewachsen, überall tritt Mangel an Klarheit des Planes und Kraft zu objektiver Gestaltung hervor; daher so häufig statt Thatsachen Raisonnements; vielerlei Dinge werden berührt: Poesie, Naturwissenschaften, Bergbau, Handel 2c., aber die „blaue Blume der Poesie", von der so viel die Rede, will nirgend zur rechten Erscheinung kommen, um Alles zu einem schönen Ganzen zu vereinigen. Heinr. v. Ofterd. erinnert an Goethe's Wilhelm Meister, aus dem Novalis offenbar zuerst die Idee zur Anlage seines Romanes entnahm, obgleich dieser gerade der Gegensatz zu jenem, den er das Evangelium der Oekonomie nannte, sein sollte; denn während in Wilhelm Meister die äußere Gestalt des Lebens ihr Recht behält, „Natur und Mysticismus vergessen seien", sollte der Heinr. v. O. nur ein poetisches Leben offenbaren.

Novalis' Gedichte, dem Heinr. v. Ofterd. eingestreut, sind zum Theil vortrefflich, z. B. Weinlied, Bergmannslied, Mädchenlied; — seine religiösen Lieder, 13 an der Zahl, sind von großer Innigkeit, aber sehr subjektiv gehalten, weßhalb sie zu Kirchenliedern sich nicht eignen. Zum Theil wird das religiöse Gefühl darin so überschwenglich, daß es in Mystik sich verliert; ja man hat darin selbst pantheistische Ideen zu entdecken gemeint, welche mit größerm Rechte in den „Lehrlingen von Sais" gefunden werden können. Das meiste Gewicht legte Novalis selbst auf seine Hymnen an die Nacht. — Die „Fragmente" enthalten geistreiche, zum Theil auch wohl paradoxe

Ideen über Lebensphilosophie, Kunst, Naturwissenschaften, Mathematik, Bergmannswesen ꝛc.

Ausgabe seiner Schriften von Fr. Schlegel und L. Tieck, 1802. — 5. Aufl. 1837. 2 Thle., 3. Thl. 1846.

Auf Novalis hatten die Anhänger der neuen Schule wie auf einen poetischen Heiland hingeblickt; Tieck nennt ihn den Verkündiger der Religion, Liebe und Unschuld, ein ahnungsvolles Morgenroth einer bessern Zukunft; selbst Schleiermacher stimmte mit ein. Als aber des Dichters früher Tod diese Hoffnung vereitelte, wenigstens nicht zur völligen Erfüllung gelangen ließ, da knüpfte man sie von neuem an Tieck's schöpferischen Geist an, den man denn auch bald neben Goethe stellte, ja den seine enthusiastischsten Verehrer noch über Goethe erhoben.

Ludwig Tieck (ps. Peter Lebrecht — Gottlieb Färber), geb. 1773 zu Berlin, studirte in Halle schöne Wissenschaften und neuere Sprachen; schrieb, nach Berlin zurückgekehrt, zuerst für Nicolai im Sinne der von diesem repräsentirten sogen. Aufklärung. Dessen bald überdrüssig, ging er nach Göttingen, wo er die englische Sprache studirte, dann nach Erlangen, darauf nach Hamburg, verheirathete sich hier mit einer Tochter des Pastors Alberti [1]) und übersiedelte sich nach Jena, wo er sich den Schlegel, Novalis, Fichte, Schelling anschloß (1800). Nach einem Aufenthalte in Dresden und Berlin machte er 1805 eine Reise nach Rom, 1817 nach Paris und 1818 nach London, um auf den dortigen Bibliotheken mittelalterliche Poesie und Shakspeare zu studiren. In den Zwischenzeiten lebte er auf dem Gute Ziebingen bei Frankfurt a. d. O., Berlin ꝛc., und nach seiner Rückkehr von England ließ er sich in Dresden nieder, wo er 1825 mit dem Hofrathstitel Mitglied der Schauspieldirektion

---

1) Einer der Gegner des schon oft erwähnten Past. Goeze, mit welchem er in heftigen Streit gerieth.

ward. Seit 1841 wohnte er abwechselnd in Berlin, Potsdam und Dresden mit einer Pension des Königs Friedrich Wilhelm IV. Er starb 1853.

Tieck ist der eigentliche Repräsentant der modernen Romantik, denn er war unter seinen Genossen der bei weitem produktivste Dichter und hat alle Elemente der neuen Schule zur Erscheinung gebracht, großentheils in sichern abgeschlossenen Gestaltungen und nicht formlos auseinander gehend, wie die meisten romant. Dichter. Er hat die Tugenden und Fehler der Schule, aber die erstern sind jedenfalls überwiegend; und wenn es uns gleich nicht einfallen kann, ihn nahe an Goethe zu stellen, so ist er jedenfalls unter den Dichtern zweiten Ranges, wozu doch die meisten gehören, einer der hervorragendsten.

Tieck besaß eine reiche bewegliche Phantasie, deren freies Walten freilich oft durch seine Neigung zur Reflexion beeinträchtigt wird, und in deren Schaffen die Ironie oft störend eingreift. Eine Fülle von Witz und Humor ist ihm nicht abzusprechen, nur daß sich beide nicht immer auf ihrer Höhe zu erhalten wissen. Dabei hatte er große Gewandtheit in der Darstellung, und wir treffen oft „eine Anmuth und klangvolle Rundung der Sprache", die nicht gewöhnlich sind. In seinen prosaischen Dichtungen weiß er sich oft zu einer großen Klarheit und Objektivität zu erheben, geräth freilich auch wohl in ermüdende Breite. Seine Richtung auf das Phantastische wurde durch die Lehren der Freunde nur bestärkt und führte zum Vermengen heterogener Elemente, wobei man sich der Shakspeare'schen Freiheit zu bedienen meinte, ohne den festen, Alles wieder zu einer Einheit zusammenfassenden Mittelpunkt, der dort niemals fehlt, finden zu können.

Es lassen sich in Tieck's Dichterleben mehre Epochen unterscheiden. Der ersteren, der Jugendzeit, gehören an: Abdallah, 1795, ein orientalisches Schauergemälde, welches sehr an die finstere Weltanschauung Klinger's erinnert. Ferner: der Roman

William Lovell, 1793—96, ein Nachklang aus der Genieperiode, in welchem wilde, unversöhnte Leidenschaft waltet, und die Hypersentimentalität Werther's und der Weltschmerz des Faust, welche in der Hauptperson unvermittelt vereinigt sind, einen fast widerwärtigen Eindruck auf den Leser machen. — Der im Sinne der Nicolai'schen Aufklärung geschriebene Roman Peter Lebrecht, 1795, und andere kleinere Erzählungen und Dramen können hier übergangen werden.

Mit den „Volksmärchen des Peter Lebrecht", 1797: „Ritter Blaubart", ein Ammenmärchen in 4 Akten, 1796, — „Der blonde Eckbert, 1796, — „Die Geschichte von den Heymons-Kindern, in 20 altfränkischen Bildern", 1796, — „Der gestiefelte Kater, Kindermärchen in 3 Akten", 1797, — „Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence", 1796, — „Karl von Berneck", Trauerspiel in 5 Aufz., 1795, — „Denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger in 20 lesenswürdigen Kapiteln", 1796, schlug Tieck schon den romantischen Ton an, bis er bald darauf in Verbindung mit den Schlegel, Novalis, Brentano ꝛc. der Romantik sich ganz hingab, deren allerdings oft unklare und schwärmerische Ideen er in dem interessanten Kunstromane „Franz Sternbald's Wanderungen", 1798, vertritt.

Diesen Märchen folgten später noch mehrere: „Die verkehrte Welt", ein historisches Schauspiel in 5 Aufz., 1798, — „Der getreue Eckart und der Tannenhäuser", 1799, — „Der Runenberg", 1802, — „Liebeszauber", 1811, — „Die Elfen", 1811, — „Der Pokal", 1811, — „Leben und Thaten des kleinen Thomas, gen. Däumchen", ein Märchen in 3 Akten, 1811. Die eben genannten und die frühern Volksmärchen P. Lebrecht's, mit Ausnahme von den Heymons-Kindern, Karl von Berneck und den Schildbürgern, wurden später in eine Sammlung, den

Phantasus, zusammengefaßt und mittelst eines kleinen Romanes in Gesprächsform zu einem Ganzen verbunden, 1812. In den erzählenden Märchen, in welchen die Ironie keine zerstörende Rolle spielt, trifft Tieck den Ton dieser Dichtung vorzüglicher, als irgend ein anderer Dichter. (Die Volksmärchen, wie sie in ihrer ganzen ursprünglichen Naivetät festgehalten und dem Volke nacherzählt sind, wie vor allen die der Brüder Grimm, lassen keine Vergleichung mit dem künstlichen Märchen zu.) Keiner weiß, wie er, das geheimnißvolle Walten der Naturkraft, den Zauber der Waldeinsamkeit rc. darzustellen; man denke nur an den „blonden Eckbert", „den Pokal" „die Elfen". Mitunter freilich überbietet sich auch darin der Schauder, wie in „Liebeszauber". — Die genannten dramatisirten Märchen: „Blaubart", „der gestiefelte Kater", „die verkehrte Welt", „Däumchen" und der 1798 erschienene „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack" polemisiren zum Theil auf ergötzliche Weise mit allen Waffen der Ironie gegen die verkehrten Zeitrichtungen, gegen Nüchternheit, Gespreiztheit und Ungeschmack, gegen den Unfug der Ritter-, Räuber- und Geisterromane eines Cramer, Spieß, Schlenckert rc., wie gegen die unwahre, zerflossene Sentimentalität Matthisson's und ähnlicher Dichter.

Die Zeit von 1799—1805 ist der eigentliche Höhepunkt für Tieck's romantische Dichtung. 1800 erschien „Leben und Tod der heiligen Genoveva" und bald darauf „Kaiser Octavianus", beides große dramatische Dichtungen, in welchen aller Glanz, aber auch alle Wunderlichkeit der Romantik entfaltet, und eine Fülle aller rhythmischen Formen und Tonarten ergossen ist; lyrische, epische, dramatische Poesie sollte sich hier vereinen. Beide Gedichte sollen das Mittelalter in der Herrlichkeit darstellen, in welcher die Romantiker es auffaßten; beiden aber fehlt, besonders dem ersteren, die Einheit. Der Octavian ist als das bedeutendste Werk der Romantik anzusehen und „eine Schatzkammer der schönsten lyrischen, humoristischen und male-

rischen Einzelheiten." Viel später, 1819, folgte noch ein ähnliches Gedicht „Fortunat", ein Märchen in 5 Aufz.

Die genannten Werke sind nur die größten und bedeutendsten; von den übrigen, meist novellenartigen Erzählungen oder dramatisirten Märchen, können hier noch genannt werden die romantisch-ironischen Dichtungen: „Die sieben Weiber des Blaubart, eine wahre Familiengeschichte", 1797, — „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald, ein musikalisches Märchen in 4 Aufz.", 1798, — „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens, eine Tragödie", 1800.

Die lyrischen Gedichte Tieck's, großentheils schon aus früherer Zeit herstammend (die meisten sind zwischen 1796 und 1804 gedichtet), wurden 1821 zuerst gesammelt. 3 Bde. 1821—23. Sie sind zum Theil die wahrsten, innigsten Herzensklänge, z. B.: Gruß dem Frühlinge, 1790, Nacht, 1796, Herbstlied, 1796, Zuversicht, 1797, Andacht, 1798, Heimat, 1802, die Blumen, 1802, Heimliche Liebe, 1811 rc., enthalten aber auch viel Spielerei und sinken zum Theil zu wahrer Prosa herab, wie die „Reisegedichte eines Kranken" aus Italien. In den in mittelalterlichen Stoffen sich bewegenden Romanzen sucht der Dichter oft den Eindruck zu verstärken durch Einführung gänzlich veralteter Formen und Wendungen, wodurch sie ein wunderliches Aussehen bekommen; vergl. „die Zeichen im Walde".

Mit dem Fortunat nahm der Dichter von der Romantik Abschied und wandte sich jetzt in seinen Novellen, deren er früher schon einige geschrieben, der Gegenwart zu. Die meisten derselben haben eine bestimmte Tendenz und sprechen des Verfassers Ideen über Dichtkunst, Musik, Malerei, Lebensverhältnisse u. dgl. aus. In vielen derselben bewährt Tieck seine Meisterschaft in dieser Gattung, und einige derselben können als wirkliche Kunstwerke betrachtet werden, vor allen: „Dichter-

leben", 1828, in welchem Tieck die Entwickelung Shakspeare's schildert und die verschiedenen Richtungen und Wirkungen der Dichtkunst darstellt. Ferner: „Die Gemälde", 1823, „Musikalische Leiden und Freuden", 1824, „Der Alte vom Berge und die Gesellschaft auf dem Lande", 1828, „Der Hexensabbath", 1832, „Tod des Dichters (Camoëns)", 1833.

Im ganzen ist unter den vielen Novellen Tieck's wenig Mannigfaltigkeit; die meisten haben dürftige Handlung, wogegen die Reflexion sehr in die Breite geht. — Einige andere Novellen — die meisten erschienen zuerst in dem von Brockhaus herausgegebenen Taschenbuche Urania — sind noch: „Die Verlobung", 1823, — „Die Reisenden", 1824 — „Der Geheimnißvolle", 1825, — „Der griechische Kaiser", 1831, — „Die Ahnenprobe", 1834, — „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein" (Märchenrolle), 1835, — „Eigensinn und Laune", 1836, — „Des Lebens Ueberfluß", 1839, — „Der Weihnachtsabend", — „Der Gelehrte" &c. &c.

Tieck's größere Novellen sind: der verschieden beurtheilte „junge Tischlermeister", 2 Bde., 1835, welcher stark an Goethe's „Wilhelm Meister" erinnert, — der unvollendet gebliebene „Aufruhr in den Cevennen", 1826, ein historischer Roman, welcher den Kampf und Untergang der Chamisarden schildert, und „Vittoria Accorombona", 2 Bde., 1841, ein Roman, dessen Stoff der Geschichte Italiens im 16. und 17. Jahrh. entnommen ist, in welchem der Dichter die Richtungen und Bestrebungen der Gegenwart zu schildern sucht.

Auch auf literarhistorischem und kritischem Gebiete hat T. sich bedeutende Verdienste erworben. Seine vornehmsten Arbeiten dieser Art sind: „Uebersetzung des Don Quixote", 4 Bde., 1799—1801, — „Uebertragung der Minnelieder" aus dem schwäbischen Zeitalter, 1803, und des „Ul-

rich von Liechtenstein", 1812, — „Altenglisches Theater", 2 Bde., 1811, — „Deutsches Theater", 2 Bde., 1817: Rosenplüt, Hans Sachs, Jak. Ayrer, Gryphius rc. — „Shakspeare's Vorschule", 1823—29, 2 Bde. — „Dramaturgische Blätter", 1825—26, 2 Bde., Abhandlungen und Recensionen enthaltend. — Uebersetzung einiger Stücke Shakspeare's, — Herausgabe deutscher Dichter, Lenz, — Novalis rc. — Schriften. Berlin, 1829, 15 Bde., 1844, 19 Bde. Gesammelte Novellen, (die ältern) Breslau 1842, 14 Bde. Gesammelte Novellen, vollst. Ausg. in 12 Bdn. Berlin 1852. — Eine Ausgabe sämmtlicher Werke Tieck's giebt es nicht.

Der eben geschilderten Richtung folgten viele, zum Theil nicht unbedeutende Dichter; keiner aber vereinigte in seinen Werken die sämmtlichen Elemente der Romantik, wie Tieck, sondern der eine ließ diese, der andere jene Seite derselben besonders hervortreten. Im ganzen lassen sich wohl drei Hauptrichtungen unterscheiden:

1. Die humoristisch-phantastische, 2. die mystisch-religiöse, woran sich die fatalistische anschließen läßt, 3. die patriotische.

1) Zu den Dichtern, bei welchen das humoristisch-phantastische Element das überwiegende ist, gehören zunächst die sich sehr ähnlich sehenden Clem. Brentano und Ach. v. Arnim, welche freilich beide auch nicht ohne mystischen Zug sind.

Clemens Brentano, (ps. Maria), geb. 1777 zu Frankfurt a. M., studirte in Jena, wo er mit den Vertretern der neuen Schule befreundet ward, lebte darauf hauptsächlich in Wien und Heidelberg, verheirathete sich 1805 mit der geschiedenen Sophie Mereau, welche schon im folgenden Jahre starb, und trat 1818 zur katholischen Kirche über. Nach einem längern Aufenthalte im Kloster Dülmen, ging er 1822 nach Rom, lebte später in Frankfurt a. M., München und Regensburg, für die katholische Propaganda thätig, und starb 1842 zu Aschaffenburg.

Brentano war eine echt poetische Natur mit tiefem Gefühle und der üppigsten Phantasie, aber ohne Klarheit der Anschauung und Sicherheit der Ueberzeugung; alles Maßhalten war ihm fremd, er ließ seine Einbildungskraft ohne Zügel walten, daher ihre gänzliche Verwilderung und häufige Verirrung in Ungereimtheit und Tollheit. Es ist also nicht zu verwundern, daß in seinen Dichtungen, wie in seinem Leben, sich die größten Widersprüche finden: Wahrheit und Thorheit, Ernst und Albernheit, Gottseligkeit und Sinnlichkeit, kindliche Unschuld und Fratzenhaftigkeit, — alle diese Gegensätze liegen neben einander. Eine klare objektive Gestaltung trifft man eben so selten, als eine künstlerische Abrundung und Geschlossenheit. Wenige seiner Schöpfungen sind daher durchgehend Kunstwerke zu nennen, aber es läßt sich sehr viel Gelungenes und Vorzügliches darin nachweisen. Novelle, Drama und Märchen sind das Gebiet der Dichtkunst Brentano's, und unter diesen die vornehmsten:

„Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman“ von Maria, 1802, 2 Bde., — „Die lustigen Musikanten“, Singspiel, 1803, — „Ponçe de Leon“, ein Lustspiel, 1804, — „Der Philister vor, in und nach der Geschichte“, 1811, — „Die Gründung Prags“, ein historisch-romantisches Drama, 1815, — „Viktoria und ihre Geschwister mit fliegender Fahne und brennender Lunte“, ein klingendes Spiel, 1817, ꝛc. Die beste der Brentano'schen Dichtungen ist wohl „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl“, 1817. Hier tritt uns Wirklichkeit entgegen; der phantastische Spuk bleibt, bis auf einige Ausnahmen, wo er sich doch hineinstiehlt, ausgeschlossen, und der Dichter weiß auf ergeifende Weise die Tiefe des Gemüths kindlicher, naiver Persönlichkeiten in schmerzbedrängten Lebensverhältnissen uns zu enthüllen. Vielleicht noch bekannter ist Brentano's größeres Märchen „Gockel, Hinckel und Gackeleia“, in welchem sich die lieblichsten Partien finden, in welchem

das Stillleben der Natur, besonders der Thierwelt, auf die kindlichste und sinnigste Weise belauscht, uns vorgeführt wird. Als Ganzes betrachtet, leidet es ebenfalls an der oben beschriebenen Willkür, Launenhaftigkeit und Formlosigkeit. — Zwei starke Bände kleinerer Märchen wurden erst nach seinem Tode durch Guido Görres, 1846, herausgegeben; in ihnen findet sich jedoch wenig echt Märchenhaftes; sie erscheinen fern von wahrer Naivetät, gesucht und gekünstelt und sind recht der Gegensatz zu den Grimm'schen Volksmärchen.

Brentano's lyrische Gedichte sind meistens seinen übrigen Dichtungen eingestreut und aus diesen später gesammelt; auch für sie gilt das obige allgemeine Urtheil; es ist unter ihnen manches seelenvolle Lied, aber auch viel Wunderliches und Unbedeutendes.

Das größte Verdienst erwarb sich B. gemeinschaftlich mit seinem Schwager Achim v. Arnim durch die Sammlung älterer, großentheils dem 16. Jahrh. angehörender Volkslieder, welche sie unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" 1808 bis 1819 in 3 Bdn. herausgaben. Ist gleich diese Sammlung in mancher Hinsicht unvollkommen, indem die Herausgeber nicht gehörig sichteten, nach keiner Beziehung ordneten und Manches zu willkürlich behandelten: so ist sie doch von ungemeiner Wirkung gewesen, indem dadurch das Studium der frischen lebenvollen Volkspoesie, welcher die neue Kunstdichtung so viel verdankt, aufs neue angeregt und seitdem erst recht lebendig geworden ist.

Gesammelte Schriften Cl. Brentano's, Frankfurt a. M. 1855, 9 Bde.

Ludwig Achim v. Arnim, geb. 1781 zu Berlin, studirte in Göttingen Naturwissenschaften, hielt sich längere Zeit in Heidelberg auf und lebte später theils in Berlin, theils auf

seinem Gute Wiepersdorf in der Mark, wo er 1831 starb. Verheirathet war er mit der Schwester Brentano's Elisabeth (Bettina).

Die meisten Züge, welche Brentano's Poesien charakterisiren, gelten auch von Arnim. Er steht indessen viel höher, als jener, und es ist daher umsomehr zu bedauern, daß sein bedeutendes Talent, von phantastischer Willkür verwirrt, sich nicht freier entwickeln konnte.

Arnim war ein gründlich und vielseitig gebildeter Mann von biederm, kräftigem Charakter, dem Vaterländischen mit Liebe und Vertrauen ergeben. Reiche Phantasie, geniale Erfindung, scharfe Zeichnung, sprudelnder Witz und köstlicher Humor treten uns in seinen Dichtungen entgegen, von denen manche in ihrer Art Meisterwerke geworden wären, wenn der Dichter es verstanden hätte, sie gleichmäßig fortzuführen, ihre einzelnen Theile innerlich zu verbinden, und wenn nicht oft die wunderlichste Laune mit ganz Heterogenem dazwischen spränge und den Leser verwirrte, oder kalte Reflexion den Eindruck des Gemüthlichen und Schönen wieder paralysirte.

Achim's Dichtungen sind Dramen und Romane. Zu ersteren gehören: „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer", 1811, — „Der Auerhahn", 1813, — „Die Gleichen", 1819, — sie suchen der Shakspeare'schen Genialität nachzuahmen. — Unter den Romanen und Novellen, worin Armin am bedeutendsten ist, sind die hervorragendsten: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores", 1810, — „Isabelle von Aegypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe", 1812, — „Die Kronenwächter", von welchen leider nur der 1. Theil, „Berthold's erstes und zweites Leben", 1817, vollendet worden ist. Wäre der Roman zu Ende geführt, und würde er nicht durch ein die ganze Dichtung durchziehendes rein phantastisches Element (die Wächter der Krone der Hohenstaufen) beeinträch-

tigt, so hätten wir in ihm einen objektiv gehaltenen historischen Roman erster Größe, in welchem eine bedeutsame Epoche der deutschen Geschichte, das Werden der neuern Zeit unter Kaiser Maximilian, so treu, wie poetisch geschildert wird. — Unter den kleinern Novellen sind die bekanntesten: „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau“, 1818, — „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott“ (erst unter dem Nachlaß 1835 herausgeg.) — 2c.

Sämmtliche Werke, 12 Bde., herausgegeben von W. Grimm 1839—42. Band 13—20 von Bettina 1848. 1853.

Bettina v. Arnim, geb. Brentano, wurde 1785 in Frankfurt a. M. geboren. Zuerst in einem Kloster erzogen, lebte sie später theils bei ihrer Großmutter, der bekannten Sophie Laroche, theils bei andern Verwandten. Von 1803—6 hielt sie sich bei ihrem Schwager Savigny [1]) in Marburg auf, ward in der nächsten Zeit im Goethe'schen Hause bekannt und schloß sich mit großer Innigkeit der Mutter Goethe's an. 1811 verheirathete sie sich. Zwistigkeiten zwischen ihr und Goethe's Frau veranlaßten bald darauf, daß sie dessen Hause für immer fern blieb. Nach dem Tode ihres Gatten lebte sie in Berlin, wo sie 1859 starb.

Bettina ist je nach dem Standpunkte ihrer Beurtheiler übermäßig gelobt und übermäßig getadelt worden. Jedenfalls war sie durch und durch eine poetische Natur, welche alle Lebensverhältnisse mit Poesie zu durchdringen wußte, die jedoch viel zu subjektiv war, um echte Kunstwerke zu schaffen. In ihren Schriften ist eine Fülle des Lieblichsten und Anmuthigsten in der melodiereichsten Sprache ergossen; mitunter jedoch sieht ihre Kindlichkeit und Naivetät erkünstelt aus. —

---

1) Berühmter Rechtslehrer 1779—1861.

Scherr: „Bettina ist die Musik gewordene Romantik, eine dithyrambische Symphonie, mit verzückter Begeisterung über den Tiefen des Menschenlebens hinschwebend und lerchenhaft aufwirbelnd in die höchsten Aetherhöhen; ihre Seele ist eine Leier, deren goldene Saiten vibriren und tönen unter dem Hauche einer himmlischen Leidenschaft und Alles, was sie durchfährt, alles Glauben und Hoffen, alles Fühlen und Denken in die ewige Melodie der Liebe hüllen".

Ihr berühmtestes Werk ist das romanartige Buch „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", 1835, 3 Bde. — „Die Günderode" (Bettina's unglückliche Freundin), 1840, 2 Bde., und „Ilius Pamphilius und die Ambrosia", 1847, sind ähnliche zwischen Wahrheit und Dichtung schwebende Produktionen in Briefform. Ihr „Dies Buch gehört dem Könige", 1843, 2 Thle., ist politischer Natur.

An Brentano und Arnim läßt sich ein weit mehr bekannt gewordener Dichter anreihen, in welchem das Phantastische den höchsten Grad erreicht, und der als Repräsentant des Schauerlichen in der deutschen Poesie betrachtet werden kann, als welcher er auch auf die neue französische Literatur entschiedenen Einfluß gehabt hat.

Ernst Theod. Wilh. (Amadäus) Hoffmann. Geb. 1776 zu Königsberg, studirte er daselbst die Rechte, ward bei der Regierung angestellt und war seit 1804 Regierungsrath in Warschau. Durch die französische Okkupation Polens brodlos geworden, suchte er sich durch die Musik, in der er Bedeutendes leistete, zu ernähren und ward Musikdirektor beim Theater, erst in Bamberg, dann in Dresden. Bei der Restauration erhielt er wieder eine Anstellung beim Kammergericht in Berlin, wo er 1822 starb.

Die geniale Excentricität und die größten unvermittelten

Gegensätze, wie sie Hoffmann's Leben darbietet [1]), zeigen sich auch in seinen Dichtungen, seinen Novellen und Märchen. Sein poetisches Vermögen war nicht gering, und bei einer glücklichern Richtung seines Charakters hätte er vollendetere Werke liefern mögen. Er hatte ursprünglich große Verwandtschaft mit Jean Paul, was dieser selbst anerkannte; aber sein Dichten nahm bald eine ganz andere Richtung. Wie Jean Paul geht er ebenfalls meistens von der Wirklichkeit aus, welche er in sichern Bildern zur Anschauung zu bringen weiß; aber bald zieht er das Wunderbare, Ungeheuerliche, Unheimliche und Grauenvolle hinein, die Figuren werden zu Karrikaturen, und Alles wirbelt in tollem Tanze durcheinander. („Der tollgewordene Humor in seiner Entzweiung mit der Wirklichkeit schlägt diese ergrimmt in Trümmer, um aus dem Schutt mit dämonischem Lachen die fratzenhaftesten Gestalten und Situationen zu formen".) — Die Repräsentanten des Philisterthums aber, welches Hoffmann verspottet, sind nicht, wie häufig bei Tieck, ziemlich gestaltlose Träger der verhöhnten kleinlichen und verkehrten Ansichten, sondern lebendige Gestalten, welche selbst zu komischen, skurrilen Idealen geworden sind. — Den meisten Anspruch auf Schönheit haben die Erzählungen Hoffmann's, in welchen er sich des Wunderbaren ganz zu enthalten weiß.

Sein erstes Werk waren die „Phantasiestücke in Callot's Manier, Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten", 1814, (mit einer Vorrede von Jean Paul), meistens Novellen, welche Kunst, besonders Musik zum Gegenstande haben. In der Person des Kapellmeisters Kreißler schildert der Dichter zum Theil sich selbst. Dann folgten „die Elixire

1) Er war in seinen Berufsarbeiten exakt, trieb mit Leidenschaft Musik, zeichnete Karrikaturen, und liebte ein vagabundirendes Leben; er ertrug mit Gleichmuth Dürftigkeit und Mangel und gab sich wieder allen Ausschweifungen hin; körperliche Schmerzen weckten seinen Humor, und bei den schrecklichsten Operationen konnte er scherzen.

des Teufels, nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Kapuziners", 1816, ein Werk, in welchem sich die ausschweifendste Phantasie Hoffmann's am völligsten kund giebt, welche hier Grauenvolles und Fratzenhaftes zu einem so tollen Wirbel verbindet, daß den Leser schwindelt, und ihm zu Muthe wird, als ob er in einem unsinnigen Traume befangen wäre. — „Die Nachtstücke", 2 Thle., 1817, enthalten kürzere Erzählungen, welche manches sehr Gelungene darbieten, aber auch des Schauders im Uebermaß enthalten. — Die größern Dichtungen: „Seltsame Leiden eines Theaterdirektors", 1816, — „Klein Zaches", 1819, — „Lebensansichten des Katers Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreißler in zufälligen Makulaturblättern", 2 Thle., 1820, — „Prinzessin Brambilla", 1821, — „Meister Floh, ein Märchen in 7 Abenteuern zweier Freunde", 1822, — sind größtentheils satyrisch-phantastische Bilder, welche bald höchst originell und witzig, oft aber auch fast albern sind. In dem weit ausgesponnenen Märchen „Nußknacker und Mäusekönig" ist der echte Märchenton wohl nicht getroffen und des wirren Phantastischen zu viel. Die gelungensten Dichtungen finden sich in den „Serapionsbrüdern", 4 Bde., 1819—21, einer Sammlung von Novellen, welche auf ähnliche Weise, wie der Tieck'sche Phantasus, durch Gespräche über Kunst u. dgl. eingerahmt ist. Unter diesen gehören zu den vorzüglichsten: „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen", — „Meister Johannes Wacht", — „die Fermate", — „Fräulein Scudery", — „das Majorat".

Unter den vielen Dichtern ähnlicher Richtung, zum Theil Nachfolgern und Nachahmern Hoffmann's, sind einige der bekanntesten:

Joh. Aug. Apel, — 1771—1816, Senator in Leipzig — mit seinem Gespenster-Buche, 1810—16 (er schrieb auch Tragödien); — Chr. Jac. Salice Contessa, — 1767—1825,

Kaufmann zu Hirschberg und Gutsbesitzer — in dessen Erzählungen das Schauerliche hervortritt; — Chr. Weisflog, — 1770 bis 1828, Stadtgerichtsdirektor zu Sagan — der in seinen Phantasiestücken und Historien, 1825—29, 12 Bde., den humoristischen Ton anschlägt, und Carl Julius Weber, 1767—1832, dessen vielgelesenes Buch „Democritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", 1832—35, viel Lächerliches und Spaßhaftes enthält, aber keinen wahren Humor beurkundet.

Nachdem die phantastische Romantik in Arnim, Brentano, Hoffmann sich ausgetobt hatte, tritt sie in gemäßigter Weise uns in einigen Dichtern entgegen, deren Namen noch immer einen guten Klang in der Geschichte der Poesie haben, Eichendorff, Leop. Schefer und zwei Ausländern, einem Franzosen, Chamisso, und einem Dänen, Oehlenschläger.

Joseph Freiherr von Eichendorff, geb. 1788 auf dem Rittergute Lubowitz bei Ratibor in Schlesien, katholischer Konfession, studirte in Halle und Heidelberg die Rechte und lebte, nachdem er einige Zeit sich in Paris aufgehalten, 1808 in Wien. An den Freiheitskriegen nahm er als Lützow'scher Jäger Theil und ward nach dem Frieden als Beamter angestellt, war Regierungsrath in Danzig, Königsberg, zuletzt in Berlin, wo er vom Kultus-Ministerium als Hülfsarbeiter für katholisches Schulwesen verwandt wurde. 1843 trat er in den Ruhestand und starb 1857 zu Lubowitz.

In Eichendorff tritt uns die romantische Poesie in der lieblichsten Gestalt entgegen, und wer nicht den poetischen Träumereien ganz abhold ist, wird sich gewiß gern einmal vertiefen in seine Sonntagswelt mit ihren sonnenbeglänzten Tagen, schwülen Gewitternächten und thaunassen Morgen, mit ihren stillen Waldesgründen, rauschenden Quellen, silbernen Strömen, vereinsamten Schlössern und weißen Marmorbildern darin, mit ihren heimlichen Städtchen im Mondenglanz, wo die Brun-

nen plätschern, in der Nähe die Nachtigallen schlagen (auch wohl noch um die Erntezeit), und aus der Ferne das Waldhorn tönt, wo am frühen Morgen aus den Erkern verschlafene Mädchengesichter freundlich auf den Wanderer herabgrüßen, — eine Welt, in der man fast nur lustigem Volk begegnet, das des dolce far niente sich erfreuet, Komödianten, wandernden Musikanten, Studenten 2c.

Freilich haben auch Eichendorff's Dichtungen, wie die ältern romantischen Poesien, keinen festen innern Zusammenhang und überhaupt keine kunstmäßige Komposition; dazu ist ihre Welt eng begrenzt, und dieselben Farben und Töne kehren immer wieder: aber Alles ist so frisch und duftig aus einem begeisterten, kindlichfrommen Gemüthe hervorgequollen, daß man sich daran erfreuen muß.

Am ausgeprägtesten zeigt sich Eichendorff's Eigenthümlichkeit in seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", 1824, welche als sein gelungenstes Werk zu betrachten. Die erste Dichtung, mit welcher Eichendorff hervortrat, ist der schon vor den Freiheitskriegen geschriebene, 1815 durch Fouqué herausgegebene ernste Roman „Ahnung und Gegenwart", welcher sich auf die Zeitverhältnisse bezieht. — Zugleich mit dem Taugenichts erschien die vortreffliche, aber dunkel gehaltene Novelle „das Marmorbild"; 1833 „Viel Lärmen um Nichts", 1834 „Dichter und ihre Gesellen", 1837 „Schloß Dürande" 2c. — Das dramatisirte Märchen: „Krieg den Philistern", 1824, spottet nach der Weise des Tieck'schen Zerbino über die Erbärmlichkeiten der philiströsen Zeit. — Als Dramatiker behandelte Eichendorff im „Ezzelin von Romano", Trauersp., 1828, und „Der letzte Held von Marienburg", 1830, historische Stoffe im romantischen Geiste, ohne der Geschichte ihr Recht zu geben. Die Lyrik ist darin zum Nachtheil des Dramatischen überwiegend, denn Eichendorff war eine durchgehend lyrische Natur, und am

bedeutendsten ist er daher im eigentlichen Liede, (weniger in der Ballade) das oft in seine Novellen verwebt ist. Da tönen die süßesten Klänge eines rein gestimmten, von Liebe durchdrungenen, mit Gott und Natur innig befreundeten Gemüthes, welche ihn an unsere bedeutendsten Lyriker anreihen. —

Eichendorff hat auch aus dem Spanischen übersetzt: „Geistliche Schauspiele von Calderon" und den Roman „Graf Lucanor". — Im Alter schrieb er zwei literarhistorische Werke: „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie", 1847, — und „Der deutsche Roman des 18. Jahrh. in seinem Verhältniß zum Christenthum", 1851. — Werke 1843. 4 Bde.

Leopold Schefer, geb. 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, auf dem Gymnasium zu Bautzen, nachher durch Privatstudium gebildet, ward 1813 Generalbevollmächtigter des spätern Fürsten Pückler-Muskau, zu dessen Familie er stets in naher Beziehung blieb. Von längern Reisen nach England, Italien, Griechenland und der Türkei seit 1820 wieder nach Muskau zurückgekehrt, lebte er in glücklichen Verhältnissen, in denen er hinreichende Muße für seine poetischen Bestrebungen fand, und starb 1862.

Weniger durch seine Novellen, deren er seit 1825 eine ganze Reihe erscheinen ließ, und Dramen, welche letztere wenig Beachtung gefunden haben, als durch sein „Laienbrevier", 1834, ist L. Schefer ein allbekannter Dichter geworden. Letzteres hat durch manche die Natur in der lieblichsten Weise auffassende, tief empfundene und gedankenreiche Stellen viel Freunde erworben, oft ohne in seiner eigentlichen Tendenz verstanden zu werden, denn es predigt durchgehends den konsequentesten, freilich mystisch gefärbten Pantheismus. Dieser zieht sich auch durch die Novellen hindurch, welche oftmals durch glänzende Schilderungen, psychologischen Scharfblick überraschen und anziehen, aber ebenso sehr durch Häufung des Phantasti-

schen, Greuelvollen, Unmotivirten und Barocken wieder abstoßen. Für das Humoristische hat Schefer am wenigsten Talent. — „Vigilien", 1843, — „der Weltpriester", 1846, — „Hausreden", 1854, lyrisch didaktische Dichtungen, ähnlich dem Laienbrevier, diesem jedoch an Werth nachstehend. — „Gedichte", 1845, — „Hafis in Hellas", 1853, — „Koran der Liebe", 1855, — „Novellen", 1825—29, 5 Bde. — „Neue Novellen", 1831—35, 4 Bde. — „Ausgewählte Werke", 1845, 12 Thle. rc.

Adalbert v. Chamisso (Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt), geb. 1781 auf dem Stammschlosse seiner Familie Boncourt in der Champagne, kam, durch die französische Revolution aus seinem Vaterlande vertrieben, nach mancherlei Schicksalen nach Berlin, wo er 1796 Leibpage der Königin ward, bis er 1798 eine Anstellung als Officier in der preußischen Armee bekam, in welcher er bis 1808 diente. Während dieser Zeit suchte er die früher vernachlässigte Bildung nachzuholen, und 1810 war er im Stande, den Ruf zu einer Professur in dem französischen Orte Napoleonville anzunehmen. Aus seiner Anstellung wurde indessen nichts, und Chamisso ging nach der Schweiz zu der ihm befreundeten Frau v. Staël, auf deren Landgute Coppet er bis 1812 lebte. Dann wandte er sich nach Berlin zurück und studirte Naturwissenschaften, machte von 1815—18 auf dem russischen Schiffe Rurik eine Entdeckungsreise um die Welt und ward bei seiner Rückkehr Kustos des botanischen Gartens und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb 1838.

Durch seine Jugendgedichte, welche jetzt fast sämmtlich in Vergessenheit gerathen sind, und seinen Peter Schlemihl hängt Chamisso mit der Romantik zusammen, von welcher er überhaupt die erste Anregung bekam; denn 1803 gehörte er dem Bunde vom Nordstern an, zu welchem sich in Berlin mehrere strebsame Jünglinge: Varnhagen v. Ense, Hitzig, Wilh. Neu-

mann, Theremin und Andere, vereinigten, um die romantischen Ideen dem Volke in einer demselben angemessenen Poesie nahe zu bringen, wobei sie mehr unwillkürlich als mit klarem Bewußtsein die Ausschweifungen der Romantiker vermieden. Als im folgenden Jahre schon die meisten Mitglieder sich zerstreuten, blieben sie doch in Verbindung, und das Organ ihrer dichterischen Versuche ward der 1804—6 von Chamisso und Varnhagen redigirte „Musenalmanach". Chamisso's spätere wissenschaftlichen Bestrebungen und sein bewegtes Leben drängten die Poesie zurück, und erst im 48sten Lebensjahre wandte er sich ihr wieder zu, und ein seit 1829 mit Gust. Schwab, später mit Franz v. Gaudy herausgegebener Musenalmanach ward das nächste Mittel, seine Dichtungen, welche jetzt, außer in der Form, mit der Romantik Nichts mehr gemein haben, und großentheils der neuern Zeit zugewandt sind, zu veröffentlichen.

Chamisso's Gedichte, welche kein Genie, aber ein durch ernstlichen Fleiß herausgearbeitetes Talent verrathen, und den Einfluß französischer Dichter, namentlich Béranger's nicht verkennen lassen, sind der Ausdruck eines klaren Geistes und tiefen Gemüthes, eines reinen, biedern, kräftigen, wahrhaften Charakters, welcher freilich mitunter eine Herbigkeit, welche der frühe Druck des Lebens erzeugt haben mochte, nicht verleugnen kann; daher die scharfe Ironie in manchen Gedichten, welche hin und wieder zur Bitterkeit und zum Hohn sich steigert. Auch zur Darstellung des Schrecklichen und Grauenhaften neigt der Dichter oft fast mehr, als die Schönheit es erlaubt. — Die reiche Mannigfaltigkeit, welche die erzählenden Gedichte darbieten, und die Anschaulichkeit der Schilderung ist großentheils den reichen Eindrücken zu verdanken, welche Chamisso auf seinen Reisen empfing. — Obgleich Ausländer, beherrscht er doch die deutsche Sprache vollkommen und bewegt sich selbst in den schwierigen Versarten, besonders den Terzinen, mit einer Leichtigkeit und Meisterschaft, wie wenig andere Dichter.

Unter den rein lyrischen, meist empfindsamen Gedichten ist der Cyklus der tiefempfundenen, nur zu sehr ins Schwermüthige fallenden Lieder „Frauen-Liebe und Leben“ am berühmtesten geworden. Vortrefflich ist die Elegie Schloß Boncourt. Das Bedeutendste in Chamisso's Dichtung sind seine poetischen Erzählungen, z. B. Abdallah, Salas y Gomez ꝛc.; mit der humoristischen Romanze hat er einen neuen Ton angeschlagen, z. B. Tragische Geschichte ꝛc. — Durch nichts aber ist Chamisso's Name bekannter geworden als durch seinen Peter Schlemihl, welcher 1813 zunächst für Kinder geschrieben wurde, ein Märchen, dessen höchst gemüthliche und humoristische Fassung Jeden ergötzen muß, das aber auch, als Allegorie genommen, eine Deutung zuläßt, auf welche der Dichter am Schlusse des Buches selbst hinweiset.

In der poetischen Erzählung in Terzinenform tritt noch hervor der bekannte Naturphilosoph

Friedr. Wilh. Joseph (v.) Schelling (Bonaventura), geb. 1775 zu Leonberg in Würtemberg, Prof. der Philosophie, seit 1841 in Berlin; gest. in der Schweiz 1854. Unter seinen Dichtungen, welche in verschiedenen Zeitschriften erschienen, ist besonders hervorzuheben die düstere Erzählung: „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland“.

Adam Oehlenschläger, geb. 1779 auf dem Schlosse Frederiksborg bei Kopenhagen, wo sein Vater Kastellan war, studirte in Kopenhagen die Rechte, machte Reisen durch Frankreich und Italien, hielt sich mehre Jahre in Deutschland auf und ward nach seiner Rückkehr Professor der Aesthetik in Kopenhagen. Er starb 1850. Seine Dichtungen sind theils deutsch, theils dänisch abgefaßt.

Das erste und in Deutschland vielleicht bekannteste größere Werk Oehlenschläger's ist das aus Tausend und einer Nacht entlehnte dramatisirte Märchen „Aladdin oder die Wunder-

lampe", 1804, welches, obgleich der märchenhafte Ton nicht fehlt, und viel liebliche Partien sich finden, doch durch seine außerordentliche Breite leicht ermüdend wirkt. Später folgten noch einige ähnliche Dichtungen: „Die Fischerstochter" und „Die Drillingsbrüder von Damaskus", 1831. Am meisten wandte sich Oehlenschläger dem nordischen Heldenthume zu, das er in epischen (Helge, 1814, — Hrolf Krake, 1827 rc.) und dramatischen Gedichten (Hakon Jarl, 1805, — Axel und Walburg, 1807, — Starködder, 1811 rc.) zur Erscheinung zu bringen suchte. In eine andere Sphäre gehört sein 1809 verfaßtes Kunstdrama Correggio, bei welchem er wohl Goethe's Tasso zum Vorbilde nahm. Oehlenschläger's Dichtungen haben viel romantischen Duft, aber sie sind ohne Tiefe und entbehren der festen sichern Zeichnung und plastischen Gestaltung. — Seine lyrischen Gedichte sind nicht von Bedeutung. — Sehr bekannt geworden ist sein Lustspiel „Freya's Altar."

Indem wir auf die eigentlichen Romantiker zurückkehren, haben wir

2) die Dichter der mystisch-religiösen und fatalistischen Richtung zu betrachten.

Das mystische Element tritt am stärksten hervor in

Friedr. Ludw. Zacharias Werner. Geb. 1768 zu Königsberg, ward nach Vollendung seiner juristischen Studien erst in Warschau, später in Berlin als Sekretär bei der Regierung angestellt. Nachdem er sein Amt aufgegeben, ging er auf Reisen und verweilte besonders in Coppet bei Frau von Staël, in Paris und Rom, trat 1811 zur katholischen Kirche über und ward 1814 Priester und fanatischer Prediger in Wien, wo er 1823 starb. — Werner hatte bedeutendes Talent, welches jedoch durch Romantik und Mystik auf verkehrte Bahnen geleitet wurde, denn er war ein unklarer Gefühlsmensch ohne sittliche Kraft, überall einem ungeregelten wüsten Leben sich hingebend, daher mit sich selbst zerfallen und in ewigem Widerspruche, hin und her

schwankend zwischen groben Ausschweifungen und wirkungsloser Reue und Gewissensbissen.

Werner ist ein Hauptdramatiker der romantischen Schule, und seine Trauerspiele ernteten zum Theil glänzenden Beifall, konnten sich aber wegen ihrer Wunderlichkeit nicht lange halten. Sie sollen das Ideal einer Religion aufstellen, welche, aus katholischen, freimaurerischen und poetischen Elementen zusammengesetzt, endlich dem Wesentlichsten nach doch nur auf den Katholicismus hinausgehen konnte. — Zuerst an Schiller sich bildend, bald aber ganz unter dem Einflusse Calderon's, wählte er historische Stoffe, welche er mit romantischer Freiheit behandelte, und schuf Dramen, welche Goethe einen Komplex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen, Extravaganzen, Förmlichkeiten und Verwogenheiten nennt. Poetische Befähigung tritt überall hervor, die Schilderung der historischen Scenen ist oft vorzüglich, die sprachliche Darstellung außerordentlich gelungen, die vielfach hervorbrechenden lyrischen Klänge sind mitunter rein und tief; aber kein Stück ist ein regelrechtes Drama; an kunstmäßige Motivirung, scharf gezeichnete Charaktere ist nicht zu denken, ebensowenig an gehaltenen Ton und feste Tendenz; überall trifft man auf Unklarheit und Gestaltlosigkeit, auf Sonderbarkeit und Unnatur; die Personen sind oft wahre Karrikaturen; das Gräßliche kommt massenweise zum Vorschein, übernatürliche Erscheinungen spielen Hauptrollen; stets ist es auf starke Erregung der Phantasie und Erschütterung der Nerven abgesehen; die Sprache geht in gehobenen Stellen oft in wirklichen Schwulst über; — kurz Alles sieht wie Effekthascherei aus, und doch wollte Werner, daß seine Dramen nicht nach ihrem poetischen Werthe, sondern nach ihrer praktischen Wirksamkeit beurtheilt werden sollten.

Das erste Drama, mit welchem Werner hervortrat, 1803 bis 1804, „die Söhne des Thales“ (verfaßt 1800), in zwei Theilen: „Die Templer auf Cypern“ und „die Kreuz-

brüder", stellen dar den Untergang des Ordens der Templer, um einem andern, dem Thale, den Sieg zu verschaffen. Das Stück ist voll schöner Stellen, aber auch voll Unsinn, und geht zuletzt in den Spektakel einer tollen Zauberoper über.

Dasselbe Urtheil gilt auch von den übrigen Schauspielen ähnlicher Tendenz: „Das Kreuz an der Ostsee", 1806, den Ueberfall des polnischen Schlosses Plock durch die heidnischen Preußen und deren Zusammentreffen mit den deutschen Rittern schildernd; — „Martin Luther, oder die Weihe der Kraft", 1806. Nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche blickte der Verfasser mit Reue auf dies Stück zurück, und 1814 erschien von ihm das Gegenstück „Die Weihe der Unkraft." Schwächer sind die historischen Dramen: „Attila, König der Hunnen", 1808, „Wanda, Königin der Sarmaten", 1810 ꝛc. In der „Mutter der Makkabäer" (1816), 1820, tritt die Verunstaltung des historischen Stoffes am widerlichsten hervor.

„Im 24. Februar", 1815, würde vielleicht Werner's dramatisches Talent am reinsten und bedeutendsten hervorgetreten sein, wenn nicht die ganze Dichtung die Schicksalsidee, und zwar in ihrer flachsten, ja ungereimtesten Auffassung zum Mittelpunkte hätte, wodurch es denn allerdings höchst folgenreich geworden ist und als Anfangspunkt der verrufenen Schicksalstragödien betrachtet werden kann.

Ueber die antike Schicksalsidee und Schicksalstragödie.

Die Religion der Griechen war nicht das Ergebniß der spekulativen Vernunft, sondern Erzeugniß der Phantasie. Die Vernunft forderte Götter, die Phantasie bildete sie und zwar, durch natürlichen Schönheitssinn geleitet, als ideale Menschen. Im Bereiche der Phantasie kann es aber nichts Unbegrenztes und Unendliches geben, weil es sich nicht sinnlich gestalten läßt; Ewigkeit, Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart ꝛc. waren daher Eigen-

schaften, welche den Göttern nicht beigelegt werden konnten, die also nur als bedingte Wesen erscheinen mußten. Das Unbedingte aber, welches sich nicht verleugnen ließ, übertrug man auf eine Macht, welche man sich gleichsam im Hintergrunde des Bereichs der Götter als gestaltlos, dunkel und geheimnißvoll dachte, weil die Phantasie dieselbe in bestimmte Form zu bringen sich außer Stande fühlte. Diese Macht nannte man Fatum, Schicksal, was aber keineswegs als blindwaltender Zufall aufzufassen ist, sondern vielmehr als Naturnothwendigkeit, als das in der Welt sich offenbarende sittliche Gesetz, welches freilich dem Menschen, weil er den vollen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen zu übersehen nicht im Stande ist, oft willkürlich, ungerecht und grausam erscheinen kann. Keineswegs schloß dies Fatum die sittliche Freiheit aus, sondern in ihr lag nach der Ansicht der Griechen im gebildeten Zeitalter der eigentliche Schwerpunkt, und wenn in ihrer Tragödie der Mensch im Kampfe mit dem feindlichen Geschicke dargestellt wird, so ist die Katastrophe hauptsächlich durch den Charakter des Helden bedingt. Freilich wird dem Schicksal oft mehr zugeschrieben, als es mit der christlichen Weltanschauung verträglich, wo die Idee des Schicksals vor dem Glauben an die göttliche Vorsehung gänzlich verschwinden mußte; die Frevelthaten der Ahnen z. B. wirken durch die Macht des Schicksals als ein Fluch ganze Generationen hindurch und verwüsten ganze Geschlechter: aber nie erscheint das Schicksal in völliger Willkür, am wenigsten als Etwas, das die Freiheit des Menschen aufhöbe. Tritt im antiken Drama die Schicksalsidee hervor, so nennt man es Schicksalstragödie, in welcher übrigens der Held nicht nothwendig untergehen muß.

Indem man nun in dieser Zeit dem Naturalismus, der durch Kotzebue, Iffland ꝛc. auf der Bühne herrschend geworden war, entgegen treten und das Drama aus der gemeinen Wirklichkeit auf eine ideale Höhe heben und die Gewalt des Tragischen steigern wollte, verfiel man darauf, die Schicksalsidee,

deren Unverträglichkeit mit der neuern Anschauungsweise man übersah, in das Drama einzuführen und sogar zum Mittelpunkte desselben zu machen. In diesen Irrthum war selbst Schiller gerathen in der „Braut von Messina“, in welche die Schicksalsidee ganz und gar hineingezogen ist und dazu in einer so abschreckenden Gestalt, wie schwerlich ein griechischer Dichter sie gekannt hat.

Häufiger werden die Schicksalstragödien seit der romantischen Schule; und nicht ohne Einfluß war hier wieder die Bewunderung Calderon's, in dessen Dramen sich die Schicksalsidee häufig genug ankündigt. — Von Tieck gehört z. B. Karl von Berneck (1795) hierher; aber erst seit Werner's 24. Febr. fangen sie an zu grassiren. Aber das moderne Schicksal dieser Stücke sieht dem antiken Fatum nicht mehr ähnlich; es ist entweder der blinde Zufall, oder der erbärmlichste Aberglaube: wahrsagende Zigeunerinnen, fluchende Väter, schreckliche Träume, selbst wirkliche Gespenster müssen die Rolle des Schicksals übernehmen und die sittliche Kraft der Menschen zu Schanden machen. Das Abstoßende dieser Dramen wird noch verstärkt durch die darin vorkommenden ungeheuren Greuel — „Scheußliches und Niegeschehenes, das man, und wär' es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte.“ (Platen.)

Nicht unpassend hat man ein solches Schicksal einen Popanz genannt und mit einem Strohwisch verglichen, welchem der Mantel des alten Schicksals umgehängt worden, dessen Falten sich aber alle Augenblicke verschieben und den Strohwisch durchblicken lassen.

Das unpoetische Wesen jener Dramen wurde denn auch von vielen Seiten deutlich erkannt, und mehre Dichter zogen mit spottender Satire dagegen zu Felde, besonders der Graf Platen in seiner „verhängnißvollen Gabel“. (S. unten.)

[Castelli, 1781 — 1862, Hofoperndichter zu Wien, „Der Schicksalsstrumpf,“ 1818.]

Die vornehmsten Dichter dieser Schicksalstragödien, welche

eine Zeit lang das Theater beherrschten, durch einige glänzende Seiten auch die nicht Ungebildeten blendeten, dann aber vergessen wurden, sind:

Amadeus Gottfr. Adolph Müllner, eine Neffe Bürger's (seine Mutter Bürger's Schwester), geb. 1774 zu Langendorf in der Nähe von Weißenfels, wo er später als Advokat lebte; preußischer Hofrath, Redakteur verschiedener Blätter, vielfach in literarische Fehden verwickelt und sich als diktatorischer Kritiker gerirend. Gest. 1829.

Dem Urtheile, welches er selbst über seine Tragödien fällt, „daß sie sich durch sinnreiche Erfindung der Fabel und geschickte Behandlung derselben zur Versinnlichung des Hauptgedankens, durch feste Charakterzeichnung und gediegene, echt poetische Diktion auszeichneten", wird heute wohl Niemand mehr beistimmen, im Gegentheil wird man einen Mangel an wesentlichen dramatischen Erfordernissen entdecken. Außerdem fühlt man sich durch das Gräßliche, welches nicht, wie bei Werner, durch Phantastik getragen, sondern gleichsam mit kaltem Blute dargestellt wird, auf das widerwärtigste berührt.

Zuerst trat Müllner mit Lustspielen hervor, welche, nach französischem Geschmacke bearbeitet, deutsche Verhältnisse wenig berühren konnten, z. B. „der angolische Kater", 1809, „der Blitz", 1814, u. s. w.

Die Reihe seiner Trauerspiele eröffnet „der 29. Februar", 1812, eine Nachahmung des ähnlichen Schauerstückes von Werner. 1813 erschien „die Schuld" und erntete ungemessenen Beifall. Die Komposition dieses Dramas, in dem die Einflüsse Schiller's, Calderon's, Sophokles' unverkennbar sind, ist nicht übel, und die klangreichen Verse bestachen Viele; aber das sogenannte Schicksal drückt die Freiheit dermaßen, daß man an der Zurechnungsfähigkeit der Personen irre wird; an markige Charaktere ist daher nicht zu denken, wie eine psychologisch wahre Charakteristik überhaupt Müllner's schwache Seite war. Selbst

an kräftigem Ausdrucke der Empfindung fehlt es überall, und da es auch an eigentlicher Handlung gebricht, und das Stück, besonders in den letzten Akten sich hinschleppt, so begreift man kaum, wie es so lange ein Lieblingsstück des Theaterpublikums bleiben konnte.

Die folgenden Trauerspiele Müllner's: „König Ingurd", 1815, und „die Albaneserin", 1819, sind bei weitem schwächer.

Franz Grillparzer, geb. 1790 zu Wien, Archivdirektor daselbst.

Obgleich G. kein ausgezeichneter Dramatiker zu nennen ist, und seinen Dichtungen manche Schwächen nachzuweisen sind, so steht er doch bedeutend höher, als Müllner und erweiset sich in seinen Schauspielen als einen an Phantasie und Gemüth reichen Dichter, dem auch der Glanz der Diktion zu Gebote steht, welche er stets angemessen und edel zu halten weiß. Seine Komposition ist meistens glücklich, aber die Charakteristik nicht immer gelungen, was großentheils in dem schwer zu bewältigenden Stoff, den er wählte, seinen Grund haben mag.

Nur in seinem ersten Stücke, „der Ahnfrau", 1816, machte er das Schicksal zum Mittelpunkte, was freilich hier als die vollendetste Karrikatur erscheint, indem es durch ein handelnd auftretendes Gespenst versinnlicht wird. Dann wählte er theils historische Stoffe: „König Ottokar's Glück und Ende", 1825, — „Ein treuer Diener seines Herrn", 1828, theils versuchte er das griechische Alterthum romantisch zu behandeln: „Sappho", 1818, — „Das goldene Vließ", 1822, eine Trilogie, bestehend aus: „Der Gastfreund", „Die Argonauten", „Medea"; — „Des Meeres und der Liebe Wellen", 1830, eine Behandlung der Geschichte von Hero und Leander. — Die letzten Arbeiten G.'s sind wohl die schwächsten: „Der Traum ein Leben", 1834,

ein dramatisirtes Märchen, und die Komödie: „Wehe dem, der lügt", 1838.

Ernst v. Houwald, — geb. 1778 zu Straupitz in der Lausitz, Landsyndikus, gest. 1845, — steht weit unter Grillparzer und ist unbedeutender als Müllner. Sein erstes Schicksalsdrama, „das Bild", erregte zuerst Aufmerksamkeit, ward aber bald vergessen; im „Leuchtthurm" spielt der Wahnsinn die Hauptrolle. Von seinen übrigen Dramen sind „die Heimkehr" und „Fluch und Segen" am häufigsten über die Bühne gegangen. Alle genannte Stücke erschienen 1821.

Am bekanntesten ist H. durch seine Jugendschriften geworden, in welchen manches Gute ist.

Viele andere Dichter verfolgten noch eine Zeitlang dieselbe Richtung, z. B. Therese von Artner (geb. 1772 zu Schnitau in Ungarn, gest. 1829 zu Agram) mit ihrer Tragödie „die That", 1817, als erstem Theil zu Müllner's Schuld, — der Freiherr v. Zedlitz (s. unten) mit seinem „Turturell", 1819, — in seinen übrigen Dramen ist er ganz und gar Nachahmer Calderon's —, bis endlich Publikum und Dichter des Schicksals überdrüssig waren.

3) Patriotische Richtung.

Bei allen kosmopolitischen Bestrebungen der Romantiker und Versuchen, die Idee einer Weltliteratur zu realisiren, wollten sie doch den Boden der Nationalität nicht verlassen, sondern von hier aus das Fremde erobern und das Fremde mit dem Nationalen durchdringen. Als nun zu Anfange des 19. Jahrh. der traurige Zustand Deutschlands noch trostloser wurde, als der Druck der Fremdherrschaft und noch mehr die Selbsterniedrigung der Deutschen in den edlern Gemüthern Unmuth und Scham und Zorn weckten, da suchten die Dichter Trost und Hoffnung, indem sie sich in der deutschen Vorzeit ergingen und ihre Kraft und Herrlichkeit schilderten. Und als hin und wieder (seit 1808) das Erwachen eines neuen Geistes sich kund gab, (Preußen:

Stein, Scharnhorst ꝛc. — Fichte) und Freiheitsbestrebungen, (Schill, Dörnberg, — die Tyroler, — der Herzog von Braunschweig), wenn auch noch ohne Erfolg, hervortraten, und als endlich (1813) die Begeisterung in lichte Flammen ausbrach, und der Hoffnung und dem Muthe das fast schon aufgegebene Ziel so nahe schien: da drängte das vaterländische Gefühl alle andern Bestrebungen zurück, und die Dichter sangen nur Kampf für Vaterland und Freiheit.

Vorbereitet war dieser patriotische Gesang schon durch Schiller's Dichtungen, in welchen die Freiheit die Grundidee bildet (Don Carlos, die Jungfrau, Tell ꝛc.); jetzt aber griff das Freiheitslied unmittelbar in die Gegenwart ein.

Der erste Dichter dieser patriotischen Richtung, welcher völlig der romantischen Schule angehörte, ist

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Enkel des bekannten preußischen Generals, geb. 1777 zu Brandenburg, trat im Freiheitskriege wieder in den Militärdienst, den er verlassen, nachdem er den Rheinfeldzug mitgemacht hatte. Später lebte er auf dem Landgute Nennhausen, dann in Halle und Berlin, wo er Vorlesungen über Geschichte der Poesie und Zeitgeschichte hielt. Er starb zu Berlin 1843. Seine zweite Gattin war die als Schriftstellerin bekannte Karoline de la M. F. (Serena).

Nach einigen poetischen Jugendversuchen vertiefte sich F., auf Schlegel's Weisung, in die nordische Sagenwelt und schilderte in Dramen, Epen, Ritterromanen und lyrischen Gedichten ein ideales Ritterthum mehr in Darstellung der Aeußerlichkeiten als des eigentlichen Wesens desselben: „Der Held des Nordens“, 1808, eine Trilogie, die Geschichte der Nibelungen nach der Edda darstellend: Sigurd, der Schlangentödter, — Sigurd's Rache, — Aslauga, — „Corona“, ein romantisches Rittergedicht, 1814, — „Sängerliebe“, 1814, — „Fahrten Thiodolf des Isländers“, 1815, — „Der Zauberring“, 1816 ꝛc. — Obgleich sich in diesen Dichtungen man-

ches Schöne und Gelungene nachweisen läßt, so war er doch selten seinen Stoffen völlig gewachsen, um wirkliche Kunstwerke zu liefern; es ist in ihm zu viel Willkür, die mitunter zur Ungereimtheit wird, zu viel forcirt romantisches Wesen; Unsicherheit, Mangel an plastischer Gestaltung treten oft hervor. Die spätern Schriften Fouqué's sind weit schwächer, als die frühern und verrathen frömmelndes, kopfhängerisches Wesen. F. hat im höchsten Grade die Unsicherheit der Gunst des Publikums erfahren; so gefeiert er in früherer Zeit gewesen war, so sehr ward er später verachtet, ja wohl gar mit Spieß, Cramer ꝛc. in eine Klasse geworfen.

Am beliebtesten sind seine Märchen geworden, vor allen die höchst liebliche „Undine", 1813, zu welcher er den Stoff wahrscheinlich dem alten Gedichte: „Peter Stauffenberg und die Meerfei" (1480) entnahm. — Unter den lyrischen Gedichten aus der Zeit der Freiheitskriege findet sich manch frisches Lied.

Ausgewählte Werke. Halle, 1841. 12 Bde.

Ein in einigen Sachen Fouqué ähnlicher, jedoch weit unbedeutenderer, ehemals oft genannter Dichter Otto Heinrich Graf von Loeben (Isidorus Orientalis), — geb. 1786 zu Dresden, gest. das. 1825 — ist jetzt fast gänzlich vergessen.

Ein anderer Dichter der patriotischen Richtung, welcher der romantischen Schule angehört, ohne ihre Nebelhaftigkeit zu theilen, ist:

Heinrich v. Kleist, geb. 1776 zu Frankfurt a. O., ward Soldat, machte in der preußischen Armee den Rheinfeldzug mit, nahm einige Jahre darauf als Lieutenant seinen Abschied, studirte auf der Universität zu Frankfurt die Rechte und Kant'sche Philosophie und ward 1800 in Berlin beim Ministerium angestellt. Aber schon im folgenden Jahre nahm er unbestimmten Urlaub, ging nach Paris, fand es hier unerträglich, ließ sich in der Schweiz nieder, brach auch hier bald wieder auf und ging nach Weimar zu Wieland. Darauf finden wir ihn in

Dresden, wieder auf Reisen in der Schweiz und in Paris. Nach Berlin zurückgekehrt, ward er wieder im Ministerium angestellt, bis er, durch die unglücklichen Folgen der Schlacht bei Jena von hier vertrieben, sich nach Königsberg wandte. Er gab seine Stelle auf, ward auf einer Reise nach Berlin von den französischen Behörden verhaftet und nach Frankreich geschickt. Nach einem Jahre erlangte er seine Freiheit wieder, ging nach Dresden, und, schon längst in tiefe Schwermuth versunken, erschoß er sich zugleich mit einer Freundin im Gehölze bei Potsdam, 1811.

Kleist's ganzes Leben verräth ein unruhiges vergebliches Suchen nach Befriedigung, welches sich zuletzt zu völliger Zerfallenheit mit sich und der Welt steigert und als ein dämonischer Zug fast in alle seine Schöpfungen drängt und die schönsten Gebilde auf irgend eine Weise verunstaltet. Kleist war ein hochbegabter Dichter und ist der bei weitem bedeutendste Dramatiker der romantischen Schule geworden; er hätte aber mehr werden können, wenn Harmonie und Ruhe ihm beständig die Klarheit des Geistes bewahrt hätten, wodurch auch der nachtheilige Einfluß, den die romantische Doktrin auf seine excentrische Natur übte, abgewehrt worden wäre.

Fast allen Forderungen an ein dramatisches Kunstwerk finden wir in Kleist's Schauspielen Genüge geleistet; überall offenbart sich plastisches Talent; ihm steht eine kräftige und gewandte Sprache zu Gebote; die Charaktere sind naturgemäß, markig und edel gehalten; die Komposition zeugt von Einsicht in die dramatische Kunst; Alles macht den wohlthuendsten Eindruck: aber oft wird dieser gestört durch launenhafte Willkür und barocke Einfälle.

Kleist's erstes Drama war „die Familie Schroffenstein", 1803. Schon hier bewegen sich nur wahre lebenvolle Charaktere. Das ganze Stück aber, ein düsteres, nur hin und wieder durch liebliche Scenen aufgehelltes Gemälde, beruht auf Unwahrscheinlichkeit, indem Mißverständnisse das Motiv der

Handlung bilden. — Der Stoff des zweiten Trauerspieles „Penthesilea", 1808, ist dem griechischen Alterthum entnommen (Penthesilea, Königin der Amazonen, mit dem Achill in Verbindung gebracht) und zu einem Gemälde voll wilder Leidenschaft gestaltet.

Viel größern Beifall, als die genannten Stücke, welche nur wenig Anerkennung fanden, erntete und behauptete bis auf den heutigen Tag das Ritterschauspiel „das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe", ein höchst ansprechendes Drama, voll wahrer, kräftiger und lieblicher Züge, welches die meisten bisherigen Dichtungen desselben Genre weit überragt. Aber auch hier stören wieder unbehagliche Scenen, widerwärtige Elemente, die unnöthig eingemischt sind, und ein zu weites Ausmalen des in die Handlung eingreifenden Somnambulismus, was wieder zur Aufnahme übernatürlicher Beziehungen führte.

Auch im Lustspiele versuchte sich Kleist mit Glück; „der zerbrochene Krug", 1807, gilt noch heute für ein gut angelegtes frisches natürliches Lustspiel mit feiner Charakteristik. Der Molière nachgedichtete „Amphitryon", 1808, hat weniger zu bedeuten.

Die übrigen Dramen Kleist's sind erst nach seinem Tode aus seinem Nachlaß herausgegeben: „Die Hermannsschlacht", (1809 vollendet), eine dramatische Behandlung des historischen Stoffes, aber überall mit Beziehungen auf die Gegenwart, in der Kleist seinem Hasse gegen die Bedrücker des Vaterlandes und seinem Ingrimm über die eigne Erniedrigung der Deutschen Ausdruck zu geben suchte. „Prinz Friedrich von Homburg", das vorzüglichste Werk Kleist's, ein in jeder Beziehung nationales Drama, dessen Schönheit leider auch gegen das Ende durch einige verfehlte Züge beeinträchtigt wird. „Robert Guiskard" ist ein Bruchstück geblieben.

Auch als Erzähler ist K. sehr bedeutend; (Gesammelte Er-

zählungen, Berlin 1810 u. 11. 2 Bde.) besonders ist sein „Michael Kohlhaas“ eine lebenvolle, im leichtesten Flusse sich fortbewegende und durch die kräftigste Sprache getragene einheitliche Darstellung von Handlungen und Begebenheiten, welche der Dichter mit objektivster Klarheit uns vorführt, und in welchen überall die bedingenden Seelenzustände sichtbar werden. Dazu ist die Geschichte, ohne sich streng an historische Verhältnisse zu binden, ein treffendes Zeitbild und von tief sittlicher Bedeutung.

Die Begeisterung, welche in Deutschland erwachte, als der König von Preußen sein Volk in die Waffen rief, als das erste Blut im Freiheitskriege floß, ging wie ein Sturm durch das ganze Land, überall das Edle und Schöne entwickelnd, und ward so allgemein unter den Bessern, und war so tief und rein, wie die Geschichte Europa's sie nicht weiter kennt. Und diese Begeisterung rief wach den Freiheitsgesang in allen Gauen Deutschlands; wer schon gesungen hatte, sang jetzt nur Vaterland und Schlacht und Sieg und glückliche Zukunft; wer für den schüchternen Erguß des vollen Herzens die Oeffentlichkeit gescheut, ward jetzt kühn, und wer für das warme Gefühl den Ausdruck nicht hatte finden können, jetzt legte ihm die Begeisterung das Wort in den Mund. Daher erscholl es überall von frischen Liedern, und auch der Volksgesang ward für einige Zeit wieder laut. Was aber jener Begeisterung die rechte Weihe und den mächtigen Nachdruck gab, das verlieh auch diesem Freiheitsgesange seinen Adel und seine überwältigende Wirkung: die tiefe Frömmigkeit, welche den Krieg als einen heiligen ansah und den Segen von oben erwartete. Daher besonders das Zündende dieser Schlachtgesänge, deren Mitwirkung zu Deutschlands Befreiung nicht zu berechnen ist.

Man hat an den vaterländischen Liedern jener Zeit später oft getadelt, daß sie zu viel vom romantischen Wesen, zu viel Deutschthümelei und Ritterideal, zu viel Eisenfresserei und Franzosenhaß, zu viel Pathos und stürmendes Wesen enthielten: aber

man muß, um sie richtig zu würdigen, sich jene eigenthümliche Zeit vergegenwärtigen; ein lindes und überall formgerechtes Singen war von den Dichtern, welche mitten in der Bewegung standen, nicht zu erwarten, und gewaltige Thaten erfordern auch starke Leidenschaften; starke Liebe in solchen kampferfüllten Tagen ist ohne kräftigen Haß nicht denkbar.

In der Literaturgeschichte können nur die poetisch bedeutendsten oder doch wirksamsten Dichter dieser Jahre hervorgehoben werden. Schon einige der früher aufgeführten gehören mit einzelnen Produktionen hierher, z. B. die Brüder Schlegel, mehr noch Eichendorff ꝛc. Andere werden später berücksichtigt werden: Ernst Schulze, Uhland ꝛc. Hier ist zuerst zu nennen der hervorragendste,

Ernst Moritz Arndt. Geb. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, studirte in Greifswalde und Jena Theologie, wandte sich darauf besonders dem Geschichtsstudium zu, machte längere Reisen durch Deutschland, Ungarn, Schweden, Frankreich, Italien und ward 1806 als Professor der Geschichte zu Greifswalde angestellt. In seinen politischen Schriften (seit 1803) verfocht er unablässig mit tiefer Einsicht und biederm Sinne die Sache des Vaterlandes, der Freiheit und des Rechtes, kämpfte gegen einheimische Gebrechen, besonders gegen undeutsches Wesen, gegen flache Aufklärung und Materialismus, wie gegen das französische System und Napoleon. Das nöthigte ihn, nach der Schlacht bei Jena sich nach Schweden zu flüchten, von wo er jedoch bald heimlich nach Deutschland zurückkehrte, um zur Erhebung des Vaterlandes mitzuwirken. 1812 ging er mit dem Freiherrn von Stein nach Rußland, kehrte mit dem Beginn des Freiheitskrieges zurück und ward der vornehmste Sänger desselben. 1818 ward Arndt als Professor der Geschichte bei der neu errichteten Universität Bonn angestellt, aber schon 1820, als politisch verdächtig, in den Ruhestand versetzt, beim Regierungsantritt Friedr. Wilhelm IV. jedoch wieder zu

öffentlicher Thätigkeit berufen. Obgleich schon siebzigjährig, trat er sein Amt wieder an und wirkte noch lange in Rede und Schrift, worin man weder die Kraft der Jugend noch die Klarheit des Alters vermißte. 1848 war Arndt Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung. Er starb im Januar 1860.

Man hat Arndt mit Recht den deutschesten aller Deutschen genannt, denn inniger konnte Niemand das Vaterland lieben als eine Pflanzstätte der edelsten Bildung, der Treue, der Freiheit und Frömmigkeit, rüstiger und unverdrossener Niemand für das Heil desselben wirken trotz Drangsal und Gefahr, selbst trotz des bittern Undankes.

Arndt's patriotische Lieder sind die frömmsten, die kräftigsten und wirksamsten, welche je in Deutschland gesungen worden sind, und kleine Maßlosigkeiten, wie sie der stürmischen Begeisterung jener Jahre gemäß, können ihren Werth nicht beeinträchtigen.

Arndt's Lyrik beschränkt sich indessen nicht auf das politische Gebiet, wir haben von ihm aus früherer und späterer Zeit manches schöne Lied, manchen aus frommer Seele hervorgequollenen religiösen Gesang.

„Gedichte", Rostock 1804, „Kriegs- und Wehrlieder", 1815, — „Gedichte", 1818, — „Gedichte", 1840, 1860. — Von ihm auch: „der Storch und seine Familie", Tragödie in 5 Aufz., 1804, der romantischen Zeit angehörend. — „Märchen und Jugenderinnerungen", 1818.

Von seinen nicht dem Gebiete der Poesie angehörenden Schriften, ethnographischen, historischen, publicistischen Inhaltes, welche sich durch den kernigsten volksmäßigsten Stil auszeichnen, sind die vornehmsten: „Reisen durch Deutschland, Ungarn, Italien, Frankreich", 1798, 4 Thle. — „Reise durch Schweden", 1804, 4 Thle. — „Geist der Zeit", 1806, 4 Thle. — „Ansichten und Aussichten der deutschen

Geschichte", 1. Thl. 1814, — „Erinnerungen aus dem äußern Leben", 1840, — „Schriften für und an seine lieben Deutschen", 1845, 3 Thle. — „Rhein- und Ahr-Wanderungen", 1846, — „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein", 1858.

Friedrich August (v.) Stägemann, geb. 1763 zu Vierraden in der Ukermark, gest. 1846 als Geh. Staatsrath zu Berlin.

Seine Kriegsgesänge — später gesammelt unter dem Titel „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten", Berlin 1828, — strömen eine feurige Begeisterung in edler, kräftiger, mitunter bombastischer und ungelenker Sprache und antiken Formen aus, sind aber wenig ins Volk gedrungen, und haben meistens keinen tiefen poetischen Gehalt. — Außerdem von ihm ein Cyklus zarter Sonette: „Erinnerungen an [seine fünf Jahre vor ihm verstorbene Gattin] Elisabeth", 1835.

Friedr. Ferd. Gottfr. Max Schenk von Schenkendorf, geb. 1784 zu Tilsit, studirte Kameralwissenschaften, lernte darauf praktisch die Landwirthschaft und ward als Referendar bei der Regierung zu Königsberg angestellt. Er stand in freundschaftlichen Beziehungen zu der bekannten Frau v. Krüdener und später, bei einem Aufenthalte in Karlsruhe, zu der Jung-Stilling'schen Familie. 1815 zog er mit ins Feld, obgleich ein gelähmter Arm ihm den unmittelbaren Kampf versagte. Nach dem Frieden ward er Regierungsrath zu Koblenz, wo er schon 1817 starb.

Seine von echter Poesie durchdrungenen patriotischen und religiösen Lieder, voll Frische und Kraft, obgleich in milderm, weicherm Tone gehalten, als die Arndt'schen, sind der Ausdruck inniger Vaterlandsliebe und zuversichtlicher Frömmigkeit. Bei gleicher Hochschätzung der andern Stände und der idealen Auf-

fassung ihrer Entwickelung spricht sich der Geist des seinen Stand in der edelsten Bedeutung auffassenden deutschen Edelmannes darin aus.

Gedichte. Stuttg. 1815. Erste vollständige Ausgabe: Sämmtliche Gedichte. Berlin 1837.

Theod. Körner, geb. 1791 zu Dresden, Sohn des Appellationsrathes Körner, des bekannten Freundes von Schiller, studirte zuerst auf der Bergakademie zu Freiberg Bergwissenschaften, setzte in Leipzig und Berlin seine Studien fort, ward Theaterdichter in Wien, ging 1813 unter die Lützow'schen Jäger und fiel am 26. August in einem Gefecht bei Gadebusch in Mecklenburg.

Körner besaß kein großes poetisches Talent, aber die todesmuthige Begeisterung legte ihm feurige Worte in den Mund, welche im Fluge durch ganz Deutschland gingen und in Tausenden freudigen Schlachtenmuth weckten. „Leyer und Schwert", 1814. Seine übrigen lyrischen Produktionen haben weit geringern Werth. „Knospen", 1810, 2c. In seinen dramatischen Dichtungen: „Toni", — „Zriny", — „Hedwig", — „Rosamunde", 2c. erscheint er als schwacher Nachahmer der Schiller'schen Weise. Seine Lustspiele: „Der Nachtwächter", — „Der grüne Domino", — „Der Vetter aus Bremen", — „Die Gouvernante", 2c. erinnern an Kotzebue. — „Die sämmtlichen Werke", herausgeg. von Streckfuß, Berlin 1834, haben mehrere Auflagen erlebt.

Durch seine patriotischen Gedichte schließt sich auch Rückert hier an, welcher mit seinen sonstigen Produktionen weit in die neuste Zeit hineinragt.

Friedrich Rückert, (ps. Freimund Reimar) geb. 1789 zu Schweinfurt, studirte die Rechte und mit Vorliebe Sprachen und Literatur, wollte, nach Vollendung seiner Universitätsstudien, während des französischen Krieges in der östreichischen Armee Dienste nehmen, wovon ihn die Vorstellungen seiner

Eltern und seine geschwächte Gesundheit zurückhielten. Nachdem er kurze Zeit das Morgenblatt redigirt, darauf eine längere Reise nach Italien gemacht und einige Jahre an verschiedenen Orten privatisirt hatte, ward er 1826 Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen und 1840 in derselben Eigenschaft mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes nach Berlin berufen. Seit 1846 lebt er auf seinem Gute Neuseß.

Unter allen deutschen, vielleicht europäischen Dichtern giebt es weiter keinen so fruchtbaren Lyriker, wie Rückert; alle seine Anschauungen, alle Reflexionen und Empfindungen gestalten sich bei ihm poetisch, — („Was mir nicht gesungen ist, ist mir nicht gelebt") — und Alles und Jedes, Heimisches und Fremdes, weiß er in seinen poetischen Kreis zu ziehen. Selten geht in seinen Liedern Alles in Empfindung auf, wie in den Goethe'schen Jugendgedichten, aber auf wunderbare Weise versteht er es, Gedanken und Empfindung in eins zu verschmelzen. In spätern Jahren tritt die überwiegende Neigung seiner Natur zur Reflexionspoesie besonders hervor, und in den jetzt entstehenden didaktischen (elegischen, gnomischen, parabolischen und allegorischen) Gedichten ist ein Gedankenreichthum, wie sonst nirgend. — Rückert's Poesie ist weit mehr die des Befriedigtseins als der Sehnsucht; denn die göttliche Liebe, deren Reflex die ganze Welt ist, bringt in alle Erscheinungen Versöhnung und Freude. Auch die Natur mit ihrem beseligenden Zauber ist ihm nicht das Ziel der Sehnsucht, was Wehmuth in die Naturanschauung mischt, sondern er fühlt sich von der Natur umfangen, heimisch in ihr und glücklich. — Was Rückert aber noch besonders charakterisirt, ist die Leichtigkeit der Auffassung und die ungemeine Meisterschaft in Behandlung der Sprache und der poetischen Formen, so daß er wie in leichtem Spiele die tiefsten Gedanken zur Erscheinung bringt. Er kultivirte daher auch in einer Ausdehnung, wie kein anderer Dichter, die fremden Formen, insbesondere die südlichen Terzinen, Octaven, Sicilianen 2c., vor

allen das Sonett, welches er jedem Stoff anzupassen wußte, und als er anfing, mit orientalischer Poesie sich zu beschäftigen, auch das Ghasel.

In der epischen Poesie, wiewohl das Meiste, was er auf diesem Gebiete leistete, Bildung fremder Stoffe ist, hat Rückert ebenfalls nicht Unbedeutendes geleistet. Es gehören hierher „Kind Horn", nach alten englischen Sagen, „Edelstein und Perle", 1817, und die weiter unten genannten, orientalischen Dichtern nachgebildeten Erzählungen.

Daß die oben angedeutete Eigenschaft Rückert's, Alles poetisch aufzufassen, nicht zu lauter vorzüglichen Dichtungen führte, ist wohl selbstverständlich; es wird daher seinen Dichterruhm nicht schmälern, wenn zugestanden werden muß, daß in manchen seiner Poesien die Leichtigkeit zu Spielerei und bloßer Phrase geführt hat, auch wohl der Sprache Gewalt angethan wird.

Die Dichtungen Rückert's reichen bis zum Jahre 1807 hinauf und gehen fort bis 1847, umfassen also einen Zeitraum von 40 Jahren. Aus seiner gemüthlichen, idyllischen Jugendlyrik („Amaryllis, ein ländliches Gedicht", 1812, — „deutsche Gedichte", 1814) rissen ihn die Zeitverhältnisse zu einem höhern Schwunge der Poesie empor; von 1813 an entstanden die patriotischen Dichtungen („Geharnischte Sonette", 1814. — Manches in „Kranz der Zeit", 1817), in welchen er mit eindringlichem Ernste, oft in tiefen Tönen, oft mit schneidendem Humor, mitunter in forcirtem Volkstone Deutschland zu wecken sucht, oder aufjubelt über dessen neu bewährte Kraft. Das Bedeutendste unter diesen Dichtungen sind die „geharnischten Sonette", in welchen zum ersten Male eine Form, welche seit Petrarca nur anwendbar geschienen für zarte Empfindungen, so gehandhabt wurde, daß sie dem kräftigsten Inhalte sich auf das vollkommenste anschmiegte. In diese Periode gehört auch die politische satirische Komödie „Napoleon" in zwei Abtheilungen, 1816—18. Nach dem Frieden kehrte R. wieder zu den

ihm befreundeten Stoffen zurück, und vertiefte sich bald darauf in das Studium der orientalischen Poesie, welche er, angeregt durch Goethe's west-östlichen Divan (1819), mit noch größerem Glücke nachbildete und zum Eigenthum der deutschen Literatur zu machen suchte. Diese Bearbeitung morgenländischer Stoffe ward nun das eigentliche Gebiet seiner poetischen Wirksamkeit, auf dem er bis in sein Alter thätig blieb, und eine glänzende Reihe exotischer Dichtungen wurde durch ihn auf deutschen Boden verpflanzt: Aus dem Persischen: „Oestliche Rosen", 1819 u. 20, — „Rostem und Suhrab", eine Heldengeschichte in 12 Büchern, 1838. — Aus dem Arabischen: „Die Makamen des Hariri" [1]), enthaltend die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, 1826, — „Hamasa" [2]), Sammlung der ältesten arabischen Volkslieder, 1846, — „Amarilkais" [3]), der Dichter und König, sein Leben dargestellt in seinen Liedern, 1847. — Aus dem Indischen: „Nal und Damajanti", eine Episode aus dem Mahabharata [4]), 1828, — „Die Weisheit des Brahmanen", ein Lehrgedicht in Bruchstücken, 1836, — „Brahmanische Erzählungen", 1839. — Aus dem Chinesischen: „Schi-King", chinesisches Liederbuch, gesammelt von Konfucius, 1833. — Außerdem: Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande, 1836—38. — Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten, 1837 ꝛc.

Aber der Orient entfremdete ihn der heimischen Poesie nicht: 1821 trat er mit seinem „Liebesfrühling", einem

---

1) Hariri (Hareth Ben Hemman) lebte von 1054—1121 nach Chr.

2) Hamasa von Abu Temmam im 9. Jahrh. nach Chr.

3) Lebte im Zeitalter Muhamed's.

4) Mahabharata, episches Gedicht der Indier in der Sanskritsprache, von dem ungeheuren Umfange von 100,000 Versen, etwa im 10. Jahrh. vor Chr. entstanden.

Cyklus lyrischer Gedichte hervor, in welchen er ein Liebeleben mit der wahrsten, tiefsten, frömmsten Empfindung schildert, und von 1834—38 erschienen seine gesammelten Gedichte in 6 starken Bänden.

Sein „Leben Jesu“, Evangelienharmonie in gebundener Rede, 1839, wie seine Dramen: „Saul und David“, 1843, — „Herodes der Große“, in 2 Abtheilungen, 1844, — „Kaiser Heinrich IV.“, 1845, und „Christofero Colombo“, 1845, sind nicht von Belang.

Gesammelte Gedichte, Erlangen 1834—38, 6 Bde. — Auswahl des Verfassers, Frankfurt 1841. 1851, 2 Bde.

Von den vielen untergeordneten, nur in einigen Kreisen bekannter gewordenen patriotischen Dichtern mögen hier nur erwähnt werden: Ludw. Giesebrecht, geb. 1792 in Mirow in Mecklenburg; Karl Follen, geb. 1795 zu Gießen, gest. 1841 auf dem Erie-See; Ludwig Follen, geb. 1794, alle drei Kämpfer im Freiheitskriege. Die beiden letztern sind die Hauptdichter der „deutschen Burschenschaft“, (1817), welche nach der Restauration vermeinte, in Deutschland politisches Leben erwecken und Einheit und Freiheit schaffen zu können. — „Freie Stimmen frischer Jugend“, v. K. Follen, 1819. — Ludwig Follen auch Dichter anderer Lieder: „Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz“, 1822.

Es sind nun noch mehrere dieser und der nächsten Zeit angehörende Dichter zu nennen, welche keine der oben genannten Hauptrichtungen vorzugsweise einschlagen, aber, wenngleich sie meistens nicht eigentliche Romantiker genannt werden können, doch mehr oder weniger unter dem Einfluß der Romantik stehen. Sie lassen sich am besten nach den Dichtungsgattungen, welche sie am meisten kultivirten, übersehen.

1) Romandichter.

Ernst Wagner, geb. 1767 in Roßdorf bei Meiningen, von J. Paul protegirt, gest. 1812 als Kabinetssekretär in Meiningen.

Seine Romane, welche ehemals viel gelesen wurden, — „Wilibald's Ansichten des Lebens“, 1804, — „die reisenden Maler“, 1806, — „die Reisen aus der Fremde in die Heimat“, 1808, — „Isidora“, 1812, — erinnern an Goethe's Wilhelm Meister und an Jean Paul und haben manchen Zug von den Romantikern. Sie drehen sich um sociale Tendenzen: Adel und Bürgerthum in geselliger Beziehung durch Vermittelung der Kunst näher zu bringen, und: durch Hülfe der Fürsten ein Institut der Kunst zu gründen, aus welchem eine neue Blüte derselben hervorgehen sollte. — Geistreiche Ideen, schöne landschaftliche Schilderungen und eine sehr gebildete Sprache sind ihre Hauptvorzüge; aber die Reflexion geht sehr ins Breite und schadet der Anschauung; die Charakteristik, wenngleich viel Fleiß darauf verwandt, ist nicht immer gelungen, da es dem Verfasser an Weltkenntniß gebrach.

Henrich Steffens, geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen, Professor der Naturwissenschaften, zuletzt in Berlin; gest. 1845, vielseitiger naturhistorischer und naturphilosophischer, auch politischer und theologischer Schriftsteller. Ins Gebiet der schönen Literatur gehört er durch seine Romane: „Walseth und Leith“, 1826, — „die vier Norweger“, 1828, — „Malcolm“, 1831. (Gesammtausgabe Breslau 1837, 16 Bdchen.) Genügen sie gleich den strengen Forderungen der Kunst nicht, indem die Handlung keine künstlerische Abrundung hat, sondern hin- und herschweift, die Schauplätze zu häufig wechselt und an eine Menge von verschiedenen Weltbegebenheiten hinanstreift (bes. in Walseth und Leith): so erregen sie doch das Interesse des Lesers in hohem Grade. Die philosophischen

Fragen, welche darin zur Besprechung kommen, sind geistreich abgehandelt, und die dadurch allerdings entstehende breite Reflexion beeinträchtigt die Handlung nicht, sondern es tritt diese in kräftigen Farben hervor und wird gehoben durch die lebendigsten landschaftlichen Schilderungen besonders aus der norwegischen Gebirgsnatur und durch die frischesten Charaktere.

Seine spätern Schriften: „die Revolution", 1837, — „Was ich erlebte", 1840—44 (10 Bde.), bieten nicht ganz dasselbe Interesse, da sie zum Theil gar zu gedehnt sind.

Wilhelm Hauff, — geb. 1802 zu Stuttgart, Doktor der Philosophie und Privatgelehrter daselbst; gest. 1827, — steht in den meisten seiner Werke auf dem Boden der Romantik, ist kein tiefer und in jeder Hinsicht kunstgemäßer Dichter, aber ein angenehmer Erzähler; seine Darstellung ist frisch und lebendig, und der humoristische Ton, den er mehrfach anschlägt, gelingt ihm recht gut. Er schrieb einen historischen Ritterroman: „Der Lichtenstein", 1826, Novellen, z. B. „Die Bettlerin am Pont des Arts", „das Bild des Kaisers" ꝛc., Märchen („Märchen-Almanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände", 1826 — 28) und ironisch-phantastische Sachen, welche in Hoffmann'scher Weise, wiewohl gemäßigter gehalten sind: „Die Memoiren des Satans", 1826, — „Phantasien im Bremer Rathskeller", 1827. Hauff's Lieder schlagen zum Theil einen volksthümlichen Ton an, sind aber nur flüchtig hingeworfen.

Sein Clauren's erbärmliche Romane parodirender „Mann im Monde", 1825, verwickelte ihn in einen Proceß mit jenem und veranlaßte zu der Schrift: „Kontroverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde", 1826, welche nicht wenig dazu beitrug, der Lesewelt den Geschmack an Clauren zu verderben.

Gesammtausgabe von G. Schwab. 1830. 3. 1840, 5 Bde.

2) Dramatiker.

Heinr. Joseph Edler von Collin, — geb. 1772 zu Wien, wirklicher Hofrath das.; gest. 1811, — versuchte sich mit geringem Erfolge in der Tragödie, in welcher bei romantischem Elemente eine verunglückte Nachahmung Shakspeare's und ein von Schiller erborgtes Pathos nur zu sichtbar werden. „Regulus", 1802, — „Koriolan", 1804, — „Balboa", 1806, — „die Horatier und Curiatier", 1810 ꝛc. Glücklicher war er in einigen lyrischen Gedichten, von denen „Kaiser Max auf der Martinswand" am bekanntesten.

Matthäus Edler von Collin, — geb. 1779 zu Wien, Bruder des vorigen, Professor der Geschichte und Philosophie in seiner Vaterstadt; gest. das. 1824, — versuchte sich mit nicht größerm Glücke ebenfalls in dramatischen Dichtungen und Opern.

Joh. Aug. Apel, — 1771—1816 — schon oben mit seinem „Gespensterbuche" erwähnt. Seine Tragödien enthalten theils Stoffe aus dem Alterthum: „Die Aetolier", 1806, — „Themistokles", 1808 ꝛc., theils aus dem Mittelalter: „Kunz von Kauffungen", 1809.

Ernst Friedr. Ludw. Robert, — geb. 1778 zu Berlin, Privatgelehrter; gest. 1832, — dichtete nicht ohne Talent Opern und romantische Schauspiele: „die Macht der Verhältnisse", Trauersp., 1819, — „Kassius und Phantasus", erzromantische Komödie, 1824 ꝛc.

Ernst Aug. Friedr. Klingemann, geb. 1777 zu Braunschweig, Professor am Karolinum und später Generaldirektor des Hoftheaters, gest. 1831. Seine Dramen sind nur auf Bühneneffekt berechnet.

3) Epische Dichter.

Ernst Konrad Friedr. Schulze, geb. 1789 in Celle, studirte in Göttingen Theologie und Philologie, machte 1814 den Feldzug gegen Frankreich mit, ward nach dem Frieden Privatdocent in Göttingen und starb 1817 in seiner Vaterstadt. Durch die Dichtungen E. Schulze's zittert ein elegischer Klageton, denn sie wollen eine früh gestorbene Geliebte (Cäcilie Tychsen) verherrlichen. In den epischen Gedichten: „Cäcilie", 1818, (Kampf des Christenthums mit Odin's Götzendienst) — „die bezauberte Rose", 1818 (Entzauberung einer in eine Rose verwandelten Königstochter durch das Lied des sie liebenden Sängers Alpin) bewegt sich der Dichter auf dem Gebiete gehaltener Romantik. Frisches Leben, plastische Gestaltung und scharf ausgeprägte Charaktere darf man daher nicht erwarten, auch geht die Handlung zu sehr ins Breite (Cäcilie), oder leidet an Eintönigkeit (bezauberte Rose). Dafür aber entschädigen manche Vorzüge, welche kein epischer Dichter der romantischen Schule in demselben Maße besitzt: künstlerischer Organismus, strenge Motivirung, Klarheit der Darstellung, Adel der Gesinnung, glänzende Episoden und vor allem die wohltönendste Sprache und der vollendetste Versbau (Oktaven), worin es E. Schulze den größten Meistern gleichthut. Der lyrische Klang, der sie durchzieht, stimmt vorzüglich zu ihrer ganzen Haltung und erhöhet den Eindruck. Minder erheblich ist: „Psyche, ein griechisches Märchen", 1820. — Unter den lyrischen Gedichten („Gedichte", 1813, — „Vermischte Gedichte", 1820) sind einige nicht unbedeutende Elegien, Sonette rc.

Sämmtliche poetische Schriften, Leipzig 1818. 1855.

Obgleich weniger der eigentlichen Romantik angehörend, läßt sich als epischer Dichter hier anreihen

Joh. Ladislav Pyrker von Felsö-Eör, geb. 1772 zu Langh in Ungarn, Erzbischof von Erlau rc., gest. 1847.

Seine epischen Gedichte: „Tunisias“, (Karls V. Zug gegen Tunis), 1819, — „Rudolfias“ (Rudolph von Habsburg), 1824, — „Perlen der heiligen Vorzeit“, (alttestamentliche Stoffe), 1821, sind kunstgerecht in Bau und Form, aber ohne episches Leben und rechte Anschaulichkeit. Er schrieb auch historische Schauspiele: „Zriny's Tod“, 1810 2c. Unter seinen lyrischen Dichtungen ist manches Ansprechende: „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen“, 1845. — Sämmtl. Werke 1832. 1843.

Karl Egon Ebert, — geb. 1801 zu Prag, fürstenbergischer Archivar und Bibliothekar in Donaueschingen, — unter den böhmischen Dichtern der neuern Zeit der bedeutendste, obgleich er im weitern Deutschland wenig bekannt geworden ist. Seine Gedichte haben schöne Form und sprechen in meistens einfacher Darstellung tiefes Gefühl und edle Gesinnung aus. Am bedeutendsten sind seine epischen Gedichte: „Wlasta“, böhmisch-nationales Heldengedicht in 3 Büchern, 1829. — „Das Kloster“, idyllische Erzählung in 5 Gesängen, 1833. — Von ihm auch dramatische Dichtungen: „Bretislaw und Jutta“, 1835 2c.

Eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte, unter welchen auch lebenvolle Balladen, erschien zuerst 1824, später bedeutend vermehrt, 1845 in einer dritten Auflage.

4) Lyrische Dichter.

Joh. Chr. Friedr. Hölderlin, geb. 1770 zu Lauffen in Würtemberg, studirte Theologie, ward Hauslehrer, kam 1795 nach Jena, wo Schiller, der „viel von seiner Gestalt“ in ihm erkannte, ihn freundlich aufnahm. Im folgenden Jahre trat er in einem Hause zu Frankfurt a/M. eine Lehrerstelle an, wo er in die heftigste Leidenschaft zu seiner Principalin (Diotima) gerieth. Nach einigen Jahren riß er sich los, verließ Frankfurt, irrte eine Zeitlang unstät umher und ging dann nach Bordeaux,

wo er eine Hauslehrerstelle angenommen hatte. 1802 kehrte er in tiefer Melancholie zurück und gerieth 1806 in unheilbaren Wahnsinn, in welchem er noch 37 Jahre in Tübingen, bis 1843, lebte.

Schon Schiller's und Goethe's Urtheil spricht für die Bedeutsamkeit dieses früh untergegangenen Dichters, welcher mit philosophischem Tiefsinn große poetische Begabung verband. Der Zeit nach, in welche sein dichterisches Schaffen fällt, steht er den meisten der letztgenannten Dichter voran, und gehört in die Periode der Entstehung der romantischen Schule, mit der er viel Verwandtschaft hat. Er rang nach Einheit des Ideales mit der Wirklichkeit; indem er aber jenes mit großer Einseitigkeit nur vom Griechenthume hernahm und in seiner heftigen Subjektivität überall im Leben nur Widerspruch damit fand, so zerfiel er, bei hinzutretender ungezügelter Leidenschaft, mit seinem Volke, an dem er nichts Gutes wollte gelten lassen, mit der Welt und sich selbst. — Von seinem Romane „Hyperion" ist schon früher die Rede gewesen. Seine lyrischen Gedichte, größtentheils Elegien und Oden, durch welche sehr häufig ein klagender Ton geht, sind tief empfunden und meistens in vollendeter Form; hin und wieder trifft man auf Unklarheit. Die antiken Versmaße wendet er häufig an und handhabt sie mit großem Geschicke. Gedichte, 1826. 1843. Uebersetzung des Sophokles, 1804. — Sämmtl. Werke, 1846. 2 Bde.

Wilhelm Müller, geb. 1794 zu Dessau, vollendete seine Studien, nachdem er im Freiheitskriege als Freiwilliger im preußischen Heere gedient hatte, auf der Universität zu Berlin, ward später Gymnasiallehrer, Hofrath und Bibliothekar in Dessau; er starb 1827. Frischer, lieblicher Dichter von Liedern und Balladen, welche erstere am meisten Natur, Liebe und fröhlichen Lebensgenuß singen und oft den Volkston treffen. Seine Griechenlieder sind voll Kraft und Feuer und be-

geisterten damals ganz Deutschland. — Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten, 1821. — Lieder der Griechen, 1822—24. — Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge, 1827. — Gedichte, herausgegeben von G. Schwab, 1837. 45, 2 Bde.

Ludwig Uhland, geb. 1787 in Tübingen, Doktor der Jurisprudenz, machte, ehe er sich als Rechtsgelehrter in Stuttgart niederließ, eine Reise nach Paris, um altfranzösische Literatur zu studiren. 1816 ward er, nachdem er eine Zeit lang im Justizministerium gearbeitet, Mitglied der Ständeversammlung und war als solches viele Jahre hindurch Vertreter liberaler Ideen. Eine Professur der deutschen Literatur, welche er 1829 erhielt, legte er wieder nieder, als ihm der Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigert wurde. 1848 war er als Vertrauensmann in Frankfurt.

Zwischen Uhland und den Romantikern, und zwar denen der patriotischen Richtung, ist eine Verwandtschaft nicht zu verkennen; diese besteht aber fast nur in der Wahl der Stoffe, welche vielfach dem Mittelalter entnommen sind. Denn Uhland hält sich fern von aller Deutschthümelei, wie von jedem Gemachten, von allem Schwärmerischen und Träumerischen der Romantik und liebt nur Wahrheit und Wirklichkeit, weßhalb auch die Ironie, mit welcher jene ihre Gebilde wieder zerstörte, ihm fremd bleibt. Sein Hauptcharakter ist Gemüthlichkeit, und seine Stoffe daher vor allem Natur und vaterländische Sage, wiewohl auch die fremde nicht ausgeschlossen ist, welchen Elementen auch seine der Gegenwart zugewandten patriotischen Lieder nicht fern lagen. An die Goethe'sche Form sich anschließend, verrathen seine Gedichte, Lieder und Balladen, das gründliche Studium des deutschen Volksgesanges, und man hat sie mit Recht idealisirte Volkslieder genannt.

In seinen tief gemüthlichen Weisen ist er Tonangeber vieler sich ihm anschließenden und später ihm folgenden schwäbischen

Dichter und daher gewöhnlich der Gründer der schwäbischen Schule genannt, und der neuern Romantik, welche wirkliche Gestalten statt Traumbilder geschaffen und der Gegenwart sich zugewandt hat.

Trotz einer neuern Kritik, welche seine Leistungen vielfach bekrittelt hat, ist seit Schiller kein Dichter populärer geworden, als Uhland, und ohnstreitig ist er auch einer der Bedeutendsten in der ganzen Epigonenzeit. Seine (meistens von 1806—14 entstandenen) Gedichte, — nicht einige darunter, sondern fast alle, — sind bald liebliche, einschmeichelnde, bald ernste, feierliche Klänge, die jedes rein gestimmte deutsche Gemüth ansprechen, — oder bald freundliche, bald ernste Bilder aus vergangenen Zeiten, die das Leben in bedeutsamen Erscheinungen in idealisirter Gestalt vor die Augen führen. „Uhland hat (sagt Gutzkow) der Natur jenes Sonntagskleid der Freude angethan, er hat das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistigen gewußt. Er zog die Glocken der Kapellen, er sammelte Trauben in den Weingärten, er stellte Hirtenknaben auf die Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund. Er zauberte die Vergangenheit in verklärterer Gestalt aus Ruinen wieder auf, ließ noch einmal die alten Falken der Jagden steigen, ließ Sänger an den Pforten der Burgen um Einlaß klopfen; er zauberte uns Jungfrauen auf den grünen Plan, und Königssöhne, die vorüber zogen und sie liebten; Uhland schuf, wie Schiller eine idealische übersinnliche Welt, so in *seinen* Gedichten eine idealische wirkliche Welt.“ (Gedichte 1815.—1861, 40. Aufl.)

Justinus Kerner, geb. 1786 zu Ludwigsburg, studirte in Tübingen, wo er Uhland sich anschloß, Medicin, war längere Zeit auf Reisen, ward praktischer Arzt und erhielt 1829 eine Anstellung als Oberamtsarzt in Weinsberg, wo er sich unter der alten Burg Weibertreu ansiedelte. Er starb 1862.

Auch seine Poesien, *Lieder und Romanzen*, welche meistens von Naturanschauungen ausgehen, erinnern lebhaft an

das alte Volkslied, sind aber subjektiver als die Dichtungen Uhland's und meistens Ausdruck tiefer Wehmuth und der Sehnsucht nach dem Jenseits, wodurch jedoch der Humor nicht ausgeschlossen wird. In den Romanzen liebt er das Schauerliche. Seine „Reiseschatten von dem Schauspieler Luchs“, 1811, sind nicht ohne Humor und schlagenden Witz. Sehr bekannt ist K. geworden durch seine scharf angefochtenen Schriften auf dem Gebiete des thierischen Magnetismus, welche das Eingreifen einer Geisterwelt in die unsrige beweisen sollen: „Die Seherin von Prevorst“, 1830, 2c. — Dichterwald, 1813. — Gedichte, 1826. — Dichtungen, Stuttgart, 1834, 2 Bde. — Lyrische Gedichte, 1847. 1854, 5. Aufl. — Der letzte Blütenstrauß, 1852.

Gustav Schwab, geb. 1792 zu Stuttgart, Professor am Gymnasium daselbst, darauf Pfarrer zu Gomaringen, 1841 Prediger in seiner Vaterstadt und später Oberkonsistorialrath; gest. 1850.

Schwab schließt sich, ohne unselbständig zu werden, eng an Uhland an, welchem er jedoch an poetischer Kraft, besonders im Lyrischen nachsteht. Unter seinen Balladen und Romanzen, wie seinen Legenden, — welche letztere Gattung in der neuern Zeit von ihm am meisten kultivirt worden ist, (z. B. Legende von den heil. drei Königen), — ist manches schöne Gedicht. Gutzkow charakterisirt ihn mit folgenden Worten: „Schwab hängt mit Innigkeit an seiner Heimat, ihren Hügeln und Sagen; manche Reflexion in seinen Gedichten schmeichelt sich mit sanften Rhythmen unsrem Ohre, manche unserm Herzen ein. Vaterfreude, Mutterliebe, Kindessinn weiß er rührend in einander zu verschlingen, und über die trauten Gruppen anmuthige, frisch vom Baum geschnittene Zweige zu flechten; die geheimnißvoll im Land versteckte Rebe, der Blütenduft im Frühling und der starke Mostgeruch im Herbste, der Aepfel herbst-

licher Purpur, glühend im Abendsonnengolde: da ist Schwab's Seelenheimat, beneidenswerth Jedem, der in ihr Ruhe, Frieden findet."

In liter.-histor. Hinsicht hat G. S. sich durch manche Arbeiten verdient gemacht: Ausgaben von Paul Fleming, — W. Hauff, — W. Müller. — Uebersetzungen des Lamartine, Delavigne ꝛc. — Mustersammlungen. — Schiller's Leben, 1840. — Buch der schönsten Geschichten und Sagen, 1837, 2 Thle. — Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, 3 Thle., 1838 bis 40.

Gedichte. Stuttg. 1828. 29, 2 Thle. Neue Auswahl 1838. Gedichte 1851. 4. Ausg.

Dritter Abschnitt.

Von 1830 bis jetzt.

Anschließen an die Gegenwart. Vielseitige Entwickelung der lyrischen Poesie.

Hatte während der Fremdherrschaft die Sehnsucht nach bessern Zeiten die Gemüther gespannt erhalten, hatten die Freiheitskriege die That geweckt, deren Rückerinnerung selbst noch eine Zeitlang nachwirkte: so führte die Restaurationsperiode mit der Vereitelung der lange gepflegten Hoffnung auf eine freie kräftige Entwickelung Deutschlands nur Unmuth oder Abspannung und Schlaffheit herbei. Dem entspricht der Zustand, welcher sich auf dem Gebiete der Poesie bemerkbar macht. Der Romantik ging die Kraft aus, sie verlief immer mehr in Nüchternheit und Plattheit, was besonders bei den Dichtern, welche dem größern Publikum zugänglich werden, bei den Romanschreibern und Theaterdichtern hervortritt, und forderte dadurch die Kritik heraus, gegen sie zu Felde zu ziehen.

Aber die Romantik hatte auch in sich selber den Grund ihrer Vernichtung. Ihre Uebertreibungen nach manchen Seiten hin mußten, besonders wenn sie — wie es in den zwan-

ziger Jahren des 19. Jahrh. der Fall war — mit den Tendenzen des Tages, politischer und religiöser Freiheit in Konflikt kamen, nothwendig nach und nach eine starke Reaktion hervorrufen. Noch mehr war dies der Fall, als 1830 die Julirevolution neue Anschauungen hervorrief, die den romantischen Liebhabereien mit mittelalterlichen Ideen von Einheit des Glaubens, Feudalaristokratie ꝛc. gerade entgegen standen. Der Sinn ward jetzt auf die Gegenwart gerichtet, und die Wirklichkeit sollte in der Poesie zur Erscheinung gebracht werden. Das Phantastische tritt daher zurück, die Sentimentalität weicht viel mehr als früher der Reflexion; die Dichtkunst soll oftmals den Interessen der Gegenwart dienen, die Tendenzpoesie nimmt daher überhand. Das romantische Element ist indessen zu tief im deutschen Wesen begründet, als daß es völlig daraus hätte verschwinden können; selbst die Bekämpfer der Romantik verleugnen es nicht, und es zieht sich, mit wenigen Ausnahmen, durch die ganze neueste Poesie.

Die ersten Zeiten der Reaktion führten wieder andere krankhafte Erscheinungen herbei, deren Nachwirkung lange bemerkbar blieb. Indem man nämlich ganz und gar der Wirklichkeit sich hingeben wollte, warf man die Ideale, welche die romantische Schule gehegt, als etwas Unklares und Unhaltbares bei Seite. Jemehr man aber früher für die Ideale geschwärmt, desto unbefriedigter fühlte man sich jetzt nach ihrer Beseitigung, und es entstand für eine Zeit die Poesie des Weltschmerzes, womit das Ausland Deutschland angesteckt, und wozu besonders Byron [1]) und Victor Hugo [2]) den Ton angestimmt, welche Poesie sich so-

---

1) Lord George Byron-Gordon, geb. 1788 zu Dover, gest. 1824 zu Missolunghi, größter engl. Dichter der neuern Zeit, Verfasser von: Childe Harold, the prisoner of Chillon, Mazeppa, Don Juan ꝛc.

2) Victor Maria Hugo, geb. 1802, Hauptdichter der neu-romantischen Schule Frankreichs: Lyrische Gedichte, Dramen und Romane: Notre-Dame von Paris, Hernani, Cromwell ꝛc.

gar darin gefiel, die Wirklichkeit in ihrer häßlichsten Gestalt zur Erscheinung zu bringen.

Am deutlichsten spricht sich der neue Geist der Zeit aus in der Romanliteratur, welche außerordentlich anwuchs, weil sie am bequemsten den Zeittendenzen dienen konnte; besonders ist es daher der sociale Roman, welcher angebauet wird. An dramatischen Dichtungen ist freilich ebenfalls kein Mangel, aber in ihnen offenbart sich die poetische Ohnmacht am stärksten; sie sind meistens entstanden, um dem augenblicklichen Bedürfnisse der Bühne zu dienen; Weniges davon erhebt sich über das Mittelmäßige. Die erfreulichste Erscheinung bietet die lyrische Poesie dar; ihre Masse ist ungeheuer, daher auch in ihr unendlich viel Unbedeutendes; aber ihre weitere, oft höchst glückliche Entwickelung ist unverkennbar, und eine Menge des Schönen tritt uns in der folgenden Zeit noch entgegen. Dazu kommt die Bereicherung unserer Literatur durch Aneignung des Fremden durch die Bestrebungen Goethe's (im west-östlichen Divan), Rückert's, Chamisso's, Platen's 2c., welche ebenfalls in diese Zeit fallen. — Die oft verkünstelten Formen der Romantiker wurden durch die einfachsten Weisen verdrängt (Heine), wobei allerdings wieder Nachlässigkeit in Behandlung des Versbaues einzureißen drohte, der indessen durch die Sorgfalt, welche die eben genannten Dichter auf die Form verwandten, wieder gewehrt wurde.

Das Ausland hat auf die Gestaltung der deutschen Literatur stets großen Einfluß geübt, der bald nachtheilig, bald wohlthätig wirkte. Im Ganzen ist er von Segen gewesen, denn kein Volk hat verstanden, wie wir, das Schöne, wo es auch hervorgetreten sein mochte, sich anzueignen, ohne seine Nationalität zu verleugnen. Dieser Einfluß ward jetzt noch bedeutender — ob zum Vortheile oder Nachtheile, läßt sich wohl schwerlich jetzt schon erkennen, — da das bei dem immer größern Weltverkehre stets ausgebreiteter werdende Studium der neuern Sprachen eine solche Ueber-

setzungslust weckte, daß die Erzeugnisse des Auslandes von einigermaßen bekannten Verfassern wenige Wochen später auch in deutscher Sprache erscheinen.

Eine charakteristische Erscheinung der neuesten Zeit ist noch die zunehmende Kritik, welche freilich oftmals, der festen Grundsätze ermangelnd, zerfahren und haltungslos ward. Zu Anfange dieser Periode traten zwei früher viel genannte Kritiker hervor, von denen der erstere, bei manchen Verkehrtheiten, ein bedeutender Geist war, Ludwig Börne (aus Frankfurt a. M. 1786—1837) und Wolfgang Menzel (geb. 1798). Beide polemisirten nicht ohne Erfolg gegen die Erbärmlichkeit der Poesie, besonders der dramatischen, der Restaurationszeit, beide waren aber auch Gegner Goethe's, theils aus politischen, theils aus religiösen Gründen, und Verehrer Jean Paul's. Börne's Bedeutsamkeit liegt jedoch hauptsächlich in seiner politischen Schriftstellerei im Geiste des Liberalismus. Wolfg. Menzel ist wegen seiner oft haltlosen Kritik vielfach auf das heftigste angegriffen, besonders von Gutzkow. Mit seinen poetischen Versuchen, dramatisirten Märchen ꝛc. gehört er größtentheils der gemäßigten Romantik an.

Der Hauptrepräsentant der neuern Richtung ist H. Heine.

Heinrich Heine ward 1799 zu Düsseldorf geboren. Die schon bei seinem Onkel Salomon Heine in Hamburg angetretene kaufmännische Laufbahn bald wieder verlassend, wandte er sich dem Studium der Rechte zu und studirte zuerst in Bonn, ward A. W. Schlegel's Schüler und lebte sich hier in die Romantik hinein, die seinem eigentlichen Wesen fremd war. In Berlin, wo er mit Hegel, Varnhagen, Rahel, Grabbe bekannt und zum Theil befreundet ward, setzte er seine Studien fort, die er 1825 in Göttingen beendigte. Nachdem er in demselben Jahre zum Christenthume übergetreten war, machte er Reisen durch Deutschland, Italien und England und hielt sich dann in

Berlin, Hamburg und München auf, nur der Schriftstellerei und dem Genusse lebend. 1830 wandte er sich nach Paris, wo er von 1836—48 von den „Hülfsgeldern" des Ministeriums, welche er in Anspruch nahm, einen Jahrgehalt von 4000 Francs bezog. 1856 starb er hier nach mehrjähriger Krankheit.

Obgleich Heine der heftigste Bekämpfer der Romantik, so sind doch einige Elemente derselben bei ihm auf die Spitze getrieben. Er hat meistens romantische Stoffe; bei ihm findet man, besonders in den spätern Dichtungen, eine Phantastik, die an Hoffmann erinnert, heftige Polemik gegen Alles, was ihm als Philisterthum oder Sentimentalität erscheint; in keinem andern Dichter tritt uns eine so ausschweifende aufdringliche Subjektivität entgegen, welche das eigne Ich zum Mittelpunkte der ganzen Welt macht, und in keinem Dichter eine so weit getriebene, Alles, selbst die eignen Gebilde wieder vernichtende Ironie, so daß nichts übrig bleibt, als der Witz.

Heine war ein so reich begabter Dichter, daß er bei edlerem Gehalte nach Goethe der bedeutendste Lyriker hätte werden können: er besaß die lebhafteste Phantasie bei dem beweglichsten, überraschendsten Witze, eine bewundernswürdige Leichtigkeit der Darstellung und zum Gemüthe wenigstens die Anlage: aber ihm fehlt jede Tiefe, er kennt kein Ideal, er hat keine Ueberzeugung, daher sein ununterbrochener Kampf gegen alles Große und Erhabene, sein verächtliches Hinblicken auf alles Heilige, das er in Staub und Koth zu ziehen sucht. Emancipation der Sinnlichkeit ist seine Tendenz, daher auch der hin und wieder bei ihm hervortretende Weltschmerz nur Affektation. Ihm gilt nichts, als der eigne Witz; um den glänzen zu lassen, opfert er selbst die Wahrheit, opfert er sogar die Schönheit der eignen Dichtungen. Alles deutet hin auf völlige Charakterlosigkeit, auf den ungezügeltsten Muthwillen und die ausschweifendste Eitelkeit. Und diese Eigenschaften waren seine konstante Natur, denn er

ist ihnen durch seine ganze schriftstellerische Laufbahn treu geblieben.

Es giebt unter Heine's Poesien die lieblichsten Gedichte, welche in einfachen, zum Gemüthe dringenden Weisen, in der einschmeichelndsten Sprache Natur und Empfindung schildern und zusammenklingen lassen, — man hat mit Recht viele seiner Verse einen melodischen Wellenschlag der Leidenschaft genannt — alte Sagen uns vorführen, oder in plastischer Gestaltung Bilder der Phantasie oder des wirklichen Lebens vor uns hinzaubern; aber in den meisten verleugnet er seine schlimmere Natur nicht; wir finden Gedichte, welche freilich witzig, aber auch frivol, frech, lüstern, roh und cynisch zu nennen sind. Oft ist ein Gedicht lieblich und rein, oft hochpoetisch durchgeführt bis gegen das Ende; wir möchten an eine edlere Natur des Dichters glauben; da springt plötzlich die höhnende Ironie hervor und vernichtet den Eindruck, oder ein fratzenhafter Schluß zerstört das schöne Gebilde. Daher kommt es denn, daß man auch bei den rein gehaltenen Gedichten nicht glaubt, daß es dem Dichter damit rechter Ernst gewesen sei.

Aehnlich, oder vielmehr noch schlimmer, verhält es sich mit den prosaischen Schriften Heine's. Möge ihr Inhalt kritisch, oder literar-historisch, oder politisch sein, ihre Haupttendenz ist Polemik und zwar persönliche, welche der Haß diktirt und die Sucht, mit frappantem Witz zu glänzen. In allen Schriften ist viel Wahres und Treffendes, viel Scharfsinniges und Witziges, aber auch viel Impietät, Frivolität und Verletzung der Wahrheit dem Witz oder der Eitelkeit zu Gefallen. In Roheit und Pöbelhaftigkeit gehen oftmals seine Angriffe auf Schlegel, Börne, Menzel, Platen und Andere über. Als politischer Schriftsteller hat Heine gar keine Bedeutung, da er schwerlich eine politische Ueberzeugung besaß.

Heine's erstes Auftreten bezeichnen seine lyrischen Gedichte, 1822, welche noch nicht sehr beachtet wurden. Ebenso erging es

seinen im nächsten Jahre folgenden Trauerspielen „Radcliffe“ und „Almansor“, 1823, denen das „lyrische Intermezzo“ angehängt war, welches fingirten Liebesschmerz darstellt. Mit den „Reisebildern“ aber, deren erster Theil 1826 erschien (bis 1840 4 Bände), hob sich plötzlich sein Ruhm. Geistvoll und lieblich weiß er darin zu schildern, mit keckem Uebermuthe und einer Fülle von Witz und Laune zieht er zu Felde gegen die sentimentale phrasenreiche Romantik, gegen jegliche Philisterhaftigkeit und das sich aufblähende Demagogen- und Burschenthum; und obgleich Niemand gepriesen wird, als Napoleon, obgleich sich die größte Impietät gegen Vaterland und jede Autorität ausspricht, so verbreitete sich das Buch mit großer Schnelligkeit und fand allgemeinen Anklang, was denn allerdings ein Zeichen der schwächlichen, charakterlosen Zeit war. Nun wurden auch die Gedichte, welche, durch neue vermehrt, 1827 als „Buch der Lieder“ wieder herauskamen, mit dem außerordentlichsten Beifall aufgenommen und öfter wieder aufgelegt. Die übrigen Schriften Heine's sind: „Deutschland, Wintermärchen“, 1844, reflektirende Beschreibung einer Reise nach Deutschland, 1843—44, — „Atta Troll“, 1847, schon 1843 in der Zeitung für die elegante Welt, höchst phantastisch gehalten, — „Romanzero“, 1852, — „Neue Lieder“, 1854, — „Zur Geschichte der neuen schönen Literatur in Deutschland“, 1833, 2 Bde., — „Die romantische Schule“, 1836, — „Salon“, 1834, ff. ꝛc.

Heine's Einfluß ist außerordentlich gewesen. Hundertfältig ist er kopirt, nachgebildet und nachgeahmt worden, sowohl hinsichtlich des Stoffes, als der Form.

Auf der Grenze der neueren Zeit steht Immermann.

Karl Lebrecht Immermann, geb. 1796 zu Magdeburg, studirte, nachdem er die Freiheitskriege mitgemacht, die Rechte in Halle, wo er mit den Studirenden in einen heftigen Streit gerieth, was ihn zu einer Schrift gegen die Burschenschaft

(1817) veranlaßte. 1827 ward er Landgerichtsrath in Düsseldorf, leitete hier von 1833—37 mit anerkennenswerthem Eifer, obschon die ihm zu Gebote stehenden Mittel gering waren, das Theater, ward häufig in literarische Fehden verwickelt, besonders mit dem Grafen Platen, gegen welchen er die Satire: „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier“, 1829, richtete. Er starb 1840.

Bei großem Schöpfungstriebe und ernstlichem Fleiße fehlte Immermann die Kraft der sichern Gestaltung; er schwankte daher hin und her, nahm bald die Romantiker, besonders Tieck, bald Shakspeare, bald Goethe zum Vorbilde, und fand leider erst spät den rechten Stoff, den er zu bewältigen wußte. Für die lyrische Dichtung (Gedichte 1822, Neue Folge 1830) hatte er am wenigsten Talent. Seine Dramen gehören großentheils der romantischen Richtung an und überbieten zum Theil hinsichtlich des Willkürlichen ihrer Komposition und des Schaudervollen ihres Inhaltes die oben erwähnten Schicksalstragödien. Die Prinzen von Syrakus, 1821, — das Thal Ronçeval, 1822, — König Periander und sein Haus, 1823, — Cardenio und Celinde, 1826, — Merlin, 1831, letzteres eine formlose, mystisch-satirische Tragödie nach dem Vorbilde von Goethe's Faust, 2c. 2c. Später kultivirte Immermann das historische Schauspiel, ohne indessen auch hier den rechten Ton treffen zu können. Friedrich II., 1828, — das Trauerspiel in Tyrol, 1828, — Alexis, eine Trilogie, 1832.

In seinen spätern Romanen ist Immermann ganz der Gegenwart zugewandt. In den Epigonen (3 Bde. 1835), zu welchen die Idee durch Goethe's Wilhelm Meister veranlaßt wurde, schildert er auf unerquickliche Weise, aber in oft höchst gelungener Darstellung, den trostlosen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, und im Münchhausen (eine Geschichte in Arabesken, 4 Thle., 1838 u. 39) stellt er der in der Person des Freiherrn von Münchhausen koncentrirten Hohlheit und Un-

wahrheit unserer Zeit die Wahrheit, Kraft und Tüchtigkeit, welche noch übrig geblieben, in der Schilderung des westphälischen Hofschulzen und der Liebe des Oswald und der Lisbeth gegenüber. Diese zweite Partie des Romanes, die Darstellung der wirklichen Natur, ist dem Dichter vorzüglich gelungen, und daher zu bedauern, daß er sich nicht ausschließlich solchen Stoffen hingegeben. Für die später sich so sehr ausbreitende Dorfnovelle ist dies Buch tonangebend geworden.

Nach Vollendung des Münchhausen kehrte Immermann noch einmal zur romantischen Poesie zurück in dem Gottfried von Straßburg nachgedichteten, an frischen farbenvollen Partien reichen Epos „Tristan und Isolde", 1840, dessen Vollendung jedoch der frühe plötzliche Tod des Dichters verhinderte. Ein anderes episches Gedicht war schon 1830 erschienen, das komische Heldengedicht „Tulifäntchen" in drei Gesängen.

Gesammelte Schriften, Düsseldorf 1837—43. 14 Bde.

Der Widersacher der beiden eben genannten Dichter und der vollkommenste Gegensatz von Heine ist

August Graf von Platen-Hallermund. 1796 zu Ansbach geboren, widmete sich dem Militärstande und machte 1815 als Lieutenant den Feldzug nach Frankreich mit. Nach dem Frieden ergab er sich völlig wissenschaftlichen Bestrebungen und studirte seit 1818 Philosophie und alte und neue Literatur in Würzburg und Erlangen. 1821 trat er zuerst als Dichter hervor, fand aber seiner Meinung nach nicht die gebührende Anerkennung. Er verließ daher 1826 um so lieber Deutschland und ging nach Italien, wo er in künstlerischer Hinsicht sich auszubilden und vollendetere Schöpfungen hervorzubringen dachte, und lebte hier mit kurzer Unterbrechung bis zu seinem Tode, der ihn 1835 in Syrakus überraschte.

Platen ging ebenfalls von der Romantik aus und bewegte sich in der ersten Periode seiner dichterischen Thätigkeit fast aus-

schließlich in ihrem Elemente, wie das seine in Tieck'scher Weise gedichteten märchenhaft-romantischen Lustspiele, die keine größere Bedeutung haben, als die der Romantiker, beweisen: „Der gläserne Pantoffel", 1823, — „Der Schatz des Rhampsinit", 1824, — „Berengar", 1824, — „Treue um Treue", 1825, — „Der Thurm mit sieben Pforten", 1825. Zu gleicher Zeit ward er durch Goethe's Vorgang, besonders aber durch Rückert auf die orientalische Poesie hingewiesen, und es entstanden die der Form nach meisterhaften Ghaselen: „Ghaselen", 1821, — „der Spiegel des Hafis", 1822, — „Neue Ghaselen", 1823.

Bald aber verließ Platen den Boden der Romantik und wandte sich dem klassischen Alterthume zu, um durch dessen Geist und Formen die moderne Poesie zu regeneriren. Damit aber verfiel er zugleich in eine polemische Richtung, welche ihn zu sehr hinnahm und Veranlassung ward, daß er die hohe Meinung, welche er von seiner poetischen Wirksamkeit hatte, und die Verstimmung, daß er nicht die gebührende Anerkennung finde, zu stark hervortreten ließ. Er polemisirte, ebenfalls nach dem Vorgange Tieck's, in einer humoristisch-satirischen Komödie, welche er selbst mit der des Aristophanes (den er auch in den komischen Wortbildungen nachzuahmen sucht) vergleicht, und richtete „die verhängnißvolle Gabel", 1826, gegen die Schicksalstragödie, und „den romantischen Oedipus", 1828, gegen die Romantik überhaupt, gegen Immermann und Heine, beide aber auch gegen Kotzebue, Clauren und andere fade Dichter. In beiden Stücken ist jedem Akt, mit Hindeutung auf den griechischen Chorus, eine sogenannte Parabase angehängt, in welcher der Dichter theils direkt polemisirt, theils ästhetische Wahrheiten ausspricht. An positivem Gehalte und wirklichen Charakteren fehlt es diesen Komödien, was der Dichter wegen ihrer satirischen Tendenz für überflüssig halten mochte.

Später, 1832, dichtete Platen ein historisches Drama, „die

Liga von Cambray", ohne darin Befähigung für dieses Genre zu zeigen. Auch sein episches Gedicht „die Abassiden", 1829, die Abenteuer der Söhne Harun al Raschid's, nach arabischen Märchen, enthaltend, hat, bei vielen glänzenden Einzelheiten, als Ganzes keine epische Vollendung.

Der eigentliche Schwerpunkt der Platen'schen Poesie liegt in seiner Lyrik: in seinen Liedern, Elegien, Oden, Hymnen, Sonetten, Ghaselen und einigen Balladen; in ihnen findet sich viel zart Empfundenes, tief Gedachtes und Erhabenes in den vollendetsten Formen. Oft freilich scheint die Schönheit der Form den Inhalt zu überwiegen, und daher wohl das Urtheil, daß die Dichtungen Platen's selten erwärmten. Die größte Meisterschaft Platen's liegt allerdings in der Handhabung der poetischen Sprache und der rhythmischen Formen; kein anderer Dichter kommt ihm darin gleich, und auch die früher genannten Meister, wie Schlegel ꝛc., stehen ihm nach. Zu leugnen mag freilich nicht sein, daß seine Virtuosität in der Formenbildung ihn in der antiken Ode und Hymne zu Uebertreibungen verleitete und Rhythmen schaffen ließ, welche der deutschen Sprache nicht mehr angemessen sind und daher Dunkelheiten zur Folge haben.

Der durchaus tüchtige, freiheitsliebende Charakter des Dichters, der leider umdüstert ward durch den schon oben als Merkmal der neuern Zeit bezeichneten Weltschmerz, offenbart sich vielleicht am besten in seinen politischen Gedichten, welche auch in poetischer Hinsicht zu den besten gehören, welche wir besitzen. Ernst ist es ihm überhaupt mit der Poesie im höchsten Grade, denn er sieht sie als etwas Hohes und Heiliges an; daher ist ihm auch hinsichtlich des Formellen nichts zu klein und unbedeutend, daß es nicht der Sorgfalt des Dichters werth sei.

Gesammelte Werke, Stuttgart und Tübingen, 1843. 5 Bde. — N. A. 1847.

Wie schon oben bemerkt, hatten die Zeitverhältnisse auf der einen Seite Schlaffheit und Indifferentismus, auf der andern aber Unmuth und Unzufriedenheit mit allem Geltenden zuwege gebracht, welche, nachdem die Hegel'sche Philosophie in der Wissenschaft große Aufregung erzeugt, und die Julirevolution die Erwartungen und Hoffnungen auf eine gänzliche Umgestaltung des socialen Lebens auf's höchste gesteigert hatte, auf dem Gebiete der deutschen Literatur eine ähnliche Erscheinung wach rief, wie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Sturm- und Drangperiode: einen ungestümen Kampf gegen die bestehenden politischen, religiösen und socialen Verhältnisse.

Die Wortführer dieser Richtung, welche nicht eine verbündete Partei waren oder eine Schule bildeten, sondern, da sie in gleichen oder ähnlichen Bestrebungen sich begegneten, einander näher traten, (man pflegt sie das junge Deutschland zu nennen, ein Ausdruck, der zufällig aufkam, indem Wienbarg seine „ästhetischen Feldzüge" „dem jungen Deutschland" widmete) waren meistens junge talentvolle, aber auch einseitige, zum Theil leichtfertige, von großer Eitelkeit eingenommene Persönlichkeiten, welche mit keckem Uebermuthe, mit schlagendem Witze und allem Glanze der Diktion gegen Alles, was ihnen für Philisterthum galt, — d. h. gegen jegliche Beschränkung der Freiheit, die nicht selten mit Ungebundenheit verwechselt wurde, und auf Emancipation der sinnlichen Natur hinauslief, — und gegen jede Größe und Autorität zu Felde zogen und überall destruirend zu wirken suchten. Unbegrenzte politische Freiheit, sociale Reformation durch Beseitigung alles Hemmenden, selbst der Ehe, Abschaffung des Christenthums, wenigstens in der in der Kirche bestehenden Form, waren die Grundartikel ihrer neuen Lehre, welche durch ihre Gehaltlosigkeit in kurzem in Nichts zerfallen sein würde, ohne daß auf Wolfgang Menzel's Veranlassung der deutsche Bundestag nöthig gehabt hätte (1835), die Schriften des jungen Deutschlands, „weil seine Bemühungen dahin

gingen, die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören", zu verbieten und gegen ihre Verfasser einzuschreiten, die gerade dadurch erst einen höhern Grad von Berühmtheit erlangten und um so begieriger gelesen wurden.

Daß die Schriftsteller des jungen Deutschlands hauptsächlich kritisch zu Werke gingen, läßt sich schon aus ihrer Tendenz schließen; aber auch in Novellen, Romanen und Reisebildern suchten sie ihre Ansichten niederzulegen.

Nur wenige Jahre dauerte der Eclat, den sie anfänglich hervorgebracht hatten; ihre Schriften wurden freilich ihres pikanten Inhaltes wegen noch viel gelesen, aber große Sympathie fanden sie nicht mehr. Sie selbst wurden unter sich uneins, befehdeten sich zum Theil aufs heftigste und gingen dabei so leidenschaftlich zu Werke, daß sie öffentlichen Skandal erregten. Lange hielt das ganze Treiben nicht vor; Einige verstummten, da ihre Kraft erschöpft war, Andere kamen zu besserer Einsicht, lenkten ein und wandten ihre Thätigkeit andern Arbeiten, meistens dem socialen und historischen Romane und dem Drama zu.

Die Tonangeber der bezeichneten Partei waren Börne und Heine, zwei höchst entgegengesetzte Persönlichkeiten, welche daher auch nicht lange in Frieden neben einander gehen konnten; denn während Börne ein freilich einseitiger, aber ernster, entschiedener, ehrlicher, von jeder Frivolität weit entfernter Charakter war, kennen wir Heine, wie er oben geschildert ist, als völlig charakterlos und frivol.

Ludwig Börne, (Löb Baruch) jüdischer Abkunft, geb. 1786 zu Frankfurt a. M., studirte erst Medicin, dann Kameralwissenschaften, beschäftigte sich aber später, nachdem er einige Jahre ein Amt in seiner Vaterstadt bekleidet hatte, nur mit Schriftstellerei. 1817 trat er zum Christenthum über, ließ sich

nach der Julirevolution in Paris, das er schon früher einigemale besucht hatte, nieder und starb hier 1837.

Seine Schriften, theils kritischer, theils satirischer Natur (dramaturgische Blätter — Kritiken — Denkrede auf Jean Paul — der Eßkünstler ꝛc.), größtentheils aber politischen Inhaltes (Briefe aus Paris, 1830—33), zeichnen sich durch glänzende Diktion, aber auch durch Verstandesschärfe und Gedankentiefe aus. Nach und nach aber wurde seine politische Freisinnigkeit zum fanatischen Republikanismus, die deutschen Zustände erschienen ihm nur in den schwärzesten Farben, und als seine Prophezeiung einer bald ausbrechenden Revolution nicht in Erfüllung ging, steigerte sich sein Unmuth zum bittersten Grame, der ihn verzehrte, und an dem er starb.

Gesammelte Schriften, 1.—14. Thl. Hamburg 1829 bis 1834. — Nachgelassene Schriften, 2 Bde. Mannheim 1844.

Die übrigen namhaften Mitglieder der jung-deutschen Partei sind folgende:

Ludolph Wienbarg, geb. 1803 im Holsteinischen, ein Mann von tüchtigem Charakter und gründlicher Wissenschaftlichkeit, in dessen Schriften neben manchem Einseitigen und Verkehrten viel Beachtenswerthes und Schönes enthalten ist. „Aesthetische Feldzüge“, 1834. — „Die neueste Literatur“, 1835. — „Wanderungen durch den Thierkreis“, 1835, eine Sammlung verschiedener Aufsätze, ꝛc.

Gustav Kühne, geb. 1806 zu Magdeburg, der Gemäßigtste dieser Richtung, dessen Schriften auch vom Bundestage nicht mit dem Interdikt belegt wurden, hat mit seinen „Klosternovellen“, welche wohl das Bedeutendste unter seinen Romanen und Novellen sind, 2 Bde. 1838, viel Anerkennung gefunden. Höher stehen seine: „Weibliche und männliche Charaktere“, 1838. — „Porträts und Silhouetten“, 1843 ꝛc.

Theodor Mundt, — geb. 1808 in Potsdam, verhei-

rathet mit Clara Müller, ps. L. Mühlbach, lebte als Literat in Berlin, war 1848 kurze Zeit Professor in Breslau, bald darauf, bis 1856 Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Berlin; starb 1861 — predigte besonders die Emancipation der Frauen, die ein Lieblingsthema des jungen Deutschlands war, in seiner „Madonna“, 1835. Später schrieb er historische Romane: „Thomas Münzer“, 1841, — „Mendoza, der Vater der Schelme“, 1847; Charakteristiken und Reiseschilderungen: „Charaktere und Situationen“, 1837, — „Spaziergänge und Weltfahrten“, 1838 ꝛc.

Heinrich Laube, geb. 1806 zu Sprottau in Schlesien, studirte Theologie, ließ sich als Schriftsteller in Leipzig nieder, ward, demagogischer Umtriebe verdächtig, aus Sachsen verwiesen, ging nach Berlin, wo er längere Zeit in Haft gehalten wurde, machte nach Wiedererlangung seiner Freiheit Reisen durch Frankreich und nach Algier, und ward endlich (1849) Dirigent des Burgtheaters in Wien. — Obgleich an Sicherheit des Charakters und Gründlichkeit der Bildung den meisten dieser Gruppe nachstehend, doch der sprachfertigste und keckste Wortführer derselben, der am meisten im Heine'schen Geiste ihre Lehre verkündigte, und dessen Schriften, die allerdings große Unmittelbarkeit und Frische haben, sehr an Heinse und Thümmel erinnern. „Das junge Europa“, Novelle, 1833, — „Reisenovellen“, 1834, — „Moderne Charakteristiken“, 1835 ꝛc. Später schrieb er Romane: „Die Bandomire“, 1842, — „Die Gräfin Chateaubriand“, 1843, ꝛc. und dramatische Stücke, von welchen das Schauspiel „die Karlsschüler“, 1846, beliebt geworden ist.

Karl Gutzkow, geb. 1811 zu Berlin, studirte anfänglich Theologie, lebte als Journalist in Stuttgart, Hamburg ꝛc. ward später Theaterdichter in Dresden und übersiedelte sich 1861 nach Berlin.

Gutzkow war der entschiedenste, vielseitigste und bedeutendste Verkünder jung-deutscher Ideen und schrieb als solcher: „Briefe eines Narren an eine Närrin", 1832, — „Maha-Guru, Geschichte eines Gottes", 1833, — „Wally, die Zweiflerin", 1835, — „Oeffentliche Charaktere", 1835, — „Nero, eine Tragödie", 1835 ꝛc. Als aber wegen der Angriffe auf das Christenthum in der Wally, einem Romane, der durch seine Lüsternheit an Schlegel's Lucinde erinnert, Gutzkow eine dreimonatliche Haft erdulden mußte, und seine Schriften verboten wurden, lenkte er ein und trat gemäßigter auf, wenngleich er seine frühere Richtung nie völlig verleugnete. In theilweisem Widerspruche mit seinen frühern Urtheilen, schrieb er 1836 eine Vertheidigung Goethe's gegen Menzel: „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte"; in demselben Jahre erschienen seine „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur", manche scharfsinnige, aber auch unbegründete Urtheile enthaltend; 1837 die „Zeitgenossen"; 1838 der humoristisch-satirische Roman „Blasedow und seine Söhne" und die „Seraphine"; im folgenden Jahre die Tragödie „König Saul". Letztere eröffnet eine lange Reihe von dramatischen Dichtungen (Trauer-, Schau- und Lustspielen), welche rasch auf einander folgten: „Richard Savage", 1839, — „Werner, oder Welt und Herz", 1840, — „Patkul", 1841, — „Die Schule der Reichen", 1841, — „Ein weißes Blatt", 1842, — „Zopf und Schwert", 1843, — „Das Urbild des Tartüffe", 1845, — „Uriel Acosta", 1846, — „Wullenweber", 1848, — „Liesli", 1849, — „Der Königslieutenant", 1851, ꝛc. Durch diese Theaterstücke und seine in neuester Zeit erschienenen Romane von ungeheurem Umfange: „Die Ritter vom Geist" in 9 Bdn., 1850—52, und den „Zauberer von Rom", ebenfalls in 9 Bdn., 1858—61, ist Gutzkow erst dem größern Publikum recht bekannt und befreundet geworden,

während seine frühern Schriften im Ganzen nur wenig gelesen worden sind.

Das Gebiet der schriftstellerischen Thätigkeit Gutzkow's ist vornehmlich die sociale Tendenz-Poesie; seine Romane und Dramen sind größtentheils polemischer Natur, ermangeln aber des positiven Inhaltes, indem sie den Gebrechen der Zeit keine edlen, erhebenden Erscheinungen gegenüber halten. Durchgehend ist der Mangel einer festen, tief sittlichen Basis sichtbar, daher auch die Charakterzeichnung häufig schwach; entschiedene, bedeutende Charaktere vermag Gutzkow nicht zu bilden, will es auch nicht, da er von dem Grundsatze ausgeht, nur gemischte eigneten sich für die Poesie. — Rechter Ernst ist es dem Dichter schwerlich mit seinen reformatorischen Ideen, sonst müßte klarer hervortreten, was eigentlich erreicht werden soll, und die Gunst des Publikums könnte ihm nicht so sehr am Herzen liegen. Vorzügliches Talent in der Komposition und Darstellung ist ihm nicht abzusprechen; aber er dichtet nicht, von seinem Stoff ergriffen, aus innerm Drange; seine Gebilde, in denen der warme Pulsschlag des Gemüthes fehlt, sind nicht poetische Anschauungen, sondern Resultate des reflektirenden Verstandes. Damit hängt denn auch das Haschen nach Effekt zusammen, dem wir oft begegnen.

Mit den „Rittern vom Geist", welche stark an Eugen Sue's „ewigen Juden" erinnern, sollte eine neue Gattung von Romanen zur Geltung gebracht werden, und die Aufgabe der Dichtung war, die Erscheinungen und Bestrebungen der Gegenwart nach allen Seiten hin in ein großes Gemälde zusammenzufassen. Eine Menge von Personen, fast zu groß, als daß das Gedächtniß des Lesers sie festhalten könnte, spielen durcheinander; die meisten sind abnorme und daher pikante Charaktere, an spannenden, die Neugierde durch alle 9 Bände hin rege erhaltenden Verwickelungen fehlt es nicht; die scharfe Beobachtungsgabe des Dichters offenbart sich in vielen wahren glänzenden Schil-

derungen mannigfacher Erscheinungen des gegenwärtigen Lebens, welche außerdem noch auf die Vermuthung brachten, der Dichter habe bekannte Persönlichkeiten zeichnen wollen; die Darstellung ist blendend und effektvoll. Durch das Alles erregte der Roman in ungewöhnlichem Grade das Interesse des leichte Unterhaltungslektüre suchenden Publikums; höhere Bedeutung aber hat er nicht: als Zeitbild giebt er mehr Karrikatur als Wahrheit, und vom künstlerischen Standpunkte aus sind ihm durch die eingehendsten Kritiken erhebliche Schwächen nachgewiesen.

Der Roman.

Welchen Einfluß die gegen Ende des 18. Jahrh. aufkommende Romantik auf den Roman hatte, mußte schon oben erwähnt werden, da die meisten romantischen Dichter denselben als die bequemste Form für ihre Doktrin kultivirten. Man wollte darin die wirkliche Welt in allen ihren Erscheinungen mit dem Geiste der Poesie durchdrungen darstellen und auf solche Weise Reales und Ideales vermitteln. Blieb man gleich diesem höchsten Ziele sehr fern, indem die Kraft, sich ihm zu nähern, nicht vorhanden war, oder indem man verkehrte Wege einschlug, so ging doch manches Schöne aus diesen Bestrebungen hervor.

Die vornehmsten dieser Romane im romantischen Geiste waren Tieck's „Franz Sternbald's Wanderungen" und die „Märchen-Novellen"; Novalis' „Heinrich von Ofterdingen"; Brentano's „Godwi", — „die Novelle vom braven Casperl und der schönen Annerl"; Arnim's „Gräfin Dolores", — „die Kronenwächter"; Eichendorff's „Ahnung und Gegenwart", — „Dichter und ihre Gesellen", — „Taugenichts" &c. Fouqué schuf die liebliche „Undine", welche seinen Namen länger erhalten wird, als seine düstern nordischen Heldensagen und seine

affektirten Rittergeschichten. Als wunderliche Verirrung der romantischen Poesie trat in E. Th. Hoffmann der Geschmack am Unheimlichen, Dämonischen hervor, welches er in seinen „Elixiren des Teufels", — „Nachtstücken", — „Serapionsbrüdern" ꝛc. mitten in die Ereignisse des alltäglichen Lebens hineintrug. Kurz vorher hatte Chamisso seinen „Peter Schlemihl" geschrieben, der, wenngleich ebenfalls das dämonische Gebiet berührend, doch keineswegs es darauf anlegt, Grauen zu erwecken, sondern durchgehend ergötzlich ist. Apel, Contessa ꝛc. waren schwache Nachahmer Hoffmann's, dem poetische Kraft nicht abzusprechen ist. In einer andern Sphäre bewegen sich freilich die Novellen L. Schefer's, welche neben manchem echt Poetischen des Barocken und Greuelvollen viel enthalten. Düster genug sind auch H. v. Kleist's Erzählungen, unter welchen die vortreffliche Novelle Michael Kohlhaas hervorragt. Der Ritterroman wachte in edlerer Gestalt noch einmal wieder auf in Hauff's „Lichtenstein", mit welchem der Dichter indessen nicht mehr auf dem Boden der Romantik steht, sondern sich den gleich folgenden Bestrebungen anschließt. Nur noch an die Romantik anstreifend, gehören schon mehr in das Gebiet des neuern socialen Romanes Ernst Wagner's „Willibald's Ansichten des Lebens", — „Reisende Maler", — „Reisen aus der Fremde in die Heimat", und Heinrich Steffens' interessante Novellen „Walseth und Leith", — „die vier Norweger", — „Malcolm", welche auch in dem folgenden Abschnitt hätten aufgeführt werden können. — Die Ironie und der Humor, worauf die romantische Schule so viel Gewicht legte, erscheint in schon sehr abgeschwächter Gestalt in Weisflog's „Phantasiestücken" und Weber's „Demokrit".

In den zwanziger Jahren des 19. Jahrh. führte ein häufigeres Studium der Special-Geschichte, besonders aber der

Vorgang Walter Scott's [1]), der um diese Zeit in Deutschland allgemein beliebt geworden war, den historischen Roman herbei, in dem man schon früher einige schwache, größtentheils verunglückte Versuche gemacht hatte. Freilich waren nicht alle Dichtungen, welche sich in diese Kategorie rechneten, wirkliche Geschichtsromane, d. h. Darstellungen von geschichtlichen oder mit der Geschichte eng zusammenhängenden Begebenheiten, — die, um dem Dichter die Freiheit der Gestaltung nicht zu beeinträchtigen, eine erdichtete oder doch in der wirklichen Geschichte wenig ausgeprägte Persönlichkeit zum Haupthelden haben, — in welchen sich eine geschichtliche Epoche nach ihren äußerlichen und geistigen Erscheinungen treu und wahr abspiegelt, ohne dem poetischen Ideale zu nahe zu treten: sondern häufig nur Erzählungen, welche an die Geschichte streifen, oder nur das Kostüm und nicht den Geist schildern, oder moderne Anschauungen und Empfindungen in eine andere Zeit hineintragen, oder sogar das Geschichtliche entstellt wieder geben.

Zu eigentlicher Meisterschaft sind die Deutschen in diesem Genre überhaupt nicht gelangt, wiewohl interessante Erscheinungen genug hervorgetreten sind, welche nur den scharfen kritischen Blick bedeutende Mängel und Schwächen sehen lassen. Daß es mit diesem kritischen Blick aber oft ein mißlich Ding ist, geht aus der gar verschiedenen Beurtheilung hervor, welche einige der folgenden Dichter erfahren haben.

Einer der frühesten auf diesem Gebiete ist

Karl Franz van der Velde, geb. 1779 zu Breslau, Justizkommissär das., gest. 1824. Seine Romane: „Erzstufen", 1820, — „Arwed Gyllenstierna", 1825, — „Der böhmische Mägdekrieg", 1825, ꝛc. fanden ihrer

---

1) Walter Scott, geb. 1771 zu Edinburg, gest. 1832 auf seinem Landsitze Abbotsford, Verfasser der berühmtesten historischen Romane der Engländer.

Zeit ein großes Publikum durch die lebendige und spannende Erzählung, haben aber keinen künstlerischen Werth und sind schon ziemlich vergessen.

Nicht bedeutender, aber viel fruchtbarer war

August v. Tromlitz ps., eigentlich Karl Aug. Friedr. v. Witzleben, geb. 1773 zu Tromlitz bei Weimar, Officier, gest. 1839. Seine Romane, die über hundert Bände füllen, sprachen das gewöhnliche Lesepublikum durch eine gewisse Farbenfrische eine Zeitlang an.

Karoline Pichler, geb. v. Greiner, geb. 1769 zu Wien, verheirathet mit dem Regierungsrath Pichler das.; gest. 1843. Ihr erster historischer Roman gehört schon einer frühern Zeit an: „Agathokles“, 1808, der ehemals sehr beliebt war. In diese Periode fallen: „Belagerung Wiens“, 1824, — „Die Schweden in Prag“, 1827 ꝛc. Sie schrieb auch viele andere Romane (60 Bände).

Von schon früher erwähnten Dichtern gehören hierher:

Zschokke mit seinem „Freihof von Aarau“, „Addrich im Moos“, „Flüchtling im Jura“, 1836, ꝛc., welche nicht ohne Vorzüge sind. — Hauff, dessen historischer Ritterroman „der Lichtenstein“ oben erwähnt ist. — H. Steffens, dessen Novellen ebenfalls ins historische Gebiet gerechnet werden können. — Tieck, nicht nur mit den größern historischen Gemälden: „Der Krieg in den Cevennen“, 1826, (unvoll.) und „Vittoria Accorombona“, 1840, sondern auch mit den beiden Novellen: „Dichterleben“, 1828, und „Tod des Dichters“, 1834.

Einer der bedeutendsten Dichter auf dem Gebiete der historischen Novellistik ist

Wilibald Alexis ps., eigentlich G. W. H.

Häring [1]), geb. 1797 zu Breslau, lebt in Berlin. In seinen frühesten Novellen ist der Einfluß der Romantik unverkennbar, und oft blickt die Hoffmann'sche Weise durch. Die spätern Romane: „Das Haus Düsterweg", 1835, und „Zwölf Nächte", 1838, sind auf die Gegenwart gerichtet und verrathen jungdeutsche Anschauungen. Dann folgten die viel bedeutenderen historischen Romane, welche die brandenburgische und preußische Geschichte behandeln, mit welchen der Verfasser bis in die gegenwärtige Zeit fortgefahren hat. Den ersten Anlaß dazu gab ihm Walter Scott, dessen Weise er in dem Romane „Walladmor", 1823, — wie Jul. Schmidt behauptet — zuerst persiflirend nachahmte, bis er Geschmack an seinem Stoffe gewann und nun ernsthaft nachzubilden begann. Er gab das Buch unter W. Scott's Namen heraus und täuschte die Leser wirklich. Aehnlich verhält es sich mit einem zweiten, „Schloß Avalon", 1827. — 1832 erschien der erste seiner selbständigen historischen Romane „Cabanis", 1832; ihm folgten: „der Roland von Berlin", 1840, — „der falsche Waldemar", 1842, — „die Hosen des Herrn von Bredow", 1846 und dessen Fortsetzung „der Wärwolf", 1848, — „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", 1850, — „Isegrimm", 1853, — „Dorothe", 1856.

Mögen auch — wie einige Kritiker hervorgehoben haben — diese Romane keine von innen heraus entstandene organische Schöpfungen, sondern mehr äußerlich zusammengesetzte Gebilde sein; mag sich auch nicht leugnen lassen, daß hin und wieder Etwas von moderner Gefühls- und Anschauungsweise hineingetragen ist: so sind sie doch wahre historische Gemälde, die manche poetische Schönheiten haben. Der Verfasser ist ein scharfer Be-

1) Giebt auch mit Ed. Hitzig seit 1842 den „Neuen Pitaval", eine vielgelesene Sammlung interessanter Kriminalgeschichten, heraus.

obachter und weiß Charaktere, Situationen und Natur trefflich zu schildern und letztere mit den hervorzurufenden Stimmungen vorzüglich korrespondiren zu lassen.

Karl Spindler, geb. 1795 in Breslau, studirte Jura, ward Schauspieler und lebte später als Schriftsteller in Stuttgart, München, Baden-Baden 2c. und starb 1855. Er besaß bedeutendes Talent, was jedoch bei seinem hastigen Produciren — seine Werke sind über 100 Bände stark — nicht zur Entwickelung kommen konnte. Seine Romane: „Der Bastard", 1826, — „der Jude", 1827, — „der Jesuit", 1829, 2c. zeugen von lebendiger und reicher Phantasie, die Darstellung ist im höchsten Grade anschaulich und die Erzählung spannend; aber die Farben sind oft grell, der Verfasser überstürzt sich und kann daher nicht eigentliche Kunstwerke gestalten.

Phil. Joseph v. Rehfues, geb. 1779 in Tübingen; preußischer Regierungsrath und Kommissär an der Universität Bonn; gest. 1843. Seine Romane — der berühmteste ist „Scipio Cicala", 1832, verrathen keine Ursprünglichkeit, aber Fleiß, Talent und umfassende Bildung.

Heinrich König, — geb. 1790 zu Fulda, Obergerichtssekretär daselbst, später privatisirend in Hanau, — ist besonders beliebt geworden durch seine „Klubbisten in Mainz", 1847, und „William's (Shakspeare's) Dichten und Trachten", 1839, Werke, welche von der Kritik bald sehr gerühmt, bald übermäßig getadelt worden sind. Die Subjektivität des Verfassers tritt in diesen Werken mehr, als es die Natur des historischen Romanes zuläßt, hervor.

Ebenfalls viel gelesen sind

Ludw. Rellstab's, — geb. 1799 zu Berlin; Officier, gest. 1860 — spannende und lebendig schildernde, aber unkünstlerische Romane „1812" (der Feldzug Napoleon's nach Rußland), 1834, und „drei Jahre von dreißigen", (die ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges) 1859, 2c.

Henriette v. Paalzow, — geb. 1788 zu Berlin, gest. das. 1847 — schrieb „Godwie Castle“, 1836, — „St. Roche“, 1839, — „Thomas Thyrnau“, 1843, — „Jakob van der Nees“, 1847, interessante, aber oberflächliche Geschichts-Romane im Salontone, welche eine Zeitlang Lieblingslektüre der Lesewelt waren.

Daß auch einige der jungdeutschen Dichter, wie Theodor Mundt („Thomas Münzer“, 1841), Heinrich Laube („Gräfin Chateaubriand“, 1843), Gust. Kühne („Rebellen in Irland“, 1840), hierher gehören, ist schon bemerkt worden.

Unter den zahlreichen Erscheinungen, die es noch auf diesem Gebiete giebt, findet sich wenig Hervortretendes. Die allerbekanntesten der übrigen Verfasser historischer Romane, welche meistens nur leichte Unterhaltungslektüre geliefert haben, sind: Belani ps. (eigentlich K. L. Häberlin), Blumenhagen, Bronikowsky, Rumohr, Lud. Storch, Bechstein, Herloßsohn, Gust. v. Heeringen, Meinhold („die Bernsteinhexe“, 1843), Duller („die Feuertaufe“, 1834, „Kaiser und Pabst“, 1838), Th. Mügge, Friedr. v. Uechtritz (dessen 7 Bände starker, die Unterschiede des katholischen und protestantischen Lehrbegriffs darstellender Roman „Albrecht Holm“, 1853, nicht ohne Interesse), Hesekiel, Robert Heller, Scheffel, („Ekkehard“, 1857, auf diesem Gebiete wohl eins der bedeutendsten Werke der letztern Jahre rc. rc.).

Die Amerikas Naturvölker schildernden Romane Chateaubriand's [1]), noch mehr Cooper's [2]), welcher populärer in Deutsch-

---

1) François Vicomte de Chateaubriand, 1769—1848, einer der hervorragendsten französischen Dichter der neuern Zeit, dessen Schriften entschieden christliche Tendenz haben. „Atala ou l'amour de deux sauvages dans le désert“, 1800, rc. Von seinen spätern Romanen ist vielleicht der bedeutendste: „Les Aventures du dernier Abencerrage“, 1831.

2) James Fenimore Cooper, 1789—1851, Nordamerikaner,

land geworden ist, hatten seit einiger Zeit das Interesse für jenen Welttheil, welches in Europa seit dem nordamerikanischen Freiheitskriege erwacht war, gesteigert, und es wurden daher ein paar Schriftsteller bald sehr beliebt, welche im Gegensatze zu den hundertfältig behandelten Zuständen der blasirten Salon-Welt, das naturwüchsige Leben in den Urwäldern und Prärien Amerikas mit kräftigen Zügen vor die Augen führten. Der erste davon ist

Charles Sealsfield, von Geburt ein Schweizer, ging nach vollendeten Studien nach den Vereinigten Staaten, lebte seit 1829 als Korrespondent amerikanischer Zeitungen in London und Paris, und kehrte 1832 in die Schweiz zurück.

Die geschichtlichen Romane, mit welchen er zunächst hierher gehört, sind: „der Legitime und die Republikaner", 1833, — „der Virey und die Aristokraten", 1834. Bedeutender sind die novellistischen Skizzen, in welchen er Natur und Bewohner der Vereinigten Staaten und Mexikos mit kräftigen Zügen und frischen Farben schildert: „Transatlantische Reiseskizzen", 2 Bde., 1833, — „Lebensbilder aus beiden Hemisphären"[1]), 6 Bde., 1835—37, — „das Cajütenbuch", 1841, ꝛc.

Den überall fühlbaren Mangel an Kunst ersetzt ein scharfer Blick, die regste Phantasie und eine ungemeine Kraft und Lebendigkeit der Darstellung. Künstlerischen Organismus darf man nicht suchen, dafür aber findet man eine meisterhafte Cha-

---

dessen Romane auf die anschaulichste Weise die Natur Nordamerikas und das Leben der Indianer und Ansiedler schildern, oder Gemälde aus dem Freiheitskriege aufstellen, und mit Vorliebe Scenen auf dem Ocean behandeln. „Die Ansiedler", „der Letzte der Mohikaner", „die Prärie", „der Wildtödter", „der Pfadfinder", „der Spion", „der Lootse", „Lionel Lincoln", „die Wassernixe" ꝛc. ꝛc.

1) Ausgezeichnet darin das Bild des Squatters Nathan und die Erzählung: „das blutige Blockhaus."

rakteristik, besonders der Nationalitäten, und die glänzendste Naturschilderung. Der Stil entspricht dem Inhalte, er ist unkünstlerisch, kräftig und derb.

Ihm ähnlich, aber schwächer ist

Friedrich Gerstäcker, geb. 1816 in Hamburg; als Kind viel auf der Wanderung mit seinem Vater, einem Schauspieler. Eigentlich zum Kaufmann bestimmt, ging er 1837 ohne bestimmten Plan nach Nordamerika und durchstreifte das ganze Land, als Matrose oder Heizer auf Dampfschiffen, als Holzhacker, Farmer, Schulmeister oder Jäger sich seinen Unterhalt erwerbend. 1842 kehrte er nach Deutschland zurück, machte aber 1849—52 eine Reise um die Welt.

Er hat ebenfalls die Gabe der leichten lebendigen Auffassung und großes Talent, anschaulich zu schildern; aber sein Blick geht nicht so tief, wie der des Vorigen, und in seiner Darstellung liebt er die grellen Farben und hält sich wohl nicht von Uebertreibung frei. Seine Romane sind: „Die Regulatoren in Arkansas", 1846, — „Die Flußpiraten des Mississippi", 1848, — „Tahiti", 1854, — seine Reiseskizzen und Schilderungen: „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten", 1844, — „Mississippi-Bilder", 1847, „Amerikanische Wald- und Strombilder", 1849 ꝛc.

An die letztgenannten Schriften läßt sich die gleichzeitige Literatur der Reisebilder, Skizzen und Charakteristiken aus dem Leben anreihen, deren schon einige beim Jungen Deutschland erwähnt worden sind, wie Heine's „Reisebilder", 1826 bis 40, — Th. Mundt's „Spaziergänge und Weltfahrten", 1838, „Völkerschau auf Reisen", 1839, — Laube's „Reisenovellen", 1834—37, u. s. w. — In dies Genre gehören auch Victor Huber's „Skizzen aus Spanien", 1828, — Aug. Lewald's „Panorama von

München", 1835, — „Aquarelle aus dem Leben", 1836—40, ꝛc., — Theodor v. Kobbe's „humoristische Reisebilder", 1843, — mehre Schriften von Ed. v. Bülow, Franz v. Gaudy, Ed. Boas und vielen Andern. Eine, wiewohl bald vorübergehende Berühmtheit unter den Schriftstellern dieser Gattung erlangte

Hermann, Fürst von Pückler-Muskau, — geb. 1785 zu Muskau in der Lausitz; im Freiheitskriege Oberstlieutenant, nachher viel auf Reisen in Europa, Asien und Nordafrika; verkaufte später seine Herrschaft an den Prinzen Friedrich von den Niederlanden und lebte seitdem an verschiedenen Orten Deutschlands und Italiens, am meisten auf seinem Gute Branitz bei Kottbus — durch seine „Briefe eines Verstorbenen", 1829, — „Tutti Frutti", 1834, — „Semilasso's vorletzter Weltgang", 1835, — „Semilasso in Afrika", 1836, in welchen Schriften sich das Talent einer leichten interessanten Darstellung und oft glücklicher Humor nicht verkennen lassen, aber auch Mangel an Ernst, Flüchtigkeit der Beobachtung und viel Selbstgefälligkeit sich verrathen.

Neben diesen Romanen liefen in den zwanziger Jahren auch die den frühern Richtungen angehörenden fort. Der ideale Roman freilich, welcher überhaupt verhältnißmäßig wenig war kultivirt worden, hört nach und nach auf; — zu den obengenannten Verfassern desselben kann etwa noch Karoline v. Wolzogen (geborene von Lengefeld, Schiller's Schwägerin, lebte von 1763—1847) hinzugefügt werden. Desto mehr Vertreter aber fand noch immer der Familienroman, durch welchen früher besonders Lafontaine die Halbgebildeten entzückt hatte. Nicht geringer war der Beifall, mit welchem, freilich nicht eben zur Ehre des lesenden Publikums, H. Clauren aufgenommen wurde. (H. Clauren ps., eigentlich Karl Heun, geb. 1771, preuß. Geh. Hofrath, gest. 1855.) Seine faden, die alltäglichste Wirklichkeit darstellenden, häufig frivolen und lüsternen

und doch Unschuld und Tugend affektirenden Romane waren fast zehn Jahre hindurch (1816—26) in den Leihbibliotheken die gesuchtesten, bis Hauff mit seinem „Mann im Monde“ und seiner „Kontroverspredigt“ ihn zunichte machte. — Zu der leichten, oft frivolen Gattung gehören auch die zahlreichen Romane von Fr. Aug. Schulze, ps. Fr. Laun, — geb. 1770 zu Dresden, studirte, nachdem er schon Kanzlist gewesen, die Rechte; er starb 1849 — welche zum Theil noch wieder ins Gebiet der Ritter- und Geistergeschichten streifen. — Sittlich rein und fromm gehalten sind die anspruchslosen Romane von Fr. Rochlitz, geb. 1769 zu Leipzig, Hofrath, gest. 1842.

Die nüchternen Familiengeschichten mußten gegen Ende der zwanziger Jahre nach und nach in den Hintergrund treten, indem sie verdrängt wurden durch den immer breiteres Gebiet einnehmenden socialen Roman, welcher größeres Interesse erweckte, indem er die Gegenwart mit ihren Richtungen und Bestrebungen, Konflikten und Problemen darzustellen suchte, entweder in großen Kulturgemälden, welche die ganze Zeit umfassen sollten, oder in Schilderungen von Erscheinungen auf einem bestimmten Gebiete des gegenwärtigen Lebens.

Die Unterschiede dieser Romane ergeben sich aus den verschiedenen Sphären des gesellschaftlichen Lebens, in welchen sie sich bewegen. Sie haben entweder die höhere Gesellschaft zum Gegenstande (Salonromane), oder sie behandeln die Interessen des Bürgerstandes und damit des häuslichen Lebens (und so entstand ein neuer Familienroman), oder des Volkes im engern Sinne, und des Bauernstandes insbesondere (Volksroman und Dorfnovelle). Zu diesen drei Klassen läßt sich noch eine vierte hinzufügen, welche den Kunstroman umfaßt, der schon seit der romantischen Schule öfter kultivirt wurde.

Ein anderer Unterschied besteht in der Behandlung, welche idealer oder realer sein kann, ernsthaft oder sentimental, oder humoristisch und satirisch; oder in der Absicht des Dichters, die

entweder darauf hinausgeht, eine Idee zur poetischen Erscheinung zu bringen, oder gewisse Wahrheiten oder Meinungen, die dem Verfasser am Herzen lagen, zu verkündigen; im letztern Falle entsteht der Tendenz-Roman.

Den ersten Ton zum socialen Roman hatte Goethe angegeben in seinem „Wilhelm Meister" sowohl wie in den „Wahlverwandtschaften". Nachahmer dieser Werke fanden sich wohl nicht, dazu standen sie zu hoch; aber Einfluß haben sie vielfach geübt, wie das oben bei verschiedenen Dichtern angedeutet ist.

Aus der romantischen Schule gehören Schlegel's „Lucinde" und die spätern Novellen von Tieck hierher, besonders der „junge Tischlermeister" 2c. Häufiger wird der sociale Roman und drängt sich in den Vordergrund seit der Juli-Revolution. Auf seine Gestaltung sind von großem Einfluß gewesen die französischen Romane von George Sand[1]), Alex. Dumas, Eugen Sue, Balzac, 2c., zum Theil auch die Bulwer'schen[2]). Die revolutionären Romane des jungen Deutschlands brechen Bahn und richten sich emancipationslustig nach allen Seiten des socialen Lebens: „Das junge Europa" von Laube, 1833, — „Wally" von Gutzkow, 1835, — „Madonna" von Mundt, 1835, 2c.

Bald zeigt sich indessen mehr Besonnenheit und Mäßigung; die Angriffe, wenigstens die direkten, auf das, was der Mehr-

1) George Sand, ps., eigentlich Aurore, Marquise Dudevant, geb. 1804, schrieb zahlreiche Romane, welche die ihrer obengenannten Zeitgenossen, selbst Eugen Sue's, der sein bedeutendes Talent zur Darstellung des Verzerrten und Ungeheuerlichen mißbrauchte, weit überragen.

2) Edward Lytton Bulwer, geb. 1803, nächst W. Scott der fruchtbarste und bedeutendste englische Romandichter. „Pelham." — „Paul Clifford." — „Eugen Aram." — „Ernst Maltravers." — „Night and Morning." — „The last days of Pompeji." — „Cola Rienzi." — „Harold" 2c. 2c.

zahl heilig, hören auf, sei es auch nur, um es mit dem Publikum nicht zu verderben; die Satire richtet sich meistens gegen die politischen und socialen Gebrechen der Zeit, wobei freilich oft genug Frivolität oder Blasirtheit zur Schau getragen werden. Es fehlt aber auch nicht an Romandichtungen, welche das rein Menschliche wieder zum Vorwurf nehmen, was besonders in manchen der neuen Familienromane und Dorfnovellen hervortritt. Letztere entstanden aus einer natürlichen Reaktion: man ward der gemachten Verhältnisse des modernen Gesellschaftslebens in den Salonromanen überdrüssig und flüchtete sich in die unverkünstelten Zustände des Landbewohners.

Poetisch Bedeutsames taucht aus der ungeheuren Menge dieser Literatur wenig hervor; die meisten dieser Erscheinungen gehen spurlos vorüber, die Namen ihrer Verfasser werden nicht einmal bekannt; diejenigen, welche durch irgend welche Vorzüge beliebt werden, sind Modeartikel und nach einigen Jahren vergessen.

Die bekanntesten unter denen, welche sich der Richtung des jungen Deutschland, jedoch nicht immer mit gleicher Frivolität, im Salon- und Familienroman anschließen, sind zunächst die literarischen Frauen:

Ida Gräfin Hahn-Hahn, Tochter des mecklenburgischen Grafen Hahn, — der in seiner Leidenschaft für's Theater viel Geld verschwendete und selbst mit einer Schauspielertruppe umherzog, — geb. 1805, verheirathete sich 1829 mit einem reichen Grafen Hahn, ihrem Vetter, von dem sie bald wieder geschieden wurde. Darauf viel auf Reisen in Europa und im Orient. 1850 ward sie katholisch und ging zwei Jahre darauf in ein Kloster, welches sie bald wieder verließ, worauf sie ihren Wohnsitz in Mainz nahm. Von ihr: „Aus der Gesellschaft“, 1838, — „Jenseits der Berge“, 1840, — „Gräfin Faustine“, 1841, — „Ulrich“, 1841, — „Sigismund Forster“, 1841, — „Sibylle“, 1846, ꝛc. Mehrere Jahre hindurch waren ihre

Schriften die beliebteste Lektüre in der vornehmen Welt, indem sie hier durch Schilderung aristokratischer Verhältnisse ansprach, und durch eine nach Effekt haschende Darstellung sublimirter Empfindungen nicht scharfe Augen blendete, daß die in ihren Romanen herrschende Unklarheit und Unwahrheit, ihr egoistischer Hochmuth und aristokratischer Stolz übersehen wurden. Nach ihrem Uebertritt zur katholischen Kirche schrieb sie polemische Werke: „Von Babylon nach Jerusalem", „Aus Jerusalem" 2c., die ohne Bedeutung sind. Neuerdings hat sie wieder angefangen, Romane zu verfassen, jetzt freilich in frommem Tone: „Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart", 1860.

Therese, geb. v. Struve, geb. 1804 in Stuttgart; 1825 verheirathet mit dem russischen Generalkonsul von Bacharacht; viel auf Reisen; nach 24jähriger Ehe geschieden; verheirathet mit dem niederländischen Obersten von Lützow, mit dem sie nach Batavia ging, wo sie 1852 starb. Ihre Schriften: „Briefe aus dem Süden", 1841, — „Lydia", 1844, — „Am Theetisch", 1844, — „Heinrich Burkart", 1846, — „Alma", 1848, 2c. gehören mit denen der Gräfin Hahn in Eine Klasse. Sie ist hin und wieder objektiver als jene, steht ihr aber an Gewandtheit nach.

Ida v. Düringsfeld, geb. 1812, verheirathet mit dem Freiherrn von Reinsberg, viel auf Reisen, dann in Breslau. In ihren Romanen „Schloß Goczyn", 1841, — „Skizzen aus der vornehmen Welt", 1842 2c., welche sich nur in aristokratischen Kreisen bewegen, trifft man eine leichte, oft aber auch leichtfertige Darstellung.

Fanny Lewald, geb. 1811 zu Königsberg von jüdischen Eltern, später getauft, Verfasserin der „Clementine", 1842, — „Jenny", 1843, — „Diogena", 1847, scharfe Satire auf die Gräfin Hahn, — „Prinz Louis Ferdinand",

1849, ꝛc., welche Geist und Bildung und redliches Streben verrathen, ohne sich zu eigentlichen Kunstwerken erheben zu können.

Luise Mühlbach ps., eigentlich Klara Mundt, geb. Müller, geb. zu Neubrandenburg 1814, weniger durch ihre frühern Romane: „Glück und Geld", 1842, — „Justin", 1843, — „Gisela", 1845 ꝛc. ꝛc., als durch ihre romanartigen Bücher über Friedrich den Großen, („Friedrich der Große und sein Hof", 1853), Joseph II. ꝛc. bekannt, welche jedoch nicht historische Romane, sondern romanhaft aufgeputzte und entstellte Geschichte enthalten.

Ferner sind hierher zu rechnen:

Alexander Freiherr von Sternberg, geb. 1806 in Esthland, seit 1841 in Berlin, ein talentvoller, aber leichtfertiger, oberflächlicher, nach Effekt haschender Schriftsteller, dessen mitunter höchst frivole Romane und Novellen durch ihre gewandte und lebendige Darstellung eine Zeit lang beliebt gewesen sind. In einigen Romanen trat er als Gegner der Demokratie auf. Am bekanntesten von seinen Romanen sind: „Die Zerrissenen", 1832, — „Lessing", 1834, — „Diane", 1842, — „Paul" 1845 ꝛc.

Max Waldau ps., eigentlich Richard Spiller von Hauenschild, geb. 1825 zu Breslau, gest. 1855 auf Tschaidt in Schlesien, ebenfalls nicht ohne Talent, aber seinen Romanen fehlt Natur, und die Reflexionen über die verschiedensten Interessen der Gegenwart, womit sie gefüllt sind, entbehren der Klarheit und des organischen Zusammenhanges. „Nach der Natur", 1850, — „Aus der Junkerwelt", 1850 ꝛc.

Außerdem der fruchtbare, freisinnige Ernst Willkomm: „Die Europamüden", 1838, — „Weiße Sklaven", 1845 ꝛc. ꝛc. Emerentius Scaevola ps., eigentlich von der Heyden: „Andronika", 1840 ꝛc. Der schon erwähnte Heinr. König mit „Regina", 1842, — „Veronika", 1844. Otto Müller, Verfasser des nicht unbedeutenden Romanes

„Charlotte Ackermann", 1853, — „Bürger", 1845 ꝛc. Levin Schücking, (geb. 1814 zu Münster): „Ein Schloß am Meer", 1843, — „Die Ritterbürtigen", 1846, — „Ein Sohn des Volkes", 1849, — „Der Bauernfürst", 1851 ꝛc. Robert Prutz (s. unten): „Das Engelchen", 1851, — „Der Musikantenthurm", 1855 ꝛc. Alfred Meißner (s. unten): „Sansara", 1857, — „Zur Ehre Gottes, eine Jesuitengeschichte", 1860 ꝛc. Gutzkow: „Die Ritter vom Geist", 1852, — „Der Zauberer von Rom", 1860 ꝛc.

Daß zu den jetzt in Aufnahme kommenden Dorfgeschichten Immermann's meisterhafte Schilderung des westphälischen Hofschulzen und liebliches Idyll von Oswald und Lisbeth im Münchhausen den ersten Ton angegeben, ist schon angedeutet worden. Es gab freilich schon früher Dorf- und Volksgeschichten, z. B. Heinr. Jung's „Stilling's Lebensgeschichte", Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud", Zschokke's „Goldmacherdorf" ꝛc.; aber als besondere Gattung treten sie doch erst jetzt hervor. Sehr verschieden aber sind die Erscheinungen auf diesem Gebiete: einige der hierher gehörenden Volksdichter gebrauchen die Erzählung nur als gefällige Form für die Belehrungen, welche sie ertheilen wollen, und ihre Schriften gehören daher gar nicht in das Gebiet der Poesie; andere versehen es darin, daß sie zu realistisch zu Werke gehen und auch die unschöne Wirklichkeit mit aller Treue wiederzugeben suchen, wogegen die das Landleben wirklich poetisch auffassenden Dichter leicht in die Gefahr gerathen, zu sehr zu idealisiren und zu viel von ihrer eignen Gefühls- und Anschauungsweise hineinzutragen.

Der bei weitem bedeutendste in dieser Gattung ist

Berthold Auerbach, geb. 1812 zu Nordstetten im Schwarzwalde, jüdischer Abkunft, studirte in Tübingen, München und Heidelberg Philosophie, lebte später in Dresden, von wo

er sich nach Berlin übersiedelte. — Seine mit großem Beifall aufgenommenen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, 1843—54, 4 Bde., (unter welchen besonders auszuzeichnen „die Frau Professorin“) sind keine idyllische Darstellungen, denn sie schildern nicht das in sich befriedigte Leben der Landbewohner, sondern den auch hier durch Vorurtheil, Leidenschaft, unzeitige und verkehrte Kultur eindringenden Kampf, und haben daher vielfach eine düstere Färbung. Bei manchen Mängeln sind sie in der Romanliteratur bedeutende Erscheinungen als kräftig hervortretende, von poetischem Gemüthe zeugende Darstellungen wirklichen Lebens. — Von ihm auch andere Romane: „Spinoza“, 1837, — „Dichter und Kaufmann“, 1839, — „Neues Leben“, 1852 2c. — „Der Gevattersmann“ Volkskalender in 4 Jahrgängen von 1845—48.

Unabhängig von Auerbach wie von jedem andern Vorgänger schrieb

Jeremias Gotthelf ps., eigentlich Albert Bitzius, geb. 1797 in Murten, Pfarrer zu Lützelflüh im Kanton Bern, gest. 1854. Er erscheint in seinen Volksromanen als eine echt poetische, kernige, der Sentimentalität fremde Natur, gläubig und fromm, ohne Frömmelei, mit scharfem Blicke, ohne tiefe philosophische Bildung. Er versteht es, die mannigfachsten Charaktere und verschiedenartigsten Situationen aus einer eng begrenzten, höchst realen Welt wahr und lebendig zu schildern, wobei er nicht selten glücklichen Humor durchblicken läßt. Sein Ziel ist überall, das Volk sittlich zu heben und es aus selbstverschuldetem Elende zu ziehen, indem er zeigt, wie Gottvertrauen und Pflichterfüllung in innigster Verbindung nie ohne Segen bleiben. Eine große Fülle von praktischen Lebensregeln ist in seinen Schriften enthalten. Künstlerische Komposition ist dagegen in seinen Romanen nicht zu suchen; die Darstellung ist breit und oft ermüdend; die Schilderung weiß sich nicht zu beschränken und malt auch das Unschöne mit zu großer

Umständlichkeit; die Sprache ist nachlässig und ungenirt, auch zu sehr mit schweizerischen Provinzialismen angefüllt.

Das bedeutendste seiner Werke ist wohl „Uli der Knecht", 1841; außerdem schrieb er: „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", 1838, — „Bilder und Sagen aus der Schweiz", 1842, — „Hans Joggeli", 1848, — „Käthi, die Großmutter", 1848, rc.

An die beiden eben genannten Dichter schließt sich zunächst an

W. O. v. Horn ps., eigentlich W. Oertel, — geb. 1798 zu Horn im Hundsrück, Superintendent zu Sobernheim im Nahethale, in dessen „Rheinischen Dorfgeschichten", 1854, ein poetischer Hauch unverkennbar ist, und manches Gelungene in Charakterschilderung und Detailmalerei sich findet. Früher schon schrieb er den Volksroman „Friedel", 1847, und seit 1846 giebt er den trefflichen Volkskalender „die Spinnstube" heraus.

An Jeremias Gotthelf und W. O. v. Horn lassen sich hinsichtlich ihres specifisch christlichen Charakters anreihen: Karl Stöber: „Erzählungen", 1841, — Otto Glaubrecht ps., eigentlich Rud. Oeser: „Anna die Blutegelhändlerin" 1841, — „Dorf Leiningen", 1848, — C. A. Wildenhahn: „Erzgebirgische Dorfgeschichten", 1849, auch kirchenhistorische Romane, z. B. „Paul Gerhardt", 1845, — Biernatzki: „Die Hallig", 1844, rc.

Ferner gehören noch in dies Gebiet: Heinr. Pröhle: „Walddrossel", 1851, — Anton Weill: „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben", 1843, — Jos. Rank: „Bilder aus dem Böhmerwalde", 1843, — Gottfr. Kinkel: „Erzählungen von Gottfr. u. Joh. Kinkel," — Fr. Gerstäcker: „Pfarre und Schule", 1849.

Außerdem sind noch viele Romandichter zur Geltung gekommen, welche in Stoff, Richtung und Ton die größte Mannig-

faltigkeit darbieten, meistens jedoch, wie die vorigen, auf die Gegenwart gerichtet sind. Zunächst sind hier noch nachzutragen die schon in etwas früherer Zeit auftretenden Schriftstellerinnen, welche größtentheils den Familienroman bearbeitet haben: Die schreibfertige Henriette Hanke (1785—1862), die auch durch Kinderschriften bekannte Amalie Schoppe (1791—1858), die innig fromme Agnes Franz (1794—1843). — Ferner gehören hierher: Der sentimentale Novellen-Dichter Julius Mosen (s. unten), der humoristische Franz v. Gaudy (s. unten), der gemüthliche Wilhelm Martell (ps. für Pochhammer). Kunst-Novellen haben geliefert: Eduard Mörike (s. unten), „Maler Nolten“, 1832, — J. P. Lyser: „Kunstnovellen“, 1837, — „Giacomo Meyerbeer“, 1838, — August Lewald, neben vielem Andern: „Seydelmann“, 1835, — „Theater-Roman“, 1841—42, — „Die Geheimnisse des Theaters“, 1845, — Theodor Drobisch: „Künstlernovellen“, 1845. — Unter den Romandichtern der Gegenwart ragt hervor:

Adelbert Stifter, geb. 1806 zu Oberplan in Böhmen, Sohn eines Leinewebers, studirte in Wien die Rechte und Staatswissenschaften, darauf Philosophie und Geschichte, dann Mathematik und Naturwissenschaften. Seit 1849 in Linz Schulrath für das Volksschulwesen. — Er versteht es ebensowohl, die geheimsten Regungen des Gemüths zu belauschen und zur klarsten Anschauung zu bringen, als sich in das Stillleben der Natur zu versenken und auch die kleinsten Erscheinungen desselben als bedeutsam darzustellen und in den sichersten Umrissen mit den lebendigsten Farben zu schildern. Seine Detailmalerei ist unübertrefflich, wodurch allerdings die Anschaulichkeit des Ganzen, das einer Mosaikarbeit gleicht, verlieren mag. Indem aber Stifter von dem Grundsatz ausgeht, daß in Natur- und Menschenleben der Unterschied zwischen groß und klein keine Geltung habe, also Nichts unbedeutend sei, und diesen Grundsatz auf

die Poesie anwendet, so verliert er sich zuweilen zu sehr in seine Miniaturmalerei und behandelt Alles mit gleicher Wichtigkeit. Daher haben auch seine Dichtungen oft keinen eigentlichen Mittelpunkt, und Begebenheiten, Anschauungen und Empfindungen sind oft nur ganz lose an einander gereiht. — Die auf sein erstes Werk „Feldblumen", 1840, folgenden „Studien", 1844—51, 6 Bde., lassen in manchen Erzählungen, z. B. dem „Hochwalde" die Schönheiten seiner Dichtung am reinsten erkennen; in den „Bunten Steinen", 1852, und noch mehr in „der Nachsommer", 1857, treten die oben angedeuteten Schwächen stärker hervor.

Hinsichtlich der Darstellung kleiner Lebensverhältnisse hat einige Aehnlichkeit mit Stifter, ohne jedoch an ihn hinanzureichen, Bogumil Goltz in seinem „Buch der Kindheit", 1847, und andern Schriften.

Den völligsten Gegensatz zu dem sentimentalen Dichter des Stilllebens bilden zwei andere Autoren durch die realistische Darstellung des bunten Welttreibens, das sie humoristisch behandeln, Holtei und Hackländer.

Karl v. Holtei, — geb. 1797 zu Berlin, früher Schauspieler, lebt in Gratz — giebt in seinen „Vagabunden", 1852, dem gelungensten seiner Romane, ein poetisch angeschautes naturwahres Lebensbild, in dem leider die liederlichen Scenen ohne Noth gehäuft sind.

Friedrich Hackländer, geb. 1816 zu Burtscheid bei Aachen, zuerst Handelslehrling, dann Artillerist, darauf wieder Kaufmannsgehülfe. Nachdem er schon als Schriftsteller aufgetreten war, machte er mit dem würtemberg. Oberstallmeister eine Reise nach dem Orient, war darauf eine Zeit lang Sekretär des Kronprinzen von Würtemberg; viel auf Reisen. Er machte sich zuerst bekannt durch seine lebenvollen humoristischen „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden", 1844, und „Wachtstubenabenteuer", 1845. Auch in seinen darauf folgenden

Romanen: „Handel und Wandel“, 1850, — „Namenlose Geschichten“, 1851, — „Eugen Stillfried“, 1852, — „Europäisches Sklavenleben“, 1854 ꝛc., zeigt sich ein scharfer Blick für die Erscheinungen des äußern Lebens und das Vermögen der plastischen Gestaltung; aber Hackländer's künstlerisches Talent reicht nur für kleine Genrebilder, nicht mehr für die Komposition größerer Werke aus; man trifft hier auch viel Buntes, Abenteuerliches, ja Unnatürliches und findet in Inhalt und Darstellung der verschiedenen Romane eine große Aehnlichkeit, die oft Manier genannt werden kann. Die Charakterzeichnung ist schwach, indem sie mehr das Aeußere, als das Innere erscheinen läßt.

An Hackländer's Soldatengeschichten lassen sich anreihen die nachlässig hingeworfenen, aber durch lebendige Farbe ansprechenden „Bilder aus dem Kriegsleben“ von Julius von Wickede, 1853.

Aus der großen Menge der gegenwärtigen Romandichter sind noch hervorzuheben:

Gustav Freytag (s. unten) mit seinem kunstmäßig durchgeführten, Wahrheit und Sittlichkeit nie verleugnenden „Soll und Haben“, 1855, — Edm. Höfer: „Schwanwiek“, 1856, — „Norien“, 1858. — Paul Heise: „Novellen“, 1855 und 58, ꝛc. ꝛc.

Das Drama.

Die Uebersicht über die Geschichte des Dramas ist oben bei Kotzebue abgebrochen, dessen seichtem Naturalismus eben so sehr, wie den schwächlichen Produktionen eines Kind, Theodor Hell und Anderer, die Romantiker mit ihren idealistischen Bestrebungen entgegen zu treten suchten, wobei zu beklagen, daß auch die bedeutendsten dramatischen Talente unter ihnen entweder sich ganz vom Gebiete der Wirklichkeit entfernten, oder die Grenzen der Bühne nicht berücksichtigten, oder in Grillen

verfielen, wodurch sie dem Werthe ihrer dramatischen Dichtungen wieder Abbruch thaten. Das Eine oder das Andere gilt meistens von den Dramen Tieck's, A. W. Schlegel's, Fouqué's, Brentano's, Arnim's, Eichendorff's, Oehlenschläger's, Werner's, selbst Kleist's. Noch schlimmer wurde es, als die mißverstandene und übel angebrachte Schicksalsidee das Drama verunstaltete, wie bei Müllner, Grillparzer, Houwald, Zedlitz.

Auch die gleichzeitigen, oben schon genannten Dramatiker Klingemann, Collin, Apel, Robert, Körner vermochten nicht, die Bühne sonderlich zu heben, eben so wenig einige andere noch in die Kotzebue'sche Zeit hineinragende oder hart daran grenzende Dichter, wie Franz v. Holbein, geb. 1779 in der Nähe von Wien, Schauspieler, später Theaterdirektor, zuletzt in Hannover: „Fridolin", 1811, — „Das Turnier zu Kronstein", 1820, rc. — K. Fr. G. Wetzel, geb. 1779 in Bautzen, Arzt in Bamberg, gest. 1819: „Jeanne d'Arc", 1817, — „Hermanfried", 1818 rc. — und der an Fruchtbarkeit Kotzebue nahe kommende

Ernst Raupach, geb. 1784 in der Nähe von Liegnitz, Professor und Hofrath in Petersburg, seit 1822 privatisirend in Deutschland, besonders in Berlin, wo er 1852 starb. Seine Trauerspiele: „Timoleon", 1814, — „Die Fürsten Chawansky", 1818, — „Die Erdennacht", 1820, — „Die Gefesselten", 1821, — „Der Nibelungen-Hort", 1825, — „Isidor und Olga", 1826, — „Die Hohenstaufen", ein Cyklus von 18 Stücken, 1837 rc., sind ohne große Bedeutung. Alles ist auf Theatereffekt angelegt; feste Gestaltung, psychologische Charakterentwicklung findet sich nirgend. Die geschichtlichen Dramen haben von der Geschichte nur das Aeußerliche. Nicht viel gelungener sind seine selten originellen Lustspiele: „Die Schleichhändler", 1826, — „Laßt die Todten ruhn", 1827, — „Der Zeitgeist", 1830, rc., in welchen häufig derber Spaß für Witz gelten muß, und deren

Personen oft an Karrikaturen grenzen. — Viel milder wird sich indessen das Urtheil über Raupach und auf ähnlicher Stufe stehende Dramatiker gestalten müssen, wenn man sie blos als Bühnendichter ins Auge faßt; als solche sind sie nicht ohne Bedeutung, wenn ihre Stücke den wirklichen Menschen darstellen, also auf Natur und Wahrheit, welche Sittlichkeit einschließen, beruhen, den Hauptgesetzen des Dramas genügen und den Zuschauer durch Leben und Bewegung der Handlung zu fesseln wissen. Ueber manche Forderung der Poesie: tiefere Auffassung des menschlichen Lebens, ideale Gestaltung, scharfe Charakterzeichnung, vollkommene Motivirung 2c. muß man hinwegsehen, selbst, besonders dem Lustspiele, einige Uebertreibung zu Gute halten. Wollte man nur poetisch bedeutende Werke für geeignete Theaterstücke gelten lassen, so würde die Bühne den größten Mangel leiden, denn die Anzahl jener ist nicht groß, Manches davon nicht einmal aufführbar, und für das eigentliche Volk, auf welches das Schauspiel besonders einwirken soll, würde äußerst wenig übrig bleiben, denn wie wenig dramatische Dichtungen besitzen wir, welche Tiefe der Poesie mit Volksthümlichkeit verbinden und dabei bühnengerecht sind. Wie daher Schröder und Iffland mit ihren Stücken vollkommen berechtigt waren, so auch in neuerer Zeit Raupach und viele Andere.

Im historischen Genre sind die allein bedeutenden Erscheinungen der ganzen Zeit die Dramen Uhland's: „Herzog Ernst von Schwaben", 1818, und „Ludwig der Baier", 1819, denn, mag ihnen auch der Glanz der Diktion fehlen, und rechte dramatische Lebendigkeit ihnen abgehen, so treffen sie doch den rechten Ton des historischen Dramas und sind wirkliche geschichtliche Bilder. — Platen's „Liga von Cambray", 1833, ist dagegen nicht von Belang, und Immermann konnte im Drama zu keiner Vollendung gelangen, da er in seinen Ansichten hin und her schwankte und im Wesentlichen doch immer im Romantischen stecken blieb.

Um das Volksschauspiel machte sich verdient Ferdinand Raimund, — geb. 1791 zu Wien, Schauspieler, später Dirigent des Leopoldstädter Theaters in Wien; starb 1836, — welcher mit erfindungsreicher Phantasie und bedeutendem Gestaltungstalente Stoffe aus der Märchenwelt behandelte, die er nicht ohne glücklichen Humor mit Erscheinungen der Gegenwart in Verbindung zu bringen wußte. „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", — „Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär", — „Der Verschwender" rc., alle erst nach seinem Tode 1837 erschienen.

In diese Zeit gehören ferner

Joseph v. Auffenberg, — geb. 1798 zu Freiburg, badenscher Officier, Präsident des Hoftheatercomités in Karlsruhe und Hofmarschall — dessen Dramen: „Pizarro", 1817, „Die Flibustier", 1818, „Wallas", 1819, „Das Opfer des Themistokles", 1821 rc. rc. (zusammen 21 Bände) schwache Nachahmungen Schiller's sind und recht viel in Deklamationen sich ergehen. — Friedrich v. Uechtritz, geb. 1800 zu Görlitz, Landgerichtsrath in Düsseldorf: „Alexander und Darius", 1827, — „Die Babilonier in Jerusalem", 1836, rc. — Ed. (v.) Schenk, geb. 1788 zu Düsseldorf, baierischer Minister, gest. 1841: „Belisar", 1829, rc. — G. A. v. Maltitz, geb. 1794 in Königsberg, privatisirte später in Hamburg, starb 1837 in Dresden: „Schwur und Rache", 1826, — „Hans Kohlhas", 1828, rc. — Joh. Ludw. Deinhardstein, geb. 1789 zu Wien, Regierungsrath, früher Theater-Vicedirektor, gest. 1853: „Hans Sachs", 1829, — „Garrik in Bristol", 1834 rc. rc.; endlich der für die Entwickelung seines nicht unbedeutenden Talentes zu früh gestorbene Michael Beer, geb. 1800 zu Berlin, jüdischer Abkunft, gest. 1833: „Klytemnestra", 1823, — „Der Paria", 1829, — „Struensee", 1829.

Unter den Lustspieldichtern hat Carl Töpfer, — geb.

1792 zu Berlin, Dr. der Philosophie und Schauspieler in Wien, später privatisirend in Hamburg — mit seinen zahlreichen Stücken: „Nehmt ein Exempel dran“, — „Freien nach Vorschrift“ ꝛc. (Lustspiele 1830—43) auf den Bühnen viel Glück gemacht, wenngleich sie meistens nicht sehr gehaltreich sind. Bedeutender ist Franz v. Elsholtz, — geb. 1791 zu Berlin, bis 1851 gothaischer Legationsrath in München: „Die Hofdame“, 1830 ꝛc. — Viel für die Bühne geschrieben hat die Prinzessin Amalie von Sachsen, (geb. 1794) Lustspiele und Schauspiele: „Lüge und Wahrheit“, 1836, — „Der Oheim“, 1836, — „Der Verlobungsring“, 1837, ꝛc. Die schreibfertigste Theaterdichterin der neuesten Zeit ist Charlotte Birch-Pfeiffer, geb. 1800 zu Stuttgart, Schauspielerin in Wien. Die meisten ihrer Stücke, welche sich über 80 belaufen, sind nach heimischen oder fremden Romanen und Novellen bearbeitet, zeugen von Bühnenkenntniß und machen Effekt; künstlerischen Werth können sie nicht beanspruchen. „Pfefferrösel“, 1828, „Hinko“, „der Glöckner von Notre Dame“, „die Grille“ ꝛc. Endlich ist noch ein dramatischer Dichter der idealistischen Richtung zu erwähnen, Fr. Halm ps., eigentlich Freiherr von Münch-Bellinghausen, — geb. 1806 zu Krakau, Regierungsrath und Kustos an der Hofbibliothek zu Wien, — welcher durch glänzende Diktion, klangvollen Vers und geschickten Bau seiner Dramen die bedeutenden Gebrechen derselben, Mangel an Natur und Wahrheit, übersehen ließ, und dessen Dichtungen, vor allen Griseldis 1834, obgleich das Stück eine wahre Seelenmarter des Zuschauers ist, mit ungeheurem Beifall aufgenommen wurden. „Der Adept“, 1838, — „Camoens“, 1838 — „der Sohn der Wildniß“, 1842, — „der Fechter von Ravenna“, 1854, ꝛc.

Als seit 1830 die jungdeutschen Bestrebungen hervortraten, wandten sich diese auch dem Drama zu; hier vorzüglich sollte das

wirkliche Leben zu seinem Rechte kommen und zur poetischen Erscheinung gebracht werden. Da aber der Charakter der Schule besonders ein negativer war, so entbehrte das neu gestaltete Schauspiel großentheils des positiven Inhaltes, die sittliche Basis war eine sehr schwankende, und statt der vor allem nothwendigen Natur findet man künstliche Motive, abnorme, der innern Wahrheit entbehrende Charaktere. Die Kunst, geschickt zu exponiren, hat sehr gewonnen; aber die Katastrophe ist nicht selten gewaltsam, und ein ungebührliches Haschen nach theatralischem Effekt wird sichtbar. Die Zahl der Dramatiker, welche wirkliches Talent zur plastischen Gestaltung besitzen, ist gering, und diese gehen häufig über die Grenzen der Bühne hinaus, daß ihre Schauspiele nicht aufführbar sind, oder sie verwenden ihre Kraft besonders auf Darstellung schlimmer Charaktere und lassen uns in eine dunkle trostlose Welt blicken, die durch keine höhere Idee erhellt wird. Die ärgsten Extravaganzen der Koterie sind freilich nicht nachhaltig; bald tritt größere Mäßigung ein. Die Richtung auf das wirkliche Leben aber bleibt, und wenn auch die Dichter fern liegende Stoffe im Drama behandeln, so werden diese doch zur Gegenwart in Beziehung gesetzt; diese soll sich darin abspiegeln und ihre Kritik darin empfangen. Ein Fortschritt ist also jedenfalls geschehen, und, wenn nur bedeutende Talente sich finden, von der Zukunft wieder Besseres zu erwarten, wiewohl es bei dem mit Deutschlands politischem Zustande zusammenhängenden Mangel an deutschem Volksleben schwerlich möglich ist, daß ein eigentliches nationales Drama aufkomme.

Von Gutzkow's Wirksamkeit ist schon die Rede gewesen. Ihm vor allen gebührt das Verdienst, die Sache der dramatischen Kunst neu angeregt und lebendige Bewegung in dieselbe gebracht zu haben. Seine eignen Dramen, wenngleich keine Meisterwerke, erheben sich doch bedeutend über das Gewöhnliche und beurkunden die reiche Erfindungskraft des

Dichters und große Kunst der dramatischen Gestaltung. Auch Laube ist schon erwähnt; mehr als seine Trauerspiele: „Monaldeschi", 1845, — „Struensee", 1847, ꝛc. wurde sein Lustspiel, „Gottsched und Gellert", 1847, und das Schauspiel, „die Karlsschüler", 1847, wegen des allgemein ansprechenden Inhaltes beachtet. — Im Lustspiele war bei Laube und vielen Andern die französische Komödie, die jedenfalls der deutschen voraus ist, von großem Einfluß, und falls nur der deutsche Geist bewahrt wurde, konnte unser Lustspiel dadurch nur gefördert werden.

Die bekanntesten der übrigen Dramatiker sind folgende:

Christ. Dietr. Grabbe, geb. 1801 zu Detmold, schon in der Kindheit zum Trunke gewöhnt, ward Regimentsauditeur, führte ein unordentliches wüstes Leben, mußte seinem Amte entsagen, lebte eine Zeit lang bei Immermann in Düsseldorf, kehrte, mit diesem entzweit, nach Detmold zurück, wo er 1836 starb. Er hatte bedeutendes dramatisches Talent, war aber ohne alle Harmonie; daher enthalten seine Schauspiele viel hochpoetische Stellen, aber auch viel Gesuchtes, Verschrobenes und Ungeheuerliches. „Herzog Theodor von Gothland", 1827, — „Don Juan und Faust", 1829, — „Friedrich Barbarossa", 1829, — „Heinrich VI.", 1830, — „Napoleon oder die hundert Tage", 1831, (worin die Schlacht von Waterloo in ihren Hauptscenen auf der Bühne vorkommt) — „Hannibal", 1835, — „Die Hermannschlacht", 1838 ꝛc. Georg Büchner, — geb. 1813 in Darmstadt, gest. als Docent der Naturwissenschaften zu Zürich 1837, — dessen kurzes Leben nicht erfüllen konnte, was sein Trauerspiel „Danton's Tod", 1835, versprach. — Julius Mosen, — geb. zu Marienei im Voigtlande, Advokat in Dresden, seit 1845 Dramaturg in Oldenburg — ein talentvoller Dichter, welcher in seinen historischen Dramen die Geschichte in idealer Auffassung darzustellen suchte: „Heinrich der Finkler", 1836, — „Cola

Rienci", 1837, — „König Otto III.", 1842 ꝛc. Von ihm auch der Roman „der Congreß von Verona", 1842, ferner die epischen Dichtungen: „Das Lied vom Ritter Wahn", 1831, — „Ahasverus", 1838, und lyrische Gedichte (s. unten). — Hermann Marggraff, — geb. 1809 zu Züllichau in der Neumark: „Das Täubchen von Amsterdam", 1838. — Friedrich Hebbel, — geb. 1813 in einem Dorfe der Dithmarschen, nach Vollendung seiner Studien auf Reisen, worauf er sich in Wien niederließ — an produktiver Kraft vielleicht allen Dramatikern der Gegenwart überlegen, jedenfalls der originellste und konsequenteste in der aus scharfer Reflexion hervorgegangenen Charakteristik und Durchführung der Handlung; aber dadurch oft willkürlich und schroff, bizarr und unnatürlich. Damit hängt denn auch zusammen, wenn Hebbel das Unanständige mit dem unbefangensten Cynismus in der widerlichsten Nacktheit darstellt. — Nach einer versöhnenden Idee sucht man in seinen Tragödien vergebens. Trauerspiele: „Judith", 1840, — „Genoveva", 1842, — „Maria Magdalena", 1844, — „Herodes und Mariamne", 1849, — „Agnes Bernauer", 1850, — „Die Nibelungen", in 3 Abth., 1862, ꝛc. Lustspiele: „Der Diamant", 1847, — „Der Rubin", 1850. — Rob. Prutz (s. unten): „Moritz von Sachsen", 1847, — „Karl von Bourbon", 1847; die aristophaneische Komödie: „Die politische Wochenstube", 1843, eine Satire, voll treffenden Witzes, auf die politischen Zeitverhältnisse, besonders preußische Zustände. — Mosenthal: „Deborah", 1849, — „Bürger und Molly", 1850. — Alfred Meißner (s. unten): „Das Weib des Urias", 1851, — „Reginald Armstrong", 1853.

Robert Griepenkerl, — geb. 1810 zu Hofwyl, Professor in Braunschweig: — „Robespierre", 1851, — „Die Girondisten", 1852. — Otto Ludwig, viel versprechend

nach seinen Tragödien „Der Erbförster", 1853, — „Die Makkabäer", 1854. — A. E. Brachvogel: „Narciß", 1857, — „Adelbert vom Babenberge", 1858.

Zu den bedeutendsten Lustspieldichtern der Gegenwart gehören: Eduard Bauernfeld, geb. 1802 in Wien: „Das Liebesprotokoll", 1833, — „Bürgerlich und Romantisch", 1839 ꝛc. Karl v. Holtei (s. oben), besonders hervortretend in dem nachher häufig bearbeiteten Vaudeville: „Die Wiener in Berlin", 1845 ꝛc. Die Trauerspiele mit Gesang: „Der alte Feldherr", 1845, — „Leonore", 1845 ꝛc. ꝛc.; früher schon das Schauspiel: „Lorbeerbaum und Bettelstab", 1835. — Roderich Benedix, geb. zu Leipzig 1811, Schauspieler, später privatisirend in Köln: „Das bemooste Haupt", 1839, — „Doktor Wespe" 1844, — „Das Lügen", 1854 ꝛc., und vor allen Gustav Freytag: „Die Valentine", 1846, — „Graf Waldemar", 1848, — „Die Journalisten", 1854 ꝛc. Außerdem können noch erwähnt werden Hackländer (s. oben): „Der geheime Agent", 1850, — „Magnetische Kuren", 1851, — v. Putlitz, Rud. Gottschall und viele Andere, unter denen Manche sein mögen, welche den Genannten an poetischer Bedeutsamkeit gleich stehen; in der Gegenwart läßt sich bei der großen Fülle der dramatischen Erzeugnisse noch keine genügende Uebersicht gewinnen.

Lyrische (und epische) Poesie.

Am reichsten und mannigfaltigsten dem Inhalte und der Form nach hat sich in den letzten 30 Jahren die lyrische Poesie entfaltet, welche von Hunderten von Dichtern kultivirt worden ist. Unter ihnen ragen mehrere bedeutend hervor und reihen sich würdig an die besten Lyriker der nach Goethe'schen Zeit an;

aber bei der größern Menge der Dichter, wenngleich man bei den meisten hin und wieder ein gelungenes Lied nachweisen kann, verdeckt die gewandte Form den Mangel an Gehalt, oder klingen fremde Weisen durch, oder trifft man auf gesuchtes, erkünsteltes, nach Effekt haschendes Wesen. — Weniger ist die epische Poesie angebaut worden, weil es an geeigneten Stoffen fehlte; und wenn einige Dichter sich darin ergingen, so waren es meist romantische Gegenstände, welche sie mit starker Beimischung des lyrischen Elementes behandelten. — Abgesehen von dem Tendenziösen, was der neuesten Lyrik besonders eigen ist, tritt auch hin und wieder die eigentlich lyrisch-didaktische (reflektirende) Poesie hervor, wiewohl sie nur wenig bedeutende Vertreter hat.

Eine eigentlich geschichtliche Uebersicht ist auf diesem Gebiete noch nicht möglich; am natürlichsten werden daher die Dichter nach ihrem engern Vaterlande gruppirt werden können.

Oestreich.

Schon oben bei Gelegenheit der Schicksalstragödie ist genannt worden

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, geb. 1790 auf Schloß Johannesberg im östreichischen Schlesien, studirte in Breslau; im französischen Kriege Husarenofficier; wurde 1837 in der Staatskanzlei angestellt; seit 1851 Ministerresident des Großherzogs von Weimar und Geschäftsträger der Herzoge von Braunschweig und Nassau am Wiener Hofe. Gestorben 1862. Außer dem dort erwähnten „Turturell“, 1821, schrieb er noch andere Dramen: „Zwei Nächte zu Valladolid“, 1825, — „Liebe findet ihre Wege“, 1827, — „Der Stern von Sevilla“, 1829, in welchen er Calderon zum Vorbilde nahm; ferner: „Kerker und Krone“, (Tasso's Schicksal), 1834, — „Herr und Sklave“, 1835 ꝛc. Am be-

deutendsten ist er jedoch in seiner elegischen Dichtung in Form der Canzone, „Todtenkränze", 1827: Der Geist des Grabes führt den Dichter, um ihn zu überzeugen, daß keine Art von Begeisterung glücklich mache, an die Gräber großer Todten, Wallenstein's, Napoleon's, Petrarka's und Laura's, Romeo's und Julia's, Tasso's und Byron's; weder der Held, noch der Liebende, noch der Dichter habe das Heil gefunden. Doch er verzagt nicht, er läßt sich zu den Gräbern der Wohlthäter der Menschheit geleiten und gewinnt hier Trost und die Zuversicht, daß nur aus echter Begeisterung für das Edle wahres Menschenglück hervorgehe. — Manches Ansprechende findet sich auch in seinen „Gedichten", 1832—39, und in seinem lieblichen tendenzlosen Märchen, „Waldfräulein", 1843. — „Altnordische Bilder", 1850 &c. Ueberall spricht sich edler, für Menschenwürde begeisterter Sinn in phantasiereicher schwungvoller Sprache und wohltönender Form aus. — Vorzügliche „Uebersetzung von Byron's Ritter Harold's Pilgerfahrt", 1836.

Anton Alexander Graf von Auersperg, ps. Anastasius Grün, — geb. 1806 zu Laibach, 1848 kurze Zeit Mitglied des deutschen Parlamentes, lebt theils als Kammerherr in Wien, theils auf seinen Gütern in Krain — eröffnet die lange Reihe der Freiheitssänger oder politischen Dichter, welche die Reaktion, deren Druck vor allen in Oestreich fühlbar, und dann die Julirevolution hervorrief. Er darf jedoch nicht in Eine Klasse gesetzt werden mit manchen spätern, gewaltsamen Umsturz predigenden Dichtern; die Freiheit, welche er ersehnt, und auf die er zuversichtlich hofft, ist nicht die einer politischen Partei, sondern die Freiheit von allen gewaltsamen Hemmnissen des geistigen und materiellen Lebens, welche nicht durchs Schwert, sondern durch „das Wort, durch Licht und Gesetz" errungen werden soll. Er hat durch diese die meisten seiner Dichtungen durchdringende Freiheitsidee Aehnlichkeit mit Schiller,

an den auch seine poetische Darstellungsweise, seine bilderreiche Sprache, erinnert. Aber es fehlt ihm zu einem vollendeten Dichter die Unmittelbarkeit der Anschauung; er beherrscht den Stoff nicht vollkommen; seine Gestaltungen treten daher nicht als etwas in sich Vollendetes, als Dichtungen aus Einem Gusse hervor, sondern als Gebilde der Ideenassociation. Daher die Ueberfülle der Bilder, indem eins immer ein neues hervorruft, die nicht immer dem entsprechenden Gedanken adäquat sind und nicht selten zu schwülstiger Ausdrucksweise führen. Die Sprache ist häufig mehr rhetorisch und pathetisch, als sinnlich anschaulich und melodisch. Für die Gefühlspoesie im engern Sinn hat er kein erhebliches Talent, daher wurden auch seine ersten Gedichte „Blätter der Liebe", 1830, wenig beachtet, und auch in seinen später gesammelten „Gedichten", 1837 und öfter, sind der gelungenen rein lyrischen Produktionen nur wenige, die meisten sind reflektirender Natur. Bald nach den „Blättern der Liebe" erschien der mehr Beifall findende Romanzenkranz „der letzte Ritter", 1830, in welchem Kaiser Maximilian I. gefeiert wird und als „ein Mann in starrem Erz unsrer weichlichen Zeit als Spiegelbild vorgehalten werden sollte". Das Gedicht enthält ansprechende, durch freisinnigen Geist getragene Erzählungen, aber als Romanzen betrachtet, fehlt ihnen der poetische Duft, und noch weniger können sie für ein Epos gelten, da sie nur lose an einander gereiht sind und der epischen Objektivität ermangeln; auch stören die allegorischen Beziehungen, welche der Natur des Epos gänzlich zuwider sind. — Von überwältigender Wirkung waren die „Spaziergänge eines Wiener Poeten", 1831, worin in einer blumenreichen Sprache und doch mit solcher Wärme und Begeisterung, mit solcher Kraft und solchem Freimuthe politische Ideen ausgesprochen wurden, wie man es bis dahin von keinem Dichter gehört und von einem östreichischen Grafen am wenigsten erwartet hatte. Er schildert den traurigen Zustand seines Vaterlandes und bezeichnet als die

Hindernisse der Freiheit und des Wohlstandes die Pfaffen, die Censur, die geheime Polizei und den Mauthkordon, der Oestreich isolire, und die Regenten, denen das Heil des Volkes nicht am Herzen gelegen. Dann erinnert er sich freundlicher Erscheinungen aus der Geschichte des Landes, das Bild Josephs II. tritt ihm vor die Seele, und er schließt mit Hoffnung auf den künftigen Sieg der Freiheit. — In „Schutt", 1835, ist die Freiheitsidee kosmopolitisch behandelt. Die Dichtung besteht aus vier Abtheilungen: „Der Thurm am Strande", — „Eine Fensterscheibe", — „Cincinnatus" (Name eines Schiffes), — „Fünf Ostern", — und verkündet, wie aus dem Schutt der Vergangenheit eine freie glückliche Zukunft hervorgehen werde, deren Beginn er in Amerikas freiem Volksleben ahnet. Daß der ernste Freiheitsfänger auch mit Glück den heitern humoristischen Ton anzuschlagen wußte, zeigen seine „Nibelungen im Frack", 1843, in welchen Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg, 1731, und dessen Vorliebe für die Baßgeige auf ergötzliche Weise behandelt werden. — „Der Pfaff vom Kahlenberg", 1850, lehnt sich an das alte Volksbuch vom Pfaffen Amis; dem Gedichte, welches reich ist an schönen bedeutenden Stellen, fehlt es an Handlung und selbst an Klarheit.

Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau, ps. Nikolaus Lenau. Geb. 1802 zu Csatàd im Banat, bezog, noch nicht 17 Jahr alt, die Universität in Wien, wo er drei Jahre die Rechte und darauf vier Jahre Medicin studirte; aber statt durch die Wissenschaften zu innerer Befriedigung zu gelangen, verfiel er immer mehr in Zweifel und Schwermuth. Eine Zeit lang erheiterte er sich im Kreise der schwäbischen Dichter, unter denen er sich besonders Schwab und Kerner anschloß, dann trieb ihn die Unruhe weiter; er ging nach Amerika, kaufte sich hier an, fand sich aber bald so sehr in seinen Erwartungen getäuscht, daß er sich seiner Besitzungen wieder entäußerte und nach Europa

zurückkehrte, wo unterdessen seine Gedichte gedruckt waren und außerordentlichen Beifall gefunden hatten. Der unerwartete Dichterruhm erfrischte ihn, aber sein Leben blieb unstät, bald hielt er sich in Wien, bald in Stuttgart auf. Eine plötzliche Liebe jedoch schien ihn umzuwandeln; er machte Pläne für eine künftige Häuslichkeit und beabsichtigte, sich als Privatdocent in Heidelberg niederzulassen. Da überfiel ihn 1844 plötzlich der Wahnsinn, der ihn bis zu seinem 1850 in Oberdöbling bei Wien erfolgten Tode befangen hielt.

Seine Gedichte sind der Spiegel eines tiefen edlen, aber vom Zweifel gequälten und endlich durch religiöse und philosophische Skepsis in tiefe Schwermuth versenkten Gemüthes. Schmerz ist daher ihr Grundzug, aber nicht, wie bei manchen Dichtern jener Zeit, ein erkünstelter Weltschmerz, sondern wirkliches Seelenleiden, welches nur hin und wieder, besonders bei Vertiefung in die Natur, zur Wehmuth sich mildert und in sanften elegischen Tönen und melodischen Rhythmen sich ausspricht, dann aber wieder als unheimliche Melancholie den Leser anstarrt. Die Kraft und Innigkeit des Gefühles und die philosophische Reflexion, welche so häufig hervorbricht, suchen und ringen nach stets neuen Ausdrucksweisen und erwecken oft neue prachtvolle Metaphern, führen aber auch oft zu gesuchten, den Gedanken nicht deckenden Bildern. — Seine Schilf-, Wald- und Seelieder sprechen die tiefste Natursymbolik aus; düster dagegen, oft unheimlich sind die Bilder aus dem amerikanischen Urwalde. Frisches anschauliches Leben waltet in den Schilderungen seiner Heimat und seines Volkes, obgleich dann und wann auch hier ein trüber Zug hindurch geht. Kräftig, oft zornig, dann wieder elegisch sind seine Freiheitslieder (Polenlieder rc.). — Für die epische Dichtung hatte er kein eigentliches Talent; seine Subjektivität war zu mächtig, um plastisch gestalten zu können.

Die erste Sammlung seiner „Gedichte“ wurde während

seiner Abwesenheit 1832 von G. Schwab herausgegeben und mehrfach wieder aufgelegt. 1838 erschienen die „neuen Gedichte", welche 1841, mit der ersten Sammlung vereinigt und durch neue Lieder vermehrt, in zwei Bänden herauskamen.

In seinen größern Dichtungen bildet das Ringen des Glaubens mit dem Zweifel, ohne zum versöhnenden Abschluß zu kommen, den Mittelpunkt. Am wenigsten gelungen ist der sich stark an Goethe anlehnende „Faust", 1836, ein lyrisch-episch-dramatisches Gedicht, welches, bei schönen Einzelheiten, schon in der Idee verfehlt, formlos und ohne Klarheit ist. — Bedeutender ist „Savonarola", 1837 (der historisch bekannte schwärmerische Reformator in Florenz, gest. 1498), in welchem die neuen philosophischen Systeme dem positiven Christenthume gegenüber bekämpft werden. Dann folgten „Die Albingenser", 1842, eine schwache Dichtung, welche viel Reflexion, auch manche schöne lyrische Partien enthält, der aber die fortschreitende Handlung fehlt. Der „Don Juan" wurde erst 1852 unter Lenau's Nachlaß herausgegeben und hat, obgleich der Dichter ihn für sein gelungenstes Werk hielt, nicht größere Bedeutung als der Faust.

Weit tiefer, als die beiden Vorigen, steht

Karl Beck, geb. 1817 zu Baja in Ungarn, jüdischer Religion, studirte in Leipzig, lebte darauf in Pesth, nachher theils in Berlin, theils in Wien. Grün's und Lenau's Bilderpracht wird bei ihm zu rhetorischem Schwulst, was am meisten in seinen ersten Jugendversuchen: „Nächte, gepanzerte Lieder", 1837, hervortritt, die freilich den meisten Beifall fanden und außerordentliche Erwartungen von dem Dichter erregten. Börne's Ideen bilden darin die Grundlagen seiner Träumereien von der Gestaltung der Zukunft. Seine revolutionären und socialistischen Tendenzen sprechen sich auch in den „Liedern vom armen Mann", 1846, aus, in welchen Bilder des Elends aus dem Proletariats-Leben in grellen Farben aufgestellt sind. Mehr

weiß der Dichter seine ungestüme Subjektivität zu zügeln in dem „fahrenden Poeten", 1838, und den „stillen Liedern", 1840, welche manch weiches schöne Gedicht enthalten. Auch gelingen ihm oft recht gut die Schilderungen aus dem magyarischen Volksleben in: „Janko, der ungarische Roßhirt", Roman in Versen, 1841. Beck schrieb auch ein Trauerspiel „Saul", 1841.

Johann Nepomuk Vogl, geb. 1802 in Wien, Beamter daselbst, ein in Oestreich sehr beliebter harmloser Dichter ohne hervorragendes Talent. Besonders ergeht er sich in der Ballade und Romanze, in welcher er am liebsten historische Sagen und Legenden behandelt, und im Liede. Hin und wieder ragt aus der übergroßen Menge seiner Produktionen ein tief empfundenes Gedicht hervor. „Fruchtkörner", 1830, „Balladen und Romanzen", 1835, 37, 41, — „Lyrische Blätter", 1836, — „Klänge und Bilder aus Ungarn", 1839, — „Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden", 1851 2c. 2c.

Einer ähnlichen Beliebtheit in seiner Heimat erfreut sich der ebenfalls fruchtbare

Johann Gabriel Seidl, geb. 1804 zu Wien, Gymnasiallehrer, darauf Kustos am Münz- und Antikenkabinet, seit 1849 Professor am Josephstädter Gymnasium in seiner Vaterstadt. Unter seinen nicht eben glänzenden Dichtungen ist manches Ansprechende. „Dichtungen", 1827—28, — „Erzählungen", 1828, — „Bifolien", 1836, — „Liedertafel", 1840, — „Natur und Herz", 1853 2c.

Unter den östreichischen Epikern behauptet eine Stelle, ohne den früher genannten K. E. Ebert zu erreichen,

Ludwig August Frankl, — geb. 1810 zu Chrast in Böhmen, Israelit, machte Reisen durch Griechenland und die Türkei, lebt in Wien — mit seinem „Habsburgliede", 1832. Von ihm ferner „Sagen aus dem Morgenlande",

1834, — „Episch-lyrische Dichtungen“, 1834, — „Cristofero Colombo“, romantisches Gedicht, 1836, — „Gedichte“, 1840, — „Don Juan d'Austria“, 1846 ꝛc.

An ihn schließt sich als epischer Dichter der schon beim Roman und Drama genannte

Alfred Meißner an, — geb. 1822 zu Töplitz, Enkel des früher genannten Romanschriftstellers G. A. Meißner, studirte Arzneikunde, lebte aber großentheils als Schriftsteller in Leipzig, Paris, Schottland ꝛc., zuletzt Arzt in Prag — der Verfasser des „Ziska“, 1846. Sein Patriotismus und die glänzende Form seiner Dichtungen erwarben ihm schnell großen Beifall, wie die rasch auf einander folgenden Auflagen seiner Werke bezeugen: sein Ziska ward 1855 zum sechsten Mal gedruckt. Als Lyriker ward er ebenso beliebt: „Gedichte“, 1845. 1856, 7. Aufl. — Humoristisch gehalten ist „der Sohn des Atta Troll“, 1851.

Manche Aehnlichkeit mit ihm hat

Moritz Hartmann. Geb. 1821 in dem böhmischen Dorfe Duschnik, studirte in Prag Philosophie, ging nach Wien, machte Reisen durch Süddeutschland, Schweiz und Norditalien; als Hauslehrer zurück nach Wien. Dann in Leipzig, und als die Herausgabe seiner Gedichte ihm Unannehmlichkeiten von seiten seiner heimatlichen Behörde zu veranlassen drohte, nach Brüssel und von hier nach Paris. 1846 kehrte er nach Deutschland zurück; in Prag verhaftet, befreite ihn 1848 die Revolution und brachte ihn als Deputirten in die Nationalversammlung nach Frankfurt. Nach Auflösung der Versammlung, deren Reste er nach Stuttgart begleitete, als politischer Flüchtling im Auslande, das ganze westliche und südliche Europa durchstreifend. — Der Freiheitssinn, welcher Hartmann's Gedichte durchdringt, und manche Vorzüge derselben, indem sie durch Wahrheit der Empfindung, durch Ruhe und Klarheit, wie durch Anmuth der Form sich auszeichnen, ließen über den mitunter fühlbaren Mangel tieferer Poesie hinwegsehen und erwarben ihm

ungemeinen Beifall. „Kelch und Schwert“, 1845, — „Neuere Gedichte“, 1847, — „Reimchronik des Pfaffen Maurizius“, 1849. Sein Idyll, „Adam und Eva“ und seine poetischen Erzählungen im „Schatten“, 1851, zeigen, daß er für das epische Fach am wenigsten Talent besitzt.

Betty Paoli, ps., eigentlich Elisabeth Glück, — geb. 1815 in Wien, lebte später in Pesth — ließ mehre Sammlungen Gedichte erscheinen, welche sich durch warmes Gefühl und Melodie der Sprache auszeichnen. „Gedichte“, 1841, — „Nach dem Gewitter“, 1843. — „Neue Gedichte“, 1850. — Auch als Verfasserin von Novellen ernster Richtung beliebt: „Die Welt und mein Auge“, 1844.

Endlich können noch zwei etwas ältere Dichter Oesterreichs genannt werden:

Karl Ferdinand Dräxler, ps. Dräxler-Manfred, geb. 1806 zu Lemberg, studirte die Rechte, dann auf Reisen, ließ sich in Darmstadt nieder, wo er als Dramaturg angestellt ward. In seinen „Romanzen, Liedern und Sonetten“, 1826, ist der idyllische Ton vorwaltend. „Neue Gedichte“, 1829, — „Gedichte“, 1838 2c.

Ernst v. Feuchtersleben, geb. 1806 in Wien, Arzt daselbst, gest. 1849: „Gedichte“, 1836; — am meisten bekannt durch sein Buch: „Zur Diätetik der Seele“, 1838, 1860, 20. Aufl.

Preußen

hat viele, wiewohl nur wenige hervorragende Dichter aufzuweisen. Zu den bedeutenderen Talenten gehört

Franz Freiherr von Gaudy, — geb. 1800 zu Frankfurt a. d. O., bis 1833 preußischer Officier, dann privatisirend, viel auf Reisen; gest. 1840 — ein liebenswürdiger heiterer Dichter, der zuweilen an Heine, noch öfter an Chamisso und Beranger erinnert, aber doch seine Selbständigkeit bewahrt. Seine Gedichte sind theils leicht hingeworfene heitere, scherzhafte

und satirische Lieder („Erato", 1829), theils die ernsten, echt poetischen „Kaiserlieder", 1835, zur Feier Napoleon's, bei deren Lektüre man freilich den Patriotismus nicht in Betracht ziehen darf. Daß Gaudy auch als Novellist sich bekannt gemacht hat, ist schon angedeutet worden. „Korallen", 1834, — „Lieder und Romanzen", 1837, — Uebersetzung polnischer Gedichte und, mit Chamisso, der Lieder Beranger's 2c. 2c. Sämmtliche Werke in der Ausgabe von 1844, 24 Bde.

August Kopisch. Geb. 1799 in Breslau, widmete sich der Malerei und besuchte eine Zeit lang die Akademie zu Prag. Nach einem längern Aufenthalte in Wien und Dresden ging er 1822 nach Italien, wo er sich mit Platen innig befreundete und bald heimisch und populär, ja gefeiert wurde als Entdecker der berühmten blauen Grotte auf Capri, welche er, was Niemand gewagt hatte, schwimmend auffand. 1828 ging er nach Berlin zurück, wo er schon 1853 starb.

Kopisch war eine höchst originelle, aber dabei gesunde, tüchtige und liebenswürdige Natur, deren Treuherzigkeit und brave Gesinnung sich neben dem heitern Humor, welcher der Grundton seines Wesens war, in allen seinen Dichtungen kund gaben. Besonders charakterisirt ihn die außerordentliche Leichtigkeit in Handhabung der Sprache und Formen, die an improvisatorische Gewandtheit erinnert, in welcher er in Italien sich übte. Seine Poesie, welche von allem Tendenziösen vollkommen fern ist, wendet sich mit Vorliebe heitern märchenhaften Sagen und Volksschwänken zu, welche er leicht und tändelnd, mit neckischem Humor behandelt. Auch Lieder zur Verherrlichung des Weines („Historie von Noah") 2c. in naiv-komischem Volkstone gelingen ihm vorzüglich und sind daher zum Theil allbekannte Volkslieder geworden. Hin und wieder behandelt er indessen auch ernste Gegenstände, z. B. in den poetischen Erzählungen „Psaumis und Puras", — „Gelimer", — „Johannes Cicero" 2c. und einigen antiken Oden, z. B.

„Auf Platen's Tod". — „Gedichte", 1836, — „Allerlei Geister", Märchenlieder, 1848, — „Uebersetzung des Dante", 1837. Gesammelte Werke, 1856, 5 Bde.

Geistesverwandtschaft mit Kopisch hat sein Kunstgenosse

Robert Reinick. Geb. 1805 in Danzig, bildete sich in Berlin und Düsseldorf zum Maler, lebte einige Jahre in Rom, ließ sich dann in Dresden nieder, wo er 1852 starb. Nicht unverdienter Weise sind seine Lieder, getragen durch die lieblichsten Kompositionen eines Spohr, Küken, Marschner, Lindpaintner ꝛc. und mit Randzeichnungen Düsseldorfer Maler, wie Lessing, Schrödter, Schadow, geschmückt, allgemein beliebt geworden. In klangreicher, melodischer Sprache besingen sie vor allem Frühling, Liebe und Wein mit unschuldsvoller kindlicher Fröhlichkeit und jauchzender Lust, mit frommem sanftem Ernst oder mit schalkhaftem Humor. „Liederbuch für deutsche Künstler", mit Fr. Kugler, 1833, — „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde", 1837—44, — „Lieder", 1844 und öfter.

Luise Hensel — geb. 1798 zu Linum in der Mark Brandenburg, trat in ihrem zwanzigsten Jahre zur katholischen Kirche über, ward Erzieherin, seit 1849 zu Nonnenwerth bei Bonn — ist die Verfasserin einfacher, kindlich frommer Lieder, welche zuerst anonym erschienen in Friedr. Förster's Sängerfahrt, 1818, und Diepenbrock's geistlichem Blumenstrauß, 1829; einige davon sind durch ihre Innigkeit und Zartheit allgemein beliebt geworden.

Wilhelm Wackernagel. Geb. 1808 zu Berlin, Professor der Philosophie zu Basel. Seine Gedichte haben Innigkeit und Frische, und in seinen Weinliedern herrscht mitunter ein köstlicher Humor. „Gedichte eines fahrenden Schülers", 1828, — „Neuere Gedichte", 1841, — „Zeitgedichte", 1843, — „Weinbüchlein", 1845. — Bedeutend sind seine Schriften über altdeutsche Literatur.

Otto Friedrich Gruppe. Geb. 1804 zu Danzig, Universitäts-Professor zu Berlin. Höher als seine durch keine Eigenthümlichkeit ausgezeichneten „Gedichte", 1835, stehen seine epischen „Alboin, König der Longobarden", 1830, — „Königin Bertha", 1848, und dramatischen Versuche: „Die Winde", 1831, satirisches Lustspiel gegen die Hegel'sche Schule, — „Otto von Wittelsbach", Trauerspiel, 1860.

Franz Theod. Kugler. Geb. 1808 zu Stettin, Professor an der Kunstakademie, später Geheimer Oberregierungs- und vortragender Rath im Kultusministerium zu Berlin. Gestorben 1858. Bedeutende Originalität ist auch ihm nicht zuzuschreiben; durch seine zum Theil ansprechenden Lieder und mitunter lebendig gehaltenen poetischen Erzählungen und Balladen klingen oft fremde Töne durch. „Legenden", 1831, — „Gedichte", 1840, — „Belletristische Schriften", 1852 ꝛc. — Bekannt ist Kugler als Schriftsteller im Fache der Kunstgeschichte.

Eduard Ferrand ps., eigentlich E. Schulz, geb. 1813 zu Landsberg a. d. W., gest. 1842 in Berlin. Sanfte reiche Empfindung geht durch die meisten seiner Gedichte, welche bald an Eichendorff, bald an Heine erinnern. „Gedichte", 1834, — „Neue Sammlung", 1835 ꝛc.

Hermann Kletke, geb. 1813 zu Breslau, Schuldirektor das., Verfasser lyrischer Gedichte, unter welchen manch weiches, kindlich frommes Lied. „Gedichte", 1836, — „Kinderlieder", 1846 ꝛc.

Philipp Engelhard Nathusius, geb. 1815 zu Althaldensleben bei Magdeburg, Sohn des durch großartige Fabrikanlagen bekannten G. Nathusius, studirte kurze Zeit in Berlin, machte Reisen durch Südeuropa und zog sich darauf nach seinem Geburtsorte zurück. Seine „Funfzig Gedichte", 1839, und „Noch funfzig Gedichte", 1841, enthalten einfache tief empfundene Lieder.

Friedrich v. Sallet, geb. 1812 zu Neisse in Schlesien; ward Officier, nahm nach neun Jahren seinen Abschied und ließ sich in Breslau nieder, um sich auf eine Professur vorzubereiten, welches Ziel zu erreichen sein früher Tod 1843 verhinderte. — Er ist am bekanntesten geworden durch sein „Laien-Evangelium“, 1839 (erschienen 1842), in welchem unter der Form der neutestamentlichen Evangelien Lehren der Sittlichkeit, mit politischen Reflexionen untermischt, auf Hegel'schem Pantheismus basirt, hervortreten. Das Buch ist von einigen Seiten mit Lobeserhebungen überschüttet, von andern heftig getadelt worden. Mag es im ganzen auch verfehlt sein, sittlicher Ernst, Streben nach Wahrheit und Gedankenreichthum sind darin unverkennbar. Unter seinen übrigen Gedichten, welche eine bedeutende Originalität beurkunden, findet man, wenn die Reflexion die Empfindung nicht überwuchert, manches Ansprechende, Liebliche wie tief Gedachte. „Gedichte“, 1835, — „Gesammelte Gedichte“, 1843, — „Schön Irla“ (Märchen), 1838 2c. „Sämmtliche Schriften“, 1848, 5 Bde.

Robert Eduard Prutz. Geb. 1816 zu Stettin, studirte in Halle Philosophie und ward Mitarbeiter an den von Arnold Ruge begründeten Hallischen Jahrbüchern. Aus Jena seiner politischen Grundsätze halber 1843 ausgewiesen und in Berlin, wo er eine Zeit lang literarhistorische Vorlesungen hielt, polizeilich überwacht, ging er als Dramaturg nach Hamburg. 1849 ward er Professor der Literaturgeschichte in Halle und 1859 in Stettin. Er gehörte ebenfalls der junghegel'schen Schule an und erging sich besonders in freisinnigen politischen Gedichten, in welchen jedoch die Reflexion mächtiger ist als die Phantasie. Unter seinen übrigen ältern lyrischen Produktionen finden sich einige Gedichte von tiefer Empfindung und schöner Form. Die später im Museum veröffentlichten Lieder sind nicht von großer Bedeutung. „Ein Märchen“, 1841, — „Gedichte“, 1841, — „Neue Sammlung“, 1843, — „Neue

Gedichte", 1860. — Drama und Roman s. oben. — Bedeutende literarhistorische Schriften: „Der Göttinger Dichterbund", 1841, — „Literarhistorisches Taschenbuch für 1843", 1842, — „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters", 1847, — „Deutsches Museum".

Moritz Graf von Strachwitz. Geb. 1822 zu Peterwitz in Schlesien, studirte in Breslau und Berlin, machte Reisen durch Schweden, Norwegen und Italien und starb zu Wien 1847. Seine politischen Gedichte sind voll von unbändigem Pathos, wild und kampfsüchtig, ohne eigentlichen Gehalt. In der Ballade entwickelt er bedeutende technische Fertigkeit, doch ist auch hier die Farbenpracht mitunter überladen und grenzt an Schwulst. Dennoch ward er schnell berühmt; seine „Lieder eines Erwachenden", 1842, erlebten 1854 die fünfte, und die Gesammtausgabe seiner Werke von 1850 1856 die dritte Auflage. — „Neue Gedichte", 1847.

Auf dem in neuer Zeit wenig betretenen Gebiete der patriotischen Epik trat ein bis dahin gänzlich unbekannter Dichter auf,

Christian Friedr. Scherenberg. Geb. 1798 zu Stettin, schrieb als Handlungsdiener in einem Materialgeschäft sein erstes Epos, worauf König Friedrich Wilhelm ihm eine Anstellung im Kriegsministerium gab, welche dem Dichter bei hinreichender Muße sorgenfreie Existenz gewährte. Sein erstes Gedicht „Waterloo", 1849, in fünffüßigen reimlosen Jamben, schildert, objektiv gestaltend, frisch und lebendig, in schwungvoller, kecker volksthümlicher Sprache die Geschichte der Rückkehr Napoleon's von Elba bis zu seiner Verbannung nach Helena. Darauf folgte „Ligny", 1850; dann „Leuthen", 1852, als ein Gesang aus einem beabsichtigten Epos, welches Friedrich den Großen behandeln sollte, in gereimten unregelmäßigen Strophen (Knittelversen); 1855 „Abukir, die

Schlacht am Nil". Bei allen Vorzügen, welche diese Gedichte auszeichnen, entbehren sie gänzlich der künstlerischen Komposition und Form.

Die romantische, märchenhafte epische Poesie kultivirten mit dem meisten Erfolge:

Gustav Heinr. Edler Gans zu Putlitz, geb. 1821 in der Priegnitz, lebt theils auf seinen Gütern, theils in Berlin. Seine Dichtung: „Was sich der Wald erzählt", 1850—1859, 21. Aufl., enthält sehr beliebt gewordene poetische Märchen. Seiner Lustspiele ist schon oben gedacht. In neuester Zeit das Schauspiel „Testament des großen Kurfürsten", 1858, und das Trauerspiel: „Don Juan d'Austria", 1860.

Otto Roquette, geb. 1824 zu Krotoschin in Posen, Lehrer in Dresden. Frischer als Putlitz in seinem heitern, lieblichen, phantasiereichen Märchen „Waldmeisters Brautfahrt", 1851, welches seinen Namen schnell in ganz Deutschland bekannt machte; 1858, 19. Aufl. Darauf versuchte er sich nicht ohne Glück in historischen Gebilden: „Der Tag von St. Jacob", 1852, — „Herr Heinrich", 1854. — Er schrieb auch Dramen und Novellen.

Theodor Fontane, geb. 1819 zu Neu-Ruppin, nach dem Wunsche seines Vaters Apotheker, zuletzt in Berlin, widmete sich seit 1849 ausschließlich literarischer Thätigkeit. Später längere Zeit in London. Unter seinen „Gedichten", 1852, ist manch frisches, mitunter volksmäßig gehaltenes Lied und manche tönende Ballade. Anmuthig ist das epische Gedicht „Von der schönen Rosamunde", 1850.

Noch können erwähnt werden die schon oben genannten Max Waldau, welcher auch auf diesem Gebiete bekannt ist durch sein anmuthiges idyllisches Gedicht „Cordula, graubündner Sage", 1851, — und Paul Heyse: epische Erzählungen: „Hermen", 1854, unter welchen „Urika", — „Die Brüder". Ferner: „Die Braut von Cypern",

1856, — „Thekla“, 1859 ꝛc. — Ein Dichter philosophischer Richtung, welcher seine emancipativen Ideen in socialer und religiöser Beziehung in epischen Dichtungen kund zu geben suchte, ist Rudolph Gottschall, geb. 1823 zu Breslau, lebt in Breslau: „Madonna und Magdalena“, 1844, und „Die Göttin, hohes Lied vom Weibe“, 1853, — „Carlo Zeno“, 1854. Schon früher hatte er als politischer Dichter radikaler Richtung sich bekannt gemacht: „Lieder der Gegenwart“, 1842. Von ihm auch „Deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.“, 1855. Gottschall ist der eifrigste Vertheidiger und Lobredner der Literatur der Gegenwart, die er als Beginn einer klassischen Periode ansieht, wie sie noch nicht dagewesen ist. An ihn schließt sich an Wilhelm Jordan, — geb. 1820 in Ostpreußen, lebt in Frankfurt a. M. — mit seinem dreibändigen „Demiurgos“, 1853. Früher waren von ihm erschienen „Irdische Phantasien“, 1842, politische Gedichte, „Schaum“, 1846, ꝛc.

Sachsen.

Unter den neuesten sächsischen und thüringischen Dichtern behauptet die erste Stelle

Julius Mosen (s. oben), welcher als Lyriker und lyrischer Epiker dieselbe, wenn nicht größere Bedeutung hat, als im Drama und der Novelle. Seine „Gedichte“, 1836, besonders die patriotischen, sind frisch und kräftig, mit volksmäßigen Anklängen, und einige davon allgemein bekannt. Am beachtenswerthesten aber sind seine lyrisch-epischen Gedichte: „Das Lied vom Ritter Wahn“, 1831, und „Ahasver“, 1838, in welchen er an alte volksthümliche Sagen sich anlehnt. Dem Inhalte nach bilden beide Dichtungen Gegensätze, indem die erstere das Emporringen der menschlichen Seele zur Vereinigung mit Gott, die letztere das Widerstreben des im irdischen Dasein befangenen Menschen wider das Göttliche schildert.

Wilhelm Hey, geb. 1790 zu Leina im Gothaischen,

Superintendent zu Ichtershausen, gest. 1854. Bekannter als durch seine „Gedichte“, 1816 und in fremden Sammlungen, durch seine vorzüglichen Kinderfabeln zu Bildern von Otto Speckter und diesen beigegebenen Kinder-Lieder religiösen Inhaltes. „Funfzig Fabeln für Kinder in Bildern“ 2c., 1833, — „Neue Fabeln“, 1837.

Friedrich Förster, geb. 1792 zu Münchengosserstädt bei Altenburg, Hofrath und Kustos der königl. Kunstkammer in Berlin: „Gedichte“, 1838 2c.

Phil. Heinr. Welcker, geb. 1794 zu Gotha, Professor und Sekretär an der herzogl. Bibliothek das.: „Thüringer Lieder“, 1831, — „Die tönenden Bilder“, 1835 2c.

Adolph Bube, geb. 1802 zu Molsdorf bei Gotha, Archivrath daselbst. Unter seinen Gedichten, welche viel Beifall gefunden haben, besonders Naturbilder und Sagen. „Gedichte“, 1825, — „Deutsche Sagen“, 1839, — „Neue Gedichte“, 1840, — „Naturbilder“, 1848, — „Thüringer Sagenschatz“, 1851 2c.

Ludwig Ettmüller, geb. 1802 zu Gersdorf in der sächsischen Oberlausitz, Professor in Zürich: „Kaiser Karl und das fränkische Jungfrauen-Heer“, 1846, ein nach Inhalt und Form nicht unbedeutendes episches Gedicht. — Auch Schriften über altdeutsche Literatur.

Julius Sturm, geb. 1816 zu Köstritz, Pastor zu Göschitz bei Schleiz, Verfasser weicher, lieblicher, tief religiöser Lieder. „Gedichte“, 1850, — „Fromme Lieder“, 1852, — „Neue Gedichte“, 1856.

Adolph Böttger, — geb. 1815 in Leipzig, lebt das. — wurde zuerst bekannt durch seine Uebersetzung Byron's, 1839 bis 41; später übertrug er auch Pope, Milton und andere englische Dichter. Seit 1846 ist er als Dichter aufgetreten und hat lyrische, epische und dramatische Poesien veröffentlicht, welche zum Theil viel Beifall gefunden haben. „Gedichte“, 1846

bis 1851, 7 Aufl. — „Ein Frühlingsmärchen", 1849, — „Till Eulenspiegel", 1850, — „Pilgerfahrt der Blumengeister", 1851, — „Düstere Sterne", 1852, — „Gedichte", neue Sammlung, 1854 rc.

Julius Hammer, — geb. 1810 in Dresden, lebte daselbst, gest. 1862, — ist schnell berühmt geworden durch seine lyrisch-didaktischen, auf morgenländische Weisheit basirten Dichtungen in „Schau um dich und schau in dich", 1851—1859, 9 Aufl. — „Zu allen guten Stunden", 1854 rc.

Niedersachsen

ist die Heimat einiger vortrefflichen Lyriker. Der älteste von ihnen ist

Heinrich August Hoffmann, geb. 1798 zu Fallersleben im Hannöverschen; Professor der deutschen Sprache und Literatur in Breslau, wurde er 1843 wegen seiner „unpolitischen Lieder", 1840—41, seines Amtes entsetzt und lebte seitdem, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in verschiedenen Orten Nord- und Mitteldeutschlands, bis er, 1848 rehabilitirt, sich in Weimar niederließ. Allbeliebter Sänger frischer Lieder, welche zu den unmittelbarsten und volksmäßigsten unsrer Lyrik gehören. Die mannigfaltigsten Töne stehen ihm zu Gebote, und wenngleich die fröhliche, oft neckische Weise ihm die geläufigste ist, so versteht er auch andere anzuschlagen. Bald feiert er in übermüthigem jubelndem Tone Frühling, Wein und Lebenslust, bald stimmt ihn die Natur zu inniger Andacht; kräftig erklingen patriotische Gesänge, welche Deutschland preisen, und wieder tönen milde weiche Klänge des Heimwehs dazwischen. Bald schildert er das bunte Welttreiben in Liedern, welche Kriegs- und Volksleben singen; dann erweckt der Friedhof elegische Gesänge, und wiederum wird die Lebenslust laut in muntern Fastnacht- und Kirmeß-Liedern. Zu den süßesten Tönen begeistert ihn jungfräuliche Unschuld; lieblich sind die Gedichte,

welche die Kindheit preisen, und zum fröhlichen Kinde wird er in seinen unübertrefflichen Kinderliedern.

Die scherzweise als „unpolitische Lieder" bezeichneten Gedichte sind singbare politische Spottlieder, durchgehend humoristisch, in keckem Tone gehalten, oft in eine epigrammatische Spitze auslaufend. Daß manche darunter sind, deren poetischer Werth nicht hoch anzuschlagen, läßt sich wohl denken. „Lieder und Romanzen", 1821, — „Allemannische Lieder", 1826, — „Gedichte", 1827, — „Jägerlieder", 1828, — „Immergrün", 1828, — „Muckiade, oder Herrn Mucks Sonnenfahrt und Tod", 1828, — „Gedichte", 1834, — „Buch der Liebe", 1836, — „Gedichte", neue Sammlung, 1837, — „Unpolitische Lieder", 1840 bis 41, — „Deutsche Gassenlieder", 1843, — „Kinderlieder", 1843, 45 u. 47, — „Gedichte", 1843, — „Deutsche Salonlieder", 1844, — „Heimatklänge", 1848 ꝛc. — Zahlreiche werthvolle Schriften über ältere deutsche Literatur.

Karl Joh. Phil. Spitta, geb. 1801 zu Hannover, gest. 1859 als Superintendent in Burgdorf, Verfasser geistlicher Lieder (in zwei Sammlungen), unter denen viele, besonders der ersten Sammlung, durch Innigkeit der Empfindung und Wohllaut zu den vorzüglichsten Dichtungen dieser Art gehören. „Psalter und Harfe", 1833, 1861, 24. Aufl. — „Zweite Sammlung", 1842—1861, 13 Auflagen.

Emanuel Geibel. Geb. 1815 zu Lübeck, wo sein Vater reformirter Prediger war, studirte in Bonn und Berlin alte und neue Literatur, ging als Erzieher in der Familie des russischen Gesandten nach Athen, kehrte nach zwei Jahren nach Deutschland zurück, lebte unabhängig abwechselnd in seiner Vaterstadt, auf Escheburg, dem Gute des Barons von Malsburg, wo er sich besonders mit spanischer und italienischer Literatur beschäftigte, zu St. Goar und andern Orten, seit 1843 mit

einem Jahrgelde des Königs von Preußen, und folgte 1852 einer Berufung des Königs von Baiern, der ihn zum Professor der schönen Wissenschaften in München ernannte. Geibel ist der beliebteste Lyriker der neuesten Periode, dessen Lieder in einer Zeit, in welcher die Politik die Poesie zu überwuchern drohte, den wohlthätigsten Eindruck machten. Freilich schließt er sich nicht ab gegen die dringenden Zeitfragen, aber er ist keiner polemischen Richtung hingegeben und vertritt einen besonnenen Liberalismus. In den meisten seiner von allem Erkünstelten entfernten Gedichten kommt die freie menschliche Natur zu ihrem Rechte, und er weiß ein reines Gemüth in abgerundeter, klarer und klangreicher Form auszusprechen. Wahres tiefes Gefühl, reger Natursinn, männlicher Freimuth, frische Lebenslust, wahre Religiösität, echt poetische Anschauung und vollkommne Herrschaft über die Form' das sind die Eigenschaften, welche die Geibel'sche Lyrik charakterisiren. In seinen Dramen ist zum Theil das lyrische Element zu vorherrschend. — „Gedichte", 1840. 1860 50. Aufl. — „Zeitstimmen", 1841, — „Zwölf Sonette", 1846, — „Juniuslieder", 1847. 1854 10. Aufl. Das Epos „König Sigurd's Brautfahrt", eine nordische Sage, 1846, — „König Roderich", Tragödie, 1844, -- „Meister Andreä", Lustspiel, 1855, — „Brunhild", Trauerspiel, 1857.

Friedrich Martin Bodenstedt. Geb. 1819 zu Peine im Königreich Hannover, ward Kaufmannslehrling, benutzte jede freie Zeit zum Studiren, machte sich endlich frei und besuchte mehre Universitäten, ward dann Erzieher im Hause des Fürsten Galizin in Moskau, übernahm drei Jahre später die Leitung eines Erziehungsinstitutes in Tiflis, kehrte jedoch aus Gesundheits-Rücksichten, nachdem er Reisen durch Armenien und Kaukasien gemacht, über Konstantinopel nach Deutschland zurück, und lebt jetzt in München, wohin er durch den König von Baiern berufen. Er ist mit Vorliebe der beschaulichen Poesie der Orientalen zugewandt, deren Lebensweisheit er auf

anmuthige Weise in gewandter Form in seinen „Liedern des Mirza-Schaffy“, 1851, 1860 7. Aufl., wiederzugeben sich bemühte. Andere Dichtungen spiegeln die scharf beobachtete Natur der Kaukasusvölker ab: „Ada die Lesghierin“, 1853 ꝛc., oder sind verschiedenen Inhaltes: „Gedichte“, 1852, — „Neue Gedichte“, 1856 ꝛc.

Klaus Groth. Geb. 1819 zu Heide in Ditmarschen, gebildet auf dem Seminar zu Tondern, ward er Lehrer der Mädchenschule in seinem Geburtsorte. Seine Muße wandte er zum Studiren an und beschäftigte sich besonders mit Naturwissenschaften und Sprachen. 1847 nahm er seine Entlassung und ging zu einem Freunde auf Femarn, wo er seine Studien fortsetzte; 1853 wandte er sich nach Kiel, wo er, schon als Dichter bekannt, freundlich aufgenommen wurde. Nach zwei Jahren machte er, mit Reisestipendien versehen, zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit Reisen nach dem Süden, und ließ sich darauf in Bonn, später in Kiel nieder. In seinen plattdeutschen lyrischen und epischen Gedichten schildert er in echt poetischer Weise das Volksleben seines Heimatlandes, und wenn auch nicht Alles darin mag volksthümlich genannt werden können, so üben sie durch ihre Innigkeit und Treuherzigkeit auf Leser aller Art einen besondern Zauber aus. Seine Verwandtschaft mit Hebel ist unverkennbar. „Quickborn, Volksleben in plattdeutschen Gedichten Ditmarscher Mundart“, 1852, 1860 8. Aufl. — „Vertellen“, (prosaische Erzählungen), 1855 ꝛc.

Noch können unter den niedersächsischen Dichtern kurz erwähnt werden:

Theodor Storm, — geb. 1817 zu Husum in Schleswig, Advokat das. bis 1852, darauf Assessor beim Kreisgericht in Potsdam, — „Gedichte“, 1852, — „Immensee“, liebliche prosaische Erzählung, 1852 ꝛc. Ernst Langrehr, ps. Isidor Bürger, — geb. 1803 in Celle, Obergerichtsrath in

Lüneburg — „Gedichte", 1836, unter denen wohl die „Bettlerlieder" und „die Lieder aus Helgoland", die gelungensten. Lebrecht Dreves, — geb. 1816 in Hamburg, Advokat das. — „Lyrische Anklänge", 1837, — „Vigilien, nächtliche Lieder", 1839, — „Schlichte Lieder", 1843 ꝛc. — Friedr. Wilh. Rogge, — geb. 1809 in Lüneburg, gegenwärtig in Schwerin bei der großherzogl. Bibliothek angestellt — „Gedichte", 1830. „Dramatische Dichtungen", 1833 ff. — Günther Nicol, — geb. 1806 in Göttingen, Advokat in Aerzen bei Hameln, starb als Obergerichtsanwalt in Hannover 1858: „Gedichte", 1846.

Schwaben.

Die schwäbischen Dichter schließen sich größtentheils an die oben charakterisirte schwäbische Dichterschule (Uhland, Schwab, Kerner), mit der die ältesten von ihnen noch unmittelbar zusammenhängen, an, jedoch ohne ihr an poetischer Bedeutsamkeit gleich zu kommen. Die bekanntesten sind folgende:

Karl Grüneisen, — geb. 1802 zu Stuttgart, Oberhofprediger und Konsistorialrath das. — am glücklichsten in der Ballade und Legende; bedeutender jedoch als kunsthistorischer Schriftsteller. „Lieder", 1823, — „Niclaus Manuel, Leben und Werke eines Malers, Dichters und Reformators im 16. Jahrh.", 1837 ꝛc.

Gustav Pfizer, — geb. 1807 in Stuttgart, Gymnasialprofessor das. In seinen Dichtungen spricht sich ein sittlich ernster und freimüthiger Charakter aus. „Gedichte", 1831, — „Neue Sammlung", 1835, — „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung", 1840 ꝛc. Auch historische und kritische Schriften.

K. F. Hartmann Mayer, — geb. 1786 zu Neckar-Bischofsheim im Kraichgau, Oberjustizrath und Oberamtsrichter

zu Waiblingen, — Dichter kleiner frischer epigrammatischer Naturbilder. „Lieder", 1833, — „Gedichte", 1840.

Albert Knapp, geb. 1796 zu Tübingen, Prediger in Stuttgart. Unter seinen vielen, zum Theil wortprunkenden geistlichen Gedichten auch manches einfache, innige Lied. Seine Romanzen sind trocken. „Christliche Gedichte", 1829 — 34, 4 Bde. — „Hohenstaufen", ein Cyklus von Liedern und Gedichten, 1839 ꝛc.

Wilh. Friedr. Waiblinger, — geb. 1804 zu Heilbronn, gest. 1830 in Rom — ein vielseitiger, talentvoller, aber durch verwildertes Leben untergegangener, in keiner Hinsicht entwickelter Dichter. Seine „gesammelten Werke", 1839 u. 40, 9 Bdchen, enthalten lyrische und epische Gedichte, Novellen, Reiseschilderungen und Dramen.

Wilhelm Zimmermann, geb. 1807 zu Stuttgart, Pfarrer zu Leonbronn. Von ihm zum Theil lebenvolle Lieder und Romanzen, meistens in ernstem erhabenem Tone. „Gedichte", 1832 ꝛc. Auch bekannt als Historiker durch seine „Geschichte des Bauernkrieges", 1840 ꝛc.

Hermann Kurtz, geb. 1813 zu Reutlingen, lebt in Stuttgart. Mehr als durch seine „Gedichte", 1836, und „Dichtungen", 1839, bekannt durch seinen nicht unbedeutenden Roman „Schiller's Heimatjahre", 1843, und seine gelungene Bearbeitung von Gottfrieds „Tristan und Isolde", 1843.

Alexander Graf von Würtemberg, Vetter des Königs v. W., geb. 1801 zu Kopenhagen, gestorben 1844 als Oberst zu Eßlingen. Er erinnert in seinen oft volltönigen „Gedichten", 1837, und „Liedern des Sturmes", 1838, hin und wieder an seinen Freund Lenau.

Eduard Mörike, — geb. 1804 zu Ludwigsburg, Prediger in der Nähe von Weinsberg, lebt jetzt in Stuttgart — wohl der bedeutendste von den neuern schwäbischen Dichtern, dessen

Poesien in nicht überladener einfacher Sprache wahres, inniges Gefühl auszusprechen verstehen, oft durch lebendige Anschauung sich auszeichnen und nicht selten durch heitern Humor wohlthuend berühren. „Gedichte", 1838, — „Idylle vom Bodensee", 1846. — Sein Roman „Maler Nolten", 1832, hat bei mangelndem künstlerischen Organismus anziehende Einzelheiten, besonders wo es künstlerische Anschauungen betrifft.

Im völligen Gegensatze zu den bisher genannten gemüthlichen schwäbischen Dichtern steht

Georg Herwegh. Geb. 1817 in der Nähe von Stuttgart, ergab sich, nachdem er eine Zeitlang in Tübingen Theologie studirt, der Schriftstellerei und ward Mitarbeiter an Lewald's Europa. Da er als würtembergischer Soldat einen Officier beleidigt, flüchtete er nach Constanz, arbeitete eine Zeit lang an Tagesblättern, machte, durch seine Gedichte schnell berühmt geworden, eine Reise durch Deutschland, ward sehr gefeiert und selbst vom Könige von Preußen empfangen, veranlaßte aber bald darauf durch eine Insolenz seine Ausweisung aus Preußen. Er wandte sich nach der Schweiz und fand hier mit Noth ein Asyl. Nach Verheirathung mit der Tochter eines jüdischen Kaufmannes ging er nach Paris, kehrte 1848 nach Deutschland zurück, schloß sich der von Hecker und Struve geleiteten Revolution in Baden an, nach deren Mißglücken er, ohne den Kampfesmuth, den seine Lieder athmen, durch die That bewährt zu haben, nach der Schweiz floh, wo er sich in Zürich niederließ.

Unter den Dichtern politischer Lieder revolutionärer Tendenz behauptet er den ersten Rang, wiewohl der ungeheure Beifall seiner Gedichte, welche von 1841 bis 44 in 7 Auflagen zu 6000 Exemplaren verbreitet wurden, nicht allein auf Rechnung ihres poetischen Werthes, ihrer melodischen Sprache und klangvollen Form, sondern noch viel mehr der mit ihrem Inhalte harmonirenden Stimmung der Zeit zu setzen ist. Seine Frei-

heit und Schlacht fordernden Lieder sind voll Pathos, aber nicht frei von Gereiztheit, Anmaßung und forcirter Begeisterung; besser gelingen ihm die hin und wieder angestimmten sanften, melancholischen Weisen. „Gedichte eines Lebendigen", 1841.

Den schwäbischen Dichtern schließen sich am nächsten an die der

Schweiz.

Abrah. Eman. Fröhlich, — geb. 1796 zu Brugg im Aargau, Professor, dann Rektor der Bezirksschule und Prediger in Aarau — vielseitiger Dichter, den Besonnenheit und verständige Lebensanschauung, Frömmigkeit, Verständniß der Natur und wahres Gefühl auszeichnen. Am bedeutendsten ist er in der Fabel, in deren Behandlung er völlig originell, während unsere ältern Fabeldichter mehr oder weniger dem Aesop nachahmen. „Fabeln", 1825, — „Elegien an Wieg' und Sarg", 1835, — „Evangelium Johannis in Liedern", 1835, — „Ulrich Zwingli", einundzwanzig Gesänge, 1840, — „Ulrich von Hutten", Epos, 1845, — „Reimsprüche aus Staat, Kirche und Schule", 1850, — „Trostlieder", 1851.

Karl Rud. Tanner, geb. 1794 in Aarau, Präsident des Obergerichts daselbst, gest. 1849. „Heimatliche Bilder und Lieder", 1826, 1846 5. Aufl., unter denen manche anmuthige und sinnreiche Naturbilder und religiöse Lieder.

Karl Rud. Hagenbach, geb. 1801 zu Basel, Professor der Theologie daselbst. „Luther und seine Zeit", 1838, eine Sammlung von Gedichten, — „Gedichte", 1846. Auch gediegene kirchenhistorische Schriften.

Gottfried Keller, geb. 1819 in der Nähe von Zürich, widmete sich der Landschaftsmalerei, studirte darauf in Heidelberg und Berlin Philosophie und lebt als Schriftsteller in

Zürich. „Gedichte", 1846, — „Neuere Gedichte", 1852. — Auch Romandichter: „Der grüne Heinrich", 1854.

Weniger reich an Dichtern, als Schwaben, ist

Baiern,

obgleich König Ludwig selbst an der Spitze steht: „Gedichte", 1829—39, 3 Bde. (Rückert und Platen sind schon oben vorweg genommen.) Einige zarte und innige Lieder dichtete

Georg Scheurlin, geb. 1802 zu Mainbernheim in Franken, Volksschullehrer, bis er 1852 als Kanzellist beim Oberkonsistorium in München angestellt ward. Seine zerstreuten „Gedichte" erschienen gesammelt 1849.

Franz v. Kobell, — geb. 1803 in München, Professor der Mineralogie an der dortigen Universität — grenzt in seinen „Gedichten in oberbayerischer Mundart", 1839 bis 1843, 1855 5. Aufl., nahe an Hebel.

Oskar Freiherr von Redwitz-Schmölz, — geb. 1823 zu Lichtenau bei Ansbach, 1851—54 Professor der deutschen Literatur in Wien, lebt auf seinem Gute Schellenberg bei Kaiserslautern, — entzückte eine Zeit lang das für weichliche, sentimentale Poesie religiöser Tendenz empfängliche Publikum durch seine „Amaranth", 1849, ein romantisches Epos, welches nach einigen Jahren, 1856, zum 20sten Mal aufgelegt ward. Nur in der Liebe zum Heilande sei eine wahrhaft dauernde Liebe zwischen Mann und Weib denkbar, ist die Grundidee des Gedichtes, welche mit starker Einmischung des lyrischen Elementes durchgeführt ist. Anschaulichkeit und Plastik in den epischen Zügen darf man eben so wenig suchen wie eigentliche Charakteristik, indem die Personen nur Träger der Handlung, „Tendenzfiguren" sind. Aber einzelne Stellen, Naturschilderungen und Lieder sind schön und einschmeichelnd in ihrer weichen melodischen Sprache, welche durch das ganze Gedicht geht, aber in ihrer durchgehenden Weiche monoton und ermüdend wird und

in einer Menge von andern Dichtern entlehnten Formen sich bietet. — 1850 folgte „das Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum", ebenfalls mit spezifisch christlicher Tendenz. Unter den 1851 erschienenen „Gedichten" ist Weniges von Bedeutung, und die Tragödie „Siegelinde", 1853, gilt für verfehlt. Die folgenden Dramen: „Thomas Morus", 1856, — „Philippine Welser" und „der Zunftmeister von Nürnberg", 1860, sind von der Kritik als schwache Produktionen bezeichnet.

Hermann Lingg, geb. 1820 zu Lindau, Militär-Arzt in München. Seine oft düstern, meistens schwunghaften „Gedichte", 1854, gehören zu den bedeutenderen der Gegenwart.

Hessen und Baden.

Franz Dingelstedt, — geb. 1814 zu Halsdorf in Oberhessen; nachdem er eine Zeitlang Gymnasiallehrer gewesen, länger auf Reisen in Paris, London 2c.; 1843 Hofrath und Bibliothekar des Königs von Würtemberg in Stuttgart, 1851 Intendant des Hoftheaters in München, seit 1857 Generalintendant des Hoftheaters in Weimar — schließt sich mit seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters", 1840, den politischen Dichtern demokratischer Richtung an, welche in seinen spätern Zeitgedichten „Nacht und Morgen", 1851, nicht mehr sichtbar ist. Er verfaßte indessen auch andere Gedichte, 1838, 43, 45, größere Dichtungen: „Ein Roman", Romanzencyklus, 1838, — „Sechs Jahrhundert aus Guttenberg's Leben", 1840; ferner Reiseskizzen, Erzählungen, Novellen und Romane („Unter der Erde", 1840), ein historisches Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt", 1850, 2c. Gewandte, selbst elegante Form, Laune und Witz stehen ihm zu Gebote, und wo sein Gemüth innigen Antheil nimmt, ist seine Darstellung vortrefflich; oft aber ver-

mißt man Unmittelbarkeit und Wärme des Gefühls; die Ironie ist scharf, und der Witz geht zu sehr auf Effekt aus.

Luise v. Ploennies, — geb. 1803 zu Hanau, Tochter des Arztes Leisler, verheirathet 1825 mit dem Medicinalrath v. Ploennies in Darmstadt, nach dessen Tod 1847 sie sich längere Zeit in Belgien aufhielt, dann in ihre Heimatgegend zurückkehrte, wo sie in ländlicher Zurückgezogenheit lebt — glücklich in formschönen Liebesliedern, patriotischen Gesängen und Naturbeschreibungen, und bedeutend als Uebersetzerin englischer und flamländischer Dichtungen. „Gedichte", 1844, — „Neue Gedichte", 1851, 2c.

August Schnezler, geb. 1809 zu Freiburg im Breisgau, Redakteur von Zeitschriften, ansässig in Darmstadt, später in Karlsruhe, zuletzt in München, wo er 1853 starb. „Gedichte", 1833, welche meistens auf ansprechende Weise märchen- und sagenhafte Stoffe behandeln.

Westphalen, Rhein, Elsaß.

Nicht gerade erheblich als Lyriker, ragt unter den neuern Dichtern desto mehr durch seine epischen Poesien hervor

Karl Jos. Simrock. Geb. 1802 zu Bonn, studirte daselbst und in Berlin neben Jurisprudenz mit großer Vorliebe altdeutsche Sprache und Literatur; ward 1826 Referendar beim Kammergerichte in Berlin, 1830 aber wegen eines Gedichtes auf die Julirevolution, „Drei Tage und drei Farben", vom Staatsdienste ausgeschlossen. Er lebt seitdem theils in seiner Vaterstadt, theils auf seinem Gute Menzenberg, und die Menge seiner Schriften zeigt, wie er seine glückliche Muße benutzt. — Großes Verdienst hat sich Simrock erworben um die deutsche Literatur durch seine meisterhaften Uebersetzungen der vorzüglichsten mittelalterlichen Dichtungen, deren lange Reihe er mit der Uebertragung des Nibelungenliedes begann, über

welche schon Goethe das günstigste Urtheil fällte: „Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte, und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen.“ Wir verdanken ihm ferner die beste Bearbeitung der deutschen Volksbücher, eine umfassende Sammlung der deutschen Volkssprichwörter und Räthsel. Aber auch als selbständiger Dichter erscheint Simrock in einigen Epen, welche die deutsche Heldensage behandeln, und er hat sich in die Weise der alten heroischen Lieder so hineingelebt, daß man seine eigenen Dichtungen kaum von den Uebersetzungen unterscheiden kann. „Walther und Hildegunde“ ist eine völlige Umarbeitung des nur in lateinischen Hexametern vorliegenden Originales, und besonders im „Amelungenliede“, am meisten in dessen erstem Gedichte „Wieland der Schmied“ gehört ihm die ganze Zusammenstellung des Stoffes, den er nur dürftig in der Edda und Wilkinasaga vorfand, und die Ausführung allein an, und überall zeigt er das bedeutendste epische Talent, das in gleichmäßiger Ruhe und Einfachheit, mit vollkommenster Objektivität, wie sie wohl bei keinem modernen Dichter in dem Maße wieder vorkommt, großartige Bilder anschaulich vorzuführen und Charaktere scharf zu zeichnen weiß, ohne sich auf Schilderung des Seelenlebens, welche auch die alten Volksepen nicht kennen, einzulassen. Zu seinen eignen Dichtungen gehören ferner die Rheinsagen, kleine poetische Erzählungen, und lyrische Gedichte, die sich kaum von dem epischen Elemente frei erhalten, und unter welchen nur die von Bedeutung sind, in denen gutmüthige Ironie und Schalkhaftigkeit sich auf ganz anmuthige Weise aussprechen.

Die bedeutendsten Werke Simrock's sind folgende: „Das Nibelungenlied“, 1827, 1859 12. Aufl., — „Der arme Heinrich“ von Hartmann von der Aue, 1830, „Gedichte Walthers von der Vogelweide“, 1833, „Wolfram von Eschenbach“, 1842, 2 Bde., — „Das Heldenbuch“,

1843—47, 6 Bde., enthaltend: 1. „Gudrun". 2. „Das Nibelungenlied". 3. „Das kleine Heldenbuch": „Walther und Hildegunde"; „Alphart"; „der hörnene Siegfried"; „der Rosengarten"; „das Hildebrandslied"; „Ortnit". 4. „Das Amelungenlied": „Wieland der Schmied"; „Wittich, Wieland's Sohn"; „Ecken Ausfahrt". 5. „Dietlieb"; „Sibich's Verrath." 6. „Dietrich's Aufenthalt bei Etzel"; „Ravennaschlacht"; „Heimkehr". — „Der gute Gerhard" von Rudolph v. Ems, 1847, — „Uebersetzung der Edda", 1851, — „Tristan und Isold", 1855, — „Lieder der Minnesänger", 1857, — „Beowulf", 1859. — „Die deutschen Volksbücher", 1839—44, — „Die deutschen Sprichwörter" (12,396), 1846, — „Deutsche Volksräthsel", 1848. — „Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter", 1837. — „Gedichte", 1844.

Victor (v.) Strauß, — geb. 1809 zu Bückeburg, Geh. Kabinetsrath daselbst — versuchte sich nicht ohne Glück in verschiedenen Dichtungen, welche frommen Sinn beurkunden und durch gewandte Form ansprechen. Als Dichter geistlicher Lieder, von denen sich einige durch Innigkeit der Empfindung auszeichnen, schließt er sich an Spitta und Knapp an. „Gedichte", 1841, „Lieder für die Kirche", 1843. — „Katharina", Trauerspiel, 1828, „Gudrun", Schauspiel, 1851. — „Theobald", Roman in 3 Bdn., 1839. — „Richard", Epos in 12 Ges., 1841, — „Robert der Teufel", in 12. Ges., 1854.

August Stöber, geb. 1808 zu Straßburg, Professor zu Mühlhausen im Elsaß. „Gedichte", 1842, — „Elsässisches Volksbüchlein", 1842, — „Oberrheinisches Sagenbuch", 1842, — „Literaturhistorische Schriften", — und dessen Bruder

Ludwig Adolf Stöber, geb. 1810 zu Straßburg,

Prediger in Mühlhausen. „Gedichte“, 1845, — „Alfa-Bilder“ mit seinem Bruder, 1836, — beide treffliche Lyriker, der erstere vielseitiger, der andere fast nur einer ernsten, frommen Richtung hingegeben.

Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshof, geb. 1798 auf dem Rittergute Hülshof bei Münster, gest. 1848 auf dem Schlosse Meersburg am Bodensee. Ihre „Gedichte“, 1838, 1844, sind nicht frei von stilistischen Härten und andern Mängeln der Form, wodurch mitunter selbst Unklarheit entsteht, verrathen aber ein bedeutendes poetisches Talent und eine Originalität, wie man sie am wenigsten bei einer Frau vermuthen würde. Sie schlägt in ihren Naturbildern und poetischen Erzählungen, in welchen sie mit dem meisten Glücke sich ergeht, die verschiedensten Töne an; bald sind ihre Schilderungen wild und ans Grauenhafte streifend, bald fremdartig und träumerisch, bald mild und lieblich. Spezifisch geistliche Dichtungen enthält das aus ihrem Nachlasse herausgegebene „geistliche Jahr“, 1851.

Ferdinand Freiligrath. Geb. 1810 zu Detmold, widmete sich dem Kaufmannsstande, arbeitete als Komptoirist in einem Handelshause zu Amsterdam, später in Barmen. Durch den ungemeinen Beifall, den seine Gedichte fanden, und durch bedeutende Männer (Chamisso, Gust. Schwab ꝛc.) ermuthigt, gab er 1839 sein Geschäftsleben auf und beschloß, sich ganz der Literatur zu widmen, was ihm durch einen Jahrgehalt des Königs von Preußen erleichtert wurde. Seinen Aufenthaltsort wechselte er oft, bis er sich in Düsseldorf niederließ. Nach einigen Jahren entsagte er politischer Ansichten halber jener Unterstützung, veröffentlichte politische Lieder, nahm 1848 an revolutionären Bestrebungen Theil, mußte flüchten und ging nach London, wo er noch lebt.

Freiligrath's Gedichte waren die überraschendste Erschei-

nung auf dem Gebiete der neuern Lyrik durch völlige Neuheit des Stoffes und selbst der Form. Sie enthalten großentheils nur sinnliche Anschauungen fremdartiger, farbenreicher, besonders exotischer Natur und stellen glänzende Gemälde dar, denen jedoch die Seele fehlt. Die Bilder erscheinen zuweilen gesucht, selbst unnatürlich, und die Virtuosität in Handhabung des Reimes und der metrischen Formen (unter diesen auch der früher herrschende Alexandriner in größerer Vollkommenheit, als man ihn bisher gekannt) verleitet den Dichter zuweilen, mit seiner technischen Kunstfertigkeit zu coquettiren. Fehlt also der Lyrik Freiligrath's gleich im allgemeinen das eigentliche Leben, der Pulsschlag des Herzens, so treffen wir doch einige aus tiefster Seele hervordringende Klänge, welche wohl seine Befähigung zum echten Lyriker beurkunden. Seine politischen Gedichte, gleich denen Herwegh's revolutionärer Tendenz, nur konkreter als diese, sinken zu tief herab, um poetischen Werth beanspruchen zu können. — Ausgezeichnet ist F. als Uebersetzer englischer und französischer Lieder, welche so leicht und sicher auftreten, daß man ihnen die Uebertragung nicht ansieht. — „Gedichte", 1838, 1857 18. Aufl., — „Glaubensbekenntniß", 1844, — „Zwischen den Garben", 1849, — „Politisch-sociale Gedichte", 1851, rc.

Gottfried Kinkel. Geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, ward Docent der Theologie in Bonn, später auch Religionslehrer am dortigen Gymnasium und eine kurze Zeit Hülfsprediger in Köln. Wegen veränderter religiösen Ansichten entsagte er der Theologie und hielt Vorlesungen über Kunstgeschichte, zu deren Kenntniß er auf einer Reise nach Italien 1837 den Grund gelegt hatte. 1846 ward er Professor der Literatur- und Kunstgeschichte an der Universität. 1849 bei dem Pfälzer Aufstande betheiligt, ward er gefangen und, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, nach Spandau geführt. 1850 mit Hülfe eines ehemaligen Genossen befreit, floh er über England

nach Amerika, kehrte jedoch bald nach England zurück, und lebt noch jetzt in London.

Kinkel gehört zu den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart auf lyrischem und lyrisch-epischem Gebiete. Wenngleich ihm die weichen elegischen Weisen besonders gelingen, so weiß er doch auch mit kräftigen Zügen gewaltige Bilder plastisch zu gestalten. Seine Sprache ist voll Wohlklang, und er versteht, die mannigfaltigsten Formen geschickt zu handhaben. „Gedichte", 1843—1857, 6 Aufl.— „Otto der Schütz, eine rheinische Geschichte in 12 Abent.", 1846 –1859, 23 Aufl. — Aus früherer Zeit auch „Predigten über ausgewählte Gleichnisse Christi", 1842. — Sehr geschätzt ist seine „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern", 1844. — Novellen s. oben.

Unter den vielen übrigen Dichtern dieser Gegenden können etwa noch folgende hervorgehoben werden: Wilhelm Smets, geb. 1796 in Reval, Pfarrer und Schulinspektor in Rheinpreußen, gest. als Domherr zu Aachen 1848. „Gedichte", 1824, — „Neue Dichtungen", 1831, — „Kleinere epische Dichtungen", 1835, — „Gedichte", vollständige Sammlung, 1840, rc. rc. — Adelh. v. Stolterfoth, verwittwete Freifrau von Zwierlein, geb. 1800 zu Eisenach. „Rheinische Lieder und Sagen", 1839 rc. — Ludwig Wihl, geb. 1807 in der Nähe von Aachen, jüdischer Religion, Vorsteher einer Erziehungsanstalt. „Gedichte", 1836 rc. — Wilhelm Junkmann, Oberlandesgerichtsrath zu Münster. „Elegische Gedichte", 1836. — Christian Jos. Matzerath, geb. 1815 in der Nähe von Jülich, lebt in Köln. „Gedichte", 1838 rc. — Gustav Pfarrius, geb. bei Kreuznach 1800, Gymnasiallehrer in Köln. „Das Nahethal in Liedern", 1838, — „Karlmann", episches Gedicht, 1841, — „Waldlieder", 1850 rc. — Karl Wolfgang Müller, — geb. 1816 zu Königswinter, Arzt in Düsseldorf, später in Köln, —

voll Frische und Lebendigkeit in manchen seiner Märchen, Balladen und Romanzen und nicht ohne Innigkeit in einigen Liedern. „Junge Lieder“, 1841, — „Balladen und Romanzen“, 1842, — „Die Rheinfahrt“, 1846, — „Gedichte“, 1848, — „Die Maikönigin“, 1852, — „Prinz Minnewin, ein Mittesommerabendmärchen“, 1854, — „Johann von Werth, eine deutsche Reitergeschichte“, 1858 ꝛc. — Guido Görres, Sohn des bekannten Joh. Jos. (v.) Görres, geb. 1805 in Koblenz, Redakteur der historisch-politischen Blätter, gest. 1852 in München. „Gedichte“ 1844, — Kinderschriften mit Pocci und Anderes. — Helena Branco, ps. Dilia Helena, geb. v. Rödlich, — geb. 1816 zu Düsseldorf, Gemahlin des Militärarztes Branco in Potsdam — Verfasserin inniger, melodienreicher „Lieder“, 1841. — Elisabeth Kulmann, — geb. 1808 zu Petersburg, kann aber ihrer Familie wegen, welche aus dem Elsaß stammte, unter dieser Dichtergruppe ihren Platz finden — eine außerordentliche Erscheinung, denn obgleich sie nur 17 Jahre alt wurde, — sie starb 1825 — verstand sie elf Sprachen, von denen sie acht sprechen konnte. Ihre „Gedichte“, welche erst 1846 in der vierten Aufl. in Deutschland bekannt wurden, sind der Ausdruck ihres innern poetischen Lebens.

Namenregister.

(Die gesperrten Namen bezeichnen die in den Anmerkungen aufgeführten Schriftsteller.)

J

K

T

U

V

W

X